3 1761 08097998 2

Nr. 192. 5. Jänner 1906 VII. Jah

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

Im Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 30 Pf

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

301765
25.4.41

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL', IV. Schwindgasse 3.

Erinnerungen aus meinem Leben

von

Josef Schöffel

Preis: gebunden K 5.—, geheftet K 4.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen
sowie durch den

Verlag Jahoda & Siegel
WIEN

III/$_2$ Hintere Zollamtsstrasse Nr. 3.

LIBRARY
MAY 25 1971
UNIVERSITY OF
PP
30
F32
No. 192 315

Im Verlage „Die FACKEL" sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten

Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität

Karl Kraus
Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).

Karl Kraus
Der Fall Hervay

Karl Kraus
Die Kinderfreunde (Zum Prozess Beer).

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

Die Fackel

Nr. 192 WIEN, 5. JÄNNER 1906 VII. JAHR

Der Nebenmensch.

Es regnet Beiträge zum »Schwarzen Buch«. Auch viele, die ins Schwarze Buch gehören, machen sich erbötig, es zu ergänzen. Immerhin zeugt die Fülle der Zuschriften von der gesunden Erkenntnis, die den Menschen endlich in den Zustand der Wehrhaftigkeit gegenüber dem Nebenmenschen versetzt. Von der Erkenntnis, daß neue Verkehrsformen geschaffen werden müssen, damit er sich der qualvollen Übergriffe der Kulturlosigkeit erwehre. Daß die unscheinbaren Dinge des täglichen Lebens wichtiger sein können als die geräuschvollen Probleme der Politik. Daß sich z. B. in der Bemerkung »Die Kunst soll uns erheben; den Schmutz der Gasse habe ich zuhause« ein tieferer Abgrund der Unkultur öffnet, eine größere geistige Gefahr kündet als etwa in dem Widerstand gegen die Einführung des allgemeinen Wahlrechts ... Ja, es gilt, gegen den Nebenmenschen Stellung zu nehmen; seine Attentate auf unser Nervensystem nicht mehr ruhig und mit der durch ein faules Übereinkommen gebotenen Höflichkeit zu ertragen; seiner Geistlosigkeit zu entrinnen; seine schlechten Manieren abzulehnen.

Das ist der ernste Sinn, der im scheinbaren Ulk des »Schwarzen Buches« verborgen liegt. Es müßte auch jene Kulturfeinde herbergen, deren Taten den Geduldpanzer angreifen, mit dem Natur unsere Geistesgaben geschützt hat. Die große

Frage, die zwei Weltauffassungen trennt, sie lautet: Wer ist Gott wohlgefälliger: der ein silbernes Messer in die Tasche, oder der es in den Mund steckt? Ich entscheide: Wenn der Dieb es in die Tasche steckt, um uns die Nervenqual der anderen Handlung zu ersparen, so ist es ein kulturvoller Dieb. Und wenn der Biedermann seine ehrlichen Absichten gegenüber einem silbernen Messer nicht anders beweisen kann, als indem er es in den Mund steckt, so wünschen wir so unästhetischer Ehrlichkeit, daß sie sich schneide und verblute . . .

Ins Schwarze Buch gehören jene, die von der Ansicht ausgehen, daß ihr Herautreten an einen Kaffeehaustisch, an dem ein einsamer Zeitungsleser sitzt oder zwei ein intimes Gespräch führen oder drei und mehr sich nach ihrer Façon zu unterhalten wünschen, unbedingt als eine willkommene Abwechslung empfunden werden müsse. Dabei sind die Barbaren, die sich ohne Aufforderung niederlassen, bei weitem nicht so gefährlich wie jene anderen, die fragen, ob es »erlaubt« sei, Platz zu nehmen. Natürlich ist es nie erlaubt und natürlich wird die Frage stets bejaht. Denn dies ist die schlimmste Feigheit des modernen Gesellschaftsmenschen, daß er der Unkultur nicht mit Wahrheit zu begegnen wagt. Lieber krümmt er sich in Nervenqualen, ehe er dem Eindringling offen sagte: Es ist nicht erlaubt! oder: Sie stören! oder: Pardon, ich muß lesen! oder: Sie sehen ja, wir haben zu sprechen! . . . Nein, ich habe nicht das Recht, die Viertelstunde, die mir noch bleibt, für die leider notwendige Lektüre der Zeitungen zu nützen. Ich muß dem Herrn Rede und Antwort stehen, der, auch ohne Platz zu heischen, mich plagt, indem er stehend mir die folgenden Fragen an die Brust setzt: Finden Sie nicht, daß Sie jetzt viel besser aussehen? (Immer sieht man jetzt viel besser aus) . . . Sagen Sie, wie groß ist eigentlich die Auflage der ‚Fackel'? . . . Haben Sie »Stein

unter Steinen« gesehen? ... Wo waren Sie im Sommer? ... Sie machen im Fasching gewiß nichts mit? ... Was wird denn in der nächsten Nummer stehen? ... Eine Frage noch, weil ich das Vergnügen habe, Sie persönlich zu kennen: Was ist das eigentlich mit diesem »Totentanz«? Meint der Wedekind das ernst? ... Ich darf die Viertelstunde nicht besser als zur Beantwortung oder verbissenen Abwehr dieser Fragen nützen. Der freundliche Besucher hat eine bessere Zeiteinteilung. Er steht an meinem Tisch, holt sich Bildung und zieht sich währenddessen langsam seine Handschuhe an ...

Man darf in einem Theater nicht rauchen. Aber viel gefährlicher ist es, in Wien v o r einem Theater — nach Schluß der Vorstellung — mit einer brennenden Zigarette zu stehen. Die Sitte, die die Bitte um »Feuer« gestattet und selbst den Eilenden zu ihrer Erfüllung zwingt, treibt den Raucher, der sich vor den Theaterausgang stellt, in die Arme des Wahnsinns. Von fünfzig phantasielosen Menschen glaubt nämlich jeder, daß er der einzige ist, der jenen mit der Bitte um Feuer belästigt. Wird eine Gesetzgebung einmal die Erkenntnis betätigen, daß der Nervenfriede ein so schutzbedürftiges Lebensgut ist wie die Ehre? Die Beleidigung der Ehre wäre in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle, also dort, wo sie eine Beschimpfung und nicht den Vorwurf ehrenrühriger Tatsachen darstellt, als eine Reaktion auf die Störung des Nervenfriedens aufzufassen und für straflos zu erklären, dagegen der Beschimpfte zu bestrafen. Ließe sich eine Statistik des täglichen Verlustes an Nervenkraft anlegen, den man zumal in einer Stadt wie Wien mit ihrer fortwährenden Hemmung des Notwendigen durch das Überflüssige, des Sachlichen durch das Umständliche erleidet, man würde zu grauenhaften Erkenntnissen gelangen. Die von sechs »Speisenträgern« gestellte Frage: »Schon bestellt, bitte?« und die von keinem einzigen

ausgeführte Bestellung, der von sechs Speisenträgern mechanisch wiederholte und von keinem Zahlkellner erhörte Ruf »Zahlen!«, sie bilden ein trauriges Kapitel jener nervenmordenden Gemütlichkeit, die die Ehre dieser Stadt bedeutet.

Die Menschen, die hier nicht leiden, gehören samt und sonders ins Schwarze Buch. Sie freuen sich auch der Wiener Friseursitten. Daß Friseurgespräche möglich sind, beweist den Mangel an Denkgepflogenheit, der in Wien herrscht. Friseurgespräche sind nämlich dem Bedürfnis des mechanisch funktionierenden Barbiers nach einer »geistigen Ansprache« entsprungen. Das immer bereite Gehirn des Durchschnittsmenschen geht auf den Versuch einer Gedankenoperation, der den Friseur lockt, sofort ein. Wie leer müssen die Köpfe sein, die für die meteorologischen und politischen Betrachtungen des Rasierenden immer Platz haben! Ich habe oft darüber gestaunt. Noch nie ließ ich ein Friseurgespräch mit mir anknüpfen. Dagegen habe ich hin und wieder selbst eines angeknüpft. Wenn ich mich nämlich für die Entwicklung des Wiener Friseurgewerbes interessierte, wußte ich mich an keine kompetentere Instanz zu wenden, als an den Friseur. Stets aber habe ich gewünscht, daß jede Anregung, die vom Friseur ausgeht, untersagt werde. Die Störung eines Gedankenganges durch Wendungen wie: »Jetzt sind die meisten Herrn schon in die Ferien«, oder: »Die Demonstration ist ganz ruhig verlaufen«, sind unerträglich. Eine Bemerkung wie: »Frisch ist's heut' draußen« ist überflüssig: entweder hat's der Besucher, der ja von draußen kommt, selbst gespürt, dann braucht es ihm kein Friseur der Welt zu bestätigen; oder er ist unempfindlich, dann nützt die richtigste Ansicht des Friseurs nichts. Derlei Kalamitäten wäre einfach durch eine Verordnung beizukommen; ähnlich wie der Sitte der Wiener Gasthauskellner, eine bestellte Speise, mit der sich die Geschmacksnerven schon fünf Minuten lang beschäftigt haben, mit der Bemerkung

»Kann leider nicht mehr dienen« abzusagen, das heißt, so lange mit der Streichung der nicht mehr vorrätigen Ware zu warten, bis sich ein Besteller gefunden hat, der aufsitzen kann. Aber eine Verordnung, die die Unterbrechung der Denkarbeit durch ein Friseurgespräch untersagt, würde in Wien auf Widerspruch stoßen. Woher nähmen die meisten Menschen ihre politischen Ideen? Ich habe es selbst nicht geglaubt, als ich einst Zeuge der folgenden Szene war: Ein gut angezogener Herr, sein Gesicht in einer Waschschüssel abspülend, ruft, da ihm das Wasser über den Mund rinnt, zu dem hinter ihm stehenden Barbiergehilfen: »Einen Bismarck brauchten wir!«. Ich erkannte, daß solchem Menschenschlag auch ein Bismarck nicht helfen könnte. Es ist fürchterlich! . . .

In der Friseurstube, wo die Köpfe mit besonderer Berücksichtigung der Gehirne behandelt werden, kann man sie alle beobachten, nach denen das Schwarze Buch verlangt. Wenn sie, auf den Glanz hergerichtet, aus dem Laden herauskommen, hört man sie die folgenden Bemerkungen von sich geben, die in zahlreichen Zuschriften an die Redaktion des Schwarzen Buches gesammelt sind: »Bis zum ‚Lohengrin' gehe ich noch mit; aber was er später geschrieben hat —«; »Ein gutes Trabuckerl ist mir lieber als alle Upman und Bock«; »Der arme Zar, der hat auch nichts zu lachen«; »Mit wem lebt denn die jetzt eigentlich?«; »Sie können sagen, was Sie wollen, aber eine gute Hausmannskost —«; »Wenn man ein paar Jahre in Amerika (beliebig zu ersetzen durch Australien, Neuseeland, Madagaskar) gelebt hat, sieht man diese Verhältnisse ganz anders an«; »Ich begreife ganz gut, daß ein junger Mann — Aber muß er sich denn mit ihr zeigen?!«; »Kritisieren ist leicht«; »Ich kann die Menschen nicht leiden, die nur zerstören und nicht auf bauen«; »Ja, aber seine Haltung in der Dreyfus-Affaire!«; »Er hat ja eine ausgezeichnete Feder, aber —«; »Ein Ton von Mozart ist

mir lieber, als die ganze moderne Musik«; »Ich versteh' das Stück nicht; man weiß nicht, soll man weinen oder soll man lachen!«; »Na ja! Sie sind noch ein Idealist!«; (Zu einem Dichter:) »Sie, für Sie hätt' ich einen Stoff! Hören Sie, was mir passiert ist!..«; (Im Zwischenakt einer Ibsen-Aufführung im Deutschen Volkstheater:) »Können Sie ibsen?« oder wenigstens: »Sie können noch eine Schinkensemmel essen? Mir ist der Appetit schon längst vergangen«; (Bei einer Hochzeit zu der im Alter nachfolgenden Schwester der Braut:) »No, jetzt kommst du d'ran«; (Bei der Besichtigung einer von Adolf Loos eingerichteten Wohnung:) »Gnädige Frau, mach' Ihnen mein Kompliment – reinste Sezession!«; (Beim Zitieren eines Satzes aus der ‚Fröhlichen Wissenschaft':) »Du wirst mir doch nicht mit Nietzsche kommen? Der hat doch bekanntlich im Irrenhaus geendet«; »Haben Sie schon den neuesten Pollack-Witz gehört?« ...

Das ist so ziemlich der Geist, der in Schauspielhäusern, Konzertsälen und Kunstausstellungen die Entwicklung der Dinge bestimmt. Ein Grauen erfaßt einen. Bei besonderen Gelegenheiten, im Foyer einer Sensationspremière, im Trubel einer Silvesternacht, stinkt diese ganze fürchterliche Öde des Bildungsphilisteriums auf. Das sind die Menschen, die von der Kunst verlangen, daß sie sie »erhebe«: »den Schmutz der Gasse haben sie zuhause«. Man würde sie wonnegrunzen hören, wenn man sie bei der Lektüre eines Feuilletons von Paul Goldmann ertappte!

Seitdem Klio auf dem Strich geht, seit der Enjournallierung der Weltgeschichte haben wir an so viele Ereignisse glauben müssen, die sich nicht zugetragen haben, daß wir jene, die uns nicht berichtet wurden, kaum vermissen. Die Zufriedenheit und respektvolle Andacht des Zeitungslesers wird nicht einmal durch die Enthüllung erschüttert, daß die Weltgeschichte manchmal durch den Metteur-en-pages beeinflußt wird, dem zum Sieg der russischen Revolution gerade noch eine halbe Spalte fehlt, die er ärgerlich von der Nachtredaktion heischt. Da parieren denn die Geschichtsschreiber. Rußland ist groß — in der Hilfe bei redaktionellen Verlegenheiten . . . So wird denn einst ein Wiener Gelehrter, der die russische Revolution darstellen will und sich zu diesem Zweck an die Quelle der ‚Neuen Freien Presse' begibt, auf die folgende sensationelle Tatsache stoßen, die am 19. Dezember 1905 dem österreichischen Publikum offenbart worden ist:

Die Ursache der Verhaftung des Präsidenten des Arbeiterrates.

Wien, 18. Dezember.

Wie die heute hier eingetroffene ‚Nowoje Wremja' meldet, ist die Verhaftung des Präsidenten des Petersburger Arbeiterrates, Chrustalew, darauf zurückzuführen, daß der Rat der Arbeiterdeputierten ernste Vorbereitungen zur Inhaftnahme des Ministerpräsidenten Grafen Witte getroffen hätte.

Sollte der Wiener Gelehrte, der wahrscheinlich an dem Verständnis und der Übersetzungskunst der ‚Neuen Freien Presse' nicht zweifeln wird, die Absicht haben, die Verhaftung des Ministerpräsidenten Witte durch den Rat der Arbeiterdeputierten in seiner »Geschichte der russischen Revolution« zu erwähnen, so wird er mir gewiß für eine rechtzeitige Warnung dankbar sein. Ein Leser der ‚Nowoje Wremja' teilt mir nämlich mit, daß dort eine Plauderei erschienen ist, in der der Satz steht:

»Ich war so fest überzeugt, daß eines schönen Morgens Herr Chrustalew Herrn Witte samt seinem ganzen Kabinett verhaften lassen und alle Gouverneure durch seine Genossen ersetzen werde, daß ich direkt nicht glauben konnte, Herr Witte habe die Kühnheit gehabt, Herrn Chrustalew zu arretieren.«

* * *

Erotik der Keuschheit.

Ich erlaube mir zunächst eine kleine Denunziation. Ich denunziere hiemit die stolzeste und gepriesenste der christlichen Haupttugenden, die Tugend der Keuschheit — soweit sie nicht auf sexueller Taubheit beruht, also ein physiologischer Defekt ist, und soweit sie nicht die natürliche Folge ablenkenden intensiven Schaffens ist — als verhaltene, ins Geistige vertriebene Begierde, als eine sublime Art der Erotik, als Anbetung der Sünde in der Form des heroischen Widerstandes.

Die Keuschheit im Sinne der christlichen Tugend ist ein Produkt der Sündenlehre. Für die Erfindung der Sünde, und mit ihr der Tugend der Keuschheit, müssen alle Schätzer erotischer Komplikationen dem Geiste des Katholizismus ewig dankbar sein, einem Geiste, der übrigens als solcher unendlich hoch über dem Geiste des modernen Positivismus steht. Ihm, der eine Fülle neuer erotischer Möglichkeiten schuf, ihm, dem Erschaffer der erotischen Tragik, ist vor allem die erotische Vertiefung der Kunst zu danken. Allerdings ist er für dieses Gute, das er den Wenigen und Auserlesenen brachte, so wenig verantwortlich wie für das Schlimme, das er zu allen Zeiten durch die Beeinflussung des praktischen Lebens hervorrief. Seine Absichten wurden immer von seinen Wirkungen ad absurdum geführt.

Man kann in einem gewissen Sinne behaupten, daß mit dem Begriff der Sünde die Erotik, wie wir sie verstehen, überhaupt erst geboren wurde. Wir sind — wenn ich mich der katholischen Terminologie bedienen soll — durch die Abkehr von der »Sünde« so sündhaft und verderbt geworden, daß uns die Erotik der antiken Welt und des Orients soviel wir davon wissen, gerade wegen ihrer freien Größe unbeseelt und naiv dünkt. Selbst in ihren höchsten Ekstasen scheint diese Erotik sich nie

über ihre rein physiologische Wesenheit zu erheben. Nur die Sexualität sehen wir in dieser Welt groß, frei, ausschweifend und intensiv. Von jener düsterglühenden immanenten Erotik, die unserer ganzen Kunst- und Gedankenwelt ihren geheimen seelischen Rhythmus aufzwingt, verspüren wir in der nichtchristlichen Welt kaum einen Hauch. Der Mann ist in ihr ein bedenkenlos Genießender, das Weib eine hemmungslose Gewährerin. In ihrer Urform finden wir die beiden repräsentativen Typen des sexuellen Menschen der Antike im Satyr und in der Mänade, gebändigt und veredelt durch die Umwelt einer hohen Kultur erkennen wir sie in einer späteren Zeit am ausgeprägtesten im hedonistisch empfindenden Lebenskünstler und in der Hetäre wieder.

Der Sündenbegriff legte den Begierden der Natur Zaum und Zügel an, das neue Ideal der Keuschheit wurde eine Mauer, die den Menschen vom weiten Horizonte der Antike abschloß, die Unschuld des Genießens zerbrach unter dem Hammer des Gewissens. Die Welt war eng, unfrei, schuldbewußt, — bewußt geworden. Tief und im Bösen wissend. Das Christentum hat die Sexualität geknechtet und verstümmelt, aber zugleich vergeistigt und so die Erotik — wenn auch nur im Hirne der Kranken und der Künstler — verfeinert und kompliziert. Die Idee der Sünde hob das Sexuelle in die Sphäre des Supranaturalen und verlieh ihm einen bisher ungekannten Glanz und Nimbus. In dem Worte »Sünde« erklingt für den Menschen der christlichen Welt alles Verlockende und Verführerische, alles, wonach sein geheimstes Wünschen schreit. Es gibt kein anderes Wort von gleichem Zauber, kein anderes, das mehr von Erotik durchglüht wäre. Unter Sünde schlechthin versteht nämlich der Christ die Sünde, die Sünde der Sünden, die Unkeuschheit. Wo die Idee der Keuschheit regiert, dort gibt es naturnotwendig auch ein Apostolat der Unkeuschheit. In der Unkeuschheit manifestiert sich Satan, der Geist der christlichen Erotik selbst, ihr weiht sich Satans zahlloses Gefolge. Die Ästhetik der Antike, halkyonische Klarheit und Sicherheit, verwandelt sich in eine Ästhetik des Pittoresken und Grauenhaften, des Phantastischen und Verwirrenden. Eros, der heiter lächelnde Knabe, ist nicht mehr, und Psyche, die träumerische Freundin des Lebens, wird zur bleichen, wahnsinnsverzerrten Hexe, zur Buhlerin des Teufels . . .

Die Geschichte des Satanismus, die einen breiten Raum in der Geschichte der Kirche einnimmt, ist für den Psychologen der Erotik das Lehrreichste, das es gibt. (Interessierten sei Przybyszewski's ausgezeichnetes Buch »Die Synagoge des Satan« empfohlen). Im Satanismus sehen wir die Idee der Sünde ungeheure erotische Phantasien gebären, neben denen alle sexuellen Tatsächlichkeiten verblassen. Hier tritt auch zum erstenmale der Charakter der Erotik, die vom Sexuell-Wirklichen losgelöste souveräne Phantasie, rein und mächtig in die Erscheinung. Die Orgien des Altertums und Orients bedeuten nichts gegen die Phantasieschöpfung des Hexensabbats, die berühmten indischen und persischen Liebesbücher sind das Armseligste an erotischer Erfindung gegen die kasuistischen Phantasien mittelalterlicher und neuzeitlicher Mönche, die alten Kunstwerke im Neapler pornographischen Museum sind harmlos gegen die erotische Glut Beardsley'scher und Rops'scher Zeichnungen, die, meist ohne das Hilfsmittel der Pornographie, die erotische Phantasie durch die Idee der Sünde in Schwingung versetzen. Ich rechne den kasuistischen Mönch nicht unbedacht zu den Satanisten und mache auf eine Gravure von Rops »De castitate« aufmerksam, einen ausgemergelten Mönch darstellend, dem beim Abfassen einer Abhandlung über die Keuschheit die Unkeuschheit, die seine Phantasie erfüllt, als Weib von obszöner Nacktheit erscheint.

Es ist nämlich auch die Keuschheit im Grunde ein Apostolat der Sünde. Sie macht das Leben zu einem endlosen Zweikampf zwischen Gott und Satan. Sie fordert eine unablässige Achtsamkeit auf die Fallen und Schlingen des Bösen, die Phantasie des Keuschen ist fortwährend erfüllt von den Bildern der Sünde. Je strenger die Tugend geübt wird, desto mehr wachsen die Begierden, und in dem zerquälten Hirn des Heiligen tauchen von Zeit zu Zeit erotische Visionen auf, die in ihrer halluzinatorischen Kraft die Erotik Neros und Heliogabals beschämen. Der Heilige nennt es »Versuchung«. Die Phantasien eines keuschen Backfisches, der im Kloster erzogen wird, sind manchmal lasterhafter als die Taten Messalinas und Theodoras. Als vor einiger Zeit bei einem Händler mit obszönen Photographien die Geschäftskorrespondenz saisiert wurde, zeigte es sich, daß ein Großteil der Bilderbesteller Zölibatäre waren.

Die Keuschheit und ihre physiologische Kehrseite (»Die Anfechtung« in der Sprache der katholischen Ideologie) ist eine Art masochistischen Zustandes. Das geheimste Geheimnis der Keuschheit ist ihre Hoffnung, von der Sünde überwältigt zu werden. Mit bewundernswertem Psychologenblick zeigt dies Wedekind in dem Gedicht »Die Keuschheit«. Dieses Gedicht, das wohl die wenigsten verstanden haben, stellt die durchaus masochistischen Zwangsvorstellungen eines keuschen Herzens dar, es zeigt, was keusche Herzen eigentlich wünschen.

Der Mann der christlichen Welt, der sich für die in ihm auftauchenden Begierden verantwortlich fühlte, der das Natürliche als unnatürlich empfand, der Mann, der zum »Sünder« geworden war, suchte die »Schuld« von sich abzuwälzen und schob sie dem Teufel als Versucher in die Schuhe. Im Weibe aber erkannte er das eigentliche instrumentum diaboli — und in der langen Zeit des Hexenwahns hielt sich das Weib auch wirklich für die Gehilfin des Teufels. Im Sinne der Antike stiegen Wert und Ansehen des Weibes mit der Lust, die es zu spenden vermochte; im Christentum häufte sich damit seine Schuld. Nur wenn es sich seiner natürlichen Bestimmung entzog, wenn es sich dem Teufel als Werkzeug der Versuchung versagte, war es schuldlos. So entstand aus der Sündenlehre die der alten Welt völlig unbekannte metaphysische Wertschätzung der Virginität. Um das Haupt der Jungfrau wob sich die Gloriole göttlichen Verdienstes. Dadurch aber erhielt die Virginität auch für den Erotiker einen erhöhten Illusionswert. Die geheiligte Reinheit einer Jungfrau zu beflecken — welche Sünde könnte dem Satanisten verlockender erscheinen! Es wäre denn die Vergewaltigung kindlicher Unschuld. (Vergl. hiezu den Fall Gilles de Rey's, Marschall des allerchristlichsten Frankreich, des Mystikers und Beschützers der Jungfrau von Orleans. Huysmans, Là-bas.) Das hysterische Schamgefühl der religiösen Keuschheit zu verletzen — welch unvergleichlicher Genuß der Grausamkeit! In der Tat fand der männliche Sadismus in der Heiligung der Virginität seine kräftigste Nahrung. Die römischen Kaiser, die die christlichen Jungfrauen in der Arena nackt den Blicken der Menge preisgaben, waren die ersten Sadisten im Geiste des Christentums.

Bis hieher versuchte ich die Psychologie der Keuschheit

anzudeuten. Nun aber komme ich zu einem ernsteren Kapitel, zur Wirksamkeit der Keuschheitslehre im Leben. Und hier ist für mich kein Zweifel, daß selbst der fanatischeste Wertschätzer psychologischer Verfeinerung diese als keine ausreichende Kompensation für die ungeheure Schädigung erachten könnte, die das Christentum durch seine praktische Wirksamkeit der Gesundheit und Harmonie des Lebens zugefügt hat. Zumal dem Weibe gegenüber war das Christentum von einer Grausamkeit, deren Folge eine sadistische Verrohung des Mannes war. Den wenigen Exemplaren einer erotischen Verfeinerung steht eine Allgemeinheit sexuell verkürzter Frauen und erotisch verpöbelter Männer gegenüber. Die Heiligung der Virginität ist real genommen eine sinnlose Grausamkeit am Weibe. Der Zwang langer Enthaltsamkeit macht es hysterisch, die ihm aufgezwungene Monandrie macht es vorzeitig sexuell und erotisch stumpf, die Gefahr des gesellschaftlichen Boykotts im Falle seines »Falles« macht es furchtsam, heuchlerisch, unfrei, und die unnatürliche Prüderie des auf dem Virginitätswahnsinn beruhenden Mädchenerziehungs-Systems entwürdigt es eigentlich zum bloßen Opfer einer kurzen sadistischen Ausschweifung. Denn — man gestehe es sich nur ein — unsere Mädchenerziehung, die unwissende »Engel« produziert, die das natürliche Schamgefühl ins Groteske steigert, ist eine offenkundige Förderung der sadistischen Deflorationsmanie. Der unwissende »Engel«, den die Mädchenerziehung für den passionierten Deflorateur formt, ist überdies gewöhnlich so sehr von unklaren, aber überhitzten Sündenvorstellungen erfüllt, daß er von der wirklichen Sexualität unbefriedigt bleibt. Aus der schämig-lüsternen virgo wird die femme incomprise, — beides Typen der erotischen Hysterie.

Während der Mann, für den die Sexualität nur eine der vielen Seiten des Lebens ist, aus dem Wahnsinn der Sündenlehre in wenigen Fällen als sublimierter Erotiker, gewöhnlich aber als brutaler Sadist hervorgeht, wird das Weib, dessen ganzes Sein durch die Sexualität bestimmt ist, durch eine künstliche Stauung seines Lebensquells nicht verfeinert und kompliziert, sondern desharmonisiert und zerstört oder entwertet. Das weibliche Produkt des Keuschheitsideals ist am häufigsten die Hysterikerin. Im Beginn der Neuzeit tritt die erotische weibliche Hysterie als Hexenwahn epidemisch auf. Die Opfer der Hexenverfolgungen waren durchaus

nicht lauter »Unschuldige«, wie die moderne Ignoranz gern behauptet. Es gab natürlich auch viele solche, die überwiegende Mehrzahl aber war »schuldig« in dem Sinne, daß sie — als ausgesprochene Hysterikerinnen — an die Realität ihrer Halluzinationen glaubten. Przybyszewski will deshalb der Hexenverfolgung das — allerdings unbewußte — Verdienst zugute halten, die epidemische Hysterie mit Erfolg ausgerottet und unsere Zeit dadurch vor einer furchtbaren Menschheitsgeißel bewahrt zu haben.

Durch die ethische Belastung der Sexualität ist das Weib in einen tragischen Konflikt mit der sozialen Welt geraten. Jener Typus, der einst am höchsten geachtet wurde, ist heute am meisten geächtet. Daß es überhaupt noch Hetärennaturen gibt, erfahren wir nur durch das — für den künstlerischen Betrachter allerdings unvergleichlich wundervolle — Schauspiel ihres Untergangs. Wir erleben es, wenn sich — selten genug — solche Freudenbringerin in unsere erbärmliche Zeit verirrt. Kämpfend gegen alles, was Geltung und Anerkennung besitzt, isoliert von allem, was sie stützen und schützen könnte, jeder Roheit preisgegeben, gepeinigt durch ihre eigene Unbegreiflichkeit, sich selbst bezweifelnd, an sich verzweifelnd, sich betäubend mit allen Giften, zerbrochen, mißbraucht, besudelt — so geht die Hetäre zugrunde.*)

Man muß diesen tragischen Gewinn der Sündenlehre gutschreiben. Sonst aber ist durch sie die Sexualität, vor allem die des Weibes, verarmt, und der Mann bedarf der Keuschheit nur

---

*) Der tragische Konflikt zwischen Persönlichkeit und Gesellschaft — nicht zu verwechseln mit dem alltäglichen traurigen Konflikt zwischen Unzulänglichkeit und Beruf (»Tagebuch einer Verlorenen«). Die auch geistig hochstehende Ausnahmshetäre, die als grande amoureuse sich gegen eine Welt durchzusetzen weiß, ist wohl nur eine Konstruktion erotischer Wünsche, die das Schauspiel eines Sonnenuntergangs verewigen möchten. Daß höhere Bewußtheit selbst noch die Zügellosigkeit lenken, mit der erotischen Sublimierung des Sinnenlebens auch seine Sicherung bewirken könnte, ist unwahrscheinlich. Zumeist ist die Frau mit Geist eine gefährliche Schachkünstlerin der Sexualität, oder sie ist asexuell und stellt das Greuel der Emanzipierten dar, die in der Hochzeitsnacht die Wahlreform erörtert, eine Bach'sche Fuge liest oder eine Integralrechnung ausführt, ohne zur Potenz erheben zu können.

Anm. des Herausgebers.

als Deflorateur. Man könnte die Apostel der Keuschheit heute, wo der Glaube nicht mehr stark genug ist, das Ideal zu rechtfertigen, füglich als die Zutreiber von Jungfrauen bezeichnen. Ich habe die ideellen und künstlerischen Verdienste der Sündenlehre gewürdigt, ich vervollständige nun noch meine Anklage. Die Predigt der Keuschheit erfüllt heute das ganze Leben mit widerlicher Heuchelei und fördert die versteckte und verkrochene Erotik. Sie erzeugt Onanie und Pornographie, ein ausbeuterisches System der Kuppelei und verschärft die Sklaverei der Prostitution. Fördert, was sie bekämpft und führt sich unaufhörlich selbst ad absurdum. Mögen nun neue Ideale uns vor den Schäden eines veralteten bewahren, unserm Blick wieder Weite und Freiheit, unserm Herzen wieder den Mut der Unschuld geben, nicht der Unschuld, die noch nichts von der Sünde weiß, sondern der Unschuld, die weiß, daß es keine Sünde gibt. Lucianus.

Attila*)

Novelle von **August Strindberg.**

Es schien, als habe Europa ausgeblüht, aber es schien nur so. Die Geschichte ging nicht geradeaus wie ein Strich, sondern machte Umwege, und deshalb sah es aus, als wäre die Entwicklung in Unordnung geraten, irre gegangen. Das war sie aber nicht. In Rom begann eine neue Weltmacht aufzusprießen, eine geistige, die in der Stille eine neue Kaiserkrone schmiedete, um sie dem Würdigsten zu übergeben, wenn die Zeit erfüllt war. Und der Erbe war von Tacitus angekündigt worden, ein neues Volk aus dem Norden, gesund, ehrlich, gutmütig.

Da tritt ein noch neueres Volk auf den Schauplatz, dessen Herkunft unbekannt war; und die Verheißung, die den Germanen gegeben war, schien zurückgenommen zu sein. Denn plötzlich saßen die Hunnen in Ungarn und erhoben Steuer von allen Nationen der Welt; um ein Holzschloß mit einigen Baracken

*) Aus dem schwedischen Manuskript übersetzt von Emil Schering.

am Theißfluß sammelten sich Griechen, Römer, Byzantiner und allerhand Germanen vor einem Thron, auf dem ein Wilder saß, der einem Fleischklumpen glich.

Im Jahre 453 sollte dieser König nach manchem Schicksal eine von seinen vielen Hochzeiten halten, und er hatte die großen Herren von ganz Europa berufen; berufen, denn ein Fürst ladet nicht ein. Auf Pferden kamen sie, aus Norden, Süden, Osten und Westen.

Von Westen, am Donauufer entlang, gleich unterhalb deren Biegung bei dem jetzigen Gran, kamen zwei Männer an der Spitze einer Karawane geritten. Mehrere Tage waren sie den lieblichen Ufern des grünen Flusses mit seinen Binsen und Erlen und seinen Schwärmen von Enten und Reihern gefolgt. Jetzt wollten sie die kühlen Schatten der Waldregion verlassen und sich nach Osten gegen die Salzsteppe wenden, die sich bis an den gelben Theiß erstreckte.

Der eine Leiter der Truppe war Römer und hieß Orestes, war bekannt und berühmt; der andere war Rugier, von der Ostseeküste und trug den Namen Edeko, war Fürst und war gezwungen worden, Attila zu folgen.

Wenig hatten die großen Herren bisher gesprochen, denn sie mißtrauten einander; als sie aber auf die weite Steppe hinauskamen, die sich klar und hell wie eine Meeresfläche öffnete, schienen sie selbst sich aufzuklären und alles Mißtrauen fallen zu lassen:

— Warum reisest du zur Hochzeit? fragte Orestes.

— Weil ich nicht auszubleiben wage! antwortete Edeko.

— Ganz wie ich.

— Und die Braut! die Burgunderin wagte nicht nein zu sagen.

— Die? Doch, die hätte es schon gewagt.

— Sie sollte also diesen Wilden lieben?

— Das habe ich nicht gesagt.

— Vielleicht haßt sie ihn denn? Eine neue Judith für diesen Holofernes?

— Wer weiß! Die Burgunder lieben den Hunnen nicht, seit er auf seinem letzten Raubzug durch Burgund Worms zerstörte.

— Unbegreiflich ist jedenfalls, daß er sich von der Niederlage auf den katalaunischen Gefilden wieder erholt hat.

– Unbegreiflich ist alles, was diesen Menschen angeht, wenn man ihn überhaupt einen Menschen nennen kann.

— Du hast recht! Er soll dem Bruder seines Vaters, Rua, von dem wir nichts wissen, nachgefolgt sein; er hat seinen Bruder Bleda ermordet. Zwanzig Jahre haben wir ihn wie eine eiserne Rute über uns gehabt, – und als er jüngst vor Rom stand, kehrte er um.

— Aber er hat seinen Soldaten versprechen müssen, daß er ihnen einmal Rom geben wird.

— Warum schonte er Rom?

— Das weiß man nicht! Man weiß nichts von diesem Mann, und er selbst scheint über seine Person in Unkenntnis zu sein. Er kommt von Osten, sagt er; das ist alles. Das Volk sagt, die Hunnen seien von Hexen und Dämonen in Wüsten geboren. Fragt man Attila, was er will und wer er ist, antwortet er: Gottes Geißel. Er gründet kein Reich, baut keine Stadt, aber er herrscht über alle Reiche und zerstört alle Städte.

— Um auf die Braut zurückzukommen, die Ildico heißt, so ist sie wohl Christin?

— Ja, was kümmert das Attila? Er hat ja keine Religion.

— Eine muß er wohl haben, da er sich Gottes Geißel nennt und behauptet, er habe das Schwert des Kriegsgottes gefunden.

— Aber er ist gleichgiltig gegen die Formen. Sein erster Minister Onegesius ist Grieche und Christ . . .

— Sehen wir uns den sonderbaren Mann an, der statt in Byzanz oder Rom zu sitzen, sich in einer Salzsteppe niedergelassen hat.

— Das soll von der Ähnlichkeit dieses Landes mit seinen Ebenen fern im Osten kommen. Der gleiche Boden, die gleichen Kräuter und Vögel; er fühlt sich hier zuhause . . .

Sie verstummten, da die Sonne stieg und die Hitze zunahm. Niedrige Tamarisken, Wermut- und Sodapflanzen gaben keinen Schatten. Steppenhühner und -lerchen waren die einzigen Wesen, welche die Wüste belebten . . . Die Herden von Rindvieh, Ziegen und Schweinen waren verschwunden, denn Attilas halbe Million Soldaten hatte sie aufgegessen, und seine Pferde hatten jeden einzigen genießbaren Grashalm abgeweidet.

Zur Mittagszeit blieb die Karawane ganz plötzlich stehen,

denn am östlichen Horizont war eine Stadt mit Türmen und Zinnen zu sehen, jenseits eines blauen Sees.

— Sind wir da? fragte Edeko.

— Unmöglich, es sind ja noch zwanzig Meilen, drei Tagereisen.

Aber die Stadt war dort zu sehen, und die Karawane beschleunigte ihren Gang.

Nach einer halben Stunde war die Stadt nicht näher gekommen, sondern schien sich im Gegegenteil zu entfernen, sich zu verkleinern und unter den Gesichtskreis zu versinken.

Nach einer neuen halben Stunde war die Stadt verschwunden und der blaue See auch.

— Zaubern können sie, sagte der Römer, das aber übersteigt alles.

— Es ist eine Luftspiegelung, erklärte der Wegweiser.

Die Karawane machte gegen Anbruch des Abends Halt, um über Nacht zu ruhen.

— —

Auf dem Landstreifen zwischen Bodrog und Theiß hatte Attila sein Standlager, denn eine Stadt konnte man es nicht nennen. Der Palast war aus Holz, das in grellen Farben lackiert war, und glich einem kolossalen Zelt, dessen Stil wahrscheinlich aus Sina, dem Seidenland geholt war. Das Frauenhaus, das dicht daneben aufgeführt war, hatte eine etwas abweichende Form, die mit den Goten von Norden gekommen sein konnte, oder auch von Byzanz, denn das Haus war mit Rundbogen aus Holz verziert.

Die Einrichtung schien von allen Völkern und allen Ländern zusammengestohlen zu sein; viel Gold und Silber, seidene und samtne Behänge; römische Möbel und griechische Gefäße, gallische Waffen und gotische Gewebe. Es glich der Wohnung eines Räubers, und war es auch. Hinter der Umzäunung des Palastes begann das Lager mit seinen verräucherten Zelten. Eine Menge Pferdetäuscher und Pferdediebe wimmelte in den Straßen, und es waren ebenso viel Pferde wie Menschen da. Außerhalb des Lagers weideten Herden von Schweinen, Schafen, Ziegen und Rindern, lebender Proviant für diese unerhörte Horde, die nur verzehren und zerstören, aber nichts hervorbringen konnte.

Jetzt am Morgen des Hochzeitstages bewegten sich in diesem Lager tausende kleine Menschen mit krummen Beinen und breiten Schultern, in Rattenfelle gekleidet und die Waden mit Lappen umwickelt. Neugierig blickten sie aus den Zelten heraus, wenn Fremdlinge, die zum Fest geladen waren, angeritten kamen.

Auf der ersten Zeltgasse trat der Thronfolger, Attilas Sohn Ellak, den vornehmen Gästen entgegen; mittelst eines Dolmetschers hieß er sie willkommen und führte sie in das Haus der Gäste.

— Ist das ein Prinz? Und sind das Menschen? sagte Orestes zu Edeko.

— Das ist ein Pferdetäuscher und die andern sind Ratten, antwortete Edeko.

— Larven oder Lemuren, Vampyre, im Traum aus den Phantasien eines Berauschten geschaffen! Sie haben ja keine Gesichter; die Augen sind Löcher, und der Mund ist eine Schmarre; die Nase ist von einem Totenschädel und die Ohren Topfhenkel.

— Wahrhaftig! Und vor diesen Halbnackten, die keinen Harnisch und keinen Schild haben, sind die römischen Legionen geflohen! Es sind Kobolde, die sich »fest« machen können.

— Die Welt erobern sie nicht!

— Wenigstens nicht in diesem Jahr!

Und dann folgten sie dem Prinzen Ellak, der jedes Wort gehört und verstanden hatte, obgleich er so tat, als kenne er die Sprache nicht.

— — — — — — — — — — — — — — —

Im Haus der Frauen saß die Favoritin Cercas und nähte am Brautschleier. Ildico, die schöne Burgunderin, stand am Fenster, in Gedanken versunken. Sie hatte in Worms den Helden gesehen, vor dem die Welt zitterte, und sie war wirklich verhext worden von dem majestätischen Wesen des kleinen Mannes. Selbst herrschsüchtig und eigensinnig, war sie verlockt worden von der Aussicht, die Macht zu teilen mit dem Mann, vor dem alles und alle sich beugten; darum hatte sie ihm ihre Hand gegeben. Sie hatte aber keine rechten Begriffe von den Sitten und Gewohnheiten des fremden Volks gehabt, deshalb hatte sie sich ihre Stellung als Gattin und Königin ganz anders vorgestellt. Und erst heute Morgen hatte sie erfahren, daß sie beim Hochzeitfest überhaupt nicht erscheinen dürfe, den Thron nicht teilen würde,

sondern ganz einfach mit den anderen Frauen im Frauenhaus eingeschlossen bliebe.

Cercas, die Favoritin, hatte mit Schadenfreude ihre Nebenbuhlerin über das alles aufgeklärt, und die stolze Ildico war jetzt im Begriff, einen Entschluß zu fassen. Freunde besaß sie nicht im Palast, und sich den fremden Fürsten zu nähern, war unmöglich.

Cercas nähte und sang dabei ein wehmütiges Lied aus der Heimat im fernen Osten:

Tiger folgt des Löwen Spur
Dalai-Nor,
Dalai-Nor;
In der Steppe meiner Flur.
Urgan, Kalgan, Kesse-gal,
Klaun aus Kupfer, Zähn aus Stahl.
Siddi Khur,
Siddi Khur;
Bist du kommen in sein Haus,
Kannst du niemals mehr heraus,
Siddi Khur!

. . . Ildico schien ihre Gedanken geordnet zu haben.

— Kannst du mir eine Nadel leihen? sagte sie; ich will nähen.

Sie bekam eine Nadel, die war aber zu klein; sie verlangte eine größere und wählte die allergrößte. Die steckte sie in ihren Busen und nähte nicht.

Jetzt erschien in der Tür ein Wesen, so verabscheuenswert häßlich und von so boshaftem Aussehen, daß Ildico glaubte, es sei ein Dämon. Er war kohlschwarz wie ein Libyer aus dem heißen Afrika, und sein Kopf saß lose auf dem Magen selbst, denn die Brust fehlte. Es war ein Zwerg und ein Buckliger, hieß Hamilkar und war Hofnarr bei Attila. Der Narr war damals kein Witzbold, sondern ein naiver Dummkopf, der alles glaubte, was man sagte, und darum ein Gegenstand des Hänselns war.

Er steckte nur einen Brief in Cercas' Hand und war verschwunden.

Als Cercas den Brief gelesen hatte, wechselte sie die Farbe und wurde eine andere. Von Wut ergriffen, konnte sie zuerst nicht sprechen, sondern sie sang:

Tiger folgt des Löwen Spur . . .

— Ildico, du hast eine Freundin bekommen! brachte sie schließlich hervor. Du hast eine Freundin hier im Zimmer, hier am Fenster, hier an deiner Brust!

Und sie warf sich dem Burgundermädchen an die Brust, weinte und lachte abwechselnd.

— Gib mir deine Nadel, deine große schöne Nadel, ich werde sie einfädeln, nein ich werde sie an meinem Stahl schärfen, nein ich will sie in mein Nadelkissen stecken, nein ich will sie in mein Riechfläschchen tauchen, in mein ganz besonderes kleines Riechfläschchen, und dann wollen wir zusammen dem Tiger das Maul zunähen, daß er nie mehr beißen wird! Siddi Khur! Siddi Khur!

— Lass' mich deinen Brief lesen, unterbrach Ildico sie.

— Du kannst nicht! Ich werde dir den Inhalt sagen! — Er, unser Herrscher freit wieder — um die Tochter des Kaisers Valens, Honoria, und diesmal droht er, uns alle zu verbrennen — das nennt er uns ein ehrliches Begräbnis geben.

Ildico reichte ihr ihre Hand zur Antwort.

— In dieser Nacht also! Und durch einen einzigen Nadelstich wird die Welt ohne Herrscher sein.

— — — — — — — — — — — — — —

Edeko und Orestes hatten in der Herberge gesessen und nach der Reise ausgeruht. Zur Mittagszeit, als sie ausgehen wollten, fanden sie die Tür geschlossen.

— Sind wir Gefangene? Sind wir in einen Hinterhalt gelockt? fragte der Römer.

— Und kein Essen haben wir bekommen, antwortete Edeko.

Da waren zwei Stimmen von draußen zu hören:

— Wir erwürgen sie; das ist wohl am einfachsten!

— Ich denke, wir stecken das Haus in Brand! Der Lange ist stark . . .

— Und sie haben geglaubt, wir verständen ihre Sprache nicht.

Die beiden Eingeschlossenen, die kein reines Gewissen hatten, wurden bestürzt, und glaubten, ihr Ende sei nahe.

Da öffnete sich eine Luke in der Wand, und der Narr Hamilkar zeigte seinen schrecklichen Kopf.

— Ob du der Teufel bist oder nicht, antworte uns auf einige Fragen! rief der Römer.

— Sprecht, ihr Herren! sagte der Neger.

— Sind wir Gefangene, oder warum bekommen wir Euern König nicht zu sehen?

Prinz Ellaks Kopf erschien jetzt in derselben Luke.

— Den König bekommt man erst heute Abend beim Gastmal zu sehen, sagte der Prinz mit einem boshaften Grinsen.

— Sollen wir bis dahin hungern?

— Wir nennen es fasten, und das tun wir immer, wenn wir ein Gastmal vorhaben, um dann desto mehr essen zu können.

— Können wir denn wenigstens hinaus?

— Noh! antwortete der Prinz mit seiner Roßtäuscherphysiognomie. Man muß sich in die Sitten des Landes finden!

Und damit wurde die Luke geschlossen.

— Glaubst du, daß wir mit dem Leben davonkommen? fragte Edeko.

— Wer weiß! Attila ist aus Falschheit geschaffen. Du weißt nicht, daß er einmal zwei Briefe schrieb; den einen an den König der Westgoten, Diterich, und darin bat er ihn um ein Bündnis gegen die Römer als den gemeinsamen Feind; am selben Tag schrieb er einen ähnlichen Brief an die Römer, in dem er um ein Büdnis gegen die Westgoten bat. Der Betrug wurde entdeckt, und Attila hatte sich zwischen zwei Stühle gesetzt.

— Er scheint unsterblich zu sein, sonst wäre er doch wohl einmal im Kampf getroffen worden, da er immer an der Spitze geht.

Bis zum Abend blieben die Reisekameraden eingesperrt, dann wurde die Tür schließlich geöffnet, und ein Zeremonienmeister führte sie in die Halle, wo das große Gastmahl stattfinden sollte.

In dem großen Saal waren unzählige Bänke und Tische, mit den kostbarsten Geweben überzogen und mit Trinkgefäßen aus Silber und Gold gedeckt. Die Gäste waren versammelt, unsere Reisenden aber sahen keine bekannten Gesichter, und sie spähten vergebens nach dem Bräutigam und der Braut.

Als ihnen ihre Plätze angewiesen waren, begann ein leises Gemurmel unter den Gästen. Man sprach halblaut und fragte sich, wo der Großkönig sich zeigen würde.

Orestes und Edeko untersuchten mit den Augen Wände und Decke, ohne sehen zu können, wo das Wunder geschehen sollte;

denn diese kindlichen und hinterlistigen Männer pflegten die Gäste mit Überraschungen und scherzhaften Possen zu ergötzen.

Plötzlich stand die ganze Versammlung auf. Der Behang der Wand im Hintergrund war fortgezogen worden und auf einer Estrade saß ein kleiner unbedeutender Mann, allein mit einem Tisch vor sich und einem Ruhesofa neben sich. Auf dem Tisch stand ein Holzbecher.

Er saß ganz unbeweglich, nicht einmal die Augenlider bewegten sich.

Etwas tiefer als er stand sein Minister, der Grieche Onegesius, der seine Blicke unablässig auf den Herrscher geheftet hielt, der durch die Augen zu ihm sprechen zu können schien.

Der Minister gab ein Zeichen, und die Gäste setzten sich.

Attila blieb sitzen, wie er saß, die Beine gekreuzt und die rechte Hand auf dem Tisch. Er grüßte nicht, beantwortete die Grüße nicht.

— Er sieht uns nicht! Er zeigt sich nur! flüsterte Orestes.

— Er sieht wohl!

Onegesius erhielt einen Befehl aus dem Auge des Herrschers; hob seinen Stab; ein Dichter trat vor, mit einem Instrument, das einer Harfe und einer Trommel zugleich glich. Nachdem er die Saiten und das Trommelfell geschlagen, begann er zu rezitieren. Es war ein Lied von allen Taten Attilas, stark aufgetragen, und es wäre endlos erschienen, wenn die Versammlung nicht in den Refrain eingefallen wäre und dabei mit ihren kurzen Schwertern auf den Tisch geschlagen hätte. Der Dichter schilderte die Niederlage auf den katalaunischen Feldern als eine ehrenvolle, aber unentschiedene Schlacht.

Als die Fremdlinge eine Zeitlang den unbedeutenden Helden in seinem einfachen braunen Lederanzug betrachtet hatten, wurden sie von der gleichen unwiderstehlichen Achtung ergriffen wie alle, die ihn gesehen.

Es lag mehr als Eitelkeit in dieser selbstbewußten Ruhe; diese sichtbare Verachtung von allem und allen. Er wandte den Gästen fortwährend das Profil zu, und niemand außer dem Minister konnte seine Blicke auffangen.

Als das Loblied zu Ende war, erhob Attila seinen Becher, und ohne einem zuzutrinken, nippte er daran.

Das war jedoch das Signal zum Beginn des Trinkgelages, und der Wein floß in goldene und silberne Becher, die bei jedem Zug geleert werden mußten, denn es ergötzte den Herrn, selbst nüchtern seine Umgebung berauscht zu sehen.

Nachdem man eine Weile getrunken hatte, trat der Neger Hamilkar vor und gaukelte.

Da erhob sich der Großkönig, kehrte erst der Versammlung den Rücken, und legte sich dann auf das Sofa. Aber in jeder seiner Bewegungen lag Majestät; und als er so sinnend dalag, die Kniee hinaufgezogen und die Hände unterm Nacken, die Augen gegen die Decke gerichtet, war er noch imponierend.

— Aber die Braut, und die Hochzeit? fragte Orestes einen von den hunnischen Gästen.

– Bei uns spricht man nicht von seinen Frauen; sollte man sie da zeigen? antwortete der Hunne.

Das Trinken nahm seinen Fortgang, aber Speisen kamen nicht auf den Tisch. Mitunter sang die ganze Versammlung und schlug auf den Tisch. Mitten im Rausch und Lärm war der Saal plötzlich voll Rauch und das Gebäude stand in Flammen. Alle stürzten auf, schrien und suchten die Flucht, der Minister aber schlug mit seinem Stab auf den Tisch, und die Versammlung brach in ein Lachen aus.

Es war ein Hochzeitsscherz, und man hatte nur einige Ladungen Stroh draußen angesteckt.

Als die Ruhe wieder eingetreten war, war Attila nicht mehr zu sehen, denn er hatte den Saal durch eine Paneeltür verlassen.

Und jetzt begann das Gastmal, das bis zum Morgen dauerte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als die Sonne aufging, saß Orestes mit einem avarischen Fürsten noch beim Becher. Das Aussehen des Saals war unbeschreiblich, und die meisten Gäste tanzten draußen um Feuer.

— Das ist auch eine Hochzeit! sagte Orestes. Die vergessen wir nicht so bald; aber gern hätte ich mit dem merkwürdigen Mann gesprochen; kann man das nicht?

— Nein, antwortete der Avare, er spricht nicht ohne Not. Wozu soll das dienen, sagt er, dazustehen und einander voll zu lügen? — Es ist ein kluger Mann, und nicht ohne Züge von Wohlwollen und Menschlichkeit; er duldet keine unnötige Blut-

vergießung, rächt sich nicht an einem Geschlagenen, verzeiht gern.

— Hat er Religion? Ist er bange vorm Tod?

— Er glaubt an sein Schwert und seinen Beruf, und der Tod ist ihm nur das Tor zur wirklichen Heimat. Darum lebt er nur als Gast hier unten, oder wie auf einer Reise.

— Also ganz wie die Christen!

— Eigentümlich ist es, daß er Respekt vor dem Papst Leo unten in Rom bekam. — Was ist nun los?

Draußen erschallte ein Geheul, das erst aus dem Palast zu kommen schien, sich dann aber durchs Lager verbreitete. Eine halbe Million Menschen heulten, und es klang wie Weinen.

Die trinkenden Gäste eilten hinaus und sahen alle Hunnen tanzen, sich mit Messern das Gesicht ritzen und hörten sie unbegreifliche Worte ausstoßen.

Edeko kam hinzu und riss Orestes mit sich durch die Haufen:

– Attila ist tot! Gelobt sei Jesus Christ!

– Tot? Das ist Ildico!

– Nein, sie saß an der Leiche, verschleiert, weinend.

– Das ist sie!

– Ja, aber diese Wilden sind zu hochmütig, um zu glauben, Attila könne von einem Menschen getötet werden!

– Welches Glück für uns!

– Schnell nach Rom mit der Neuigkeit! Das Glück des zuerst Kommenden ist gemacht! – –

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Kriminalist. Von dem auch in weiteren Kreisen bekannten »Bezirksgericht Josephstadt in Strafsachen« sind erbauliche Dinge zu melden. Einige Ehrenbeleidigungen gegen »illustre Persönlichkeiten« — wie sie der Gerichtsreporter nennt — wurden »auf Grund von Vorerhebungen ohne Anordnung einer Verhandlung a limine abgewiesen«. Da solche Praxis noch nie einem in den Tiefen der Menschheit Geborenen zugutekam, so ist wohl anzunehmen, daß die »Vorerhebungen« darin bestehen, daß man die Generalien, Geburt, Rang und Stand des Beschuldigten, also nicht sein Verschulden, sondern sein Verdienst feststellt. Daß in Österreich der Mensch beim Baron anfängt, ist eine

antiquierte demokratische Behauptung. Wahr scheint nur zu sein, daß in Österreich der Angeklagte beim Baron aufhört. Kompromittiert sich ein Graf durch die Geschäftsverbindung mit einem Börseaner und werden zufällig beide der Ehrenbeleidigung beschuldigt, so wird die österreichische Justiz Gnade für Unrecht ergehen und auch den bürgerlichen Börseaner der neuen Amtswohltat teilhaftig werden lassen. Graf bleibt Graf, aber Herr Knöpfelmacher wird in der Reihe jener »illustren Persönlichkeiten« pardonniert, über deren Ehrenbeleidigungen »ohne Anordnung einer Verhandlung« entschieden wird. Die Verbindung Kinsky & Knöpfelmacher hat sich in jeder Beziehung rentiert. Der gerichtliche Erfolg war umso sicherer, als der Kläger, der der Justiz zu imponieren meinte, die Unvorsichtigkeit beging, den Fürsten Hohenlohe-Oehringen, Herzog von Ujest, als Zeugen zu führen, in dessen »Bureau« die Beleidigung geschehen sei. Das Bezirksgericht Josephstadt beschloß wegen zu starken Herzklopfens auf die Einvernahme des Herzogs zu verzichten. Es ging zur passiven Resistenz über und stellte das Verfahren ein. Das Landesgericht freilich machte ihm Mut und zwang es, den Herzog vorzuladen. Vermutlich ging die höhere Instanz von der Ansicht aus, daß angesichts der Mittäterschaft des Herrn Knöpfelmacher die rasche Erledigung des Falles doch nicht tunlich und daß zur Einstellung des Verfahrens auch nach der Einvernahme des Herzogs noch immer Zeit sei. Wiewohl das goldene Vließ längst vom goldenen Kalb bezogen wird, hat die österreichische Amtlichkeit den Respekt vor den Hochgebornen nicht verlernt. Die und der Gerichtssaal können nun einmal nicht zusammenkommen Entweder scheuen sie ihn oder scheut er sie.

Liberaler. »Was für ein Aufruhr! Was sind das für wilde Tiere, die da heulen? — Das sind die Juden. Sie sind immer so.« Gespräch der Soldaten in »Salome«. Aber auch jedem, der die Berichte über eine »Protestversammlung der Kultusgemeinde« und die Leitartikel der rituellen Presse liest, könnte die Aufklärung werden, daß »sie immer so sind«. In Wien macht allemal eine Dummheit die andere gefährlicher, und wenn nicht eine dritte käme, die die beiden ersten vergessen läßt, stände es schlimm um die Sicherheit der Stadt. Eine unsinnige Rede des Bürgermeisters wirbt dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus Anhänger. Eine jüdische Protestversammlung treibt die neuen Gläubigen und mit ihnen viele alte dem Antisemitismus in die Arme. Programmgemäß rückt eine gräßliche Kundgebung nach der andern an, »und um die Ecke brausend bricht's wie Tubaton des Weltgerichts . . .«

»Und dann der Baurat Stlaßny«. Er hat in der ‚Neuen Freien Presse' einen wehmütigen Vergleich zwischen dem Bürgermeister von Wien und dem Lord Mayor von London gezogen. Der Vergleich war nicht glücklich. Die Äußerung des Lord Mayors trieft zwar von philosemitischer Gesinnung, enthält aber auch den Satz: »Bekümmert und entmutigt durch die Behandlung, welche ihre mit Füßen getretenen Glaubensgenossen in anderen Ländern zu erdulden hatten, vermochten sie dennoch ihre gerechte Empörung zu unterdrücken, damit einerseits das freundliche Einvernehmen mit ihren Mitbürgern in diesem Lande keine Störung erleide und andererseits durch feindselige Demonstrationen ihre freundschaftlichen Beziehungen zu anderen, weniger gesitteten Ländern keine Änderung erführen.« Die ‚Neue Freie Pressse' und ihr Einsender haben sich wohl auf die Dummheit der antisemitischen Journalistik verlassen. Sie hat es sich entgehen lassen, die wohlwollenden Bemerkungen des Lord Mayors über die Londoner Judenschaft für den Standpunkt des Wiener Bürgermeisters auszuschroten. In London und in Wien war von der Stellung der einheimischen Juden zu den russischen Ereignissen die Rede, dort wie hier wurde von der Möglichkeit einer Störung des freundlichen Einvernehmens zwischen den Juden und ihren Mitbürgern gesprochen. Nur daß in London Wunsch blieb und Lob der Klugheit, was in Wien die Form der Drohung annahm — für den Fall der Unklugheit. In dem häßlichen Kommentar, den Herr Dr. Lueger seiner Rede gab — häßlich, weil er die Drohung aufrechthielt, indem er sie scheinbar in Abrede stellte und darauf bestand, er habe »bloß« gemeint: »wenn die Juden usw.« — hat er sich nicht allzuweit vom Standpunkt des Lord Mayors entfernt, der ja auch das Stillschweigen zu dem Leid der Stammesbrüder als die Grundlage des Friedens bezeichnete. Der Unterschied ist bloß der Unterschied der Londoner und der Wiener Manieren.

Sozialdemokrat. Der Kamm schwillt. Und mit ihm die Kühnheit der Behauptungen. Dr. Viktor Adler hat am 5. Dezember in einer Volksversammlung, die gegen die Wahlrechtsgegner des Herrenhauses protestierte, nach dem Bericht der ‚Arbeiterzeitung' vom 8. Dezember die Worte gesprochen: »Denen (den preußischen Junkern) hat es nämlich Bismarck mit jener Genialität, die ihm Lassalle soufflierte, erspart, sich durch die Niedertracht eines Kampfes gegen das allgemeine Wahlrecht zu kompromittieren«. Jetzt ist's am Tage. Und die Null Bismarck wird hoffentlich bald von der Rechentafel der Geschichte ge-

löscht sein, auf der in Zukunft überhaupt nur mehr die »250.000«, die auf der Ringstraße für das Wahlrecht demonstrierten, figurieren werden.

Wiener. Ich ärgere mich immer, daß ich so spät erst von all den Dingen, die ich tue, erfahre. Immer später als die anderen, unbeteiligten Leute. Da habe ich hinter meinem Rücken ein modernes Cabaret gegründet. Alle Leute wissen es, die Kaffeehäuser sind voll davon, die Blätter schreiben darüber. Schreckliche Vereinshumoristen erzählen, ich hätte sie bereits engagiert. All dies erfahre ich als der letzte. Und freue mich der mythenbildenden Kraft, die ich mir in Wien bereits erworben habe. Ich werde wohl einst aus den wohlwollenden Nachrufen der Wiener Presse erfahren, daß ich gestorben bin. Die jüngste Neuigkeit freilich ward mir in so bestimmter Form gemeldet, daß ich mich fragen muß, ob's denn nicht vielleicht doch wahr ist, daß ich das Nachtlokal »Brady« gekauft habe und dort ein Cabaret eröffne. Aber so sehr ich ins Schwanken gebracht werde, schließlich erinnere ich mich doch ganz bestimmt, daß es nicht der Fall ist. Daß ich in Gesellschaft des Leiters Mr Henry und seiner Mitarbeiter zu sehen bin, ist unbestreitbar; auch daß ich ab und zu in szenischen Dingen mit Rat helfe. Aber im Ganzen habe ich zu dem Cabaret, das gegründet wird, keine andere Beziehung als die des Interesses, das ein Kunstfreund an einer künstlerischen Gründung nimmt, und die der Hoffnung, daß sie dem Stil der Gattung näher kommen wird als jene im Souterrain gelegene Herberge des Stumpfsinns und der Talentlosigkeit, die Schiller gewiß gemeint hat, als er die Worte schrieb: »Da unten aber ist's fürchterlich«.

Sammler. Wenn Sie's durchaus nicht missen wollen, sei's hier nachträglich erwähnt. Nach einer »Unterredung mit dem spanischen Minister des Äußern, Don Pio Gullon« — diplomatische Interviews in der ‚Neuen Freien Presse' sind immer lohnend — war (am 14. November) zu lesen: »Er (der Schmock) hatte, als er den Mann mit dem schneeweißen Haar und der gebeugten Gestalt vor sich sah, den Eindruck, als ob Don Pio Gullon neben dem jungen König von Spanien dastehe wie Fenelon neben Telemach«. — In der ‚Sonn- und Montagszeitung' — der alte Schmock lebt noch — ward kürzlich berichtet, eine Konzertsängerin habe einige Lieder »mit feinem Geschmack, gut geschulter Stimme und schönem Erfolg vorgetragen«. Der Referent soll mit dem lange gesuchten Verfasser jener kleinen Anekdote identisch

sein, nach der ein Soldat in der Instruktionsstunde auf die Frage, womit er sein Gewehr putze, die Antwort gab: »Mit Liebe, Pasta und Sorgfalt«. — Auch sonst ist manches in der letzten Zeit geschehen, das wert wäre, in die Sammlung aufgenommen zu werden. Aber der wichtigste Grundsatz ist — nicht vollständig zu sein und lieber der Phantasie als der Neugierde zu dienen.

Stilist. Kein Vergnügen wird so ehrlich empfunden wie das, der ‚Fackel' eine sprachliche Entgleisung nachweisen zu können. Selbst wenn der Nachweis nicht erbracht werden kann, ist das Vergnügen groß. Ein Esel hält mir vor, daß ich kürzlich einmal in einer Glosse über die Hutmodewahl den Hut »Weisse« mit den Worten zurückweisen ließ: »Den ziehe ich nicht an!« Man ziehe einen Hut n i e an, sondern setze ihn auf. Unsinn! Ganz abgesehen davon, daß man einen Hut, der ein Bekleidungsgegenstand ist, sehr wohl anziehen kann - man zieht ihn eben »an sich« -, hat es sich dort um die Anwendung einer üblichen Redensart gehandelt. Die Anwendung ist richtig, auch wenn die Redensart noch so falsch wäre. Je schlampiger, je lokaler der Ausdruck ist, umso notwendiger ist seine Anwendung dort, wo man ohne Gänsefüßchen zitiert. Aus dem kleinen Willomitzer aber lernt man keine stilistische Perspektive. — Ein unverfälschter deutscher Schwachkopf hält sich über die im Schluß der Abhandlung »Die Kinderfreunde« enthaltene Wendung auf: »Wie, wenn sich der Fall — der sich gewiß nie zugetragen hat - wiederholte«. Ja, kann sich denn ein Fall, der sich nie zugetragen hat, wiederholen? Und der deutsche Mann glaubt, daß ich solche Unmöglichkeit nicht selbst zu bedenken imstande war. Aber soll ich ihm das Fremdwort »Oxymoron« übersetzen? Es bedeutet einen »Gedanken, der einen scheinbaren Widerspruch enthält«. So etwas gibt's nämlich im deutschen Stil. Das Oxymoron — nennen wir's alldeutsch »scharfsinnige Dummheit« — ist eine Redewendung, deren sich zu allen Zeiten die besten Schriftsteller bedient haben. Man kann z. B. von einem lauten Geheimnis sprechen, von einer redenden Stille, einem beredten Schweigen, und von deutschvolklichen Blättern, die nicht deutsch können. Auch von Witzblättern, die nicht witzig sind. Da ist z. B. die ‚Muskete', die zur Vermehrung der vaterländischen Langweile neulich in die Welt gesetzt ward. In fetten Lettern triumphiert sie, die ‚Fackel' habe in Nr. 189 den Satz enthalten: »Ein Konkubinat in der Hand ist besser als eine Kinderschändung auf dem Dache«. Ja, aus dem Zusammenhang gerissen, würde der Satz mir selbst den Eindruck machen, als ob sein Verfasser

glaubte, daß man ein Konkubinat mit der Hand und Kinderschändungen auf dem Dache zu begehen pflege. Lese ich aber die ganze Stelle, so bin ich der Meinung, daß ich eine Justizhetze, die einen der Kinderschändung Beschuldigten »wenigstens« durch den Nachweis eines Konkubinats herabsetzen möchte, nicht besser als durch die Paraphrasierung des bekannten Zitats charakterisieren konnte. Ich glaube, daß die ‚Fackel' nicht so humorlos geschrieben ist wie die ‚Unverfälschten deutschen Worte' oder die ‚Muskete'; aber an stilistischem Gefühl nimmt sie's mit ihnen auf.

Arzt. Das Ansehen, dessen sich die Wiener medizinische Fakultät weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus in den kaufmännischen Kreisen erfreut, erfährt mit jedem Tage neue Förderung. Herrn Professor Monti, den bewährten Hausarztverdränger, der in schweren Fällen, bei denen er als Konsiliarius zugezogen wird, sich selbst den Patienten verordnet und dessen Methode hier einmal demonstriert wurde, hat die Disziplinierung ereilt. Aber der akademische Senat scheint sich für die Anschauungen der Ärztekammer nicht erwärmen zu können. Sicherlich billigt er auch das Tun jenes andern Universitätsprofessors, der sich bei diesen schlechten Zeiten gezwungen sieht, sich mit einer Papierhandlung zu assoziieren. Wie das? Sehr einfach. Seit einiger Zeit macht unser öffentliches Leben die sogenannte »Gärtner-Kur« durch. Was ist die Gärtner-Kur? Was bezweckt sie? Sie bezweckt durch systematische Dosierung der menschlichen Nahrung ihren Erfinder fetter zu machen. Wenn nebenher noch die Entfettung des Patienten ohne weitere schädliche Folgen für seine Gesundheit erreicht wird, umso besser. Nach der Gärtner-Kur drängt, an der Gärtner-Kur hängt doch alles! Ach wir Armen! Seit allzu langer Zeit liegt uns außer der Wahlreform nur noch die Gärtner-Kur am Herzen. Wer in Wien zur guten Gesellschaft gezählt sein will, speist nur mehr unter Anleitung des Professors Gärtner. Ob er dabei das Messer in den Mund steckt, tut nichts zur Sache. Dem Erfinder der Kur soll diese in wiederholten Fällen sehr gut angeschlagen haben. Trotzdem ihre Methode, wie in ärztlichen Kreisen versichert wird, keineswegs neu ist. Auch vor Professor Gärtner's rituellen Speisegesetzen soll nämlich schon in medizinischen Lehrbüchern die Speisewage als Werkzeug menschlicher Entfettungsbestrebungen empfohlen worden sein. Herrn Professor Gärtner gebührt bloß das Verdienst, die Methode in seine eigene Praxis eingeführt und zur sogenannten »Gärtner-Kur« rationell ausgestaltet zu haben. Haarwuchsmittelerzeuger

lassen den gewissen Inseratenmenschen, dem ein dichter Wald das einst unbehaarte Haupt krönt, mit der tiefempfundenen Versicherung eines, der's überstanden hat, uns täglich in den Ohren liegen: »Ich war kahl«. Solch kosmetischen Beglückern der Menschheit liefert wohl eine oder die andere Schauspielerin ein Reklamefeuilleton, in dem sie der Welt die Heilsbotschaft bringt, daß nichts über »Javol« gehe. Jeder Toiletteartikel verlangt seine Darstellerin. Die Gärtner-Kur hat ihre Niese gefunden, und die tüchtige Komikerin, die ihre Popularität lieber als ihr Körpergewicht zunehmen fühlte, soll in Wort und Schrift und indem sie sogar unter den Auspizien des Professors Gärtner ihre Mahlzeiten einnimmt, jener Dankespflicht obliegen, die sich in der pietätvollen Versicherung betätigt: »Ich war dick«. Die Gärtner-Kur und kein Ende. Und so kommt man nicht einmal dazu, über die Zusammenhänge zwischen der medizinischen Forschung und einer Papierhandlung nachzudenken. Hier sind sie: Ein Leser, seines Zeichens Frauenarzt, teilt mir das folgende Erlebnis mit: »Eines Tages wollte ich für meine zuckerkranke Mutter in der Papierhandlung F . . . . . (folgt die Adresse) eine ‚Speisewage nach Professor Gärtner' kaufen. In dem Geschäft wurde mir gesagt, ich könne die Wage ohne eine Anweisung des Herrn Professors nicht erhalten; doch würde er, der in demselben Hause wohne, mir, dem Kollegen, den notwendigen Zettel ohneweiters ausfolgen . . . Ich ging zu meinem Freunde K . . . . (folgt die Adresse) und erzählte ihm die Geschichte. Er begab sich sofort ans Telephon, rief den Herrn Professor auf, und es entwickelte sich das folgende Gespräch: ‚Wer dort? — Hier Professor Gärtner! — Persönlich? — Jawohl! — Ich bitte, ich wollte mir heute beim F. in der Sch . . . . straße eine Speisewage nach Ihrem System kaufen. — Wer dort? — Hier K . . . . — Ja. diese Wagen sind nur für m e i n e Patienten bestimmt. — Ach, muß man da also erst bei Herrn Professor Visite machen? — Ja gewiß! — Danke! Schluß!'« — Soweit der Einsender. Dieses Telephongespräch ist als Beitrag zur Erforschung der Zusammenhänge zwischen wissenschaftlicher Theorie und — Praxis gewiß lehrreich. Es wäre interessant zu erfahren, ob sich der Professor und der Papierhändler mit der gegenseitigen Rekommandation begnügen oder ob der Papierhändler auch noch von jedem Patienten und der Professor von jeder Wage einen Vermittleranteil bezieht. Die Agenden sind übrigens ungleich verteilt. Denn der Papierhändler schickt gewiß nicht alle seine Patienten — etwa die Käufer von Ansichtskarten — zum Professor,

während dieser wohl seine sämtlichen Kunden zum Papierhändler schickt. Dafür ordiniert wieder der Papierhändler den ganzen Tag, und der Professor ist bloß einige Stunden im Geschäft tätig.

Chirurg. Widerlich sind die Berichte der ‚Neuen Freien Presse' über den Beinbruch des Erzherzogs Karl. Der Preßköter kann sich an den Knochensplittern einer so hohen Persönlichkeit nicht satt nagen. Was eine »informierte Seite« sagt. Was eine »andere Seite« sagt. Was man uns Abends meldet. Was man uns Nachts meldet. Was der Eislauflehrer erzählt. Was der Eismeister berichtet. Was eine »ärztliche Seite« meint . . . »Mit dem Automobil der Rettungsgesellschaft wurde der Erzherzog in das Augartenpalais gebracht, wo schon der Chefarzt, kaiserlicher Rat Dr. Charas, der inzwischen verständigt worden war, auf den Transport wartete«. Wozu? »Zur Untersuchung mit Röntgen-Strahlen wird Erzherzog Karl morgen ins Sanatorium Löw gebracht werden.«. Die Nachricht wird vielleicht dementiert werden, so daß also das Sanatorium Löw noch einmal genannt werden kann. Was der Kaiser sagte. Was die Erzherzogin Maria Josefa sagte. Was der Erzherzog Otto sagte. Einer sagte, daß der Verband der Rettungsgesellschaft »sehr schön« ist. Das war aber nicht, wie man auf den ersten Blick vermuten könnte, eine der vielen höchsten Persönlichkeiten, die sich über den Unfall geäußert haben, sondern bloß der Professor Hochenegg.

MITTEILUNG DES VERLAGES.

Die Erhöhung des Preises der einzelnen Nummer auf 30 Heller ist nicht bloß deshalb erfolgt, weil sich die Herstellungskosten seit dem 1. Jänner 1906 verteuern und weil längst das Verlagsbudget durch die Autorenhonorare überlastet wird, mit denen die ‚Fackel' allemal den Verlust von Käufern, die sich für wertvolle künstlerische Beiträge nicht interessieren, bezahlt. Die Erhöhung des Preises soll vor allem dem österreichischen Lesepublikum die hier hundertmal gepredigte Erkenntnis fühlbar machen, daß die materielle Wohlfahrt eines publizistischen Unternehmens nicht von seiner Ausdehnung abhängt. Die ‚Fackel' ist die bei weitem verbreitetste Revue Deutsch-Österreichs. Ein Blick auf ihren Inseratenteil aber wird den Kenner, der die großen Kosten der ungewöhnlich sorgfältigen Herstellung erwägt, über das Mißverhältnis zwischen Extensität und Prosperität, das fast so groß ist wie das Mißverhältnis zwischen der Arbeitsleistung des Redakteurs und seinem Einkommen, belehren. Ein Exemplar unserer

dickbäuchigen Sonntags- und gar eines der Weihnachts- oder Osterblätter, das etliche Bücher belletristischer Literatur aufwiegt, wird weit unter dem Herstellungspreise verkauft. Dem Inseratenertrag und dem dunkleren Nebengewinne, nicht der Auflage haben unsere großen Blätter ihr Millionengeschäft zu verdanken. Je größer die Auflage, desto größer das Defizit. Aber je größer die Auflage, desto fetter auch der Inseratenverdienst. Zu schmutzigem Nebengewinn bedarf es nicht einmal des Nachweises einer bestimmten Verbreitung. Die Revolverpresse gedeiht in Österreich, und ihre Herausgeber zahlen, da ihre Blätter kaum in sichtbare Erscheinung treten, bei einem großen Einkommen eine minimale Erwerbsteuer. Publikum und Steuerbehörde bemessen die Einkünfte eines Blattes ausschließlich nach seiner Verbreitung. Eine hohe Erwerbsteuer ist in Österreich das Strafgeld auf die Herausgabe eines unabhängigen Blattes. Daß eine Zeitschrift wie die ‚Fackel' neun Zehntel der ihr angebotenen Annoncen nicht aufnehmen kann, daß sie sich die ergiebigste Einnahmsquelle österreichischer Publizistik fast ganz verstopfen muß, rührt weder das Publikum noch die Behörde. Sie ist das in der Wiener Zeitungsgeschichte erste Beispiel für die Daseinsmöglichkeit eines Blattes »an sich«, dafür, daß ein Blatt ohne nennenswerten Inseratengewinn aktiv sein, daß es ausschließlich von seinen Lesern leben kann. Daß es von den Lesern bei weitem nicht so üppig lebt wie das miserabelste Erpresserblatt, das den hundertsten Teil der Auflage der ‚Fackel' hat, von seinen Nichtlesern, das heißt von jenen, die es sich für eine Abzahlung vom Halse halten, ist traurige österreichische Wahrheit. Das Publikum, das in den Weihnachtsfeiertagen für 8 bis 12 Heller alle neuen belletristischen Erscheinungen aller Nationen sich schenken läßt, erzieht die Tagespresse zur Korruption. Und die korrupte Tagespresse macht durch die lächerliche Verbilligung der Literaturpreise das Bestehen anständiger Zeitschriften fast unmöglich. Ein Blatt wie die ‚Fackel', das aus sich selbst heraus es zu einer in Österreich unerhörten Verbreitung gebracht hat, ist schon eine Ausnahmserscheinung, weil es nicht passiv ist. Schlechtere Zeitschriften müssen, um bestehen zu können, doppelt so teuer sein und doppelt so skrupellos in der Annahme von Inseraten. Will die ‚Fackel' das lächerliche Mißverhältnis zwischen ihrer Verbreitung und ihrem Erträgnis um ein geringes mildern, so kann sie nur im Verkaufspreis, nicht in der Gestaltung ihres Annoncenteiles eine Reform eintreten lassen. Die Verteuerung der Herstellungskosten hat diese Reform unabweislich gemacht.

Die Bedingungen für die nach dem 1. Jänner 1906 angemeldeten, beziehungsweise erneuerten Abonnements sind auf der 4. Umschlagseite veröffentlicht.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.

„Bar-Lock“

Einzige Schreibmaschine mit vollständig sichtbarer Schrift **ohne** Umschaltung.

GENERAL-VERTRIEB:

JOE LESTI

Wien, I. Laurenzerberg Nr. 4 f.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER

Wien, I. Concordiaplatz No. 4 (Telephon 12801),

liest alle hervorragenden Journale der Welt (Tagesblätter, Wochen- und Fachschriften), welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 191, 21. Dezember): Der Sozialanwalt. Von Dr. Robert Scheu. — Zwei Bücher. Von Otto Soyka. — Lehrmittel. Von Egon Friedell. — Das schwarze Buch. Von Peter Altenberg und Egon Friedell. — Antworten des Herausgebers (Die Kinderfreunde; Das Blatt der Prozrichter; Novelle und Sonnental; Die italienische Bearbeitung; Protektion; Die Hof- und Kammerlieferanten).

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Die Fackel

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16–32 Seiten.
Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der „Fackel", Wien, IV. Schwindgasse 3 • als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei . .	K 9·—
» »	18 » » . .	» 4·50
» das Deutsche Reich,	36 » » . .	» 11·—
» » »	18 » » . .	» 4·50
» die Länder d. Weltpostv.,	36 Nummern, portofrei	M. 10·20
» » » »	18 » »	» 5·10

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 30 h = 30 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag „Die Fackel", Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857. Postsparkassen-Konto Nr. 37.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 1.

Nr. 193. 19. Jänner 1906 VII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 30 Pf

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL', IV. Schwindgasse 3.

Erinnerungen aus meinem Leben

von

Josef Schöffel

Preis: gebunden K 5. , geheftet K 4. .

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen
sowie durch den

Verlag Jahoda & Siegel
WIEN

III/2 Hintere Zollamtsstrasse Nr. 3.

Im Verlage „Die FACKEL" sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten

Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität

Karl Kraus
Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).

Karl Kraus
Der Fall Hervay

Karl Kraus
Die Kinderfreunde (Zum Prozess Beer).

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

Die Fackel

Nr. 193 WIEN, 19. JÄNNER 1906 VII. JAHR

Kaiserworte.

Und wieder hat der Inseratenagent als Flügeladjutant fungiert. Der österreichische Patriotismus, der fast so wehleidig ist wie der österreichische Katholizismus, zeigt sich unglaublich tolerant, wenn das »Gott erhalte« zur Formel für eine Inseratenquittung wird, und jener Staatsanwalt, der einst die Denunziation einer Majestätsbeleidigung als die vornehmste Pflicht des Bürgers bezeichnet hat, sitzt jetzt im Preßbureau, inspiziert die Tagespresse und »macht nicht mau«, wenn sich die Schweinepriester der öffentlichen Meinung von den für fingierte oder entstellte Kaiserworte abgepreßten Firmengeldern mästen. Wenn die Majestätsbeleidigung sich mit Erpressung paart, drückt der Staat ein Auge — just das Auge des Gesetzes — zu. »Der Kaiser in der Kochkunstausstellung.« Welche Devise für einen Raubzug! Hat Se. Majestät eine Ahnung, welches Handwerk er, in der landesväterlich frommen Absicht, dem Gewerbe auf die Beine zu helfen, fördert? Weiß es der Kaiser? Er weiß es nicht. Und das Gesinde wagt es nicht, es ihm zu sagen. Hat so ein Oberst-hofmeister die Rache der Preßmaffia, die ja in ihrem Raubbezirk gefährlicher sein mag als die Kamarilla, zu fürchten? Gewiß nicht. Aber — »der Weltgeist will's«. Der Kaiser muß nun einmal herhalten, wenn eine Liqueurfirma eine wirksame Reklame braucht. Und einem Nachtkaffeesieder muß er gesagt haben:

»Ja, ja, ich kenne Ihr Geschäft, und es ist sehr schön, daß Sie sich so betätigen«.

»Ein Kaiserwort soll man nicht drehn noch deuteln!« Der klassische Spruch steht gewiß nicht über den Türen der Wiener Preßhöhlen angeschrieben. Österreich ist halb erheitert, halb angewidert von dem journalistischen Zeremoniell, das bei jedem Rundgang des Kaisers durch eine Ausstellung eingehalten wird, ein Zivilrichter hat es ausgesprochen, daß die Abmachung eines Annoncenbureaus, das Kaiserworte vermittelte, mit einer Firma (die sie nicht bezahlen wollte) ein unmoralischer Vertrag war, und die Bellegardes, Paars und Kielmanseggs führen den alten Monarchen noch immer mit dem gleichen Ernst zwischen den Spießruten der Erpressung und Reklamesucht hindurch. Und alles findet er, der seine Güte nicht mißbraucht fühlt, »sehr schön« . . . Aber diesmal ward der Trug frecher betrieben. Nicht nur daß der Kaiser vor jeder Cognacfirma bewundernd verweilen, bei jeder Obstkonservenhandlung sich erinnern sollte, daß er sie von früher her kenne, und mit dem Paprika-Schlesinger über die Schlechtigkeit der Menschen klagte, die Fälschungen von Paprika auf den Markt bringen, — diesmal mußte er auch der Presse, die für ihre patriotische Vermittlertätigkeit den Undank der ‚Fackel' geerntet hat, ein tröstendes Kaiserwort widmen. Was also sagte er zu dem »Obmann des Preßkomitees«, der ihm vorgestellt wurde? Ich denke mir Rede und Gegenrede etwa so: »Ah, der Bernhard Münz! Ich kenne Sie schon von früher. Es freut mich sehr, daß auch die Presse wieder vertreten ist. Sie haben hier wohl viel Mühe gehabt?« »Majestät, die Presse stellt sich gerne in den Dienst der guten Sache, wenn sie etwas trägt.« »Ich weiß, ich weiß. Es muß Ihnen viele Mühe machen, die Worte, die ich nicht sprechen werde, zusammenzustellen und mit jedem einzelnen Firmainhaber über den Preis einig zu werden. Es

ist sehr schön, daß Sie nicht unter fünf Gulden per Zeile heruntergehen.« Von dieser Unterredung wird natürlich nur ein Bruchstück den Lesern der ‚Neuen Freien Presse' übermittelt. »‚Sie haben hier wohl viel Mühe gehabt?' Herr Bernhard Münz erwiderte, daß sich die Presse gerne in den Dienst der guten Sache gestellt habe. Der Kaiser bemerkte darauf: ‚Die Presse hat hier ein gutes Werk gefördert, wenn es ihr auch Mühe machte'.« . . . Daß aber bei der sorgfältigsten Stilisierung der Kaiserworte, die ja oft noch im letzten Moment Preisschwankungen unterworfen sind, Irrtümer unterlaufen können, ist nur zu begreiflich. Auf ein bedenkliches Beispiel ungenauer Wiedergabe der vom Monarchen gespendeten Anerkennung macht mich ein Strafrichter aufmerksam, der seiner Verwunderung Ausdruck gibt, daß man ein Blatt, das den Kaiser von Österreich im Serenissimuston sprechen lasse, nicht konfisziert habe. »Nähertretend apostrophierte der Kaiser« — so schreibt das ‚Neue Wiener Tagblatt' — »Herrn Riener, auf die Forellen im Teiche weisend: ‚Das sind schöne Forellen, sie schwimmen wie natürlich'.« . . . Ob man aber die Form, in der das ‚Neue Wiener Tagblatt' und die ‚Zeit' eine andere freundliche Bemerkung des Monarchen wiedergaben, als Irrtum oder als Racheakt bezeichnen müßte, bleibe dahingestellt. Die Sache ist inzwischen gewiß witzblattreif geworden; der ‚Fackel' wurde der Zeitungsausschnitt in einem halben Hundert Exemplaren zugeschickt. Ein Teil der Einsender vertritt die Ansicht, daß nur eine Enttäuschung der Administration die folgende schmeichelhafte Reklame verschuldet haben könne: »Vor der großen Ausstellung der Firma Jakob Neumayer & Komp. wurden die Firmainhaber Neumayer sen., Heinrich Schedl und Nimmrichter vorgestellt. Der Kaiser sagte: ‚Das sind ja kolossale Prachttiere. Das findet man selten'.« . . .

Die Firmeninhaber würden, auch wenn sie

solchen Insulten nicht ausgesetzt wären, die publizistische Verwertung kaiserlichen Lobes nicht durchaus als Wohltat empfinden. Wie zahlreiche Beschwerden, die ich auch diesmal wieder aus industriellen Kreisen erhielt, beweisen, weichen viele bloß der sechsläufigen Drohung der dreimal gespaltenen Zeile. Das Machtmittel der Druckerschwärze, bei patriotischem Anlaß verwendet, wirkt verheerend. Die Bedrohten müssen es sich zur Ehre anrechnen, für das, was ihnen ein Kaiser gesagt hat, einen Journalisten bezahlen zu dürfen. Dieses durch alle Ausstellungen raunende »Was hat er gesagt?« gebückter Reporter bedeutet eine fürchterliche Steuer, die der Staat im Staate der Industrie abpreßt. Aber von dem Urtext bis zu der veröffentlichten Fassung ist ein weiter Weg des Feilschens. Nichts ist praktikabler als ein Kaiserwort. Jener betriebsame Tapezierer, der eine »Dekoration« auf dem Umweg der patriotischen Gründung einer Arbeiteraltersversorgung erreichen möchte, läßt ein Zirkular versenden, in dem ein Kaiserwort nicht mehr wiederzuerkennen ist. Der Monarch hatte angeblich zu ihm gesagt: »Es würde mich sehr freuen, wenn auch weitere Kreise sich für Ihre so lobenswerte Absicht interessierten.« So ließ er in der ihm geneigten Presse verkünden. Das Zirkular, das vom Minister des Innern, dem Grafen Bylandt-Rheidt, als »Ehrenpräsidenten des Komitees« unterzeichnet ist, wird zudringlicher, vermeidet es aber, von der kaum mehr zu drapierenden »Absicht« des patriotischen Tapezierers zu sprechen, und läßt den Kaiser zur Firma Jaray also reden: »Ich hoffe und wünsche, daß sämtliche Hof- und Kammerlieferanten dieser Vereinigung beitreten, um so etwas Großes zu schaffen«. Das Kaiserwort, das in den Zeitungen schon unwahrscheinlich klang, ist im Zirkular des »Kaiser Franz Josefs-Vereins« wirksam abgeändert. In fetten Lettern wird es den Angeschnorrten zugerufen. Wer früher nicht beitrat, war kein Patriot.

Wer jetzt nicht zahlt, ist ein Hochverräter... Analysieret die schwarzgelbe Schminke, und ihr werdet finden, daß sie aus 50% reiner Furcht und 50% schmutziger Hoffnung gemischt ist!

Aus einem Aufsatz, den der Münchener Hygieniker Hofrat M. Gruber unter dem Titel »Die Scheu vor Wien« in der ‚Neuen Freien Presse' veröffentlicht hat, erfährt man interessante Dinge. Vor allem, daß ein Mann, den, wie er ausdrücklich zugibt, »die unglaubliche Indolenz« der österreichischen Unterrichtsverwaltung aus seiner Vaterstadt vertrieben hat, die gute Laune aufbringt, die tieftrauernde und zurückgebliebene medizinische Forschung Wiens zu trösten und über ihre Zukunft zu beruhigen. Schlimmer kann's nicht mehr kommen? Nein, Hofrat Gruber meint, es stehe gar nicht so schlimm um die Fakultät. »Machen wir Wien doch nicht kleiner, als es ist!« Man glaubt sich zu erinnern, daß Herr Hofrat Gruber unter dem berüchtigten Universitätsverderber Hartel österreichmüde wurde? Man glaubt, daß er von der Demission Hartels die Besserung datiert? Was wir jetzt erleben, sei, versichert er, bloß »die Neige des bitteren Kelches, den Kurzsichtigkeit, Trägheit und politische Feigheit eingeschenkt haben«. Wessen Kurzsichtigkeit, wessen Trägheit, wessen politische Feigheit? Doch die des Herrn v. Hartel? Mit nichten. Zukunftsfroh ruft der Münchener Professor, der heute so wenig mehr unter der österreichischen Unterrichtsverwaltung leiden, wie der Exminister der Universität gefährlich

werden kann: »Wenn nur das Werk tatkräftig fortgesetzt wird. das großzügig geplant und begonnen zu haben das unvergängliche Verdienst des Ministers v. Hartel ist!« Herr Hofrat Gruber also, der vor drei Jahren vor Herrn v. Hartel nach Deutschland geflohen ist, würde heute bloß deshalb keine Berufung nach Wien — dem in hygienischen Dingen leider schattenfrohen — annehmen, weil — nun weil Herr v. Hartel nicht mehr Minister ist. Mit der Begeisterung eines Mannes, den die »unglaubliche Indolenz der österreichischen Unterrichtsverwaltung« befeuert hat, zählt er auf, was alles in den letzten Jahren für die Wiener medizinische Fakultät geschehen ist, was geschehen wird und — was geschehen könnte. »Sorgen Sie nur dafür,« ruft er den Redakteuren der ‚Neuen Freien Presse' zu, »daß die anderen Kliniken rasch nachfolgen, insbesondere die intern medizinischen, die doch immer den Grundstein der medizinischen Fakultät bilden. Wenn erst diese neuen internen Kliniken stehen werden, ausgestattet mit dem ganzen großen chemisch-physikalisch-physiologisch-bakteriologischen Apparat zur exakten Forschung, den sie heute brauchen — Sie werden die ersten Kliniker nicht mehr vergeblich zu rufen brauchen!« Das ist mehr als einleuchtend. Wenn nicht alle die Ursachen bestünden, die die ausländischen Gelehrten Wien in weitem Bogen ausweichen lassen, würde kein ausländischer Gelehrter mehr Wien in weitem Bogen ausweichen. Wien hat seine Vorzüge: »denn wo sonst auf deutschem Boden,« ruft Hofrat Gruber, »fänden sie ein reicheres und interessanteres Krankenmaterial ... als in Wien?« Wie wahr! Der Ruf Wiens als Krankenstadt bleibt unbestritten und nimmt offenbar in demselben Verhältnisse zu, in dem sein Ruhm als Stätte medizinischer Forschung abnimmt. So viele polnische Juden kommen täglich vom Bahnhof in die Spitäler, und kein Arzt ist unter ihnen, bloß lauter Kranke. Aber nur

Mut! Wenn wir auch keinen »Nachfolger Nothnagels auf der Lehrkanzel eines Skoda« kriegen können, so haben wir doch den Staub und die Kehrichtwalze, die die Krankheiten wahrlich schneller erzeugen, als der Professor und seine Schule mit ihnen fertig würden.

* * *

Das war eine Sylvesternacht! Die Hölle schien ausgespieen. Die Bande heiliger Ordnung entzwei. Durch die Kärntnerstraße rast ein Bacchuszug. Faune, die bis dahin Hilfsbeamte waren, necken Nymphen, die bis dahin an der Schreibmaschine saßen. Was Hände hat, knutscht; was Lippen hat, küßt: »Das Volk, zerreißend seine Kette, zur Eigenhilfe schrecklich greift«. Lehrer tanzen um einen Kirchturm, ein Bureaukrat sieht ein Einspännerpferd für den Amtsschimmel an und besteigt es, Bürgerfamilien kampieren auf dem Stefansplatz ... Der schrecklichste der Schrecken: Der Philister hat das Dionysische bekommen! »Nichts Heiliges ist mehr, es lösen sich alle Bande frommer Scheu; der Gute räumt den Platz dem Bösen, und alle Laster walten frei«. Ja, die Prostituierten haben für diese eine Nacht die Kärntnerstraße den Bürgerfamilien geräumt, und infolgedessen ist das Schamgefühl gröblich verletzt worden, ist es zu ärgerniserregenden Auftritten gekommen. Weit und breit kein Wachmann. Sie, die sonst peinlich darauf achten, daß die Blicke der Strichmädchen nicht zu auffallend seien und daß das Angebot nicht zu laut die Nachfrage übertöne, haben heute, wo sich die Ehrbarkeit unzüchtig gebärdet und der Familiensinn, der von Dirnen nicht belästigt sein will, sich austobt, in der Kärntnerstraße nichts zu suchen. Die Polizei ist mit der Prostitution verschwunden, das freie Bürgertum behauptet das Feld. Es ist, als ob die Geistlosigkeit eines ganzen Jahres in dieser Nacht rekapituliert würde. »Ein

älterer Herr drängte sich mit verzweifelten Gebärden durch die Menge, im Jammerton ausrufend: ‚Ich habe meine Schwiegermutter verloren!'«. »Ein alter Herr hatte seinen Stadtpelz umgekehrt, mit dem Rauhen nach außen.« »Ein junger Mann, elegant gekleidet, ließ sich von einem Dienstmann auf einem Schubkarren fahren.« Jugend und Alter aber vereinigten sich, die Tür eines Wagens, in dem eine kranke Frau und ihre Tochter saßen, mit den Worten aufzureißen: »Außa mit die Menscher!« Das war, wie Schmöcke berichten, »nicht der harmlose Wiener Humor mit seiner leichtlebigen Fröhlichkeit«. Wie sich der betätigt, weiß man. Wenn einst an die Vertreter aller Nationen die Frage gestellt werden wird, was sie auf Erden zum Fortschritt der Menschheit beigetragen haben —: der Rechenschaftsbericht des Wieners vor seinem obersten Richter wird — man singt ihn allnächtlich — lauten: »Mir ham an Schampas trunken, a Bier dazu, an Wein . . .« Nichts von dieser bloß der Brieftasche gefährlichen Harmlosigkeit war in der Sylvesternacht zu spüren, in der die wachgewordenen Lebensgeister des Philisteriums die körperliche Sicherheit gefährdet haben. Und die Polizei? Sie hat sich, wie gesagt, bloß um Prostituierte zu kümmern. Und überdies glaubte sie auch deshalb nicht intervenieren zu müssen, weil die Verkehrsstörung, die sie sonst erst arrangieren müßte, bereits im besten Gange war. »Die Schutzleute,« sagt Herr Henry in der deutsch-französischen Einleitung zu seiner Pariser Straßenszene, »sind dort ebenso apathisch wie hier in Wien — vorausgesetzt, daß kein Verlangen nach die allgemeine Wahlrecht vorhanden ist.« Die Polizei ist bloß zur Stelle, wenn sie ein Redakteur der ‚Neuen Freien Presse' ruft. Vor dem rechtfertigte ein »maßgebender Funktionär« am andern Tage die Haltung seiner Behörde. Die Polizei ist unbewußt wie eine schöne Sünderin. »Wir haben mehrfache

übereinstimmende Meldungen, daß es in der Sylvesternacht in der Innern Stadt eine ungewöhnlich große Menschenbewegung und lautes, zuweilen lärmendes Treiben gab«. Doch seien »bei den Sicherheitswachmännern keine Beschwerden vorgebracht worden.« Das klingt plausibel, und die einzigen Beschwerden, die vorgebracht wurden, betreffen auch wirklich bloß die Abwesenheit der Sicherheitswachmänner, bei denen man Beschwerden vorbringen wollte. Der maßgebende Funktionär muß sich ferner dagegen verwahren, daß man behauptet, in der Innern Stadt habe sich »Pöbel« Rendezvous gegeben: »Es war zum Teil elegantes, meist gut bürgerliches Publikum«. Aber müßte sich nicht eigentlich der Pöbel, in dessen Bezirken in der Sylvesternacht musterhafte Ordnung geherrscht haben soll, gegen die Verwechslung verwahren?

Zwei Skizzen*)

von Egon Friedell.

Der Panamahut.

Ich kaufte mir also einen Panamahut. Alle hatten gesagt ich müßte doch endlich einen Panamahut haben. Er kostete sechzig Kronen. Ich setzte ihn auf und begab mich in eine möglichst belebte Straße.

---

*) Der Verfasser hat sie einigemal im neuen Cabaret »Nachtlicht«, das mit vielen Talenten und gutem Glück die Schaulust des Wiener Publikums gegen die Harthörigkeit des Wiener Publikums verwertet, zum Vortrag gebracht. Mit nicht allzu starkem Erfolg bei den Hörern und bei der Wiener Kritik. Eben darum bringe ich sie zum Abdruck. Daß namentlich die »Bolette« in Kreisen, deren Lebenselement

Gleich sah mich einer meiner Bekannten und sagte: »Ah bravo, bravo! Ein Panamahut. Steht Ihnen famos. — Aber Vorsicht, Vorsicht! Ein Regenspritzer und er ist futsch.« Ich wollte ihn noch um nähere Auskünfte bitten — er war aber schon vorbei.

Der zweite sagte: »Sehr chic. Wirklich. — Nur muß man dazu eine anständige Kravatte und anständige Handschuhe tragen. Von den Stiefeln gar nicht zu reden. In dem Toilette-Ensemble stört der schöne Hut bloß.«

Professor Müller sagte: »Ei, mein junger Freund, welch prächtiger Hut! — Aber warum nicht lieber ein gutes Buch? — Dieser Hut kostet doch mindestens acht Kronen. Dafür bekommen Sie schon vier Lieferungen von ‚Weltall und Menschheit'. Illustriert!«

Einer sagte bloß: «Dazu haben Sie Geld.« Er wußte nicht, daß ich auch den Panamahut noch schuldig war.

Endlich kam mein Freund Adolf Loos, der in unserer Stadt als erster Fachmann in Toilettefragen gilt. Er warf einen prüfenden Blick auf meinen Hut und sagte: »Was hat er gekostet.«

»Sechzig Kronen« erwiderte ich stolz.

»Ach so!« sagte Loos. »Dann ists ja gut. Ich fürchtete nämlich schon, Du wärst hereingefallen. Für sechzig Kronen kann er ja nichts wert sein. Ein echter Panamahut kostet mindestens zweihundert Kronen. Du mußt nämlich wissen: sie werden unter Wasser geflochten . . .« Er erklärte mir die Prozedur näher.

Aber ein anderer trat herzu und sagte: »Unsinn! Unter Wasser oder ober Wasser, — das ist gleichgiltig. Die Hauptsache ist, daß er hübsch ist, und das ist er — das heißt, bis auf die Form. Die ist freilich furchtbar geschmacklos.«

Schon aber mischte sich ein anderer ein und sagte: »Lassen Sie sich nur nichts einreden. Die Form ist sehr gut, – sie paßt

---

die Terminologie des Hausadministrators ist, unwirksam bleiben muß, ist begreiflich. Ich halte den Nachweis, wie der Menschenverstand immerzu von der »Fachlichkeit« überrumpelt wird und alles aufgibt, um ihr zu entrinnen, für Humor. Und ich glaube, daß in diesen kleinen Skizzen, daß in dem einen Satz, den der Verfasser der Studie über »Lehrmittel« (Nr. 191) dem Demonstrator der Elektrisiermaschine in den Mund legt, mehr Perspektive und Lebensbeobachtung steckt, als ein Dutzend Wiener Feuilletonisten und Sonntagshumoristen zuwegebringt. Man wird mir, wenn ich das sage, nicht vorwerfen können, daß ich einen Mitarbeiter gelobt habe. Anm. d. Herausgeb.

nur nicht zu Ihrem Kopf.« Und er fügte nachdenklich hinzu: »Vielleicht .. haben Sie überhaupt keinen Kopf für Panamahüte ...«

Inzwischen war auch jenes Wesen erschienen, demzuliebe ich mir eigentlich den Panamahut gekauft hatte. Sie sagte: »Ich weiß nicht, was ihr von ihm wollt. Ich finde den Hut einfach reizend. Das Stroh ist fein, die Form ist hübsch, und ich finde auch, daß er ihn ausgezeichnet kleidet. — Nur .. eines hab ich dran auszusetzen, aber .. das ist meine ganz persönliche Privatsache. Nämlich ... Gott, es ist vielleicht eine Marotte von mir ... aber ich kann eben Panamahüte überhaupt nicht leiden!« — — — —

Infolgedessen schenkte ich meinen Panamahut einem befreundeten Droschkengaul, der ihn jetzt mit vielem Stolz als Sonnenschützer trägt. Mir selbst aber kaufte ich um zwei Kronen fünfzig einen Filzhut, dessen Form und Farbe niemand zu bestimmen vermag. Ich hatte nämlich die Erfahrung gemacht, daß schöne und wertvolle Dinge ein sehr lästiger und störender Besitz sind, weil sie die Kritik der Menschen herausfordern, während man mit schlechten und billigen Sachen das ruhigste Leben von der Welt führen kann.

•

Die Bolette.

Ich weiß nicht, ob es allgemein bekannt ist, daß ich ein Haus besitze. Es würde mich nicht wundern, wenn es einige nicht wüßten, da ich selbst nicht viel davon weiß. Zeitweise wird es mir nicht schwer, es ganz zu vergessen, da das Jahr für mich selten mehr als ein Zinsquartal hat und auch dieses ziemlich dürftig ausfällt. Ob das nun an dem bißchen Wasser liegt, das sich bei unfreundlicher Witterung in den Wohnungen befindet oder an was sonst — kurz, das Häuschen erfreut sich nicht jener Frequenz, die man wünschen könnte.

Eines Tages aber faßte ich einen energischen Entschluß und schrieb an meinen Hausadministrator. Ich habe nämlich einen Hausadministrator, weil ich von diesen Dingen gar nichts verstehe. Er antwortete postwendend: »In höflicher Erwiderung Ihres Werten werde morgen vorsprechen und Bolette mitbringen.« Ich dachte zunächst: »Bolette? Sollte er mich für die ungünstigen Ver-

mietungen dadurch entschädigen wollen, daß er mir ein schönes Mädchen mitbringt?« Er kam jedoch allein. Ich sagte mit Entlassermiene: »Mein Lieber, so geht das nicht weiter. Sie werden mir jetzt genaue Rechnung legen und davon wird es abhängen, ob ich einen Personalwechsel eintreten lasse oder nicht. Denn die Zustände des Hauses sind mehr als bedauerliche.«

Er kam aber gar nicht in Verlegenheit, sondern erwiderte sofort: »Wem sagen Sie das? Glauben Sie, ich sage das nicht? Erst gestern hab ich es zu meiner Frau gesagt! Aber ich werde Ihnen alles vorrechnen. Bitte! Bei mir gibt es keine Unordnung und keine Malversationen. Hier ist die Bolette. Also: Wohnung Nummer 1. Ja, das war eine schöne Geschichte. Also wie ich den Saldo-Umtrag mach, bemerk ich, daß die Skonto-Überlage nicht stimmt. Ich seh in der Bolette nach — richtig: der Kommunal-Netto-Umschlag macht 209 Kronen 44 Heller! Also schreib ich gleich ins Steueramt: »Wie kommen Sie zu 209 Kronen 44 Heller? Die Kataster-Umlage geht doch per 43/28 Perzent.« Darauf haben die geantwortet: »Der Überbrutto ist doch per diskont!« Kaum sind aber die von der Kommunalüberlage nicht heruntergegangen, haben die vom Katasterumschlag gesagt: »wir haben doch Saldomatriken« und haben im Brutto-Transport aufrecht limitiert. Die Leute glauben nämlich immer, wir haben Eskompte-Boletten. Also hab ich wieder geschrieben: »Bitte, ich kann Ihnen aus den Kommissions-Tratten nachweisen, daß der Vortrag sub contocorrent ist.« Inzwischen hat sich auch herausgestellt, wie recht ich hab: nämlich sie haben die Skonto-Strazzen per comptant gerechnet. Da wär aber der Netto-Vorschlag im Saldo-Corrent per cassa ultimo übersolvent, und die Tratten-Rimessen wären in der Handfaktura unterkollationiert. Nämlich die Saldo-Brutto-Netto-Conto-Loco-Limit-Valuta-Bolette im Strazzen-Tratten-Akzept-Eskompt-Diskont-Kataster — —

»Halt!« rief ich, »Ich habe mich nunmehr von Ihrer vollen Vertrauenswürdigkeit überzeugt. Tun Sie von nun an, was Sie wollen: vermieten Sie oder vermieten Sie nicht. Aber um eines flehe ich Sie an: betreten Sie nie wieder mein Zimmer!«

Ich habe ihn seither nicht wiedergesehen. Ich richte aber an alle Leser die höfliche Anfrage: Was ist eine Bolette?

* * *

Wer nie das Elend sah.

Wer nie das Elend sah mit seinen hundert Armen:
Hunger, Krankheit, Angst und Not —
Zumal wenn's ohne Schuld sich weiß —
Wie's stündlich, täglich, nächtlich frißt und bohrt,
Im Schlafe aufschreit und zusammenfährt,
Erwacht und nun gelähmt an allen Gliedern liegt,
Die Augen schließt, den hoffnungslosen Morgen
nicht zu sehen:
O der begreift es nicht, begreift es nicht,
Wenn sich ein Wahnsinnsschrei der Brust entringt:
Aus welchen Qualentiefen auf er dringt.
O der begreift es nicht, begreift es nicht,
Wenn jähe Mordlust aus der Seele bricht
Mit Flüchen, die das Heiligste nicht schonen —
Und er begreift ihn nicht, begreift ihn nicht,
Den blutend wehgeborenen Entschluß
Der Mutter, die zur Hure werden muß,
Weil sie ihr Kind verkommen sehen muß.
Er hat den großen Ekel nie empfunden
Vor der Gemeinheit, die die tausend Wunden
Dem preisgegebnen Opfer hat geschlagen,
Vor der Gemeinheit, die aus allen Enden
Wie Schlangen auf das arme Opfer schießen,
Vor der Gemeinheit, die am schlimmsten ist,
Wo sie mit kaltem Blick ihr Opfer mißt,
Wo sie mit Allen ein Gewissen teilt
Und eigne Schuld an fremdem Schuldig heilt,
Zum Schluß das Opfer selber schuldig spricht,
Bis es vernichtet jäh zusammenbricht.
Wer's nicht gesehn, wie ich es sehen mußte,
Wer's nicht am eignen Leibe spüren mußte,
Der kann die Wollust nimmer mit mir fühlen,
Die süße Lust, in Schinderblut zu wühlen.

München. Ludwig Scharf.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Schulbub. Es ist unbedingt notwendig, das Gedicht, das der Statthalter Graf Kielmansegg verfaßt und bei der Sylvesterfeier des Wiener Männergesangvereines vorgetragen und das die ‚Neue Freie Presse' veröffentlicht hat, hier noch einmal zu reproduzieren:

Wiener Männer, edle Sänger,
Kann nicht halten an mich länger,
Euch zu danken, weil seit Jahren
Ich nur Bestes hab' erfahren
Von Erfolgen Eurer Kunst
Und von mir gewährter Gunst.
Wenn ich heut' das Wort nun nehme
Das Gefühl ich kaum bezähme
Meines Herzens, das sich regt,
Weil doch sind zurückgelegt
Heut zehn Jahr', seit der Verein
Zum Sylvester lädt mich ein.
Dies mein Jubiläum heuer,
Sagt mir nun, wie lieb und teuer
Der Verein mir war seit je,
Weil ich doch verkörpert seh'
In ihm Wiener Ideale,
Die gleich einem Sonnenstrahle,
Allen gleich zu Herzen geh'n,
Die sich auf Gemüt versteh'n.
Zehn Jahr' lang ich bei Euch lernte
Wien'risch denken. Diese Ernte
Bleibt für mich ein rechter Segen
Stets auf meinen Lebenswegen!
Darum spricht aus meinem Munde
Heut' mein Herz in dieser Stunde
Der Sylvesterfeier, der ich fern
Nie geblieben, vielmehr gern

Und mit wahrster Freude angewohnt,
Weil's für Euern Freund sich lohnt!
Glaubt an meine Freundschaft, Treue
Und empfanget heut' aufs neue
Meinen Wunsch auf Glück und Segen,
Die auf allen ferneren Wegen
Euch der Himmel möge geben:
Wiener Sänger, Ihr sollt leben!

Ich weiß nicht, wie alt der Statthalter ist — daß er bereits erwachsen ist, steht fest —, aber ich bin fest davon überzeugt, daß er dieses Gedicht selbst verfaßt hat. Das Sylvesterpoem, das der neue Vorstand der Künstlergenossenschaft, Herr Professor von Angeli — wenn ich nicht irre, auch bereits erwachsen — zum besten gegeben hat, war überflüssig. Es sind Verse, wie sie jeder Dilettant zustande bringt, nicht besser, aber auch nicht schlechter: »Meine sehr verehrten Gäste! Heute beim Sylvesterfeste . . . « Es ist traurig, daß Leute, die auf einem bestimmten Gebiet etwas Tüchtiges oder Brauchbares leisten, plötzlich dem Ehrgeiz nachgeben, »laut und um gehört zu werden«, »öffentlich oder vor mehreren Leuten« (und wie die juristischen Merkmale der Ehrenbeleidigung sonst heißen) zu dichten. Es ist traurig. Aber schließlich nicht weiter aufregend. Einem großen Maler, der fühlt, daß ihm kein Gedicht gelänge, wird es gewiß nie einfallen, korrekte Gelegenheitsverslein, die jeder Schuster herstellt, aufzusagen, sondern er wird laut und vernehmlich schweigen. Der Philister exzediert oder dichtet in der Sylvesternacht, und ein Vorstand der Künstlergenossenschaft ist in der Regel — kein großer Maler. Er mag in seinem Fach ganz Tüchtiges oder Brauchbares leisten. So regt man sich denn nicht weiter auf, findet bloß, es sei überflüssig gewesen, und wünscht von Herzen, daß er's im neuen Jahr nicht wieder tue. Die Produktion des Statthalters war nicht überflüssig. Es ist ersprießlich, zu erfahren, wie der geistige Horizont jener Persönlichkeit beschaffen ist, die die oberste Instanz in Dingen der Wiener Theaterzensur vorstellt. Man wird nicht sagen können, daß der Graf Kielmansegg als Politiker und Verwaltungsbeamter etwas Tüchtiges oder Brauchbares leiste. Die Eingebungen seiner allzu zahlreichen Mußestunden dürfen mit umso größerem Interesse beurteilt werden. Es ging schon lange das Gerücht, daß der Statthalter von Niederösterreich

kunstsinnig sei. Man erzählte, daß er bei einem Vereinshumoristen namens Kornau, der seit Jahren die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder mit seinen schlechten Schauspieler-Kopien unsicher macht, das Coupletsingen erlernt habe. Solange er eine öffentliche Probe dieser Fähigkeit nicht gegeben hat, glaube ichs nicht. Erst seit seinem Sylvestergedicht ist der Kunstsinn des Statthalters von Niederösterreich hieramts bestätigt. Und das ist gut. Denn es ist absolut zuträglich, zu wissen, von wem man regiert wird.

Chauffeur. Selbst die Abneigung gegen den Automobilsport wird einem hierzulande verleidet. Vor allem muß man gegen die biederen Landbewohner sein, die sich viel langsamer an das neue Vehikel gewöhnen als ihre Pferde. Man soll nur einmal das grenzenlose Erstaunen des stets im Wagen schlafenden Schwerkutschers gesehen haben, der sich die Augen reibt, wenn seine Gäule nach längerem Zögern sich feldwärts zu kehren entschlossen haben. Die Flüche der Erwachsenen und das Gaudium der Kleinen sind die typischen Begleiterscheinungen einer Automobilfahrt. Habt ihr je eine unternommen, ohne daß sich die Kinder des flachen Landes mit Indianergeheul, langen Nasen und Steinwürfen an ihr beteiligt hätten? Welche phantasievollen Formen der Haß gegen das Automobil annehmen kann, zeigt eine Gerichtsverhandlung, die kürzlich in Wiener-Neustadt gegen einen Grafen durchgeführt worden ist und die auch ohne den Strafausschließungsgrund des Adels mit einem Freispruch hätte enden müssen. Aus der Anzeige, auf die hin ein Staatsanwalt den Humor hatte die Anklage zu erheben, stinkt einem das provinzlerische Grauen vor dem Unfaßbaren entgegen und die Lust, ihm mit Lügen und Übertreibungen beizukommen. Der Nummernzwang besteht schändlicherweise noch immer nicht. Trotzdem scheint es leichter möglich als man glaubt, ein Automobil, das auf einer Schnellfahrt Unheil angerichtet hat, zu verfolgen. Graf Hoyos-Sprinzenstein soll wie ein Rasender drauflosgefahren sein. Hören wir, wie es gelang, seiner habhaft zu werden: »Am 9. September l. J. war bei Theresienfeld die Reichsstraße wegen Wegarbeiten nur für den Ortsverkehr geöffnet. Als trotz der dort angebrachten Tafel an diesem Tage ein großes Automobil mit vier Personen die Straße befuhr, wurde den Insassen bedeutet, daß die Durchfahrt nicht möglich und auch nicht gestattet sei. Das Vehikel fuhr ohne Rücksicht auf die Verständigung auf dem Gehweg weiter. Vor dem Ge-

meindeamt wurden die Automobilisten von dem beeideten Polizeikommissär Johann Lipp und dem Gemeindediener Leopold Weiner angehalten. Die Herren wurden angewiesen, die Rückfahrt anzutreten. Diese Weisung befolgten sie aber nicht, sondern fingen plötzlich an, in einem derartigen Tempo zu fahren, daß der Polizeikommissär im Laufschritt folgen und der Gemeindediener sich vorn an das Automobil anhängen und mitschleppen lassen mußte, um nicht überfahren zu werden. Sie fuhren im raschesten Tempo durch alle auf der frischgewalzten Straßenstrecke aufgestellten Schranken zickzack gegen Wien davon. Zwischen den Häusern Nr. 56 und 57 wollte der Straßeneinräumer Franz Pramer das Automobil anhalten, was ihm aber bei dem rasenden Tempo nicht möglich war. Pramer wurde vom Automobil erfaßt und erlitt eine Verletzung an einem Finger der rechten Hand. Bei der Walzmaschine auf der Straße beim Haus Nr. 80 angelangt, wo eben sämtliche Arbeiter beschäftigt waren, wurden der Maschinist und Führer der Maschine Gottlieb Miskes und der Heizer Alois Sabatil beinahe überfahren. Der Heizer Sabatil erlitt übrigens eine Verletzung am Kopf. Endlich wurden die Automobilisten von der höchst erregten, inzwischen zahlreich angesammelten Ortsbevölkerung gezwungen, das Fahrzeug anzuhalten und der inzwischen nachgekommene Polizeikommissär Lipp und der Gemeindediener Weiner mußten alle Mittel anwenden, um die Beanständeten vor Schlägen zu schützen.« Man sah also das Automobil in rasendem Tempo »zickzack gegen Wien davonfahren«. Zwischen den Häusern Nr. 56 und 57 wollte es einer anhalten. Mit unerhörter Geschwindigkeit erreichte es endlich das Haus Nr. 80. Aber erst ein paar Häuser weiter konnte es zum Stehen gebracht werden. Man denke: das Automobil fuhr so rasch, daß der Polizeikommissär nur im Laufschritt folgen konnte. Wäre er gegangen, hätte er das Automobil gewiß nicht mehr erreicht. So aber war er — freilich, nachdem schon allerlei Unglück geschehen war — »inzwischen nachgekommen«. Ein beklagenswertes Opfer dieser tollen Fahrt war der Herr Straßeneinräumer. Er erlitt tatsächlich eine Verletzung an einem Finger der rechten Hand. Der Angeklagte konnte das nicht leugnen. Er gab zu, daß sich dem Automobil ein Mann mit einer Flasche entgegengestellt habe, die er drohend und unter unverständlichen Zurufen schwang. »Der Mann schleuderte schließlich die Flasche gegen das Automobil, so daß sie an dem Vorderrade zerschellte. Dann hörte man ihn sagen: Wegen

dem muß ich mich noch schneiden!« ... Eine Automobilfahrt, die ein Polizeikommissär im Laufschritt mitmacht und bei der sich ein Straßeneinräumer mit einer Flasche schneidet, gehört zu jenen österreichischen Dingen, die man nicht glaubte, wenn nicht das Unglaublichste einträte: die Erhebung einer Anklage.

Verzweifelter Leser. Sie schreiben: »Ich habe das Pech gehabt, fünf Jahre meines Lebens in Rußland, speziell im Kaukasus zubringen zu müssen, bin deshalb seit Jahr und Tag den ärgsten Qualen beim Lesen unseres ‚leitenden Tagesblattes' ausgesetzt und mußte leider schon diverse Untertassen, Wassergläser und dergleichen Ableiter sporadischer Wutanfälle in Kaffeehäusern, Restaurants etc. bezahlen... Was sich nämlich diese aus sittlichster Weltanschauung, gereiftester politischer Weisheit und gediegenster Überzeugungstreue — die universellste, geradezu erschreckende Bildung nicht zu vergessen — zusammengesetzten Größen an allem nur erdenklichen Unsinn leisten, sobald das unglückselige Rußland aufs Tapet kommt, geht schon über die Hutschnur, respektive unter das ‚Deutsche Volksblatt'. Es scheint Prinzipiensache zu sein, alle russischen Namen von Orten, Generalen, Judenschlächtern en gros und en détail etc. falsch oder verstümmelt abzudrucken, auch sonst alle nur möglichen Blödheiten zu verüben. Was ist bloß an dem seligen Roschdestwensky gesündigt worden! Was wird täglich an den Ortsnamen gefrevelt — speziell an den kaukasischen —, wo doch ein Blick in ‚Meyer' den Schmock sofort auf den Pfad der Tugend und des Rechtes führen würde! — Was ich aber im Montag-Abendblatt der ‚Neuen Freien Presse' lesen mußte, hat mich dermaßen erschüttert, daß ich mich um Trost und Rat an Sie wenden muß. Es steht nämlich in gesperrten Lettern die katastrophale Nachricht: ‚Irkutsk ist von Batum abgeschnitten'. Man sucht unwillkürlich ein Pendant zu diesem Jammerbild wie: ‚Die direkte Schnellzugsverbindung zwischen Shangai und Honolulu ist durch Bergsturz unterbrochen' oder ‚Die Züge auf der Strecke Peking—Hacking kamen gestern infolge Schneeverwehung verspätet an' u. dgl. Kann man denn wirklich gar nichts dagegen tun?«

Habitué. Ja, wenn ein Professor der Mechanik ein Theaterstück schreibt! Dann ist die Wiener Kritik um einen Witz nicht verlegen. Und das Gute ist, daß sich der Witz »wenden« läßt. »Man sollte nicht glauben«, sagt der Extrablatt-Humorist, »daß ein Professor der Mechanik als Dramatiker technisch so hilflos sein kann.« Aber der

Gedanke kann auch für ein Lob gerettet werden: ein anderer Volkstheaterkritiker schreibt, Ferdinand Wittenbauer sei »auch als Dramatiker ein famoser Techniker«. Ich habe einer gewissen Wiener Kritik schon öfter nachgerühmt, daß sie um eines Kalauers willen eine Existenz opfert. Beim Schauspieler nämlich rührt der Tadel eines einflußreichen Rezensenten an die Existenz (sonst wäre das Liebedienern wirklicher Künstler vor amusischen Witzbolden nicht begreiflich). Herr Julius Bauer war vielleicht gar nicht einmal von der Talentlosigkeit eines jungen Burgtheaterdebütanten, der früher Zahnarzt gewesen sein soll, überzeugt. Nur ist seine stilistische Kunst seiner Freude an dem Wortwitz, der ihm gerade einfiel, nicht gewachsen; er konnte ihn nicht »halten« oder wenigstens so anbringen, daß kein schwerer Tadel draus wurde, und mußte deshalb schreiben, man werde Herrn A., der früher Zahnarzt gewesen sei, schmerzlos ziehen sehen. Und wenn A. das größte schauspielerische Genie wäre! An dem Fall Wittenbauer sieht man, wie unschwer es ist, einen epochalen Witz nach rechts und nach links zu wenden. Herr Bauer kann's nicht. Er, der noch weniger kritisches Temperament hat, als irgend einer der Herren, die in Wien über Theaterdinge richten, glaubt, daß die Negation zum Handwerk gehöre. Wie anders Rudolf Lothar, der Lobspucker! In der ‚Kritik der Kritik', einer deutschen Monatsschrift, hat er seine Anschauungen über die Wiener Theaterkritik niedergelegt. Da ist natürlich alles rosig. In jeder Zeile der heimlich heiße Wunsch, daß die ganze Wiener Kritik nur einen Hintern hätte, damit die Arbeit des Herrn Lothar nicht gar so kompliziert wäre! »Ich möchte Julius Bauer, *ohne ihm nahetreten zu wollen*, mit Sarcey vergleichen. Nicht nur weil er heute in Wien den gleichen Einfluß übt wie s. Z. Sarcey in Paris, sondern auch weil er wie dieser immer die Stimme des gesunden Menschenverstandes, des *guten Geschmacks* zu Worte kommen läßt. Natürlich ist er viel moderner, reicher im Gemüte, *empfänglicher für Verschiedenartiges wie Sarcey*«. Nun, mit diesem Kompliment tritt Lothar Herrn Bauer doch bedenklich nahe. Er hätte gewiß nicht gewagt, dem Pariser das ins Gesicht zu sagen, was er hinter dem Rücken des Wieners so dreist vorbringt. Und in so üblem Deutsch. Denn es ist zwar möglich, daß Herr Bauer »empfänglicher für Verschiedenartiges« ist *als* Sarcey — reicher im Gemüte *wie* Sarcey ist er gewiß nicht. Und ob gerade »guter Geschmack« die hervorstechendste Tugend des Extrablatt-Mannes

ist, muß dahingestellt bleiben. Aber es kann nicht oft genug gesagt werden, daß Herr Bauer nach einer Aufführung von »Antonius und Cleopatra« geschrieben hat: »Und die Moral davon? Kaufen Sie Busenschützer!«, und nach einer Wiederbelebung des »Oedipus«: daß zum Schluß auf der Bühne »Ausstich« geschenkt werde. Einen »Künstler«, den »Heine der Wiener Kritik« nennt der Schwätzer Lothar den Mann, den Shakespeare und Sophokles zu solchen Rülpsern des Geistes anregten. Möglich, daß Herrn Bauer, der für Verschiedenartiges empfänglich ist, nächstens ein Drama des Herrn Lothar in weihevollere Stimmung versetzen wird. Herr Lothar hat ganz recht, für seine künftigen Durchfälle vorzubauen. Aber nachdrücklich muß dagegen protestiert werden, daß dem Ausland als der führende Geist der Wiener Theaterkritik, die immerhin Erscheinungen wie Speidel, Uhl und Hevesi aufwies, ein Journalist vorgestellt werde, welcher kaum in seinen geschickten Kopierverslein, geschweige denn in einer völlig unpersönlichen Prosa über die Dürftigkeit eines Witzes zu täuschen vermag, der, aus keiner Tiefe des Denkens oder Fühlens von keinem Temperament geschnellt, an der Oberfläche der Dinge seine Mäusezähnlein schartig wetzt.

Arzt. Wird nicht der Dr. Charas in der letzten Zeit zu viel genannt? Wurde nicht vom Beinbruch des Erzherzogs Karl ein allzu üppiger Gebrauch gemacht? Man sieht den Dr. Charas ins Palais eilen, nachdem das Bein bereits verbunden ist. Man sieht ihn im Automobil den Patienten und die Erzherzogin-Mutter ins Sanatorium geleiten. Gleich darauf erfährt man, daß er mit dem Aufzug in das Röntgeninstitut im dritten Stock gefahren ist. Nun glaubt man, daß er müde sein werde. Nein, wir erfahren, daß der Erzherzog, nachdem er eine Zigarette geraucht hat, »unter Oberaufsicht des Chefarztes der Freiwilligen Rettungsgesellschaft Dr. Charas von zwei Sanitätsdienern in das Automobil der Rettungsgesellschaft gebettet« wurde. Jetzt sitzt der Dr. Charas wieder im Automobil. Und selbst die trägste Phantasie eines Lesers der Neuen Freien Presse' kann sich bereits ausrechnen, daß der Dr. Charas auch bei der Rückkehr des Erzherzogs ins Palais zugegen sein werde. Nein, es muß ausdrücklich gemeldet werden, daß die Sanitätsdiener — wir erfahren auch ihre Namen — die Bahre bis zum Krankenbett trugen, »auf das der Erzherzog dann unter Aufsicht des kaiserlichen Rates Dr. Charas gehoben wurde«. O du mein Wien!

Eingeweihter. Wie viel ich für meine Artikel über den Beer-Prozeß von dem sehr vermögenden Angeklagten bekommen habe? Damit Sie ganz und gründlich informiert sind, will ich's Ihnen verraten: 10.000 Gulden — genau so viel, als Herr Dr. Steger für den »Vertreter der Privatbeteiligten«, Herrn Dr. Wolf-Eppinger, der im Prozeß als Zeuge gegen den Professor Beer auftrat, von diesem bekam. Sind Sie nun zufrieden? Man sucht in Wiener Kretinkreisen nach einem »Motiv« für meine Haltung? Hier ist es. Und wie freue ich mich über den Erfolg meines Wirkens! Sieben Jahre habe ich Mißtrauen gegen gedruckte Meinung gesäet. Kann ich mir eine bessere Ernte wünschen, als den Zweifel, daß meine eigene Druckerschwärze, die ich aufwandte, um den Zweifel an der anderen zu wecken, echtfärbig sei? Ich fühle mich so gar nicht als Person getroffen, wenn subalterne Gehirne nach »Motiven« für meine Urteile fahnden. Ordnungshalber würde ich, wenn solches Interesse den greifbaren Ausdruck einer Beschuldigung annähme, eine Klage überreichen und gerichtlich feststellen lassen, daß ich weder von Herrn Professor Beer noch von sonst irgendjemand gekauft worden bin. Natürlich würde ich auf solche Feststellung nicht weiter stolz sein, da ich es für mein geringstes Verdienst halte, mich von der Wiener Presse durch die Unverkäuflichkeit meiner Ansichten zu unterscheiden. Wohlwollende Urteiler versichern, daß mir meine letzte Publikation zum Prozeß Beer, die Veröffentlichung der nachträglichen Zeugenaussage des Realschulprofessors, »geschadet« habe. Mag sein. Aber ich verkaufe einen Artikel nicht bloß für baares Geld nicht: ich unterdrücke ihn auch nicht, wenn man mir vorher schwarz auf weiß erklärt, daß seine Publikation mir »schaden« wird. Die ‚Fackel' wird nämlich im Gegensatz zu anderen Journalen vom Herausgeber und nicht vom Publikum redigiert. . . Man sagt also »in Advokatenkreisen«, aus der Veröffentlichung jener Zeugenaussage habe allzu deutlich die Tendenz gesprochen, eine Wiederaufnahme des Verfahrens zu bewirken? Ich hätte dem Werk des Herrn Regierungsrates Dr. Bachrach »vorgearbeitet«? Zu albern, eine Absicht, die ich doch weder verschleiern wollte noch konnte, durch Verkuppelung mit einem bei der ‚Fackel' sonst übel berufenen Namen zu verdächtigen. Also: ich habe das Protokoll von Herrn Dr. Bachrach, mit dem ich nichts zu schaffen habe, n i c h t bekommen. Ich hätte es, da momentan Wichtigeres auf dem Spiele stand als die Lösung der Frage, ob Herrn Bachrach's Hofskandal-

verhinderungstätigkeit ein sauberes Handwerk sei, beruhigt auch aus seinen Händen empfangen können, ohne mich ihm zu verpflichten. Daß ich die Wiederaufnahme des Verfahrens für geboten halte, konnten nicht ganz schwachsinnige Leser schon aus meiner ersten Abhandlung erraten. Wichtiger als die Verteidigung des unschuldig leidenden Individuums aber ist mir — in allen Fällen — die Brandmarkung eines Systems. Um das Verfahren, das gegen den Professor Beer eingeschlagen wurde, anschaulicher zu machen, habe ich den zweiten Artikel veröffentlicht. Und als jene freiwillige Zeugenaussage des Realschulprofessors zu meiner Kenntnis gelangte, fand ich, daß ihre kommentarlose Wiedergabe das wirksamste Mittel sei, die Ungeheuerlichkeit der ganzen Prozedur den letzten Zweiflern vor Augen zu führen. Eine Existenz durch den richterlichen Glauben an die Aussage eines hysterischen Schuljungen zertrümmert, der richterliche Glaube gepölzt durch die Aussage einer Mutter, daß ihr Söhnlein ein »Fanatiker der Wahrheit« sei. Und nun kommt ein Lehrer des Kronzeugen und bezeichnet ihn als Fanatiker der Unwahrheit. Der Lehrer meldet sich freiwillig, da das Gericht — gegen alle amtliche Gepflogenheit — eine Erkundigung in der Schule unterlassen hat. War, wer die Abhandlung über »die Kinderfreunde« geschrieben hatte, zum Bericht über solches Nachspiel nicht verpflichtet? Herr Dr. Beer könnte ein viel ärgeres Scheusal sein als die Meute, die ihn hetzt, zu glauben vorgibt — das Gerichtsverfahren selbst gehört, nachdem die Aussage jenes Lehrers bekannt geworden ist, zu den österreichischen Denkwürdigkeiten.

Höfling. »Nur so viel darf gesagt werden, daß ein beide Teile befriedigender, vornehmer Ausgleich zustande gekommen ist. Prinzessin Louise erhält als Unterhaltsbeitrag, unveräußerlich und unbelastbar 400.000 Kronen, und überdies monatlich 7000 K . . . Die Klageführung in Budapest unterbleibt.« . . . Ich glaube — sie »weiß was auf wem«.

Gentleman. Bezirksgericht Josefstadt in Strafsachen. Die Gerichtssaalberichte variieren. Eine verheiratete Frau wurde von einem oder zwei Männern auf der Straße zum Souper geladen und hat, da sie nach dem Souper ein Übriges zu tun sich weigerte, zwei oder eine Ohrfeige erhalten. Jedenfalls so wuchtiger Art, daß die Ärmste zu Boden fiel und sich verletzte. Das »gerichtliche Nachspiel«, das solche Affairen haben,

ist ein Shakespearescher Tanz der Rüpel, an dem sich der Richter beteiligt. Man würde glauben, daß in unserem Falle die schwerste nach dem Gesetz zulässige Strafe zu verhängen sei, daß nichts, nicht einmal die Enttäuschung des erregten und darum unzurechnungsfähigen männlichen Sexualtiers eine mildere Beurteilung des Roheitsaktes bewirken könne, daß vielmehr die Hemmungslosigkeit der männlichen Psyche, die solche Straftat ermöglicht, an sich sträflich sei. Von dem Bezirksgericht Josefstadt wird der Mann zu vierundzwanzig Stunden verurteilt, und die ethische Verdammnis trifft die Frau. Wie die es sich einfallen lassen konnte, die Einladung zum Souper anzunehmen! »Wissen Sie«, ruft Herr Dr. Schachner, »wenn eine Frau so mir nichts dir nichts der Einladung fremder Herren Folge leistet, muß man wohl mancherlei dahinter vermuten. Der Herr wird sich wahrscheinlich gedacht haben, daß es beim Souper allein nicht bleibt, und in seinem Zorn über die Enttäuschung hat er sich zu der Mißhandlung hinreißen lassen«. Man fragt sich, was es den Herrn Dr. Schachner, der ja nicht als Sittenrichter im Bezirksgericht Josefstadt fungiert, im Grunde angehe, wenn und aus welchen Gründen eine Frau sich zum Nachtmahl laden läßt. »Mir nichts dir nichts« hat sie die Einladung wohl nicht angenommen. Appetit und Neugierde dürften ihr den Gedankengang nahegelegt haben: Mir das Essen, dir nichts. Ein österreichischer Richter hält es für ein illoyales Geschäft. Er billigt dem enttäuschten Attaqueur sozusagen ein »Recht auf die Leistung« zu. Die Frau hatte vielleicht ursprünglich die Absicht, sich für das Souper zu revanchieren, überlegte sich's später oder spürte Reue, sah — ganz im Sinne des Herrn Dr. Schachner — die Unschicklichkeit ihres Vorgehens ein. Zu spät! Ein österreichischer Richter ist der Ansicht, daß es da kein Zurück mehr gibt, daß sie sich mit der Annahme des Soupers stillschweigend zu einer Gegenleistung verpflichtet hat. Die Sache gehört eigentlich ins Gebiet des Zivilrechts. Hätte der Mann anstatt zur brutalen Selbsthilfe zu greifen, die man, weil's das Strafgesetz will, mit vierundzwanzigstündigem Arrest ahnden muß, den Rechtsweg betreten, das Zivilgericht hätte — versteht sich, wenn dort Männer vom Schlage des Dr. Schachner sitzen — ausgesprochen, daß die Frau zur Ersatzleistung, in Geld oder in — Naturalien, verpflichtet sei. Die Rechtsfindung fußt auf dem Standpunkt des schlichten Mannes, mit dessen Geliebter ein Tischnachbar im Wirtshaus anbandelt: »Sie Herr,

entschuldigen's. Ham Sie das Madl mitbracht? Zahln Sie den Kas?« Ein Mädchen könnte den für eine Liebesleistung bedungenen Geldbetrag nie einklagen. Causa turpis! Offenbar aber ein Mann die für einen Geldbetrag nie versprochene Liebesleistung . . . Das Urteil des Herrn Dr. Schachner ist unhaltbar. Der Appellsenat (Herr Adamu) wird es abändern und den Angeklagten zu einer Geldstrafe von fünf Kronen verurteilen.

Nebenmensch. Schwarzbuch-Aspiranten: »Ich bin nur neugierig, was mit dem allgemeinen Wahlrecht noch herauskommen wird«. »Ja, das ist eine Seeschlange, die Lösung der Fragen mit Ungarn; da heißt's: biegen oder brechen«. (Bei einer Vorstellung:) »So, so, Chemiker! Die Chemie muß eine sehr interessante Wissenschaft sein und hat noch eine große Zukunft. Erfinden S' das künstliche Eiweiß! Wer das zusammenbringt, wird über Nacht Millionär«. »Lassen S' mich aus mit den modernen Stücken! Wenn ich einmal ins Theater geh', will ich mich unterhalten und lachen.« Ferner alle Leute, die auf die an sich lästige Frage: »Wie geht's?« antworten: »Na, so so, la la, könnte mir noch geholfen werden«, oder: »Danke, man lebt«. Alle, die die Frage stellen: »Wohin werden Sie denn heuer auf's Land gehen?« und alle, die darauf antworten: »Am liebsten blieben ich und meine Frau in Wien, wenn's uns nicht um die Kinder zu tun wär'; die Bequemlichkeit wie zuhause hat man doch nirgends.« Alle, die auf der Tramway einem, der sich über das Gedränge beklagt, den Rat geben, sich »einen Fiaker zu nehmen«. Alle, die die schöne Bezeichnung »Der Fackel-Kraus« anwenden, alle, die sich ihm als »Anhänger« vorstellen und darauf verweisen, daß sie »jede Nummer in der Trafik kaufen« und alle, die ihn, nachdem sie schon manches — auch ob es der Wedekind ernst meine — erfahren haben, fragen: »Jetzt sagen Sie mir, bitte, noch eines: Wie groß ist eigentlich die Auflage einer Nummer?«. Alle, die ihn mit den Worten apostrophieren: »Auf die Gefahr hin, daß Sie mich ins schwarze Buch bringen . . . .«

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda und Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3

„Bar-Lock“

Einzige Schreibmaschine mit vollständig sichtbarer Schrift **ohne** Umschaltung.

GENERAL-VERTRIEB:

JOE LESTI

Wien, I. Laurenzerberg Nr. 4 f.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER

Wien, I. Concordiaplatz No. 4 (Telephon 12801),

liest alle hervorragenden Journale der Welt (Tagesblätter, Wochen- und Fachschriften), welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

Inhalt der vorigen Nummer Nr. 102, 5. Januar: Der Nebenmensch. — Die Verhaftung Witte's. — Erotik der Keuschheit. Von Lucianus. — Attila. Von August Strindberg. — Antworten des Herausgebers (Kinsky und Knöpfelmacher; Bürgermeister und Lord Mayor; Bismarck und Lassalle; Mein Cabaret; Aus meiner Sammlung; Allerlei Stilisten; Die Gärtner-Kur; Der Unfall des Erzherzogs). — Mitteilung des Verlages.

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Die Fackel

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16–32 Seiten. **Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.**

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei . .	K 9.—
» »	18	» » . .	» 4.50
» das Deutsche Reich,	36	» » . .	M. 9.—
» » » »	18	» » . . .	» 4.50
» die Länder d. Weltpostv.,	36	Nummern, portofrei	M. 10.20
» » » » »	18	» »	» 5.10

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 30 h = 30 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857. Postsparkassen-Konto Nr. 57.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 2.

Nr. 194. 31. Jänner 1906 VII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

n Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 30 Pf.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Erinnerungen aus meinem Leben

von

Josef Schöffel

Preis: gebunden K 5. —, geheftet K 4. —

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen
sowie durch den

Verlag Jahoda & Siegel
WIEN

III/2 Hintere Zollamtsstrasse Nr. 3.

Im Verlage „Die FACKEL" sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten

Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität

Karl Kraus
Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).

Karl Kraus
Der Fall Hervay

Karl Kraus
Die Kinderfreunde (Zum Prozess Beer).

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

Die Fackel

Nr. 194 WIEN, 31. JÄNNER 1906 VII. JAHR

Die Wahlreform.

Ein offener Brief an Karl Kraus.

Ich müßte die suggestive Kraft Ihrer Worte geringer einschätzen, als ich es tue, wenn ich es gleichgiltig hinnehmen sollte, daß Sie sich in einem geschichtlichen Augenblick und in einer großen Sache vergreifen. Mir liegt dabei auch das Bild am Herzen, das ich mir von Ihrem Geiste mache und das ja auch einmal ein geschichtliches sein wird. Dies bewegt mich vor Allem, bei Ihnen vorstellig zu werden, wegen der Haltung, die Sie in der Wahlrechtsfrage einnehmen. Hier, fürchte ich, werden Sie auf Granit beißen.

Ich gehöre nicht zu jenen, welche Ihnen kleine persönliche Motive in irgend einer öffentlichen Sache zutrauen. Im Gegenteil, ich schätze an Ihnen die Fähigkeit, sich über alle persönlichen Verhältnisse hinwegzusetzen. Ich habe Sie einmal bei Gelegenheit einer öffentlichen Affäre von wirklicher Empörung und Bekümmertheit erzittern gesehen und weiß seit jenem Tage, daß Ihnen die öffentlichen Dinge als Erlebnisse ans Herz greifen und daß hinter jedem Ihrer Worte die echte Leidenschaft steht.

Was hat Ihnen nun die Wahlreform getan, daß Sie dieser mächtigen Erscheinung so feindlich gegenüberstehen? Warum greifen Sie die Männer an, welche die größte Kulturtat geleistet haben, die in diesem

Lande seit Menschengedenken vollbracht wurde, und durch die beispiellose Ausdauer ihrer Agitation und Organisation die Fundamente dieses Staates erneuern?

Sie selbst — wir wissen das sehr genau — leiden an Österreich. Ihr Auftreten gehörte zu den Vorzeichen einer neuen Ordnung, und ein künftiger Geschichtsschreiber wird die ‚Fackel' vielleicht zu jenen Erscheinungen rechnen, welche der Neugestaltung Österreichs vorausgegangen sind. Sie gaben einer unerträglichen Spannung der Gemüter, die durch ein Jahrzehnt aufgespeichert war, einen klassischen und vehementen Ausdruck, wie er in dieser Pracht bei uns noch nicht erhört war. Ihre Attake richtete sich gegen den gemeinsamen Feind des Künstlers, des Genies und des Volkes: den Bourgeois. Sie spießten die Insekten und trafen mit Keulenschlägen die fetten Monopolherren der geistigen und materiellen Güter, Sie brachten es zuwege, daß Analphabeten zu Lesern wurden, daß Freund und Feind Ihre Worte mit gleicher Neugier verschlangen, Sie schrieben Furchen in den Geschmack der Zeit, Sie bewirkten eine Umwertung der Werte, — kurz, Sie taten Alles mit Ausnahme der positiven fruchtbaren Tat, die anderen Männern vorbehalten war.

Als ein Erwählter des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts der Leser gingen Sie aus der Urne der Öffentlichkeit siegreich hervor. Ihre große kritische Leistung war ein Bedürfnis der Zeit und kann durch nichts mehr rückgängig gemacht werden.

Sie wissen am besten, was es heißt, in Österreich leben und wirken wollen. Aber Sie hatten niemals Sümpfe trocken zu legen und in Ackerboden zu verwandeln. Sie kennen den Kleinkampf um große Gedanken nicht aus eigener Erfahrung, Sie können nicht ermessen, was Energie, Zähigkeit, organisatorische Arbeit an Leidensinhalt bedeutet. Aber Sie wissen mit Nietzsche, daß der höchste Mut derjenige ohne Zeugen ist. Und den hatten jene Männer, welche die Arbei-

terklasse erzogen und organisiert haben. Dieses Unternehmen war ein fast hoffnungsloses. Nur der entschlossene Wille, sich ganz einfach aufzuopfern, um späteren Geschlechtern zu beweisen, daß nicht alle Zeitgenossen dumpf und stumpf gewesen sind, brachte diese Leistung zuwege. Wenn die Führer der österreichischen Arbeiterschaft kein anderes Verdienst hätten, als daß sie binnen fünfzehn Jahren den Rechtsstaat erzwungen und das Gesetz in Österreich eingeführt haben, so hätten sie den Nobelpreis verdient. Bezirk um Bezirk mußte das erarbeitet werden. Der Weg führte durch einige Gefängnisse, aber er wurde zurückgelegt. Gleichzeitig wurde die gewaltigste Spararbeit, die peinlichste Schonung des anvertrauten Menschenmaterials durchgeführt, die ganze Spannkraft nach innen gekehrt und in Überzeugung verdichtet. Vergessen wir nicht jenes Organ, dessen Sprache schon ein Ereignis war, das durch lange Zeit die einzige Zufluchtsstätte jeder Art von Wahrheit gewesen ist. Nun endlich betritt diese Klasse unseres Volks nach unvergleichlichen Mühen und Leiden den sicheren Boden der lebendigen Geschichte.

Sie sehen in dem Allen nur die Demokratie, die geringzuschätzen Sie sich ästhetisch verpflichtet fühlen. Aber täuschen Sie sich nicht! Sie haben nur akademisch, nicht politisch-praktisch eine andere Wahl, als die Bejahung alles Bestehenden oder den beherzten Anschluß an die neuen treibenden Kräfte, keine andere Wahl, als zwischen dem Spießer, der Sie verabscheut, und dem Volk, das Sie gar nicht kennen, weil es erst entsteht.

Denn wo wäre in Österreich die Aristokratie, von der Sie träumen? Zeigen Sie uns erst die Aristokraten, die sich mit den geistigen Spitzen zu verbrüdern bereit sind, zeigen Sie uns den Esprit des Rokoko, und wir nehmen seine Laster in Kauf. Wir wollen von Herzen gern gegen den Adel galant sein, — aber sehen möchten wir vorerst, daß er

irgendeine Art Geist, sei es einen Staatsgeist, sei es einen ästhetischen, besitzt. Aber den suchen wir vergeblich. Hier gibt es keine graziösen Abbés, keine Renaissance-Kardinäle, mit denen wir über Plato konversieren können, keine kunstsinnigen Marquis, sondern höchstens Sportbarone, auch keine englischen Lords, deren Hochzucht uns imponieren könnte. Ach, wäre nur erst der Adel da! Wäre nur erst die Bourgeoisie da! Wäre nur erst der böse, schöne Feind da, den man hassen, aber achten könnte! . . . Aber wir finden nur die abgelebte Schar der beutegierigen Pfründner; keine Pflicht des Besitzes, keine Mäzene und Fürstenhöfe, sondern eine Clique von Bevorrechteten ohne Geist, ohne Anmut, ohne Bildung, ohne Geschmack, ohne Würde.

Da bieten die Kolonnen der Arbeiterschaft doch größere ästhetische Befriedigung, der Arbeiter, die, wie Sie freilich nicht wissen dürften, schon heute eine hohe Organisation des Kunstgenusses besitzen, deren Versammlungen, seien sie nun politischen oder künstlerischen Inhaltes, niemals weniger als tausende von leidenschaftlich interessierten Menschen vereinigen.

Will ich Sie damit etwa zur Demokratie überreden? Nein, ich meine nur, daß das gar nicht in Ihrer freien Wahl steht.

Seien wir immerhin für die Auslese. Aber lassen wir doch erst die Menschen in die Arena kommen, lassen wir doch erst das ungemünzte Gold, die Fülle der Talente aus dem Schoß des Volkes steigen. Dann erst wird der Seher auch den Hörer finden und die ersehnte Resonanz haben. Nicht das Genießen, sondern der Drang zum Genusse entscheidet; — verwechseln wir aber die reinliche Pflege vorzüglich gewaschener Schweine nicht mit — Ästhetik!

Nun erst vom politischen Standpunkt: da handelt es sich vor allem darum, aus dem Irrgarten herauszukommen und endlich einmal den Kegel, der auf der Spitze tanzt, auf die Basis zu drehen. Wollen wir

nicht endlich die Voraussetzung zum geistigen Schaffen, den geistigen Konsum begründen? Alle produktiven Menschen werden durch eine fundamentale Umwandlung nur gewinnen.

Mir dürfen Sie es glauben, der Anstrengungen gemacht hat, gerade im Bürgertum zu wirken und es für eine Kulturpolitik zu begeistern. Wenn ein Instinkt vorhanden wäre, hier war der Boden, um abseits von der Tagespolitik eine Macht zu entfalten. Warum verharrt das Bürgertum in seiner Trägheit, warum ist es nicht möglich, die ästhetischen Geister mit den sozialpolitischen zu einigen? Warum ist es nicht durchzusetzen, auch nur zur Betätigung der eigenen Gesinnung die Leute zu zwingen? Warum sind die Liberalen nicht liberal, die Antisemiten nicht antisemitisch, warum kann niemand an seinem Nerv gerührt werden? Weil nicht einmal der Wille zur Macht da ist. — Und nun kommt der Sturm, der die ganze Lüge und Erbärmlichkeit hinwegfegt, nun erbleichen alle die, deren angemaßte Herrschaft Sie, Karl Kraus, mit so großer Leidenschaft bekämpft haben. Aber anstatt zu jubeln, anstatt dem großen Totengeläute mit Begier zu lauschen, — wenden Sie sich mit Kälte ab.

Es ist ja gewiß zweifelhaft, ob wir noch auf eine neue Jugend hoffen dürfen — es mag ja sein, und es bestehen Gründe für die Meinung, daß fruchtlose Selbstverbrennung unser von der Geschichte prädestiniertes Los ist —, aber wenn es noch eine Karte gibt, auf die man setzen kann, wenn Licht in diese Wirrnis kommen kann, dann wird es von jener geheimnisvollen Macht ausstrahlen, der wir alle mit mystischem Staunen, viele mit Grauen, am 28. November ins Auge geblickt haben, an jenem denkwürdigen Tag, an dem nicht eine Klasse der Bevölkerung, sondern ganz Österreich, nicht nur eine Schlacht, sondern einen Feldzug gewonnen hat.

Robert Scheu.

»Nun sag', wie hast du's mit der Wahlreform?
Du bist ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub', du hält'st nicht viel davon.«

»Laß das, mein Kind! Du fühlst, ich bin dir gut;
Für meine Lieben ließ' ich Leib und Blut,
Will niemand sein Gefühl und seine Kirche rauben.«

»Das ist nicht recht, man muß d'ran glauben!«

»Muß man?«

Da sich genug Leute bereit zeigen dürften, die Anerkennung, die der Briefschreiber meinem Wirken zollt, abzuwehren, aber keiner, mich gegen seinen Tadel zu verteidigen, so fühle ich mich bloß an die eine der beiden Aufgaben gebunden. Wenn der freundliche Tadler behauptet, daß ich mich in einer großen Sache, in der Frage der Wahlreform, vergreife, so beweist er, daß er sich in einer kleinen vergreift: in der Beurteilung meines publizistischen Wollens. Weil ich von diesen Dingen zu wenig verstehe, so weiß ich nicht, ob er die Bedeutung der Wahlreform überschätzt. Sicher überschätzt er die Bedeutung des literarischen Lebensplanes, dem ich meine Kraft gewidmet habe. Und unterschätzt sie, weil er sie verkennt; weil er dem künstlerischen Zweck, sich selbst zu genügen, populäre Wirkungen aufpfropfen möchte. Die Seiten dieser Zeitschrift, die meine eigene Feder beschrieb, zeigen alle menschlichen Untugenden außer dem Ehrgeiz, Politik zu machen. Welch weites Gebiet publizistischer Erregung blieb noch dem Wunsche, sich selbst zu befreien und, wenns ging, Gleichgesinnten das erlösende Wort zu prägen. Die Erkenntnis, daß nicht in den »Vertretungskörpern« — herrliches Gegenwartswort, das den Kontrast zu den einsamen Seelen bedeutet —, daß nicht in den Parlamenten, sondern in den Redaktionen die wirkenden Mächte am Werk seien, hat dieser Zeitschrift die politikfremde Richtung gewiesen. Die Erkenntnis, daß weder hier noch dort das Glück

der Menschheit bereitet werde, hat mich Stimmungen zugänglich gemacht, die mich für den dringlichsten Ansturm der Tagesfragen unzugänglich machen. Ich weiß nicht, welcher Grad der Parteibegeisterung den freundlichen Verfasser des offenen Briefes zu einer so augenfälligen Verkennung meiner Absichten vermocht hat. Sie scheinen schon ganz in jenen roten Dunst getaucht, den die Erhitzung am Parteiideal den besten Köpfen jetzt vormacht und in dem der Verstand schließlich vom Schlagwort getroffen wird.

Und wieder einmal ist, wer nicht mit ihnen ist, gegen sie! Ich stehe der Wahlreform »feindlich gegenüber«, weil ich, der fanatische Nichtpolitiker, mich mit ihr nicht befaßt habe, weil, wo hundert sachverständige Federn sich regen, meine glücklich erworbene Unkenntnis dieser Dinge mir Schweigen auferlegt. Wann habe ich denn »die Männer angegriffen, die die größte Kulturtat geleistet haben«? In kurzen Worten wehrte ich dem orthodoxen Eifer, der die Wahlreform über die irdische Nützlichkeit hinaus in eine Frage des ewigen Seelenheils verwandeln möchte, wies ich nach, daß selbst der Horizont sozialdemokratischer Kunstauffassung von einem Plakatideal verhängt ist. Ließ mich vom Siegesrausch der Nüchternheit nicht fassen, vom Dünkel glanzlosester Diktatur nicht blenden. Habe ich das Martyrium der »Mutigen ohne Zeugen« — im eroberten Parlament werden sie Ohrenzeugen haben — vermehren geholfen? Hat sie die Not der Zeit so wehleidig gemacht, daß sie es schon als persönlichen Angriff empfinden, wenn ein Schriftsteller der Meinung ist, daß die Behandlung eines Gerichtsskandals seinem Temperament, seinem Stil und seiner Erkenntnis von der Erbärmlichkeit österreichischer Zustände besser liege, als die Entrüstung über den Wahlrechtswiderstand der »Herrenhäusler«? Daß ich über die Stellung der Wiener Polizei zur Wahlreform Worte gefunden habe, die zwar nicht so laut, gewiß aber kränkender

für die Autorität geklungen haben als die des sozialdemokratischen Organs, zeigt doch, daß ich nicht so ganz verhärtet bin, zeigt, daß in den Grenzen meines publizistischen Vermögens, die zu erkennen mein publizistischer Vorzug ist, etwas dergleichen noch Platz hat, was der Parteimensch aller Eigenart, aller Begabung, allem Temperament vorzieht: »Gesinnung«. Und dieser Tugend, die ein Mann meiner Beschaffenheit nicht gern mit Leuten gemein hat, die von parteiwegen dazu verpflichtet sind, war doch in sieben Jahrgängen der ‚Fackel' ein erklecklicher Spielraum gegönnt. Die Zustandskritik an den Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft ward hier mit stärkerem Impetus — mit der geringeren Dauerwirkung, aber mit der größeren Eindrucksfähigkeit des Einzelkämpfers — getrieben als auf irgendeiner parteibeglaubigten Tribüne.

Der Briefschreiber gibt zu, daß sich meine Attake gegen den Bourgeois gekehrt habe, den er den »gemeinsamen Feind des Künstlers, des Genies und des Volkes« nennt. Aber darin unterschied sie sich von der Parteikritik, daß sie zwischen Bourgeois und Volk nicht unterschied, wenn es galt, die Feinde des Künstlers und des Genies zu treffen. Ich glaube — trotz der ausgesprochenen Neigung der Arbeitervereine für die Gesangspossen des Herrn Costa — an die »hohe Organisation des Kunstgenusses«, die der Verfasser des Briefes seiner Partei nachrühmt. Aber sollte nicht das edelste Streben, die Genußfähigkeit der Massen zu erziehen, in der Eroberung bourgeoiser Kunstideale münden? Ich glaube, daß im Zerstörungskampf gegen die künstlerische Persönlichkeit jede Masse zur »Bourgeoisie« wird, mag sie das Recht Abgeordnete zu wählen, besitzen oder erstreben, mag sie aus Bürgern zusammengesetzt sein oder aus Proletariern. Oder aus Aristokraten. Ich weiß nicht, durch welche Bekenntnisse der ‚Fackel' die Vorliebe ihres Herausgebers für die

Sportbarone und Wohltätigkeitskomtessen bewiesen werden könnte. Ich zweifle nicht, daß sich die Frage, wo in Österreich die Aristokratie ist, von der ich »träume«, schwer beantworten ließe. Aber sollte es nicht mehr Utopistenrecht sein, von Zuständen zu träumen, die es nicht gibt? Nicht nur die Märtyrerpflicht, unter Zuständen, die es gibt, zu leiden, teile ich mit der Sozialdemokratie.

Fruchtlose Selbstverbrennung unser Los? Oder das Ende der bürgerlichen Herrschaft unsere Hoffnung? In jedem Falle soll die Aschenurne Wahlzwecken dienen. Ich habe mich gegen den Vorschlag nicht gesträubt, mich nicht, anstatt dem großen Totengeläute des alten Österreich »mit Begier zu lauschen«, mit Kälte abgewendet. Ich spreche bloß nicht, ich lausche. Und nehme die unerhörte Bereitwilligkeit der Regierenden, Österreich zu erneuern, ernst. So wahr mit sozialdemokratischer Hilfe der Rechtsstaat bereits erzwungen und das Gesetz in Österreich eingeführt ist, so sicher wird die Vergrößerung sämtlicher Reibungsflächen — a u c h der nationalen —, wird die ungeheure Vermehrung klerikaler Mandate die Renovierung Österreichs bewirken. Die Herrschenden wünschen nichts sehnlicher. Sie sind ganz erfüllt vom Geiste einsichtsvoller Nachgiebigkeit. Etwa wie jener hohe Herr, den man auf die Undurchführbarkeit einer Transaktion aufmerksam machte. »Wenn ich es wünsche, wird doch das Gericht nachgeben?« ‚Ja, aber das Gesetz, Hoheit, verbietet es!' »Wenn das Gericht die Wahl zwischen dem Gesetz und meinem Wunsch hat, wird es doch meinen Wunsch befolgen?« ‚Ja, aber das Gesetz, Hoheit, ist von Sr. Majestät sanktioniert!' »Ach so, wenn es ein von Sr. Majestät sanktioniertes Gesetz ist, dann freilich —« ... Und wenn der Kaiser die Renovierung Österreichs will? Dann freilich — wird ein neues Plakatideal gefunden werden müssen, dessen Zauber hoffentlich wieder bis zu seiner Verwirklichung vorhalten wird.

Eine Wahlreform in Österreich mag die nützlichste und notwendigste Sache von der Welt sein. Ich weiß es nicht. Jedenfalls ist sie die nüchternste. Und daß mit Totschlag bedroht wird, wen das Thema nicht in ekstatische Stimmung versetzt, ist unerträglich. Der organisatorischen Begabung gebührt Respekt, die alle Gestionen der Partei bis zu dem großen Aufmarsch der Demonstranten als eindrucksvolle Beschämung der Staatsgewalt wirken ließ — deren Autorität und Verwirrungstechnik bis auf weiteres brachliegen. Aber zur mystischen Verklärung des 28. November fühle ich mich nicht verpflichtet. Nicht alle Teilnehmer waren von dem Zweck ihres Marsches unterrichtet; doch gewiß auch nicht alle von der Heiligkeit ihrer Mission durchdrungen. Wissen sie von der Bedeutung dessen, was im Parlament geschieht, mehr, als etwa von der Bedeutung der plastischen Gruppe, die die Verhäßlicher Wiens vor das Parlament gepflanzt haben? Ob das Riesenweib, das eine Seifenfabrik der Renovierung Österreichs gewidmet zu haben scheint, die Muttergottes oder die Kaiserin vorstellt: zwischen diesen Meinungen hörte man proletarische Betrachter schwanken. Sie sind auch der echten Kunst gegenüber zu besserem Urteil nicht verpflichtet und bleiben als Wilde doch bessere Menschen. Ihre hohe Organisation des Kunstgenusses scheint mir in der Welt jener Ideologen zu bestehen, die dem Proletarier das Brot nicht ohne Buch verabreichen wollen und immerdar überzeugt sind, daß er zuerst das Buch verschlingen werde. Sie wollen, daß die Arbeiterschaft, deren Bildungsdrang nicht mehr zu halten sei, dieselben Kulturgüter erraffe, an denen sich die Bourgeoisie zu Tode gefressen hat. Daß die Kultur vergiftet ist, daß der Unbildungstrieb zu einer reineren führen könnte, so anarchisches Denken würde Fortschrittsgeistern nicht ziemen . . .

Ich freue mich, daß ich diesen so oft gefallen habe. Aber es betrübt mich nicht, daß ich sie öfter

enttäuschen muß. Ich trage als Publizist nur die Verantwortung für meinen Glauben, nicht für die Wahrheit meines Bekenntnisses. Ich schreibe, weil ich zufällig in dem Drehen von Brotkügelchen nicht den mich befriedigenden Ausdruck meines Innenlebens finde. Aber ich schreibe nicht, um dem zu dienen, der lesen will. Darum muß ich nicht »Stellung nehmen«. Und darum muß ich auch nicht zwischen der »Bejahung alles Bestehenden« und dem »beherzten Anschluß an die neuen treibenden Kräfte« wählen. Wozu Wahl? Wozu Anschluß? Wenn ich von zwei Übeln das geringere wählen soll, wähle ich keines. Ich warte die Erneuerung Österreichs ab und hoffe, daß ich dann noch immer genug zu tun bekommen werde. Der freundliche Verfasser ahnt gar nicht, wie schön das Leben ohne organisierte Ideale ist. Aber ich will es nicht unterlassen, ihm dafür, daß er mir den Vorwurf »persönlicher Motive«, den die Dummköpfe aller Parteien gegen mich erheben, ausdrücklich erspart, von Herzen zu danken. Wie übermenschlich müßte mein Temperament sein, wenn persönlicher Anstoß meine Betrachtung zu der Perspektive erheben könnte, die sie der kleinsten Sache abgewinnt! Ich weiß nicht, von welcher Affäre er spricht, an der er mich im Innersten beteiligt gesehen hat. Aber daß ich ein Mensch bin, »an dem man mehr gesündigt, als er sündigte«, daß mich die Erscheinungen dieses Staatswesens heftiger angreifen, als ich sie angreife, darf meinen Feinden zum Trost gereichen.

Die Klassiker.

Es gibt eine fürchterliche Sorte von Leuten, die ich Bildungs-Nekrophilen nennen möchte. Sie sind vom Nimbus der fürnehmsten geistigen Abgeklärtheit umwoben und ihr billiger Kniff besteht darin, immer, wenn von Gegenwärtigem die Rede ist, mit hieratischen Gesten die Vergangenheit zu beschwören und mit dem milden Lächeln allesverstehender Güte auf die sogenannten Klassiker zu weisen. Der hirnloseste Flachkopf wird in der »gebildeten Gesellschaft« als Kulturbringer verehrt, wenn er nur bei jeder Gelegenheit salbungsvoll »Mehr Goethe!« lispelt. Wer aber gar einen Vereinsvortrag »Zurück zu Schiller!« hält und als Broschüre drucken läßt, der braucht um seinen Ruf als ernster Denker sein Lebelang nicht mehr besorgt zu sein. Je unverschämter ein solcher Geistesindustrieritter mit seinen arrogierten Beziehungen zur Klassik flunkert, desto sicherer wirkt er damit auf den Pöbel, der allem zujubelt, was seiner Instinktwut gegen die lebendige Kultur entgegenkommt.

Man braucht nur zu beobachten, in was für eine verzweifelte Erbitterung so ein Bildungssumper gerät, wenn er ein aufrichtiges Wort über einen jener toten Schriftsteller hört, deren unverstandene und unvergessene Lektüre seine Bildung ausgemacht. Sie haben eine eigene schlechtgespielte Verachtung für diese intellektuelle Ehrlichkeit erfunden. Man gehört nicht mehr zu den »gebildeten Menschen«, nicht mehr zu ihnen, man ist Luft für sie. Aber der Haß, der sich als Verachtung maskiert, verrät sich jedesmal. Nicht die Klassiker erfüllen ihr Herz, sondern der gemeine Haß des Gesindels gegen alles Echte, Noble und Unbekümmerte. Nicht daß »Schiller zum alten Eisen« geworfen wird, betrübt diese Guten, aber darüber sind sie außer sich, daß es Menschen gibt, die eine wirkliche Kultur besitzen, für die sie keine Organe haben. Ihre Liebe zu den Toten ist nichts als der Vorwand für den grundlosen und deshalb fanatischen Haß gegen die Lebenden und gegen alle jene, die nichts, auch nicht die Klassiker, mit ihnen gemein haben wollen. Es gereicht mir daher zur aufrichtigen Befriedigung, durch einige unbefangene Bemerkungen über die deutschen Klassiker und die deutschen Philister meinen Anspruch auf den Schandtitel eines im Sinne deutscher Philister »gebildeten Menschen« zu verwirken.

Die »deutschen Klassiker« sind eine bloße Erfindung der leider wirklichen deutschen Philister, ich brauche also nicht zu sagen, daß sie eine geschmacklose Erfindung sind. Ich wundere mich immer wieder, daß noch nicht laut gegen den Unfug protestiert wurde, ein Dutzend wehrloser toter Schriftsteller vom verschiedensten Rang und Wesen durch das Philisterwort »Klassiker« zu verkoppeln, auf das Podium der ordinärsten und scheinheiligsten Standbilder- und Jubiläumsbegeisterung zu stellen und den lebenden, mit ihren eigenen Problemen ringenden Schriftstellern als unerreichbare Vorbilder aufzwingen zu wollen. Der Schaffende kennt keine anderen Klassiker als diejenigen, die er auf dem genugsam mühevollen Weg zu seinem eigenen Selbst findet. Er weiß am besten, was seiner Art ist und ihn zu befruchten vermag, und muß jede Einmengung in seine urinnersten Angelegenheiten zurückweisen. Aber auch das bloße Interesse an wirklicher Kultur, der gute Geschmack, verpflichtet dazu, den Versuch des Philisterressentiments, eine Afterkultur zu oktroyieren, tapfer abzuwehren. Es würde allerdings nichts nützen, denn — Gott sei's geklagt! — es gibt Klassiker-Verleger und Literaturprofessoren, und diese Gattung hat den unbedingten Willen zum Leben, zum Geschäft und zur Fortpflanzung! Ohne die Klassiker aber würde sie aussterben. Und ohne die Klassiker hätten die Mikrokephalen keine Gelegenheit mehr, ihren Geist zu dokumentieren . . .

Die Erfindung der deutschen Klassiker ist eine posthume Beleidigung Goethes. Wenn das jubiläenfeiernde Geschmeiß ein Hundertstel von dem geheuchelten Respekt vor Goethe und ein Millionstel von dem angemaßten Verständnis für Goethe hätte, es hätte ihm nicht mit solcher beispiellosen Banausenfrechheit einfach eine Reihe »Kollegen« gegeben. Daß ein Volk nach hundert Jahren den Rangunterschied zwischen Goethe und Schiller nicht begriffen hat, beide auf ein Postament stellt und von den »beiden Dichterfürsten« spricht, ist eigentlich betrübend. Aber für ein Volk, bei dem dank der Klassikerkollegialität auch die Verbindung »Goethe und Körner« oder »Goethe und Hauff« möglich wäre, ist eine Erscheinung wie Goethe umsonst gewesen, einem solchen Volke geschieht kein Unrecht, wenn es zum Gaudium der Welt unter der Spitzmarke »Volk der Denker« aus der Gemein-

schaft internationaler Kultur ausgeladen wird. Es ist unglaublich, was als Goethes »Kollegen« sich auf dem Podium der Klassiker herumtummelt. Leute von kleiner bürgerlicher Herkunft mit unerträglich olympischen Gesten. Jeder hat den Gott im Busen, jeder wird von Inspirationen gebläht, kommt aus höheren Sphären und ist nur uneigentlich auf Erden. Der Grund alles Seins bemüht sich persönlich um ihn. Er ist Seher, Richter und Heiland. Er ist mit Pallas Athene aus Zeus' Haupt gekrochen. Seine Sprache geht auf Stelzen und ist heiser wie die aller Demagogen. Aber nichts gefällt dem Volke besser, als wenn einer gut blitzen und donnern kann. Dann muß er ja wohl mit dem Himmel verwandt sein. Goethes Kollegen! *)

Für den deutschen Bildungsphilister konnte das Phänomen Goethe nichts bedeuten. Goethe ist nicht in seinen 36 Bänden eingeschlossen und pflegte nicht zu blitzen und zu donnern. Der deutsche Bildungsphilister braucht einen gehobenen Busen. Die Bedeutung eines Genies liegt in seiner Persönlichkeit, in seinem bloßen Dasein, in der Impression, die es ausstrahlt, ich möchte sagen, eben in seiner Phänomenalität. Sein Vorhandensein ist bereits alles, seine »Werke« sind eine Begleiterscheinung, das unvollständige und unvollkommene Protokoll seiner Entfaltung, seines Sich-Erlebens. Und diese Protokolle — man denke z. B. an die »Wahlverwandtschaften« — werden mit der Zeit immer unverständlicher und wertloser. Was von Goethe noch lebt, lebt nur

---

*) Die höchste Schätzung Schillers muß in die Spaltung jenes Doppeldenkmals einwilligen. Der deutsche Hochgedanke, der für Poesie und Normalwäsche den Weg durch Einheit zur Unreinheit wählt und der die Individualitäten nur im »Verein« duldet, hat diese fatale Verbrüderung ausgeheckt. Auch wer Schiller vor der Begeisterung der Flachen schützen möchte, muß gegen die Paarung mit Goethe protestieren. Vermutlich hat der Trottelrespekt vor den »Xenien«, jener unbedeutenden Laune zweier Großen, die noch heute Literaturprofessoren auf die Suche nach der speziellen »Autorschaft« treibt, die Dioskurenidee genährt. Aber wahrlich, dem Volk der Denker, dem Compagniefirmen imponieren, stehen Loeser & Wolf noch immer näher.

Anm. d. Herausgeb.

in Lebendigen. Der Künstler zeugt sich in Künstlern fort, die Werke sind dem Untergang geweiht. In den lebenden Dichtern — es macht wenig aus, ob sie auch wirklich »Gedichte« machen — steckt ein tieferer und größerer Goethe als in »Goethes Werken«. Und wer »Mehr Goethe!« sagt, weiß nicht, was er redet, denn es kann nicht mehr Goethe sein, als in den Lebenden lebendig ist. Weil du Goethe liest, wird er noch nicht lebendig; du sollst es dir sogar ersparen, wenn er nicht zu dir spricht. In anderen wirst du ihn, ohne es zu wissen, hören, aus anderen ihn in dich aufnehmen. Aber plage dich nicht fruchtlos mit »Goethes sämtlichen Werken«, sonst fährt die Seele eines verstorbenen Literaturprofessors in dich hinein — und nie wirst du dann Goethe hören! Genies, mein Freund, wollen weniger gelesen und besser gehört sein. Horch in dich und horch ins Leben, sei dein eigener Klassiker und — laß dich deine Unbildung nicht verdrießen! . . .

Lucianus.

Ein Manuskript Oskar Wilde's, das auch im Englischen noch nicht veröffentlicht ist und darum hier in beiden Sprachen erscheint:

To Mrs. Langtry.

Could we dig up this long buried treasure,
Were it worth the pleasure?
We never could learn love's song,
We are parted too long.

Could the passionate past that is fled
Call back its dead?
Could we live it all over again,
Were it worth the pain?

I remember we used to meet
By an ivied seat,
And you warbled each pretty word
With the air of a bird.

And your voice had a quaver in it
Just like a linnet,
And shook as the blackbird's throat
With its last big note.

And your eyes they were green and grey
Like an April day,
But lit into amethyst
When I stooped and kissed.

And your mouth, it would never smile
For a long, long while,
Then it rippled all over with laughter
Five minutes after.

You were always afraid of a shower
Just like a flower,
I remember you started and ran
When the rain began.

I remember I never could catch you,
For no one could match you,
You had wonderful luminous fleet
Little wings to your feet.

I remember your hair, did I tie it?
For it always ran riot
Like a tangled sunbeam of gold;
These things are old.

I remember so well the room
And the lilac bloom
That beat at the dripping pane
In the warm June rain.

And the colour of your gown
It was amber-brown
And two yellow satin bows
From your shoulders rose.

In your voice as it said good bye
Was a petulant cry,
On your hand as it waved adieu
There were veins of blue.

And the handkerchief of French lace
Which you held to your face,
Had a small tear left on a stain?
Or was it rain?

»You have only wasted your life«
(Ah, that was the knife!)
When I rushed through the garden gate
It was all too late.

Could we live it over again,
Were it worth the pain?
Could the passionate past that is fled
Call back its dead?

Well, if my heart must break,
Dear love, for your sake,
It will break in music, I know;
Poet's hearts break so.

But strange that it was not told
That the brain can hold
In a tiny ivory cell
God's heaven and hell.

An Mrs. Langtry.

Von **Oskar Wilde.**

Wieder heben den Schatz, den verscharrten,
Lohnt's das Erwarten?
Doch wie lernen der Liebe Sang,
Schon getrennt so lang?

Und riefe die Zeit voll Glück
Ihre Toten zurück —
Alles leben zum zweitenmal,
Wär' es wert die Qual?

Ich weiß noch unsern Gang
Zu der Epheubank,
Und dein Zwitschern, es klang so traut
Wie Vogellaut.

Deine Stimme bebte von Seele
Wie des Hänflings Kehle
Und schloß wie die Amsel im Lenz
So voll die Kadenz.

Wie Apriltage grau sonst und grün,
Doch sah ich erglühn
Deine Augen zum Amethyste,
Wenn ich stehn blieb und küßte.

Und dein Mund, Lieb, lächeltest du
Nimmer mir zu,
Lachend jubelte er
Fünf Minuten nachher.

Du konntest bang erzittern
Wie Blumen vor Gewittern,
Ich weiß noch wie du in Angst
Dann mir entsprangst.

Ich weiß noch, ich konnt' dich nicht fangen —
Wem wär's besser ergangen?
Trugst Flügel ganz leicht und licht
An den Füßen du nicht?

Ich weiß noch, dein Haar — wollt' ichs knüpfen,
Sah ich stets es entschlüpfen.
Wie ein wirrer Goldsonnenstrahl.
Das war einmal!

Ich weiß noch so gut das Zimmer;
Seh den Flieder noch immer
In Juniregentagen
An die Scheiben schlagen.

Und dein Kleid, noch glaub ichs zu schaun,
Es war bernsteinbraun,
Und die Schultern schmückten beide
Gelbe Maschen von Seide.

In der Stimme, die Abschied mir bot,
War ein Schrei wilder Not,
In der Hand, die mir winkte, der bleichen,
Blauer Adern Zeichen.

In dein Spitzenmouchoir
Von den Augen, fürwahr,
Löst ein Tränlein sich los?
War's Regen bloß?

»Du hast nur verwüstet dein Leben . . .«
O wie ließ mich's erbeben!
Als ich durchs Gartentor lief,
War der Schmerz schon zu tief.

Es leben nun noch einmal,
Wär' es wert die Qual?
Ruft je jene Zeit voll Glück
Ihre Toten zurück?

Wohl, muß denn brechen vor Schmerz,
Um dich mein Herz,
Ein Dichterherz, bricht es, sieh,
In Melodie.

Und seltsam, daß man nicht denkt,
Wie der Geist doch umfängt
In Elfenbeinschale die Völle
Von Himmel und Hölle.

* * *

Cabaretlied.

Von **Peter Altenberg.**

Ich fange mir mit meinen Blicken
die Männer ein — — —!
Was kümmert's mich, ob sich's mag schicken —
mein Mann schaut zu in Seelenpein.
Ich seh' ihn blaß und blässer werden —
ich bin sein höchstes Gut auf Erden!
Er würde sich zu Tode kränken,
tät ich mich Einem g a n z verschenken.
Doch meine jungen Nerv en müssen
die Sehnsuchtsqual von Männerherzen spüren.
Ich lasse mich nicht einmal küssen —
sie aber träumen Alle vom V e r f ü h r e n!
Ich muß m i r s e l b e r meine Macht beweisen,
dadurch, daß ich u n s e l i g machen kann;
Denn in geordneten Geleisen
gibt sich der »Pflicht des Lebens« hin der dumme Mann!
So aber seh' ich Alle blaß und blässer werden —
ICH bin ihr höchstes Gut auf Erden!
Mein Mann tut mir aufrichtig leid
bei allem diesen bösen Spiele;
Doch, ließ' ich ihn in völliger Sicherheit,
wer weiß, ob ich ihm dann noch so gefiele?
Am besten ist's, ich bleib' so wie ich bin — — —
wie lange dauert's, ist man alt und hin!?

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Zeitgenosse. Eine Gerichtsverhandlung: Dem Richter wird der Vagant F. H. wegen verbotener Rückkehr vorgeführt. — Richter: Sie wissen, daß Sie abgeschafft sind? — Angekl.: O, ja! — Richter: Warum kamen Sie zurück? — Angekl.: Daß i wieder eing'spirrt werd' ... jetzt im Winter gibt's ka Arbeit nöt! — Das Urteil lautet auf einen Monat strengen Arrests. — Angekl. (enttäuscht): An' Monat? — Richter: Sie können berufen! — Angekl.: Dös is mir ja z' wenig!... I will drei Monat', daß i im Summer außi kumm, wann's wieder a Arbeit gibt! — Da es kein Rechtsmittel eines Verurteilten gegen zu geringe Strafe gibt, wird H. zur Strafverbüßung abgeführt.« — Weiter können wir's in dieser besten aller Welten wohl nicht mehr bringen! Der strafende Staat, der Momo der Erwachsenen, hat seine Schrecken eingebüßt — auf freiem Fuß sein bedeutet Schmach und Jammer. Es gibt eine Verurteilung zur Freiheit. Aber F. H. braucht nichts anzustellen, um die Unfreiheit so oft er will zu genießen. Er muß bloß nach seiner jedesmaligen Enthaftung und Abschiebung in die »Heimatsgemeinde« nach Wien zürückkehren. Fand er dort nicht Arbeit, so findet er hier Verpflegung. Ein Staat, der mehr Arreste als Arbeitsstätten hat und der den armen Teufel verhungern ließe, wenn's nicht Gesetze gäbe, die der arme Teufel übertreten kann, ist ein Musterstaat. Wenn der Revertent es schließlich zu einer lebenslänglichen Verköstigung im Prytaneum bringen könnte, wäre die Straferei endgiltig ad absurdum geführt. Unsinn wird Vernunft, Plage Wohltat.

Betschwester. Zwei österreichische Gerichtsaffären. Zuerst sollte ein Salzburger Bauer »eingespirrt« werden, weil ihm etwa der folgende Ausruf entfahren war: »Ach was, i fürcht mi vor kein Teufel. Den Teufel hab i zuhaus, mei Weib!« Nicht wegen Beleidigung des Weibes, sondern wegen Beleidigung des Teufels, wegen Herabwürdigung einer »Einrichtung der katholischen Kirche« — eine solche ist nämlich der Teufel — sollte der Mann »eingespirrt« werden. Es gehört nämlich zu den unverlierbaren Rechten des österreichischen Staatsbürgers, zu jeder Stunde und bei jedem Anlaß »eingespirrt« zu werden. Der Mann wurde auffallenderweise freigesprochen. Wie schwer es aber in Österreich ist, keine Religionsstörung zu begehen, zeigt der andere Vorfall, über den mein Mitarbeiter Lucianus die folgende Glosse schreibt: »In Olmütz warf ein Friseur bei der Beerdigung seines Freundes eine Erdscholle auf den in die Tiefe gesenkten Sarg mit den in tschechischer Sprache aus-

gerufenen Worten: ‚Lebe wohl, Ferdinand, auf der ganzen Linie!' Er wurde wegen Religionsstörung angezeigt und — obwohl er angab, daß er dem toten Freunde nur dessen Lieblingsworte ‚auf der ganzen Linie' nachgerufen habe, ohne die entfernteste Absicht, jemand zu beleidigen oder ein Ärgernis zu erregen — zu drei Tagen strengen Arrests verurteilt! — Für jeden Menschen, der diesen Namen verdient, ist ohneweiters klar, daß der Friseur, als er dem toten Freunde jene Worte nachrief, die dieser im Leben als Redensart zu gebrauchen pflegte, ausschließlich von einem Zärtlichkeitsgefühl für den Toten beherrscht war, daß er in seiner Art natürlicher und menschlicher handelte als die meisten Leidtragenden in der konventionellen steifen Schmerzenspose. Und sicherlich war ihm dabei kein Gedanke fremder als der an Beleidigung und Ärgernis. Es waren aber ein paar Leute dabei, die nicht den Namen Menschen verdienen, vermutlich feminini generis, vorgerückten Alters und nur mehr dem lieben Gotte lebend. Sie fühlten sich verpflichtet, an dem liebenswürdigen und gewiß harmlosen Ausruf ein ‚Ärgernis' — die ganze Betschwesterei stinkt aus diesem Wort — zu nehmen und den Mann ‚anzuzeigen'. Und es fand sich in diesem Lotterie-, Polizei- und Kirchenstaat von idealer inneren Harmonie ein Staatsanwalt, der eine ‚Anklage' erhob, und es fand sich ein Richter, der die für Menschen unfaßbare Betschwesterpsychologie durch sein Urteil sanktionierte. Mit einem Wort: ein Sieg der Betschwestern – auf der ganzen Linie!« Ob das neue Strafgesetz solche Siege unmöglich machen wird? Ob es verhüten wird, daß der ahnungslose, blinde oder andersgläubige Passant, der eine Prozession nicht grüßt, »eingespirrt« werde? (Während der religionsstörende Kooperator, der auf dem Gang zu einem Sterbenden innehält und Spaziergängern den Hut vom Kopfe schlägt, straflos bleibt.) Wer kann's wissen? Rechtsgut wird wohl auch künftig nicht die Religion, sondern die Empfindlichkeit der Betschwestern sein. »Marandjosef!« lautet ein- für allemal die Klage, die der österreichische Staatsanwalt erhebt. Und was die Kirchhofwanze sinnt, wird der österreichische Richter immerdar in Tat umsetzen.

Bewohner der Kleinen Schiffgasse. Die ‚Neue Freie Presse' feiert manchmal häusliche Feste, zu denen nur die engere Familie geladen ist. Wenn sie ganz unter sich sind, sich ganz rückhaltlos geben können, dann weiß die eine Hand nicht, was die andere tut: denn die eine führt das Essen zum Munde und die andere versichert, daß es gut sei. Ein solches Fest war offenbar das Huberman-Konzert,

oder vielmehr seine Nachfeier in der ‚Neuen Freien Presse' (14. Jänner). Das Blatt hat vielleicht nie so ehrlich bekannt, wessen Sprache es spreche, nie so ehrlich sich als das Organ jener Deutschen in Österreich deklariert, die in ihren Gotteshäusern den Hut auf dem Kopf behalten. Zuerst ergreift Herr Korngold, der Musikreferent, das Wort und macht ein Aperçu: Für tiefere Naturen, wie Huberman, gebe es noch immer höhere Gipfel . . . Daß ein größeres Genie als Huberman das Podium bis heute nicht betreten hat, versteht sich von selbst. Das ist aber nur die kritische Einleitung zu dem Stimmungsbericht. »Nicht nur in dem heißblütigen Beifall, auch in der Physiognomie des Saales gab sich das außerordentliche Interesse kund, welches das Publikum für Huberman hegt«. »Bewunderung . . . Genie . . . leidenschaftlicher Enthusiasmus . . . tosender Beifall (Gemeint ist möglicherweise der Beifall Tausender) . . . Triumphe . . . begeisterte Stimmung«. Das Publikum? Natürlich ein »glänzendes«! »Ganz besonders fiel in einer Loge der zarte und doch schon entschiedene Linien zeigende Charakterkopf des kleinen Virtuosen Mischa Elman auf, der mit allen Fibern dem faszinierenden Meister auf der Estrade zuhörte«. Die Hörerinnen trugen natürlich »blitzende Diamanten«. Alles echt. Das Wesen Hubermans ist natürlich »interessant«. Und das Merkwürdige ist: man sieht es ihm gar nicht an, daß er vor nicht langer Zeit ein ernstes Leiden überstanden hat. Hier beginnt die Tendenz zur Abwehr des Antisemitismus mit der internen Medizin zusammenzuprallen, und schon fällt auch der ‚Neuen Freien Presse' zum Glück der Name »Nothnagel« ein. »Es wird interessieren, daß er (Huberman) Heilung vor allem durch ausschließliche Pflanzenkost fand, die auch jetzt noch seine einzige Nahrung ist, und daß Nothnagel es war, der ihn in den letzten Tagen seines Lebens mit diesem Rate der Kunst und der Lebensfreude rettete. Nothnagel widmete dem genialen Geiger nicht nur die Sorgfalt des Arztes, sondern auch die Fürsorge des wohlwollenden älteren Freundes. Im Juli las Huberman, der sich damals in London befand, in einer dortigen Zeitung die telegraphische Kunde von dem jähen Tode des großen Arztes. In demselben Augenblicke — er war seiner Erschütterung noch nicht Herr geworden — brachte der Hoteldiener auf silberner Platte einen Brief Nothnagels, in welchem dieser ihm auf zwölf Seiten Ratschläge für alle Einzelheiten seiner Lebensführung gab«. Auf silberner Platte! Natürlich wiederum echt! Überhaupt alles echt: der

Schmuck von Diamanten, die Platte von Silber und die Kritik von Korngold. So echt, daß ein Heiratsvermittler, der im Konzertsaal plötzlich auftauchte, ausrufen müßte: »Ich bitt' Sie, wer borgt denen Leuten?«

Kinderfreund. In der Berliner ‚Täglichen Rundschau' vom 20. Jänner ist der folgende Gerichtssaalbericht zu lesen: »Die Gefährlichkeit der Aussagen von Kindern beleuchtete eine Verhandlung vor dem Schöffengericht I wegen Diebstahls gegen den dreizehnjährigen Schulknaben Plöger. Am 9. August 1905 sah die Schlächterfrau Grunwald, daß der Angeklagte in der Gleim-Straße vor einem Blumengeschäft einen Blumentopf mit Blechgestell wegnahm und sich dann zusammen mit einem Mädchen entfernte. Sie eilte mit der Verkäuferin den beiden nach und nahm ihnen in dem Hause, in dem sie wohnten, den Topf ab. — Der Knabe Plöger behauptete, daß dies alles nicht wahr sei; er habe den Topf von einem gewissen Hinze geschenkt erhalten. Zufällig aber war Hinze zu der kritischen Zeit in Friedrichshagen zum Angeln gewesen und hatte sich auch mit seinem Begleiter in das Fremdenbuch am Teufelssee eingeschrieben. Trotzdem blieb der Junge bei seinen Angaben, die von seiner achtjährigen Schwester mit großer Bestimmtheit bestätigt wurden. Sie beschrieb sogar ganz eingehend die Umstände, unter denen die Schenkung sich vollzogen habe. Der Vorsitzende betonte, ihm sei in seiner zehnjährigen Praxis so etwas noch nicht vorgekommen. Er, die Schöffen und der Staatsanwalt bemühten sich in langer Verhandlung, den Jungen und seine Schwester zum Bekenntnis der Wahrheit zu bringen. Der Vorsitzende wies unter anderem darauf hin, wie gefährlich eine so bestimmte, überzeugend klingende und auf unzählige Einzelheiten gestützte Aussage, wie die der kleinen Plöger, werden müßte, wenn sie in einer Sittlichkeitssache abgegeben würde, wo manchmal auf die bloße Aussage von Kindern hohe Strafen verhängt werden könnten. Darauf wies auch der Verteidiger hin, der im übrigen bat, den Jungen mit einem Verweise davonkommen zu lassen und ihn nicht auf zehn Tage ins Gefängnis zu schicken, wie es der Staatsanwalt beantragt hatte. Das Gericht erkannte auf 4 Tage Gefängnis.« Merk's Feigl!

Liberaler. In der ‚Neuen Freien Presse' ist am 26. Jänner das fünfzigste Feuilleton über »Nathan den Weisen« erschienen. Diese

Toleranzedikte des Herrn Schütz, für den sein Lessing noch immer der Vorwand ist, die Ablösung des Herrn Noske durch den Herrn Bielohlawek zu beklagen, werden mit der Zeit den überzeugtesten Verächter des Antisemitismus in einen Abonnenten des ‚Kikeriki' verwandeln. Und welche Vorwände sucht er, um den Vorwand Lessing benützen zu können! »Nathan der Weise« braucht nur außerhalb des Burgtheaters zu wohltätigem Zweck gespielt zu werden — hat ihn schon! Oder Herrn Nathan Weisse, Direktor des Volkstheaters, juckt der schauspielerische Ehrgeiz — hat ihn schon! Was gilt die Wette: Herr Schütz bringt's noch auf das doppelte Maß von Nathan-Betrachtungen! In unverminderter geistiger Schwäche — wird's einst heißen — beging er das Jubiläum seines hundertsten Feuilletons über »Nathan den Weisen«.

Administrator. Die ‚Neue Freie Presse' ist bekanntlich so entstanden, daß eines Tages in der Administration der alten ‚Presse' die Adreßschleifen fehlten: die Abonnenten bekamen das neue Blatt und das alte konnte nicht expediert werden. Nun ist Adolf Werthner, der Gründer der ‚Neuen Freien Presse' gestorben, und das Blatt ist so ehrlich, ihm (im Abendblatt vom 26. Jänner) die folgenden Wahrheiten nachzurufen: »Die ‚Neue Freie Presse' wäre nicht entstanden, wenn Werthner damals nicht den Mut gehabt hätte, mit Mitteln, die heute gering erscheinen, die Einrichtung des Werkes zu übernehmen« und »Gleichzeitig mit Max Friedländer und Michael Etienne trat Adolf Werthner im Jahre 1864 aus dem Verbande der ‚Presse' aus, um ein neues Blatt ins Leben zu rufen, die ‚Neue Freie Presse'. Mit dem größten Stolz wies er darauf hin, daß die Sympathien des Publikums schon in der ersten Stunde die Fortexistenz des Blattes erleichtert haben. Noch vor dem Erscheinen der ersten Nummer der ‚Neuen Freien Presse' am 1. September 1864 hatte sie die Gewißheit, daß sie über viele tausend Leser verfügen werde«... In einem Kondolenzschreiben an die Herausgeber der ‚Neuen Freien Presse' erklärt denn auch Herr Lippowitz, daß er in dem Verstorbenen »einen der intelligentesten und tatkräftigsten Zeitungsadministratoren Österreichs« verehre ... Wie die ‚Neue Freie Presse' aus der alten ‚Presse', so entstand das Szeps'sche Tagblatt aus dem ‚Neuen Wiener Tagblatt'. Damals kam im Reichsrat die sogenannte lex Szeps zustande. Die erste Anwendung dieses Gesetzes traf jenen intelligenten und tatkräftigen Verleger, der die ‚Fackel' durch eine ‚Neue Fackel' abzulösen gedacht hatte.

Nebenmensch. Aus dem Faschings-Schwarzbuch: »Haben Sie heuer schon viel mitgemacht?« »Jetzt, ohne Rabensteiner, heißen die Bälle nichts mehr«. »Ich hab' die Quadrille nur gern zum Sitzen«. »Ohne links tanzen zu können, darf man heute auf gar keinen Ball gehen«. (Mädchen:) »Eingeführt werde ich eigentlich erst nächstes Jahr«. (Alter Herr:) »Ja, wie wir beim Sperl getanzt haben, das war was, aber die heutigen jungen Leut!«. »Das Schlafen hab' ich mir schon abgewöhnt; alles Gewohnheit«. (Auf dem Heimweg:) »Ich schau' nur noch ins Europ'«. (Dialog:) »,Was sagen Sie, wie dieses Café geht? Tag und Nacht voll.' ,Eine Goldgrube'«. »Wenn Du eine Zigarette im Mantel hast, kannst Du mir eine geben«. (Auf eine Aufforderung, zu »Maxim« mitzukommen:) »Ich bin zu jeder Schandtat bereit«.

Philosemit. Sie übermitteln mir die folgende Beschwerde: »Daß der Verein zur Abwehr des Antisemitismus mit Hilfe der Wiener Juden Festlichkeiten veranstaltet, mit deren Erträgnis er die berüchtigten ‚schwarzen Banden' in Rußland unterstützt, klingt unglaublich. Und doch muß es wohl so sein: Bei der ‚Akademie', die der Verein am 17. d. M. in den Sophiensälen veranstaltete, erhielt jeder Besucher ein Programm, auf dem deutlich zu lesen stand: ‚Konzert-Akademie zu Gunsten der russischen Judenmassacres'. Wahrscheinlich war der Zweck dieser Veranstaltung schon vorher ruchbar geworden denn der Saal war halb leer«.

Sammler. Daß die ‚Neue Freie Presse' (Abendblatt vom 17. Jänner) aus Herrn v. Bacheracht, dem Vertreter Rußlands bei der Marokko-Konferenz, einen Bachrach macht, ist begreiflich. Der Name ist ihr sympathisch, auch wenn ihr sein bedeutendster Träger nicht so sehr an's Herz gewachsen wäre. Und warum könnte unser Hof- und Staatsvermittler nicht auch in Marokko seine Hand im Spiele gehabt haben?

Leser. Die Bemerkung in Nr. 193 war irrig. Tatsächlich ist der Nummernzwang für Automobile seit dem 7. Jänner eingeführt Der Skandal besteht also bloß darin, daß die Polizei noch vor ein paar Tagen viele Herrschaften die Verordnung stolz ignorieren ließ.

Lebemann. Ein Wiener Prozeß. Eine junge Dame verklagt die Agentin eines Rendezvous-Hauses, deren Antrag sie zurückwies und die

ihren Stolz durch die Bemerkung zu bändigen versuchte, man wisse doch, daß sie »zur Sachs um 200 fl. gehe«. Die Agentin wird zu einer Geldstrafe verurteilt, die sie bald hereinbringen wird, wenn dieselbe Zumutung von anderen Frauen nicht als Ehrenbeleidigung empfunden werden sollte. Wien ist, wie nach allen Ereignissen, zu denen gebildete Menschen Stellung nehmen müssen, in zwei Lager gespalten. Die einen, die bis heute nicht gewußt haben, daß Gelegenheit auch Liebe macht, entrüsten sich darüber, daß die Frauenehre erst im Gerichtssaal Schutz suchen müsse. Die anderen machen sich über die junge Dame lustig und finden die geräuschvolle Betonung ihrer Unnahbarkeit bedenklich. Mit Unrecht. Man kann die höllische Sexualmoral der ‚Fackel' vertreten, muß die Prostitutionsfähigkeit des Weibes nicht mit dem Schwergewicht männlicher Ethik belasten: trotzdem mag man es begreifen, daß eine Frau aus irgendeinem Grunde auf die gerichtliche Feststellung Wert legt, daß sie nicht »zu haben« sei. Solche Rücksichtslosigkeit gegen die Kupplerinnen ist hin und wieder recht heilsam. Man kann nämlich auch in diesem Punkt so gottlos wie die ‚Fackel' denken und die staatliche Verfolgung sonst unnützer alter Weiber, die durch die Vermittlung der Gelegenheit zwischen zwei willigen und mündigen Menschen ihre Existenzberechtigung erweisen, für den ausgemachtesten Blödsinn erklären. Jedenfalls aber wird man dafür eintreten, daß die Kuppelei wegen — Vorspiegelung falscher Tatsachen verfolgt werde. Die Kupplerinnen überschreiten zumeist die Lizenz zur Lüge, die die Natur dem Weib erteilt hat, und führen in ihren Katalogen Namen von Frauen, von denen sie bisher noch nicht einmal hinausgeworfen wurden. Hin und wieder wird also durch die Gelegenheitsmacherei das Rechtsgut der Ehre verletzt. Das Rechtsgut der »Moral« gegen sie zu schützen, war der Einfall einer schwachsinnigen Kriminalistik. Ein vernünftiger Staatsanwalt wird ihr am liebsten mit dem Wucherparagraphen an den Leib rücken. So ist's neulich in Laibach geschehen, wo die Besitzerin eines Freudenhauses, die sich des besonderen Schutzes des Polizeidirektors erfreute, wegen unmenschlichster Ausbeutung der Mädchen verurteilt wurde. Der Polizeidirektor floh nach Amerika. Mit Unrecht. Er hatte bloß dem Gesetz Nachdruck gegeben. Das Gesetz nämlich, das die Moral schützt, fördert die wucherischen Tendenzen der Kuppelei, die sich das Strafrisiko bezahlt machen muß. Da in Wien noch immer die Verletzung der Sittlichkeit verfolgt wird, so mag man verlangen, daß wenigstens gleiches Unrecht

gegen alle gelte. Aber man weiß, wie der armen Offizierswitwe, die ein Zimmer als Absteigequartier vermietet, mitgespielt wird, und man hat in den Berichten über die Ehrenbeleidigungsklage gegen die Agentin eines Rendezvoushauses gelesen, wie alle Prozeßparteien unaufhörlich eine Frau Sachs im Munde führten, ohne daß der staatsanwaltschaftliche Funktionär und der Richter auch nur das geringste Bedenken gegen die Legitimität solcher Berufung erhoben. Ich unterschätze die Verdienste der Frau Sachs nicht. Sie ist gewiß eine österreichische Staatsnotwendigkeit, hat den Besten ihrer Zeit genug getan und verdient es, gleich der verstorbenen Kupplerin Felix ernst genommen zu werden, deren Name bekanntlich in dem Wahlspruch: »Tu Felix Austria . . .« in untrennbare Verbindung mit Österreich gebracht erscheint. Das Anzengruber'sche »'s kann d'r nix g'scheh'n« kann heute wohl niemand mit größerer Berechtigung zitieren als Frau Sachs, die mit den Attesten hoher Persönlichkeiten den Teufel und den Staatsanwalt bannt. Vielleicht protegiert sie Polizeibeamte und erspart ihnen selbst die Flucht nach Amerika. Vielleicht sorgt sie für die wirtschaftliche Sicherheit ihrer Klientinnen, indem sie sie durch den Zwang, ihr Parfüms abzukaufen, davor bewahrt, das verdiente Geld auf andere Weise auszugeben. Kurz, sie hat ihre Meriten. Nur glaube ich, daß das Maß ihrer offiziellen Ehrung übertrieben ist. Es mag hingehen, daß sich Gerichtsfunktionäre totstellen, wenn der Name einer hohen Kupplerin genannt wird. Aber nächstens wird der Verhandlungsleiter »nervös« werden und einer armen Angeklagten, die sich wegen zu kleinen Betriebes zu verantworten hat und auf die erdrückende Konkurrenz anzuspielen wagt, die Mahnung zurufen: »Ich bitte, die Frau Sachs nicht in die Debatte zu ziehen!« . . .

Höfling. Der Thronfolger, der in Vertretung des Kaisers den Industriellenball besuchte, hatte nur unter der Bedingung sein Erscheinen zugesagt, daß mit den Cerclegesprächen, die er führe, kein Inseratengeschäft gemacht werde. Die Herausgeber der großen Blätter mußten resignieren. Singen aber jetzt ununterbrochen »Gott erhalte . . .«

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda und Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3

„Bar-Lock“

Einzige Schreibmaschine mit vollständig sichtbarer Schrift ohne Umschaltung.

GENERAL-VERTRIEB:

JOE LESTI

Wien, I. Laurenzerberg Nr. 4 f.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz 4 (Telephon 12801), versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 193, 19. Jänner): Kaiserworte. — Die medizinische Schande Wiens. — Die Sylvester-Nacht. — Zwei Skizzen. Von Egon Friedell. — Wer nie das Elend sah. Von Ludwig Scharf. — Antworten des Herausgebers (Das Sylvestergedicht des Grafen Kielmansegg; Eine tolle Automobilfahrt; Die russische Verwirrung der ‚Neuen Freien Presse‘; Witzkritik; Zu viel Charas!; Wie viel ich vom Professor Beer bekam; Das Ende der Affaire Coburg; Das Recht auf die Liebesleistung; Schwarzes Buch).

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Die Fackel

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16–32 Seiten.
Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	K 9.—
» »	18 » »	» 4.50
» das Deutsche Reich,	36 » »	» 10.50
» » » »	18 » »	» 5.25
» die Länder d. Weltpostv.,	36 Nummern, portofrei	» 12.—
» » » »	18 » »	» 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 30 h = 30 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857. Postsparkassen-Konto Nr. 57.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.

Nr. 195. 10. Februar 1906 VII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

Im Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 30 Pf.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

VITA

REINSTE NATÜRLICHE NATRON-QUELLE

Die „Vita-Quelle" wirkt vorzüglich bei harnsaurer Diathese, Gicht, Rheumatismus und Blasenleiden. In überraschender Weise behebt sie die hartnäckigsten Magenkatarrhe, beseitigt prompt das peinigende Sodbrennen und ist ein Stoffwechsel-Regulator von höchster Vollkommenheit. Vorrätig in allen Apotheken und Depots. Generalvertrieb durch die Mineralwasser-Großhandlung

S. Ungar jun., k. u. k. Hoflieferant Wien, I.

Jasomirgottstraße 4.

Prospekte, Analysen und Beschreibungen gratis und franko.

Im Verlage „Die FACKEL" sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten

Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität

Karl Kraus
Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).

Karl Kraus
Der Fall Hervay

Karl Kraus
Die Kinderfreunde (Zum Prozess Beer).

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

Alleinige Annoncen-Annahme durch die Annoncen-Expedition EDUARD BRAUN, Wien I., Rotenturmstraße 9.

DIE FACKEL

NR. 195 WIEN, 10. FEBRUAR 1906 VII. JAHR

Status cridae.

Eine Stimme zur Beamtenfrage.

Jede Talentlosigkeit der Regierenden, jeder Mißgriff in der Auslese der Berufenen, jeder einzelne Fall von Protektion, jeder Sieg der Korruption — ist ein Stoß ins Fleisch der Gesamtheit, ein Blutverlust des ganzen Volks, der sich mit mathematischer Sicherheit in Tuberkulose, Paralyse, Syphilis und Verelendung umsetzt; muß in irgendeinem lebenden Körper gebüßt werden.

Das große Summenergebnis aber, die endemische Armut, wird wie eine verhaßte Steuer zwischen allen Klassen der Bevölkerung hin- und hergewälzt. Die Kräfte der Gesellschaft werden von diesem heißen Ringen zum Teil aufgerieben und der Produktion entzogen. Ein stilles unsichtbares Morden wie im rauchlosen Feuergefecht findet statt. Der bleierne Druck, der über uns allen schwebt, pflanzt sich wie einem physikalischen Gesetz zufolge nach allen Dimensionen gleichmäßig fort. Bald senkt er sich auf die materielle Produktion, bald auf die politische Fruchtbarkeit, bald auf den Geist, dessen Schwungkraft er lähmt, bald auf das Temperament, das er verödet und ausdorrt. Bald entladet er sich als Wut der Zünfte, bald als ekelhaftes Haschen nach Sonderbegünstigungen, aber immer ist es dieselbe gemeinsame Not, die ein

Stand dem andern mit List und Gewalt aufzuhalsen sucht.

Die gesellschaftliche Not zeigt sich in den verschiedensten Gestalten: als Unterkonsum, ausgedehnte Arbeitslosigkeit bei gleichzeitiger Überbürdung der ins Joch gespannten Glieder, als stille Trauer, Erstarrung der Unternehmungslust. — Der Staat aber, dessen schleichende Krankheit eigentlich die Grundursache der gesellschaftlichen Armut ist, beteiligt sich am Überwälzungskampf, wobei er sich seiner organisierten Überlegenheit bedient. Er verdreifacht seine Härte, um seinen Anteil sicherzustellen, verschärft die Exekutionen und scheucht die Armut, das gehetzte Wild, mit dem Bajonett in die Gesellschaft zurück. Während rings das Volk immer dürftiger wird, wühlt er noch in reicher Beute und ergänzt sein Defizit durch rücksichtlosen Raubbau. Aus dem Fleisch der Allerärmsten schneidet er unverdrossen sein Shylock-Pfund. So ist der Staat noch reich, während die von ihm repräsentierte Gesellschaft bereits verarmt ist. Im Kampf der Überwälzungen hat er sich die wirksamsten Waffen gesichert.

Die wahre Grundlage dieses Gebäudes ist der verschleierte heimliche Konkurs.

Der schleichende, geschickt verhüllte, unerbittlich überwälzte Konkurs ist das wahre Wesen dieser derouten Ordnung.

Die Entschleierung dieses Konkurses ist eine eminent sozialpolitische Tat. Seine Offenbarung und Rückwälzung auf den wahren Schuldigen eine verlockende Aufgabe für den Reformator.

Solange bloß die produktiven Stände, die Arbeiterschaft, die Industrie, die Landwirtschaft still verbluten, gelingt die Verschleierung des wahren Tatbestandes ausgezeichnet. Der zugrundeliegende Bankerott tritt erst dort in Erscheinung, wo der Staat als Unternehmer und Arbeitgeber auftritt: hier ist seine Insolvenz

nicht so leicht zu verbergen. Darum ist die Frage des sogenannten Beamtenelends eine so tiefgreifende und nimmt mit Recht die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit in Anspruch. Denn hier gibt sich der Staat eine Blöße, hier hat seine Hornhaut eine weiche Stelle.

Als Arbeitgeber und Unternehmer kann er die Überwälzung der eigenen Armut auf die Gesellschaft nur in der Form ausüben, daß er durch ein System der Kraftausbeutung und Unterentlohnung seiner Pflicht entrinnt. Als Ausbeuterin ihrer Arbeiter, genannt Beamten, enthüllt die Staatsmacht ihr eigentliches Geheimnis: die Überwälzung des ihr zur Last fallenden Defizits auf das Volk.

Der Staat anerkennt offen, daß er diese Dienste weder entbehren noch entlohnen kann. Aber durch ein ebenso kompliziertes wie abgeschmacktes System von Listen, durch ein planvolles Wehrlosmachen, durch eine Unsumme mysteriöser Formeln gelingt es ihm, die Beamtenschaft dazu zu zwingen, daß sie seine Krida entweder mit ihrem Blute bilanziere oder im Wege individueller Verschuldung auf die übrigen Stände überwälze.

Die Schulden der Beamten sind in Wahrheit nichts anderes als Schulden des Staates, zu deren Übernahme sie durch einen Druck der Macht gezwungen werden. Der Staat kann nur dadurch bestehen, daß er die individuellen Schulden seiner Arbeiter zwischen sich und die Gesellschaft schiebt und die Überwälzung durch das Medium unzähliger individueller Insolvenzen unsichtbar macht. Er verfährt dabei wie ein Schmierendirektor, der seinen Komparsen nahelegt, sich vom Publikum bezahlen zu lassen. Nur mit dem Unterschiede, daß der Staat sich dabei vorbehält, sittlich entrüstet zu sein, wenn der Tatbestand als wirtschaftliche Deroute seiner Diener zu seiner Kenntnis gelangt. Die verelendeten Beamten erleiden dasselbe Schicksal wie die übrigen Stände: die Arbeiter,

die Industriellen, die Kaufleute; alle diese decken mit ihrer Brust den Staat, sie nehmen die ihm zugedachten Schläge auf sich, sie setzen den Konkurs der Gesamtheit in ihren persönlichen Konkurs um, sie brechen zusammen, fallieren, gehen ins Kriminal, — aber nur beim Beamtenstand wird der wahre Sachverhalt offenbar.

Die Argumentation des Finanzministers: ehe man dem Beamtenstand aufhelfe, müsse erst den anderen noch leidenderen Klassen geholfen werden, ist daher zwar richtig, insofern die anderen Stände ebensosehr die Opfer der Staatsausbeutung sind; sie ist aber verhängnisvoll wegen der Rückschlüsse, die sich daraus ergeben.

Wenn daher die Beamten ihrer Verelendung entgegentreten, so kämpfen sie allerdings für die Gesamtheit; insofern nämlich, als sie den bankerotten Stand der gesamten Gesellschaft entschleiern und so die Wurzel des Übels entblößen; außerdem dadurch, daß sie die schleichende Krise zu einer akuten gestalten.

Der Staat, der wohl erkennt, daß er zur Liquidierung gezwungen wäre, sobald sich diese Geheimnisse offenbaren, trifft alle Maßregeln und schafft sich kunstvoll solche Verhältnisse, wie sie für ihn als Unternehmer, als Arbeitvergeber möglichst günstig sind. Dazu gehört das System, von Staatswegen für ein nie versagendes Überangebot von Händen zu sorgen und lieber eine krankhafte Entartung als eine gesunde Restriktion zu fördern. In dieser Erkenntnis macht er die Erziehung des Durchschnittsbeamten zum eigentlichen und letzten Staatszweck. Dieses Ziel wird schon in der Schule vorbereitet, wo nicht Menschen, nicht Individualitäten, nicht einmal Staatsbürger, sondern Staatsbeamte herangezüchtet werden. Die Rekrutierung beginnt schon in der Mittelschule, die von Beamten, nicht von Lehrern geleitet wird. Diese, selbst unter eisernem Reglement stehend,

werden zum Drill gedrillt. Die Universität setzt das System fort. Das Mandarinentum ist das vom Staate dem Volke aufgezwungene Lebensziel.

Sein Überangebot an Händen schafft er sich ein zweitesmal, indem er die heranwachsende Generation systematisch entmutigt. Er bricht den Gewerbssinn, den Freiheitsdrang, er hetzt sein Wild solange, bis es zum Beamtentum reif ist. Dabei dehnt er seine Machtsphäre mit Vorliebe aus, um wieder dieses Überangebot zu plazieren. Die Auflösung des Volkstums im Beamtentum ist der natürliche Instinkt des Leviathan.

Es liegt darum nicht nur in seinem Interesse, sondern in der ganzen wirtschaftlichen Folge des Systems, daß seine Helotenschar arm ist. Dieser Zustand ist aber auch willkommen. Der Beamte soll immer hoffen, zittern, frieren. Die normalen Mittel im Lohnkampf werden ihm schlau entwunden, man macht zum Gesetz der Disziplin, daß er jede Verbesserung seiner Lage als unverhoffte Gunst erhalte. In diesem Dienst- und Arbeitsverhältnis wird der eine Teil jeder Äußerungsmöglichkeit beraubt. Im Hintergrund lauert als letztes Ideal — der Chinesengeist.

Gegenwärtig verteidigt der Staat seine auf Konkurs gegründete Existenz mit Hilfe des Wuchers und der oktroyierten äußersten Entbehrung. Dies gelingt ihm solange, als die Beamtenschaft sich willig zum Opfer darbringt. Das einfachste Mittel, die Dinge auf den wahren Stand zurückzuführen, läge darin, daß die Beamten ihre Schulden wieder dazu machen, was sie ihrem Wesen nach sind: zu Staatsschulden. Sie müßten sich nur künftig nicht mehr dazu hergeben, ihren Brotherrn mit ihren Leibern zu decken, sondern es ganz einfach darauf ankommen lassen.

Die Millionenschulden, die heute wie die Last des Atlas auf den Schultern der staatlichen Arbeiter liegen, können mit einem kühnen starken Ruck ab-

geschüttelt und auf den Allvater Staat zurückgeworfen werden. Das wäre ziemlich einfach durch absolute Passivität im wirtschaftlichen Kampf zu erreichen. Wenn die Herren Beamten den Wucherern nicht mehr die Türen einrennen und sich in keiner Weise mehr bemühen wollten, ihre Haut zu Markte zu tragen, sondern es vorzögen, stehenden Fußes und sehenden Auges, solidarisch und programmäßig ihren wirtschaftlichen Zusammenbruch zu erwarten — wenn dies gleichzeitig tausende täten, und auf solche Art das Geheimnis ihrer Privatwirtschaft offenbarten: dann würde der gesamt-soziale Charakter dieser Erscheinung offen zu Tage treten, das Ereignis seines scheinindividuellen Ansehens entkleidet sein und als wirtschaftliches Erdbeben wirken. Wer würde diese Tausende von Kridataren schuldig sprechen? Die Gläubiger sollen sich dann dorthin wenden, wo der eigentliche Schuldner ist, an den großen Brotgeber, der alles bevormundet und nun auch die Konsequenzen seiner Allmacht tragen möge.

Dann werden die gewerbetreibenden Stände an einem Tage plastisch wahrnehmen, worüber sie heute erst umständlich aufgeklärt werden müßten: daß sie doch in letzter Linie für das Elend der Beamten aufzukommen haben. Kein anderer Stand hat diese Macht, die ganze Wucht seiner Sorge als Waffe zu verwenden und auf den Urheber zurückzuwerfen.

Dieser neuartige Streik: die demonstrative akute Krida von Tausenden, der organisierte Konkurs wäre zugleich die Gemütsbefreiung von Legionen und weiterhin vielleicht die Entschleierung der wahren wirtschaftlichen Lage des ganzen Volkes. Staatsbeamte, überwälzt eure Haftung auf den Beamtenstaat und rettet euch aus der Konkursmasse in den Massenkonkurs!

Reformator.

* * *

Kind und Kirche.

Wem für das Unglück in der Altlerchenfelder Kirche die »Schuld« aufgebürdet werden soll, ist ein müßiges Problem. In jeder Versammlung kann durch irgendeinen Zwischenfall eine katastrophal endende Panik entstehen, und allen denkbaren Vorsichtsmaßregeln zum Trotz werden sich solche Unglücksfälle immer wieder ereignen. Soviel allerdings ist gewiß, daß die Entstehung einer Panik bei Ansammlungen in Kirchen durch die verwirrende und erregende Athmosphäre von hieratischem Prunk, Weihrauch und Verzückung besonders begünstigt wird, daß dies in noch weit höherem Maße von Kinderversammlungen in Kirchen gilt und daß speziell eine Predigt, die immer — auch wenn sie keine »Hetzpredigt« ist — auf eine möglichst tiefgehende Erschütterung der Gemüter abzielt und daher notwendigerweise mit den stärksten Effekten arbeitet, die schon vorhandene Spannung in Kindergemütern bis zu Psychosen steigern kann, die nur des geringsten Anlasses bedürfen, um sich in einer Panik auszulösen. Man mag sich ferner wundern, daß zwei- und dreijährige Kinder, daß epileptische Mädchen zu einer Predigt geführt, daß sieben- und achtjährige Kinder ohne Aufsichtsperson in die Kirche eingelassen werden. Man darf auch füglich zweifeln, ob der, welcher einst sagte: »Lasset die Kindlein zu mir kommen«, es so gemeint habe. Man muß sich aber vor Augen halten, daß diese Erscheinungen, denen manche die Schuld an dem Unglück beimessen wollen, in einem unser ganzes Leben in seinen Bannkreis ziehenden System wurzeln, für das die gesammte Öffentlichkeit mitverantwortlich ist.

Die Kirche hat sich bekanntlich aller liberalen Gesetzgebung zum Hohn beinahe denselben unumschränkten Einfluß auf den Geist der Masse bewahrt, den sie während des langen Mittelalters ausübte. Sie duldet die Einmischung des Staates nur, soweit diese ihrem ungestörten Wirken zugute kommt und soweit sie des Staates als ihres Büttels bedarf. Sie zeigt aber ihre wahre, unbotmäßige Natur sofort, wenn sie ihren Einfluß auf die Massen, vor allem auf die Schule, bedroht sieht. Es ist ihr gar nicht recht, wenn man ihr die Gewalt über das bildsame Gemüt des Kindes

entreißen will. Und die Vorherrschaft in der Schule, die ihr in einem vorgeschrittenen Lande jetzt bestritten wird, die Gewalt über die kommende Generation wird ihr bei uns noch recht lange ungeschmälert erhalten bleiben. Sie kann sich leicht darüber trösten, daß unsere liberalen Schulgesetze nur mehr von einer »sittlich-religiösen« und nicht mehr von einer »religiös-sittlichen« Erziehung sprechen, solange der Katechet alle Bemühungen des Lehrers, die Kinder zu vernunftgemäßem Denken zu erziehen, durch seine geheiligte Metaphysik, durch den ihm zur Verfügung stehenden kirchlichen Apparat paralysieren kann. Ein viel größeres Unglück als in der Altlerchenfelder Kirche geschah, geschieht täglich in allen Schulen, in denen in der Entwicklung begriffene, für alle Art Romantik empfängliche Gehirne gewaltsam deformiert und zu ihrer natürlichen Funktion, Ursache und Wirkung, Grund und Folge zu erkennen, für immer oder für längere Zeit untauglich gemacht werden.

Ich behaupte dies in vollstem Ernste. Während ein wahrer Lehrer bestrebt ist, den Schülern die Erscheinungen des Lebens und der Natur in ihrem organischen Zusammenhange verständlich zu machen, sie sehen und beobachten, folgern und denken zu lehren, sie geistig soweit auszurüsten, daß sie — wie die profane Pädagogik das Ziel der Erziehung definiert — beim Austritt aus der Schule imstande sind, ihre eigenen Erzieher zu sein, pflanzt der Priester, dem es nicht behagt, daß der Mensch mündig werde, eine ganz andere, völlig abstrakte und imaginäre Welt in ihre Gehirne und lehrt sie, daß die wirkliche Welt nur Produkt jener imaginären Welt, der Mensch ein Spielball der höheren Mächte und das Leben nur die Vorbereitung für das Jenseits sei. Die durch solche Dämonologie verdorbenen Gehirne halten dann ihre natürlichsten Wünsche für eine Versuchung des Bösen, einen Glücksfall für das Walten des Schutzengels, Epilepsie für ein Besessensein vom Teufel, ein Elementarereignis für die Strafe Gottes, einen Zufall für ein Wunder, Lourdeswasser für ein Heilmittel gegen Lues, und Leintücher für Gespenster. In armseligem Größenwahn empfinden diese Ewig-Unmündigen sich selbst als Zankapfel von Himmel und Hölle; ihr Leben ist ein ständiges Duell zwischen dem Teufel und dem Schutzengel und die Kirche ihr natürliches Refugium. Daß auch im »Hause Gottes« eine

Katastrophe den Gesetzen der Natur gemäß sich abspielen kann, daß auch ein Kirchturm einen Blitzableiter braucht und daß im Weihwasser Diphtheriebazillen ihr Fortkommen finden können, dürfte ihnen verwunderlich erscheinen. Priester sind die Vermittler zwischen den Menschen und den höheren Mächten. Gewiß, sie dienen dem transzendentalen Bedürfnis der Kreatur. Sie geben dem armseligsten Dasein die romantische Würze. Und Ihre Verheißung ist künstlerischer und dekorativer als der Himmel des Marxisten. Aber sie möchten, daß ein Opiat die ausschließliche Volksnahrung sei. Sie wollen der Seele auch dort habhaft werden, wo sie auf irdischen Pfaden sich ergeht. Der Priester tauft die Menschen, wenn sie geboren werden, lehrt sie in der Schule den wahren Glauben, vernimmt ihre Sünden, reicht ihnen den Leib des Herrn, fleht die Gnade des heiligen Geistes auf sie herab, verheiratet sie, tauft und erzieht ihre Kinder, steht an ihrem Totenbette und geht hinter ihrem Sarge. Die Kirche darf sich über den Mangel an Einfluß auf das menschliche Leben nicht beklagen, er reicht in geschlossener Kette von der Wiege bis zur Bahre, und selbst der fanatischeste Atheist empfängt seine Frau aus den Händen der Kirche, überläßt seine Kinder dem Katecheten und seinen Leichnam oder wenigstens dessen Asche dem konfessionellen Friedhof.

Es scheint, daß die Ränke des Teufels ungeheuerlich sind, da sie einen so ungeheuren Apparat, wie ihn die kirchliche Seelsorge darstellt, zu ihrer Bekämpfung notwendig machen. Es lohnt sich also gewiß, sich über den Teufel gehörig zu informieren. Erst kürzlich wurde ein Salzburger Bauer angeklagt, weil er in sträflicher Furchtlosigkeit die Existenz des Teufels bezweifelte. Der »Kleine Katechismus«, der in den untersten Volksschulklassen die Grundlage der Glaubenslehre bildet, hätte das Bäuerlein leicht eines besseren belehrt. »Nicht alle Engel«, heißt es im Katechismus, den ich zitiere, weil er den Extrakt der erwähnten Dämonologie wiedergibt und weil die Schüler diese Formeln auswendig lernen müssen, »haben die Gnade Gottes bewahrt; viele haben sie durch die Sünde der Hoffart verloren. — Gott hat die hoffärtigen Engel bestraft, indem er sie auf ewig verworfen und in die Hölle verstoßen hat. — Die verworfenen Engel nennt man böse Geister oder Teufel. — Gott hat die gut gebliebenen Engel mit der ewigen Seligkeit im Himmel belohnt. — Die Engel, welche Gott besonders zu unserem Schutze

bestimmt hat, nennen wir Schutzengel. — Wir haben die Pflicht, unsere Schutzengel zu verehren und anzurufen, ihren Einsprechungen zu folgen und ihnen dankbar zu sein.« Wer nun etwa die »Einsprechungen« seiner Schutzengel nicht hören sollte, ist freilich übel daran, aber selbst wenn er der Verführung der bösen Geister erlegen ist, kann er durch das Sakrament der Buße wieder in den Stand der heiligmachenden Gnade gelangen. Noch ist der Himmel nicht verloren. Der sündige Mensch muß zunächst — man lernt es in der vierten Volksschulklasse — sein »Gewissen erforschen«. Das ist nun freilich komplizierter, als man glaubt und als es für Kindergemüter faßbar scheint. »Bei Erforschung des Gewissens«, heißt es im »Kleinen Katechismus«, »kann man sich der Zahl der Sünden erinnern, wenn man nachdenkt, ob die Sünde alle Tage, alle Wochen oder Monate und wie oft im Tage, in der Woche, im Monate geschehen sei. — Das notwendigste Stück beim Sakramente der Buße ist die Reue, weil ohne Reue keine Sünde vergeben wird. — Die Reue muß innerlich, über alles groß, allgemein, übernatürlich sein. — Die Reue ist über alles groß, wenn wir die Sünde für das größte aller Übel halten und sie mehr verabscheuen als jedes andere Übel. — Die Reue ist übernatürlich, wenn der Sünder mit Hilfe der göttlichen Gnade und aus übernatürlichen Beweggründen die Sünde bereut. — Die bloß natürliche Reue ist zur Vergebung der Sünden nicht hinreichend. — Die übernatürliche Reue ist zweifach: sie ist entweder vollkommen oder unvollkommen. — Die Reue ist vollkommen, wenn wir die Sünde aus vollkommener Liebe zu Gott bereuen, weil wir nämlich Gott, das vollkommenste und liebenswürdigste Gut, beleidigt haben. — Durch die vollkommene Reue erlangt man sogleich, auch schon vor der Beichte, Vergebung der Sünden; jedoch ist man schuldig, sich über dieselben in der nächsten Beichte anzuklagen. — Die Reue ist unvollkommen, wenn wir die Sünde aus unvollkommener Liebe zu Gott bereuen, weil wir nämlich durch die Sünde den Himmel verloren und die Hölle sowie andere Strafen verdient haben, oder weil die Sünde im Lichte des Glaubens überaus häßlich erscheint. — Durch die unvollkommene Reue erlangt man Vergebung der Sünden, wenn man zugleich das Sakrament der Buße empfängt« . . .

Die großen Reformatoren des Unterrichts, Comenius und

Pestalozzi, haben vom Unterricht in erster Linie die Anschaulichkeit gefordert. Nur durch die Anschauung, meinten sie, könne wirkliche Belehrung vermittelt werden. Comenius zeichnete seinen Schülern einen primitiven orbis pictus, unsere fortschrittliche Zeit aber hat den Anschauungsunterricht durch sinnreiche Rechenmaschinen und illustrierte Lehrbücher, durch künstlerische Wandbilder und Modelle, Naturaliensammlungen und Experimentierapparate, durch die Führung der Schüler in die Natur, in Museen und Ausstellungen beträchtlich vervollkommnet. Die Kirche, die sich rühmt, jedem »wirklichen« Fortschritt zu huldigen und die bildungsfreundlichste Einrichtung der Welt zu sein, sollte hinter dem »Profan-Unterricht« nicht zurückbleiben und dem Anschauungsprinzip in noch ausgiebigerer Weise als dies durch die Bibelillustrationen und die Abbildung der Engel, die »keinen Leib«, wohl aber ein Gewand und Flügel haben, geschieht, zum Siege verhelfen: vor allem durch ein gelungenes Modell der »übernatürlichen unvollkommenen Reue«.

Ein ehemaliger Lehrer des
Katholischen Schulvereines.

* * *

Der ärarische Tod.

Die Gefahr, die die in einem Kohlenbergwerk Arbeitenden täglich bedroht, sie scheint eine kleine Unbequemlichkeit neben dem furchtbaren Risiko, das jene Ärmsten übernehmen, deren Beruf zu einem längeren Aufenthalt in einem österreichischen Amtszimmer verpflichtet. Und manch einer ist vom Großglockner heil zurückgekehrt, der später unter den Strapazen einer mehrstündigen Postsparkassenarbeit in die Kniee brach. Jetzt, da an einem Tage unter mehr als vierzig Verunglückten die Bergung jener achtzehn durch die Freiwillige Rettungsgesellschaft geglückt ist, ziemt es, eine Warnung an jene

ergehen zu lassen, die sich dem gefahrvollen Beruf eines österreichischen Beamten widmen wollen. Es mag ja besonders verwegene Postsparkassenbeamte geben, denen die Höhenluft eines österreichischen Amtszimmers unentbehrlich geworden ist. Sei es! Die Nachstrebenden zu warnen, ist Pflicht der Humanität, damit nicht der bekannte Bericht unter der Spitzmarke »Ein Opfer des Postsparkassenamtes« zur ständigen Rubrik werde. Man muß darauf hinweisen, daß für die Verpflegung der am Schreibtisch Verunglückten in durchaus unzureichender Weise gesorgt ist. Ein Arzt ist weit und breit nicht erreichbar. Statt seiner fungiert ein Beamter, dem die Direktion eine Handtasche zur Verfügung gestellt hat, die Kramperltee, Hofmannstropfen, einen Rosenkranz und — für besonders schwere Fälle — Cognac enthält. Die Schutzhütte hat wohl ein Telephon, aber den Beamten ist streng untersagt, es zum Anruf der Freiwilligen Rettungsgesellschaft zu benützen. Weil die Direktion das »Aufsehen« und nicht den sanitätswidrigen Zustand der Bureaus für das Grundübel hält.

Mein Freund Ärarius glaubt nämlich, daß es ohne den gewissen Pissoirgeruch keine Autorität gibt. Wenn's nicht muffelt, freut ihn das ganze Familienleben nicht mehr, kann er nichts mehr in Erwägung ziehen, nichts ins Auge fassen und keine Erhebungen pflegen ... Ärarius ist ein frommer Mann und daß er's zum Himmel stinken läßt, weiß man seit dem »Tod der Kalkulantin Hahnel«.

Die Interpellationsbeantwortung durch den Handelsminister war Kramperltee für den Todeskampf dieses Staatswesens. Die Verbrechen, die hierzulande geschehen, haben nie einen Schuldigen und immer einen Entschuldiger. Die Regierung verspricht, daß sie künftig »tunlichst« — das heißt so viel wie: »mit Gott« — unterbleiben werden. Länger als zwei Stunden wand sich die der Simulation verdächtige

Beamtin unter furchtbaren Schmerzen. Sie war schon blau und grün im Gesicht, aber der Vorstand hielt es für schwarz-gelb. Da schlich sich ein Kollege in ein nahes Kaffeehaus, um die Rettungsgesellschaft anzurufen. Dem Beamten ward hiefür eine Rüge, die Beamtin starb, und die Direktion ordnete Feiertagsdienst an, um die Beteiligung der Kollegenschaft am Begräbnis nicht allzu demonstrativ wirken zu lassen. Nur kein Aufsehen! Die »Stimme von oben«, die, als einst — beim Ringtheaterbrand — Alles gerichtet war, die Worte »Alles gerettet!« rief. Dann der Hausmeister der Postsparkassa, der der Rettungsgesellschaft mit den Worten entgegenkam: »A bisserl Magenweh!«. Und die ministeriellen Beschwichtigungen, die immer den Ton der Schödl-Anekdoten haben: Auf die Bemerkung der trauernden Witwe, daß ihr Mann an einer schweren Lungenentzündung gestorben sei, wird die trostreiche Antwort gegeben: »Na, 's wird doch nöt so arg gewesen sein!« . . . Wenn nur der Herr Sektionsrat Bauer am Leben geblieben ist, ist noch nicht alle Hoffnung verloren. Er wird seinem Amt erhalten bleiben. Er wird es, auch wenn der ärarische Tod rings um ihn Erntefeste feiert. Aber so pessimistisch muß man nicht in die Zukunft blicken. Statt der Handtasche wird künftig ein Arzt ordinieren, und wenn sich die Überbürdeten vor einem Unwohlsein schützen wollen, so dürfen sie sich bei der Arbeit die Nase zuhalten.

Herr Jarno.

Gegenüber dem Andrang markanter Wiener Individualitäten, die der kritischen Behandlung harren, habe ich, um jeder zu ihrer Zeit gerecht zu werden, keine zu übersehen und alle zu überblicken, die Methode gefunden: Abwarten, bis eine Gerichtsverhandlung kommt! Sie kommt nämlich immer. Und entweder ist dann der Angeklagte oder der Richter, der Verteidiger oder der Staatsanwalt die längst für die kritische Judikatur vorgemerkte Persönlichkeit. Diesmal ist's der Angeklagte und heißt Josef Jarno. Der Gerichtssaalbericht als Behelf der Erinnerung sagte mir, daß die publizistische Beschäftigung mit Herrn Jarno dringend sei. Die Berichte demütiger Theatersklaven, die ihr Gejammer in die Bitte um Diskretion ausklingen lassen, die Aussagen von Zeugen, die »nicht genannt« sein wollen, die Beschwerden jener Ärmsten, die aus einer Misère herauskommen, aber in keine Affäre »hineinkommen« möchten, konnten mich bis heute zu keiner publizistischen Äußerung über Herrn Jarno's Betragen bestimmen. Mein Untersuchungsapparat entbehrt des Nachdrucks, dem die Wahrheit gerichtlicher Zeugenaussagen auch dann nachgeben muß, wenn ein Theatertyrann angeklagt ist. Jedenfalls nachgeben müßte, wenn ein nicht allzu naiver Richter sie zu hören wünscht. Aber selbst das aus dem Abhängigkeitsverhältnis der Zeugen gerettete Endchen Wahrheit, das eine Gerichtsverhandlung offenbart, ermöglicht schon die publizistische Urteilsfällung.

Herr Jarno zählt dank der besonderen Unfähigkeit anderer Wiener Theaterdirektoren zu den überschätztesten Persönlichkeiten des Wiener Kunstlebens. Seine besondere Fähigkeit bewährt er in der Erhaltung eines unverdienten Rufes. Dem Mann,

der fast in jeder Wiener Redaktion einen Autor sitzen hat, konnte es an kritischer Förderung nicht fehlen, und er hat den Herren durch die Entziehung der Freilogen nur imponiert, wenn er durch deren Verkauf ihre Tantièmen mehrte. Die Geriebenheit eines Händlers mit Theaterwerten, der Strindberg zum Selbstkostenpreis gibt, wenn er an Buchbinder verdient hat, gilt in Wien für »wundervollen Flair«. Die Geschicklichkeit des Schauspielers Jarno ist Mangel an Persönlichkeit, die Geschicklichkeit des Regisseurs schnurgerade Routine. Wenn ich Herrn Jarno's Farblosigkeit, in deren Bewunderung die literarische Kritik Wiens ihren Bilderreichtum ausgibt, sinnfällig machen wollte, müßte ich unbedingt zu der Parallele greifen, er spiele so, wie Herr Kanner schreibt, wobei ich dann auch an die Verwandtschaft ihrer temperamentlosen Grobheit im Verkehr mit den Angestellten dächte. Wer sich an die Darstellung des Marquis von Keith erinnert, in der Herr Jarno von der »Kreuzung von Philosoph und Pferdedieb« den Philosophen schuldig blieb und den Pferdedieb zu einem Roßtäuscher verdarb, weiß, was er von dieser schauspielerischen Physiognomie zu halten hat, die eben noch kapabel ist, ihre Leblosigkeit als »Schlichtheit« wirken zu lassen. Aber schließlich versteht Herr Jarno als Schauspieler so gut wie als Regisseur und Theaterkaufmann sein Handwerk, und er wäre in allen diesen Berufen gewiß eine erfreuliche Erscheinung neben Herrn Weisse, wenn die Literaturkritik zwischen Wien und Berlin sich's nicht in den Kopf gesetzt hätte, ihn zum »literarischen Direktor« auszurufen. Weil er »Was ihr wollt« als die Devise seines dramatischen Warenhauses erwählt hat; weil er mit der rechten Hand das Werk Shakespeare's zu Provinzeffekten bringt und mit der Hand, die seinem Herzen näher ist, das Werk Buchbinder's zu einer künstlerischen Sensation macht. Aber Girardi konnte von Herrn Jarno bloß mißbraucht, nicht mehr ent-

deckt werden, und die tüchtige Frau Niese, die nicht ganz so tief in der Wiener Volksseele wurzelt wie der Reklamelärm glauben machen möchte, war eine beliebte, nur nicht ganz so preßverwöhnte Komikerin, ehe sie Frau Jarno wurde. Die besten Kräfte seines Ensembles, Maran, Frau Pohl-Meiser und Herrn Straßny, hat der literarische Direktor von seinem Vorgänger, einem Theateragenten, übernommen, ihnen kaum zwei oder drei neue Talente gesellt. Aber Herr Jarno hat nicht nur die Notizenschreiber, sondern auch die Literaturrichter in der Tasche, und selbst die Feuilletonlyriker rücken aus, um seine Herrlichkeit zu preisen und, weil er das Jantsch-Theater gepachtet hat, sinnige Beziehungen zwischen der Praterlandschaft und seiner Geschäftstüchtigkeit herzustellen. Herr Paul Wertheimer, der ein Drama unter dem Herzen trägt und darum so lyrische Töne zum Preise eines Direktors findet, sucht uns einzureden, daß der Pächter des Jantsch-Theaters sich vom Nachtigallenruf bestimmen ließ, als er den geeigneten Platz für eine Lustspielbühne suchte. Auf »Taxushecken, Brunnenrauschen und Fliederduft«, die das Schloßtheater in Schönbrunn als den charmantesten Rahmen für ein Theatergeschäft erscheinen lassen, mußte leider verzichtet werden, und »in einem pochenden Mittelpunkt« darf ein Lustspieltheater nicht stehen — Herr Jarno hätte das Haus des Deutschen Volkstheaters wahrscheinlich nicht geschenkt genommen —: also blieb nur der Wurstelprater übrig. Früher hieß es Jantsch-Theater und ward — trotz einer Aufführung des »Julius Cäsar« — in Notizen abgetan; jetzt sagt man im Feuilleton, »ein liebenswürdiges Heim liebenswürdiger Plauderdinge blinke uns entgegen«. Und das alles um des bißchens Renovierung willen. Der Bau selbst blieb unverändert. Aber als Herr Jantsch, auch ein Routinier, das Haus übernahm, war's ein Theater wie ein anderes. Jetzt wird der sinnige Vergleich gefunden: »In blanken Farben, auf offenem

Platz, wie es dem echten Komödienhause, der echten Komödie geziemt, grüßt das Theater: frei und aufrecht ist auch der Mann, der diesem heiteren Werke gebietet«. Der Lyriker, der das Ressort »Jarno« in der ‚Neuen Freien Presse' hat, macht noch weitere Entdeckungen: »Ein Österreicher — wär' ihm sonst der bewegliche Lustspielsinn zu eigen? — ist Josef Jarno vor ein paar Jahren aus dem Reiche heimgekehrt und wieder bei uns gelandet«. In Wahrheit ist aber Herr Jarno ursprünglich aus Ungarn gekommen und auf dem Umweg über das Reich bei uns gelandet, und den Budapestern ist bekanntlich der bewegliche Lustspielsinn so sehr zu eigen wie der Familienname. »Fürwahr«, ruft Herr Wertheimer, dem von der Jarno-Reklame der letzten sechs Jahre noch nicht übel ist, ungeduldig: »zu seinem Lobe muß einmal ein deutliches Wort gesprochen werden«.

Aber die Erzverlogenheit, die einem uralten Theaterbau dem neuen Direktor zuliebe nachzusagen wagt, er sei »ganz nahe wehenden Buchen und der Heimlichkeit einsamer Wege in diesem Frühjahr aus dem Pratergrunde hervorgeschossen«, findet kein »deutliches Wort«, wenn sich herausstellt, daß das »allerliebst zierliche Theaterchen« auch unweit von einem Bezirksgericht liegt, und breitet über Herrn Jarno's Gang dahin den Schleier, den die Heimlichkeit einsamer Wege verlangt. Den Glauben, daß Herr Jarno »der Typus des modernen Menschen in dem erfreulichsten Sinne, einer von denen, die unserer Vaterstadt not tun«, ist, wird Herrn Wertheimer auch das Ergebnis der Gerichtsverhandlung nicht nehmen. In der Tat wurde bewiesen, daß der Mann »voll gespannter Energien, tapfer und tatentüchtig« ist. Er sagte nämlich einem jungen Mädchen, das bei ihm für erste Rollen mit einer Monatsgage von 120 Gulden engagiert ist, daß sie ein »Dreck« sei und

ein »Gefrieß« habe, und stieß sie mit einem Fußtritt zum Hause hinaus.

Wer der fürchterlichen Verbürgerlichung der Theaterkunst nicht das Wort spricht, wird ihr — zu ihrem Heil — die Wohltat verminderter Empfindlichkeit in Ehrendingen zuerkennen. In einem Theaterprozeß, den ich einst führte, habe ich die Behauptung gewagt, daß es auch eine Bühnenperspektive für Ehrenworte gibt. Die Entrüstung der beteiligten Theaterkreise wehrte sich gegen solche Zumutung; nnd ich ward verurteilt. Im Prozeß Jarno meinten die Bediensteten des Angeklagten, daß man die Ehrenbeleidigungen beim Theater nicht tragisch nehme. Ein Regisseur, der sich als einen Ausbund von Höflichkeit empfahl, erklärte als Sachverständiger, er wäre bis heute nicht aus dem Arrest herausgekommen, wenn man ihn für all die Schimpfworte, die ihm auf Proben entfuhren, gerichtlich belangt hätte. Auf den — inzwischen zum Zivilgericht versetzten — Richter schien solches Gerede, gegen das die Theaterleute mit vollem Recht protestieren, Eindruck zu machen. Auch die Aussage abhängiger Zeugen, die den Fußtritt nicht gesehen haben wollten. Er hätte den Herrschaften scharf ins Gesicht sehen, ihnen bedeuten müssen: daß sie sich der Aussage entschlagen können, wenn sie ihnen zum Schaden gereicht, daß sie aber, wenn sie sprechen, nicht glauben dürfen, sie unterständen auch vor Gericht der Regiegewalt des Herrn Jarno. Mit der Theatergrobheit steht's nämlich so: Der szeneführenden Persönlichkeit ist sie gestattet. Kein Schauspieler und gewiß keine Schauspielerin empfindet die Energie, mit der ein Temperament sich mitzuteilen, mit der es die Unfertigkeit aufzupeitschen sucht, als Kränkung. Was aber für einen Albert Heine gilt, gilt nicht für den Herrn Groß, dessen uninteressante Strenge wohl jeder Schauspieler mit Unbehagen empfinden wird. Und es unterliegt gar

keinem Zweifel, daß auch Herrn Jarno die suggestive Kraft fehlt, ohne die die Grobheit unerträglich ist. Sonst hörte man nicht, seitdem er bei uns »gelandet« ist, an jedem Tag neue Klagen seiner Leute, die sich nie künstlerich erzogen, sondern immer nur angeschrieen fühlen. Was selten genug im Reich der Bühnengewaltigen als eine Art sadistischer Kraftübertragung wirkt, wirkt allzuhäufig als Ehrenbeleidigung. Und daß eine Schauspielerin einmal den Mut hatte, die Kränkung öffentlich zu bekennen, dafür verdient sie den Dank ihrer engeren Kollegen und ihrer Kolleginnen auf allen Bühnen Deutschlands und Österreichs, die dem Publikum immerzu die huldreichste Weiblichkeit servieren müssen und hinter den Kulissen ausgebeutet, gehunzt und getreten werden, ob sie nun willfährig sind oder geschickt genug, zwischen den Wünschen sämtlicher Direktoren, Sekretäre, Regisseure, Agenten, Inspizienten und Preßbengel hindurchzukommen. Auch für die Berührung des Gagenthemas mag man der Klägerin dankbar sein, zumal da es sich um die Belastung eines Theaterleiters handelt, dem bekanntlich die Förderung der modernen Kunst über das Geschäft geht. Die Theaterkasse wird gewiß nie das Luxusbedürfnis einer Schauspielerin decken können, wohl aber die Grenze einhalten müssen, unter der die Kuppelei beginnt. Daß Theaterdamen sich bei Aushältern und »Aufführfrauen« einen Nebenverdienst holen, sei ihre Privatangelegenheit, und nie sollten die Aufführherren die Verantwortung dafür tragen müssen. Jedenfalls bleibt es die eines literarischen Direktors und Shakespeare-Entdeckers würdige Tatsache, daß die Dame, deren Toiletten für die Hauptrolle in »Was ihr wollt« 1500 Kronen kosten, 240 Kronen Monatsgage bezieht.

Welch eine Gerichtsverhandlung! Der Richter, Herr Dr. Drawe, der einmal einen Viehhändler wegen Beleidigung eines Viehhändlers zu mehreren Monaten

strengen Arrests verurteilt hat, sanktionierte den Viehhändlerton gegenüber einer Dame und verurteilte Herrn Jarno, dem der Ministerialerlaß über die Beleidigungsstrafen unnützen Schreck eingejagt hatte, zu einer Geldstrafe von 50 Kronen. Des Fußtritts konnte er Herrn Jarno nicht für »fähig« halten! Das Fräulein hat ihn gespürt, aber der Richter will sich den Glauben an die Menschheit bewahren. Er verurteilte den Angeklagten bloß wegen der Bezeichnung »Dreck« und des Zurufs »Ich schmeiße Sie hinaus!«. »In dem Ausdruck ‚Gefrieß' erblickte der Richter« — so sagt der Gerichtssaalbericht kommentarlos — »eine Kritik«. Ob einer der Zuhörer von dem Recht der Kritik auf der Stelle Gebrauch gemacht und dem Richter zugerufen hat, er möge doch kein solches Gefrieß schneiden, wenn ihm ein so lichtvolles Urteil gelungen sei, meldet keine Zeitung. Leider erfahren wir auch nicht, welche Einsicht die Strafmilderung eigentlich bewirkt hat. Nur in der Verantwortung des Herrn Jarno finden wir eine Stelle, die einen Fingerzeig gibt: »Der Herr Richter begreift, daß ein Regisseur, der im Jantsch-Theater das Wagnis durchführt, Shakespeare aufzuführen, eine gewisse Erregung fühlt.« Die ganze Welt begreift es. »Des Himmels Antlitz glüht, ja diese Feste, dies Weltgebäu erzittert«, weil das unerhörte Wagnis, ein tantièmenfreies Stück aufzuführen, vollbracht ward. Man erinnert sich zwar nicht mehr, ob auch der selige Jantsch getobt hat, als er »Julius Cäsar« aufführte und noch dazu an einem Abend, der auf dem Theaterzettel nicht ausdrücklich als »Literarischer Abend« angekündigt war. Aber man weiß, daß Herr Jarno mit ganz anderen Nerven bei der Sache ist. Er muß sich, der Heraufkömmling aus Ungarns Gefilden, der Unsichere, täglich den Glauben an seine literarische Sendung festigen. Der geborene Finder einer neuen Theaterkultur würde sich's an Strindberg

genügen lassen. Herr Jarno braucht Shakespeare zur Stärkung seines Selbstbewußtseins. Herr Jarno bietet, was gut und nicht zu teuer ist. Nach außen: Was ihr wollt. Innen: Viel Lärm um nichts . . .

* * *

Speidel's Tod.

Wie fern Ludwig Speidel's Größe dem Gebiet wuchs, auf dem der Journalismus täglich zweimal seine Schlachten mit der deutschen Sprache schlägt, hat der Nachruf der ‚Neuen Freien Presse' gezeigt. Dem »starken Stilisten« — so nennt ihn der fette Stilist Harden in seiner Kondolenzdepesche — hat seine Redaktion Stilblüten aufs Grab gestreut. Sie kann nicht anders. Peinlicher — und beklagenswerter selbst als der Todesfall — ist das Zeremoniell, das die ‚Neue Freie Presse' veranstaltet, so oft jetzt einer der ihren das Zeitliche segnet. Ludwig Speidel starb — und wir müssen den Dahingang Oppenheim's beklagen. Denn Oppenheim war der ruhige und sympathische Lokalredakteur des Blattes, der, solange er lebte, dem Einbruch jener wilden Geschmacklosigkeit gewehrt hat, die heute das Begräbnis eines berühmten Schriftstellers zu einer Reklameorgie himmelhoch betrübter und zu Tode jauchzender Leidtragender gestaltet. Wer nie im Leben Aussicht hatte, seinen Namen in der Zeitung gedruckt zu sehen, dem geht sein Sehnen endlich in Erfüllung. Man braucht jetzt bloß der ‚Neuen Freien Presse' zu kondolieren, so oft einer ihrer Mitarbeiter stirbt. Es bleiben immer noch genug Leute in der Redaktion, die das eingelaufene Beileid nicht wägen, sondern zählen. Denn anstatt in solchem Falle einfach festzustellen, daß der ganze »Lehmann« kondoliert habe, beginnt die ‚Neue Freie Presse' den Lehmann nachzudrucken. In der Regel dauert es eine Woche, bis sich der Strom jener Leidtragenden verlaufen hat, die von dem Verstorbenen nicht mehr wissen, als daß er verstorben ist. Die ‚Neue Freie Presse' scheint sich von solcher unermeßlichen Revue der Unbekannten eine Mehrung ihrer Hausmacht zu versprechen und würde bedenkenlos auch fünfhundert erfundene Namen, die ihr ein einziger treuer Leser lieferte, in die Liste setzen. Sie weiß, daß sich die Gefälligkeit, die sie den Kondolenzparasiten kostenlos erweist, rentiert. Darum dürfen jetzt Analphabeten öffent-

lich erklären, daß sie durch den Tod eines Speidel erschüttert sind. Ihnen ist er gestorben! Und welche Charaktere stehen in der vordersten Reihe der Leidtragenden? Nichts ist bezeichnender für die innerste Beziehung der heutigen ‚Neuen Freien Presse' zum Andenken Ludwig Speidel's, als daß sie an erster Stelle die Kondolenz des Herrn Lippowitz veröffentlicht, der den Hingang des »berühmten Kritikers« beklagt. Freilich vermag gerade er, weiland Chef Bernhard Buchbinder's, den Schmerz mitzuempfinden, den eine Redaktion erleidet, wenn der Mund eines berühmten Kritikers verstummen muß. Trotzdem wirkt die Verbindung der Namen Speidel und Lippowitz störend und als unverdiente Herabsetzung der Eigenart des ‚Neuen Wiener Journals'. Speidel's Feder war lange nicht so produktiv wie Lippowitz' Schere, und überdies hat der ziemlich einseitige Schriftsteller immer nur seine eigenen Aufsätze geschrieben, während der Herausgeber des ‚Neuen Wiener Journals' sozusagen die verschiedenartigsten Gebiete umfaßt und ohne dem Leser seine eigenen Anschauungen aufzudrängen, den Arbeiten anderer Autoren die interessantesten Seiten abzugewinnen weiß und sie in der selbstlosesten Weise so herausbringt, als ob es seine eigenen wären. Wenn sich in dem, was er weise verschweigt, der Meister des Stils zeigt, dann, wahrlich, hat diesen Ehrennamen eher Lippowitz als Speidel verdient. Es war also unbillig, die Nennung des Herausgebers des ‚Neuen Wiener Journals' durch das Andenken an Ludwig Speidel zu kompromittieren. Wenn Lippowitz kondoliert hat, so hat er sich einer privaten Höflichkeitspflicht entledigt. Daß sich die ‚Neue Freie Presse' wie ein Geier auf die Zuschrift stürzen und mit ihr Reklame für Speidel machen werde, konnte Lippowitz nicht ahnen. Die anderen Leidtragenden wissen wenigstens, daß sie selbst von der Kondolenz profitieren, daß ihre Teilnahme am Schmerz auch eine Teilnahme am Ruhm eines Tages bedeutet. Das Gedränge ist darum enorm. Das ganze parasitäre Wien, dem eine Metternich-Redoute so erwünscht ist wie das Begräbnis Speidel's, wenn's die Drucklegung des Namens gilt, diese ganze scheußliche Legion der Mitgeher ist auf den Beinen, und schier acht Tage dauert das Reklamento, das sie anstimmen, um die Welt, die eben daran ist, an die Vergänglichkeit des Irdischen zu glauben, von der Dauerhaftigkeit ihrer eigenen Existenz zu überzeugen.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Nebenmensch. Der Notschrei eines Lesers: »Hochverehrter Herr! Es ist entsetzlich! Das Schwarze Buch war die unglücklichste Idee von der Welt. Nie wurde noch dem Unverstand, der allgemeinen Borniertheit und Trottelhaftigkeit ein schärferer Ansporn gegeben, sich zu betätigen; und gerade das Übel, dem gesteuert werden sollte, hat wie eine Epidemie verheerend um sich gegriffen. Sie sagen ja selbst: ‚Auch viele, die ins Schwarze Buch gehören, machen sich erbötig, es zu ergänzen.' Hinter diesen Worten scheinen mir bereits Gewissensbisse verborgen zu sein, über die Sie sich hinweghelfen wollen, indem Sie schreiben: ‚Immerhin zeigt die Fülle der Zuschriften von der gesunden Erkenntnis etc.' Ach nein, bloß von der Anpassungsfähigkeit einer Gesellschaft, die, selbst unproduktiv, jede Gelegenheit ergreift, nachzuempfinden und nachempfindend Afterprodukte hervorzubringen. Außerdem: Wie viel schmierig gesinnte Kerle — sehr ‚gescheite' Menschen — sind glücklich, einen Abfluß für ihre Witzkloake gefunden zu haben! Wie viel Hohlköpfe selig, ein neues Feld für ihre seit Urzeiten nimmer rastende Betätigung zu erobern! Welches Fressen für jeden Snob, über seinen Nebenmenschen sagen zu können: ‚Der gehört ins Schwarze Buch.'! Mit einem Wort, das Schwarze Buch ist bereits eine ausgemachte Platitude und für mich zum Schiboleth geworden, an dem ich jeden erkenne, der zu der unausrottbaren Riesenarmee der ekelhaften Kerle gehört. Im Kaffeehaus, in Gesellschaft, auf Bällen — das Schwarze Buch ist geradezu das beliebteste Ballgespräch der ‚Saison' — in den Foyers der Theater, auf dem Eislaufplatz, überall hört man das gottverlassene Wort. Der ganze Verkehr ist davon durchsetzt und alle Guten sind mit Erbitterung erfüllt, wenn ich nicht sagen will, dem Wahnsinn der Verzweiflung nahe, wenn sie hören: ‚Das gehört ins Schwarze Buch!' oder: ‚Sie haben doch schon vom Schwarzen Buch gehört? Gut! Was?!' Ich darf wohl hoffen, daß Sie soviel Ehrgefühl haben werden, sich in Ihren Federstiel zu stürzen, sobald diese entsetzliche Sache einmal in den Zeitungen ‚ventiliert' wird und es sich zeigt, daß auch der mit den Errungenschaften seiner Zeit stets schritthaltende Schmock sich die köstliche Vokabel bereits zu eigen gemacht hat ... Jedenfalls hat noch nie eine Maßregel verkehrter gewirkt. Allein dies war vorauszusehen und eigentlich ganz selbstverständlich. Ein Schlagwort — und alles grunzt vor Vergnügen! Ich darf aber jedenfalls annehmen, daß Sie in Ihrer Einsicht dies selbst voraussahen, und bitte Sie daher, diesen Zuruf nicht

für eine jener vorlauten Stimmen aus der Zahl Ihrer Freunde — Gott bewahre Sie vor ihnen! — zu halten, die Sie mit Belehrungen, wohlgemeinten Ratschlägen usw. langweilen und ärgern . . .« Der Verfasser der Zuschrift hofft schließlich, daß ich die Menschheit von der Seuche des Schwarzen Buches befreien und klipp und klar aussprechen werde, daß jeder, der es noch zu zitieren wagt, hineingehört, weil er und nur er durch diese Einführung getroffen werden sollte. Was hiemit geschieht. Aber der ideelle Wert einer Institution wird durch ihren Mißbrauch nicht berührt. Bloß der praktische. Es ist ja klar, daß der Banalität ein Ventil offen bleiben muß. Wird sie durch das Schwarze Buch gefesselt, so macht sie sich Luft, indem sie flink sich an die neue Erkenntnis klammert und durch Selbstpersiflage schwerer unsern Nervenfrieden belastet, als sie es in ihrer ursprünglichen, harmloseren Gestalt vermocht hat. Herr, die Not ist groß! Aber ich hab's geahnt und werde die Geister, die ich rief, sehr bald los sein. Der Philister, der sich zu Vorschlägen für das Schwarze Buch erbötig macht und sich dank so gemeiner List von der Rotte der Geistlosen abheben möchte, ist der schrecklichste der Schrecken. Ich winke ihm hiemit ab und klappe das Schwarze Buch vorläufig zu, das, wie ich verraten kann, einer Idee Otto Erich Hartlebens (von dem auch eine der ersten Eintragungen stammt) seine Entstehung dankte. Ich stelle hiemit das Chaos einer Geistlosigkeit wieder her, die für die öffentliche Verachtung noch nicht reif ist.

Dichter. Ich kenne Gerhart Hauptmann's Glashüttenmärchen »Und Pippa tanzt!« noch nicht, aber hoffentlich wird die Lektüre des Buches nicht völlig den schönen Eindruck verwischen, den das Werk nach der verhöhnenden Feuilletonkritik des entsetzlichen Paul Goldmann auf mich gemacht hat. Daß es eine besonders feine und dichterische Sache sein muß, geht so ziemlich aus jeder Zeile des besonders gemeinen Geschmieres hervor. Ist's nicht eine Schmach, daß im Zentralblatt deutsch-österreichischer Bildung andauernd ein Depeschenreporter im Börsenjargon über Werke der Literatur richten darf? Scheut die anerkannte Geschmacklosigkeit des Herrn Benedikt vor soleher Blamage nicht zurück? Wird er die moderne Dichtung nicht endlich von jener Zecke befreien, nicht endlich dafür sorgen, daß in seinem Blatte von den Autoren Hauptmann und Wedekind annähernd mit derselben Achtung gesprochen werde, die den Dichtern Triesch und Brüll längst gesichert ist? Gerhart Hauptmann könnte seit den Tagen der »Weber« und des »Hannele« den tiefsten Fall gemacht, die bitterste Enttäuschung

den Schätzern seiner großen Stimmungskunst bereitet haben, noch immer wird der feixende Reporterhohn erbittern, der mit den Worten anhebt: »Das Amüsanteste am Abend der neuesten Hauptmann-Première war das Verhalten der Anhänger des Dichters«. Und wie Herr Goldmann diesmal in die Kontremine geht! »Wer das Rätselraten liebt, möge nicht versäumen, sich Gerhart Hauptmann's neues Stück anzusehen. Als Drama hat es keinen Wert; aber als dramatisierter Rebus verdient es Beachtung«. Dieser originelle Einwand wird in neun Spalten ausgewalkt. Eine unendliche Klage darüber, daß man am Abend nach Abwicklung der Börsengeschäfte im Theater von einem Dichter geplagt werde, der »Rebussen aufgibt«. In der Tonart der Leute, die auf die Frage, wie ihnen »Tristan« gefallen habe, antworten: »Man lacht«. »Erschreckt stehen die Freunde vor dieser Verworrenheit und begreifen nicht, woher sie auf einmal gekommen ist. Woher sie gekommen ist? Sie ist schon in manchen früheren Werken Gerhart Hauptmanns dagewesen« . . . »Da ist nämlich der alte Wann, eine Art Zauberer. Ferner ist da der alte Huhn, ein ehemaliger Glasbläser«. Huhn tut auf dem Höhepunkt des Dramas den Ausruf: Jumalai! »Was heißt Jumalai?« Herr Goldmann vermißt im Glashüttenmärchen die »Logik«. Die Logik verlange, daß der alte Huhn den Michel Hellriegel durchprügle, »da« er ja den Knüttel ergriffen habe. »Aber die Logik hat in diesem Stück nichts zu sagen«. Herr Goldmann erlaubt schon, daß ein Drama symbolisch sei, aber dann müssen die Begebenheiten »eine bestimmte Bedeutung« haben und die Bedeutung muß so klar sein wie im realistischen Stück die Begebenheit. Man muß sich auskennen. Muß wissen, daß der Esel kein wirklicher Esel ist, sondern Zettel der Weber, und der Literaturkritiker kein wirklicher Literaturkritiker, sondern Goldmann der Esel. Ich kenne »Pippa« nicht, möchte mir mein Urteil über die Dichtung, das ich mir nach dem Feuilleton gebildet habe, vorläufig nicht durch ihre Lektüre erschüttern lassen. Die Bemerkung »Es ist wie eine Vision zusammenhangloser und widersinniger Begebenheiten aus einem Alpdrucktraum« nimmt ja ganz besonders für das Werk ein. Daß in der hier einst veröffentlichten Dichtung Strindbergs der träumende Lotse plötzlich eine Schlange als Halsband trägt, ist in der Tat unlogischer als ein »Lozelach«, und in Reporterträumen hat sich noch nie begeben, was die Geschichten der E. T. A. Hoffmann und Edgar Allan Poe so unwahrscheinlich macht. Vielleicht ist überhaupt eine eigene Disposition zum genußvollen Erfassen einer Dichtung notwendig, und gar einer, in der Hexen

mit Fischmäulern hausen, und vielleicht muß ein Märchen überhaupt nichts »bedeuten«. Es soll doch einmal diesen Flachköpfen gesagt werden, daß es sie im Grunde gar nichts angeht, ob der Dichter etwas und was er »sich dabei gedacht hat«. Und daß er schon ein Dichter ist, wenn es ihm gelingt, sie soweit zu bringen, sich endlich einmal etwas zu denken. Daß sich die Natur, als sie den Wald, das Gebirge, das Meer schuf, auch gar nichts gedacht hat und daß dennoch Wälder, Berge und Meere an so vieler Gedankenarbeit genießender Menschen mitgearbeitet haben. Herr Goldmann spottet über das Bemühen, »Wasser zu Kugeln zu ballen«. Davon ist im Drama Pippas die Rede, und Herr Goldmann glaubt natürlich nicht, daß man's kann. Ich weiß nicht, ob es Zufall oder Anregung ist: Im ‚West-östlichen Divan' (»Lied und Gebilde«) heißt eine Strophe: »Löscht' ich so der Seele Brand, Lied es wird erschallen; Schöpft des Dichters reine Hand, Wasser wird sich ballen«. Verworren, nicht wahr? Und im zweiten Teil einer dramatischen Dichtung desselben Autors sollen noch abstrusere Dinge stehen, neben denen das »Jumalai« ein wahrer Gemeinplatz des Verständnisses ist. Furchtbar gescheit meint Herr Goldmann: »Daß dem Zuschauer die Aufgabe übertragen wird, in das Stück den Sinn hineinzubringen, ist doch wohl nicht die richtige Art der dramatischen Produktion, als deren Grundsatz bisher wenigstens immer gegolten hat, daß der Autor das Stück schreibt und nicht das Publikum«. Aber Herr Goldmann und seinesgleichen, die dem Publikum den Sinn einer Dichtung wie Schmalz auf's Brot schmieren möchten, haben die Frechheit, einen Dichter zu schulmeistern, weil er eben sein Stück zu schreiben gewagt hat und nicht das Stück des Publikums.

Habitué. Einer der schwärzesten Alben ist auch Herr Hugo Ganz, der die ‚Frankfurter Zeitung' aus Wien bedient. Er gehört zu jenen literarischen Sittenrichtern, die ihre Feuilletons durch die Entrüstung über die moralischen Gräuel, die sie auf der Bühne zu sehen bekommen, pikant zu machen suchen. Daß in der Literatur nicht mehr bloß entjungfert wird, »darüber kann kein Mann weg«. Das »Perverse« hat es dem Herrn Ganz angetan. André Gide's »König Kandaules« wurde im Deutschen Volkstheater aufgeführt, ohne beim Publikum und bei der seiner würdigen Kritik einer Spur des Verständnisses für das erotische Problem des Werkes zu begegnen. Herr Ganz wurde wenigstens schamrot. »Nun erwarten wir« ruft er, »nur noch ein Stück, das nach allerlei Brimborium die athenische Hetäre selbst auf die Bühne bringt, die ihre Richter durch den Anblick ihrer nackten Schönheit blendet, und

dann sind wir wieder ganz im sonnigen Attika. Fehlt den neuen Attikern nur das bißchen attische Salz. Die Griechen, die das Nackte weder im Leben noch in der Kunst gescheut haben, hätten einen Poeten gesteinigt, der es gewagt hätte, sie durch eine Nuditätenszene ins Theater zu locken«. Das wäre ja schrecklich, wenn man die leibhaftige Phryne auf die Bretter bringen wollte! Aber mit den Griechen stand es so: sie nahmen an dem Nackten im Leben keinen Anstoß und hätten darum den Dramatiker gesteinigt, der sie mit einer Nuditätenszene belästigt hätte, hätten im Jargon unserer Zeitgenossen gesprochen: »Die Kunst soll uns erheben. Das Nackte haben wir auf der Gasse«. Unsere armselige Gegenwart, die im Leben heuchelt, muß sich in der Kunst die verlorenen Menschlichkeiten zusammenklauben.

Dramaturg. Theaterkritik: »Intimes Theater . . . Eine atemlos lauschende Gemeinde, die nach allen Akten Zeichen der Ergriffenheit, der Begeisterung gab. Es war die hundertste Vorstellung dieser Bühne, die, vielleicht zuweilen auf recht wunderlich verworrene Weise, doch immer nur der Kunst zu dienen den schönsten Willen hat. Wo ist in Wien eine zweite, die dies von sich sagen darf? . . . . Und was mir mehr gilt: hier ist kein Stück aufgeführt worden, das nicht um Hohes gerungen hätte, kein einziges, das auf das Geschäft geschielt hätte. Wo ist in Wien eine zweite Bühne, die das von sich sagen darf?

H. B.

Gerichtssaalbericht: »Frau Bertha Antal, die Gattin des Kaufmannes Samuel Antal, hatte ihr einaktiges Volksstück ‚Der Wittiber' dem ‚Intimen Theater' zur Aufführung überreicht. Die Direktion nahm das Stück zur Aufführung an, unter Bedingungen, die in einem Vertrag mit dem Gatten der Dichterin fixiert wurden. Herr Antal mußte sich verpflichten, dem Theater einen Betrag von 400 Kronen als ‚Ersatz für die dem Theater entgehenden Einnahmen', ferner 70 Kronen für das Orchester und 40 Kronen Plakatierungskosten zu bezahlen. Dafür wurden ihm die Kasseneinnahmen nach Abzug von 400 Kronen zugesichert. Wenige Tage nach der Aufführung erhielt Antal einen Kassenrapport zugestellt, aus dem sich ergab, daß er dem Theater noch einen Betrag von 261 Kronen zu leisten habe. Da Herr Antal die Zahlung verweigerte, klagte der Verein ‚Intimes Theater' den Betrag beim Bezirksgerichte Leopoldstadt ein.«

Sammler. An jenem Nachmittag, da Ludwig Speidel starb, war in der ‚Neuen Freien Presse' der folgende Satz zu lesen: »Die Vornahme der Operation wurde jedoch von der Obrigkeit abgelehnt, weil sie nicht wollte, Gerschuni in ein Krankenhaus zu überführen und so diesen gefürchteten Revolutionär in Berührung mit fremden Personen zu bringen«. — Am 30. Jänner heißt es von einem verstorbenen Monarchen, er sei »wie man sich erzählt, unerkannt auf der Straßenbahn gefahren«. Seinen Namen werdet ihr nie erfahren: es war der König Christian von Dänemark. — Aus dem Tasso-Feuilleton (19. Jänner): »Mitten in einer Liebesszene . . . zieht er (Kainz) das Taschentuch und schneuzt sich! Den Olympier in seiner Weimarer Theaterloge hätte der Schlag getroffen. Dann aber, im vierten Akt, wie hätte er aufgehorcht! . . .« — Wieder eine physiologische Merkwürdigkeit am 21. Jänner: »Wie alljährlich, hat auch heuer Fräulein Molly Mayerhofer, die blinde Liedersängerin, ihren Liederabend gegeben . . . . Fräulein Mayerhofer sah sich einem zahlreichen Publikum gegenüber, das lebhaftesten Beifall spendete.« — Ein akustisches Kuriosum aber wußte das ‚Neue Wiener Tagblatt' am 10. Jänner aus dem Konzertsaal zu melden: »Ein Prolog . . . wird der Aufführung vorangehen, während der Wiener Männergesangverein Mozart's Bundeslied singen wird«.

Hofballbesucher. Das System bedarf noch der Vervollkommnung. In einigen Jahren aber wird, so hofft eine Leserin, der Hofballbericht der ‚Neuen Freien Presse', der jetzt schon wie eine Revue von Pessl's Haarwellen, Schneideradressen und Champagnerfirmen anmutet, also lauten: »Als die jungen Komtessen A. mit ihrer Mutter in den Saal traten, richteten sich sofort alle Blicke auf die reizende Gruppe und man bemerkte mit Wohlgefallen, welch günstigen Einfluß die Gärtner-Kur auf die Erscheinung der Frau Gräfin A. genommen hat. Der Tanz begann, die Paare flogen über das mit Ceresin blitzblank gewichste Parkett. Einige der Damen, so Prinzessin X, Gräfin Y, Gesandtin Z, ließen es sich trotz einer Unpäßlichkeit nicht nehmen, den Hofball zu besuchen. Sie bedienten sich der Luna-Binde, und so ging alles gut von statten. Unter den illustren Gästen verließ als einer der letzten die fürstliche Familie B. die Redoutensäle. Der Fürst brauchte nicht zu fürchten, später als die anderen Ballbesucher sein Heim zu erreichen; denn es wartete auf die Herrschaften ein Fiat-Automobil neuester Konstruktion, welches denn auch alsbald mit rasender Eile und gewohnter Präzision durch die Straßen sauste.«

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda und Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3

„Bar-Lock“

Einzige Schreibmaschine mit vollständig sichtbarer Schrift ohne Umschaltung.

GENERAL-VERTRIEB:

JOE LESTI

Wien, I. Laurenzerberg Nr. 4 f.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz 4 (Telephon 12801), versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 194, 31. Jänner): Die Wahlreform. Ein offener Brief an Karl Kraus. Von Robert Scheu. — Meine Antwort. — Die Klassiker. Von Lucianus. — An Mrs. Langtry. Ein ungedrucktes Gedicht von Oskar Wilde. (Englisch und Deutsch). — Cabaretlied. Von Peter Altenberg. — Antworten des Herausgebers (Der Arrest als Asyl; Richter und Betschwestern; Ein rituelles Konzert; Kinder als Zeugen; Nathan der Weise und kein Ende; Die Erschaffung der „Neuen Freien Presse“; Faschings-Schwarzbuch; Ein kurioser wohltätiger Zweck; Überall Bachrach; Der Automobil-Nummernzwang; »Die Sachs«; Unterschlagene Cerclegespräche).

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer.
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Die Fackel

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16–32 Seiten.
Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei . .	K 9.—
» »	18	» » . .	» 4.50
» das Deutsche Reich,	36	» » . .	» 10.50
» » » »	18	» » . .	» 5.25
» die Länder d. Weltpostv.,	36	Nummern, portofrei	» 12.—
» » » »	18	» »	» 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 30 h = 30 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857. Postsparkassen-Konto Nr. 37.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.

Nr. 196. 19. Februar 1906 VII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

Im Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 30 Pf

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

VITA

REINSTE NATÜRLICHE NATRON-QUELLE

Die „Vita-Quelle“ wirkt vorzüglich bei harnsaurer Diathese, Gicht, Rheumatismus und Blasenleiden. In überraschender Weise behebt sie die hartnäckigsten Magenkatarrhe, beseitigt prompt das peinigende Sodbrennen und ist ein Stoffwechsel-Regulator von höchster Vollkommenheit. Vorrätig in allen Apotheken und Depôts.

Generalvertrieb durch die Mineralwasser-Großhandlung

S. Ungar jr., k. u. k. Hoflieferant, Wien I.

Jasomirgottstraße 4.

Prospekte, Analysen und Beschreibungen gratis und franko.

Im Verlage „Die FACKEL“ sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire“

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische“ Universitäten

Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität

Karl Kraus
Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).

Karl Kraus
Der Fall Hervay

Karl Kraus
Die Kinderfreunde (Zum Prozess Beer).

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

Die Fackel

Nr. 196 WIEN, 19. FEBRUAR 1906 VII. JAHR

Quer durch Österreich.

Mürzzuschlag.

»In Mürzzuschlag hatte sich schon lange vor 4 Uhr zahlreiches Publikum auf dem Perron des Bahnhofes sowie vor dem Bahnhofe und in den Straßen angesammelt. Eine große Aufregung bemächtigte sich der Leute, je näher die Stunde heranrückte, da der Zug einfahren sollte. Die Bahnhofausgänge waren vom Publikum geradezu verrammelt, und die gesamte Wachmannschaft bemühte sich, die Passage aufrecht zu erhalten. Um 4 Uhr 55 Minuten fuhr der Zug ein . . . Der Justizfeldwebel fragte den Gendarmerie-Postenführer: »Ist ein Wagen da?« »Wir brauchen keinen Wagen, wir gehen zu Fuß. Geh'n wir. Wenn Sie einen Wagen hätten haben wollen, hätten Sie einen telegraphisch bestellen sollen«, antwortete der Postenführer. Die Menge umdrängte die Mörderin und schrie: »Da ist sie ja, die Mörderin! Schaut Euch nur den Fratz an!« Auch Beschimpfungen wurden ausgestoßen. Marie Zeller zuckte zusammen, als sie diese Rufe hörte, zog rasch ihr Sacktuch aus der Tasche hervor und hielt es vor das Gesicht. Nun wurde der Gang zum Rathause angetreten. Postenführer Ulrich schritt voraus, um in der anstürmenden Menge eine Gasse zu machen; ihm folgten die beiden Justizsoldaten, welche die Zeller in ihre Mitte nahmen. Ein Gendarm mit einem Ortspolizisten bildete den Schluß der Eskorte. Unter Johlen und Schreien ging es dann über den Perron, dem schmalen Ausgange zu. Nur mit Mühe konnte sich die Eskorte einen Weg bahnen; Alles drängte nach und an der Ausgangstür entstand ein lebensgefährliches Gedränge. Frauen stürzten zu Boden, Kinder schrieen nach ihren Müttern. Dazwischen die Beschimpfungen, die der Mörderin zugeschleudert wurden. Die Eskorte schritt vorwärts. In geradezu wilder Jagd liefen die Leute nach. Jeder wollte die Mörderin sehen. Immer ärger und ärger wurde das Gedränge, ein fortwährendes Schieben und Stoßen durch den meterhoch liegenden Schnee. Eine Frauenstimme schreit: »Da ist sie ja, meine Schulfreundin, die Mitzl! Pfui Deixel!« Es hatten sich nämlich auch zahlreiche Personen aus Neuberg, dem Geburtsorte der Verhaf-

teten, hier eingefunden. »Aber a schön's Madel is halt doch!« rief eine andere Stimme. Etwa eine Viertelstunde dauerte der Leidensweg der Verhafteten. In den Straßen, die sie durchschreiten mußte, bildeten die Leute Spalier. An den Fenstern drängte man sich Kopf an Kopf. Die Leute, die vor ihren Geschäftsläden standen, schrieen, als sie der Zeller ansichtig wurden: »Spuckt sie an, anstatt ihr nachzurennen! Diese Bestie! Sie hätte verflucht werden sollen! Ein so junges Madel und schon Raubmörderin!« Bei jedem dieser lauten Rufe, die an ihr Ohr drangen, zuckte die Verhaftete zusammen. Sie begann zu weinen und drückte ihr Taschentuch an die Augen. Immer wilder wurde das Toben der Menge hinter ihr. Die Eskorte war in die Rathausstraße, dann in die Wienerstraße eingebogen und hielt vor dem Rathause. Auch hier war eine große Menschenmenge angesammelt, die mit lauten Rufen das Erscheinen der Eskorte empfing. »Pfui Teufel! Pfui Teufel!« erscholl es im Chore. Eine ältere Frau, die beim Tor des Gerichtsgebäudes stand, spuckte vor Marie Zeller aus. Nur wenige Schritte noch und Marie Zeller war den Blicken der Menge entzogen. Das Tor des Rathauses schloß sich hinter ihr. Sie wurde über die Stiege mehr getragen, als geführt. Man brachte sie in die Gerichtskanzlei. — — — — — — — — — —

Als sie in Kapellen eintraf, war es noch nicht 7 Uhr früh. Der eisige Wind treibt ihr den Schnee in's Gesicht, verhindert sie am Gehen, sie droht zu stürzen und der Gendarm muß sie führen. Aus den kleinen Hauschen, den armseligen Hütten laufen die Bewohner auf die Gasse und Alles folgt der Eskorte . . . Man brachte Marie Zeller in die »gute Stube«. Vor den Fenstern drangten sich die Leute und begafften die Gefangene, die müde auf einer Bank niedersank, das Sacktuch vor die Augen hielt und weinte. Die Rufe der Leute, die sich bei den Fenstern drängen, werden im Zimmer hörbar. Die Delinquentin hört Ausrute wie: »Du Fratz kannst an Mord verüben!«, »So jung und schon so schlecht!« Den Leuten genügt es nicht mehr, bei den Fenstern zu stehen, sie drängen in die Stube selbst, sie versuchen mit Marie Zeller zu sprechen. Die Gendarmen machen aber diesen Szenen ein Ende und weisen die Neugierigen hinaus. Marie Zeller bittet, man möge doch die Vorhänge schließen, damit sie Ruhe habe. Ihre Bitte wird nicht erfüllt. Schlitten auf Schlitten fährt im Orte vor. Ganze »Vergnügungszüge« wurden ausgerüstet. Aus allen Orten der Umgebung, in denen die verhafteten Schwestern wohl bekannt waren, sind Neugierige heute gekommen, welche sich vor den Fenstern drängen, hinter denen Marie Zeller zu sehen ist. Das Publikum stürmt das Gasthaus des Bürgermeister Wengger sowie das Gasthaus »zum braunen Hirschen«, kein Plätzchen ist hier zu haben. Ausgelassenste Stimmung herrscht hier, lautes Lachen, Singen und Zitherspielen erfüllt die Gasträume. Die Einbringung der Schwestern wird als Volksbelustigung

aufgefaßt. »Kirtag is!«, hört man die Leute rufen. Einer fragt den Andern, ob er Marie Zeller genau gesehen habe, und Einer erinnert den Andern daran, daß sie um ½11 Uhr bei der Bahn sein müssen, wenn Friederike gebracht werde. — — — — — — — — — Die Zeit der Ankunft des Zuges, der Friederike Zeller brachte, war herangerückt. Die Gasthäuser leerten sich, die Ortsbewohner verließen ihre Häuser, Alles strömte dem Bahnhofe zu . . . Um ½11 Uhr vormittags fuhr der Zug ein. Noch selten war ein Zug dieser Bahn so dicht besetzt, wie der, der die Mörderinnen brachte. In Mürzzuschlag waren »Vergnügungsreisende« eingestiegen, welche die Eskorte hatten sehen wollen. Sie füllten die Coupés bis auf das letzte Plätzchen. Zuerst sah man den Gendarm und hinter ihm kam Friederike Zeller aus dem Coupé heraus. Es wiederholten sich nun jene lärmenden Szenen, wie bei der Einlieferung der jüngeren Schwester in Mürzzuschlag. Johlen und Schreien erfüllte die Luft. Die Eskorte verläßt mit der Arrestantin das Bahnhofgebäude, und obwohl zahlreiche Schlitten zur Verfügung standen, gewährte man der Verhafteten diese Wohltat nicht, sondern ließ sie zu Fuß den Weg durch den Ort machen. Die Menge drängte der Eskorte nach, schrie wie besessen und plötzlich hörte man die Rufe: »Schmeißt sie in den Schnee!« »Lieber glei' in die Mürz!« »Wart' nur, Du Mörderin, heut' werd'ns Dir schon einheizen!« Endlich ist die Eskorte mit der Verhafteten beim Gasthaus »zum braunen Hirschen« angelangt.«

*

Postsparkassa.

»Die Untersuchung der sanitären Mißstände hat gestern bereits zu Rencontres zwischen den Beamten und einzelnen Vorgesetzten geführt, die es als nicht zulässig bezeichneten, daß die Beamten selbst dem Sanitätsorgan die erforderlichen Auskünfte erteilen. Als gestern vormittags der Sanitätsinspektor im Buchungsbureau der II. Sektion erschien, wollten einzelne Beamte dem Delegierten selbst ihre Klagen über die in jenem Bureau besonders argen sanitären Verhältnisse vorbringen. Kontrollor Springer vertrat demgegenüber den Standpunkt, daß dies nur seine Sache als Vorgesetzter sei. Hierauf entspann sich eine lebhafte Kontroverse, die schließlich tumultuöse Formen annahm. Die Beamten holten ihren Vertrauensmann herbei, der es sich nicht nehmen ließ, persönlich die Beschwerden des Personals vorzubringen . . . Vorgestern machte ein junger, an einem Lungenleiden laborierender Beamter des Buchungsbureaus IV den Vorstand dieses Bureaus, Oberkontrollor Völkl, darauf aufmerksam, daß die vorgeschriebenen Lüftungspausen trotz einer Lufttemparatur von 23° R nicht eingehalten würden. Oberkontrollor Völkl forderte den remonstrierenden Beamten auf, ihm zum Sekretär zu folgen, der kategorisch erklärte:

»Diese Dummheiten (die Lüftungspausen) hat es 23 Jahre nicht gegeben und wird es auch in Zukunft nicht geben.« Von dem Beamten aufmerksam gemacht, daß bei jeder Partie ein Lungenkranker sei, soll der Sekretär erwidert haben: »Das haben sich die Herren nicht im Amte geholt.« Der Sanitätsinspektor revidierte das Buchungsbureau IV, in dem der Beamte arbeitete, und bezeichnete die Athmosphäre tatsächlich als direkt gesundheitswidrig. Gestern setzte der Delegierte seinen Rundgang fort. Auf dem Gange nächst dem Checksaldobureau wurde beanständet, daß sich das Buffet unmittelbar neben offenen und total verunreinigten Klosetts befinde, die einen mephitischen Dunst verbreiten. In einer Garderobe des zweiten Stockwerkes, die trotz ihrer Enge von dreihundert Beamten frequentiert wird, fanden sich uralte Staubmassen. Die Garderobe steht ständig offen und es sind deshalb auch öfters Diebstähle vorgekommen. Beamte erzählen, daß ihnen Butterbrote, die sie in der Garderobe in ihren Überröcken verwahrten, häufig von Mäusen angefressen worden sind. Im Checksaldobureau wird gegen die Mäuse Rattengift verwendet. Erst aus dem sich von Zeit zu Zeit bildenden Verwesungsgeruch werde das Vorhandensein von toten Mäusen entdeckt. Von einer Personalvermehrung merkt man noch nichts. Der Platz der verstorbenen Kalkulantin Hanel ist noch nicht neu besetzt. Auch vorgestern und gestern sind viele leichtere Erkrankungen zu verzeichnen. Gestern vormittags mußten nicht weniger als zwölf Beamte wegen Unwohlseins ihren Dienst unterbrechen und sich nach Hause begeben. Die Mehrzahl der Herren gehört dem Katasterbureau an, wo der Dienst ein ungemein schwerer ist. Es müssen nämlich die je 600 Karten enthaltenden, bis zehn Kilogramm schweren eisernen Schubladen behufs Revision fortwährend hin- und hergeschoben werden und zwar von jedem Beamten mindestens siebenhundertmal täglich. Dadurch entwickelt sich ein derartiger Staub, daß die Athmungsorgane fortwährend gereizt werden. Tatsächlich ist der Krankenstand dort und auch in den anderen Abteilungen ein abnormal hoher.«

*

Tetschen.

»Aus Tetschen wird gemeldet: »Vor dem hiesigen Bezirksgerichte hatte sich gestern die 18jährige Kellnerin Martha Knebel aus Dresden zu verantworten. Die Genannte hatte in der Nacht vom 25. auf den 26. Jänner auf dem Perron des Bodenbacher Bahnhofes in übermütiger Laune einem fremden Manne einen Kuß gegeben. Der betreffende Herr ließ das Mädchen durch die Bahnhofpolizei verhaften. Der Richter verurteilte die Kußräuberin zu 14 Tagen Arrests, verschärft durch 4 Fasttage. Nach verbüßter Strafe wird die Knebel nach Dresden abgeschoben werden.«

* * *

Duell und kein Ende.

Jedes Zeitalter hat eine zweifache Arbeit zu leisten: es hat die Sitte fortzubilden, als deren Quelle die Lebenserfordernisse der Stände, das gesamte jeweilige Wissen und das Vorbild machtvoller Persönlichkeiten zu betrachten sind. Einblick in die Werkstätte der Sittenbildung gewährt uns die schöne Literatur, vor allem das Theater. Die zweite Aufgabe, die sich staaten- und länderweise aufteilt, besteht in der beständigen Vergleichung der Sitte mit der Rechtsordnung. Diese nicht ruhen zu lassen, ist Aufgabe der Wissenschaft, sie in ihren lebendigen Konsequenzen zu verfolgen, Sache der Gesetzgebung, in erster Linie der Parlamente.

Die beiden Aufgaben: Sittenbildung und Rechtsbildung strenge getrennt zu halten, die Grenzlinie jeweils zu erraten, erfordert hohen Takt, Geistesklarheit, Wachsamkeit und ein hellseherisches Eindringen in das Bewußtsein der Zeitgenossen. Jede Generation hat nicht nur den Beruf, sondern auch die Pflicht zur Gesetzgebung, sie hat sich periodisch die Frage vorzulegen, ob die Sitte überhaupt feststeht, deren Ausdruck das Gesetz sein wollte; ferner ob die Sitte des Gesetzes weiterhin bedarf; sie hat strenge Bilanz zwischen diesen beiden Mächten zu ziehen und darf sich nicht dabei beruhigen, einen Konflikt festzustellen, sondern muß einen Schluß ziehen, ein Endurteil fällen. Dazu gehört Aufrichtigkeit gegen sich selbst und Mut zur Wahrheit. Konflikte zwischen Sitte und Gesetz sind unvermeidlich, weil das Flüssige mit dem Starren nicht dauernd übereinstimmen kann; wo sie aber permanent sind, dort gibt es nur eine Schlußfolgerung, nämlich die, daß das Gesetz im Unrecht ist. Ganz einfach aus dem Grunde, weil es das Künstliche ist.

Man präjudiziert sich daher durchaus nicht, wenn man hinsichtlich des Konflikts zwischen Duellzwang und Duellverbot einbekennt, daß die Rechtsordnung eine Niederlage erlitten hat. Hier liegt eine Probezeit vor, die nicht

weniger als ein halbes Jahrtausend umfaßt. Denn schon Montaigne konstatiert den Widerstreit zwischen staatlicher und ritterlicher Auffassung und stellt schon alle Argumente so erschöpfend dar, daß heute nichts hinzuzufügen ist. Es ist daher gewiß nicht mehr voreilig, wenn man die Materie für spruchreif erklärt und rundweg fordert, daß die Gesetze, die das Duell unter Strafe stellen, aufgehoben werden.

Der Fehler in der Behandlung dieses Gegenstandes lag bisher darin, daß man die Frage des Gesetzkonfliktes nicht genügend von der eigenen Gesinnung isolierte, daß man das Formelle vom Materiellen zu trennen nicht den Mut besaß. Erst wenn diese Voraussetzung erfüllt ist, kann das Problem unbefangen in Angriff genommen werden. Es ist von solcher Kompliziertheit, daß es sich nur schrittweise zerlegen läßt. Man kann sich hier nur durch einen Vergleich aus der physikalischen Wissenschaft verständlich machen.

Es gibt in der Technik zweierlei Erfindungen. Die eine, sozusagen die elegante Klasse ist dadurch ausgezeichnet, daß ein einziger Gedanke, eine Inspiration, ein Genieblitz die ganze Aufgabe gelöst hat, daß Geist und Körper der Erfindung eins sind. Sie entspringen dem Haupt ihres Schöpfers wie die Minerva, mit Schild und Speer, ausgewachsen und reif, in einer glücklichen Stunde. Die zweite Klasse ist anders geartet. Es sind Erfindungen, deren Urheber kaum genannt werden können, weil erst die aufgespeicherte Arbeit Vieler die Voraussetzungen geschaffen hat, die im Wege unzähliger Annäherungen zum Ziele führten. Eine Erfindung der zweiten Art ist beispielsweise das moderne Zweirad, eine Kollektiv- und Annäherungserfindung, die sozusagen aus einer Kette von Verbesserungen besteht und in den verschiedensten Techniken schrittweise ihre Voraussetzungen erlebte.

Das Problem des Ehrenschutzes gehört nun offenbar zu jenen, welche in eine Summe von Teilaufgaben zerfallen, Teilaufgaben, die einander vielleicht sogar wider-

sprechen und selbst nur Annäherungslösungen vertragen. Man darf daher nicht, wie es gewöhnlich geschieht, die Antwort mit Gewalt erzwingen wollen, etwa, indem man seinen persönlichen Geschmack ausspielt, oder ein allgemeines Prinzip mit größerer oder geringerer Leidenschaft in die Wagschale schleudert. Man hat vielmehr die ganze Konstellation zu erforschen und die verschiedenen Kräfte nachzuweisen, die sich gegenseitig stützen oder reiben.

Die Gleichung hat mehrere Unbekannte. Zunächst ist die soziale von der psychologischen Antagonie loszulösen. Auf der einen Seite handelt es sich um einen Kampf zweier ständischer Auffassungen, nämlich der ritterlichen und zivilen Persönlichkeit; auf der andern Seite um den Kampf der Individualpersönlichkeit mit der Rechtsstaatsordnung. Diese beiden Antagonien decken sich nicht, sie kreuzen sich nur mit einem kleinen Teil ihres Umfanges. Kriegerische Wertung und individualistische Rache — das sind die beiden Stützen des Duells in der heutigen Gesellschaft; aus zwei entgegengesetzten Welten stammend, aber allerdings sich gern kombinierend und durchdringend.

Das Duell als militärische Einrichtung beruht auf der Hochwertung des kriegerischen Spieles und ist auch historisch aus dem scherzhaften Turniere hervorgegangen. Es ist ganz natürlich, daß der Offizier den Kampf um die Ehre in seiner Berufsform austrägt. Der Offizier, sofern er mit seinem Beruf nicht zerfallen ist, muß den persönlichen, physischen Kampf für den selbstverständlichen Ausdruck der Persönlichkeit halten, da die Anerkennung einer andern Waffe den Grundtrieb seines Berufes negierte. Nicht, weil seine Ehre eine empfindlichere ist, sondern weil infolge der Spezialität seiner Ehre der Degen wesentlich zum Ausdruck seiner Persönlichkeit gehört, ist der Offizier an das Duell gebunden. Müssen ja auch kriegführende Staaten den Begriff der Waffenehre krampfhaft steigern, weil sie einmal an die Waffen appelliert haben und ein Widerspruch darin läge, das Werkzeug der ultima ratio nicht zu glorifizieren.

Ganz getrennt von diesen marschieren jene Duellverehrer, welche an diesem Institut hängen, um sich dem amtlichen Richter zu entziehen. Für sie ist das Duell ein Mittel, den Instinkten freien Lauf zu lassen und sie vor den Eingriffen einer kaltblütigen Zivilisation zu schützen. Aber wie verschieden sind nun wieder die Gründe, aus denen das Duell gefordert und aus denen es verfolgt wird!

Was bekämpft der Staat im Duell? Man ist darüber einig, daß das geschützte Rechtsgut nicht das Leben, sondern die Sittlichkeit sei. Es ist das Spiel ums Leben, das von den Duellgegnern verdammt wird. Ist dies aber auch der wahre Bestimmungsgrund für die staatliche Gesetzgebung, soweit sie sich im Strafgesetz offenbart? Mißtrauen ist hier am Platze. Der Instinkt unseres Strafgesetzes ist ein anderer. Diesen zu erraten, geben uns die Bestimmungen über die Notwehr genügend Anhaltspunkte. Der Staat entwaffnet die Bürger. Wenn er dann als Militärstaat mit sich selbst in Widerspruch gerät, so offenbart sich darin nur seine höhere Konsequenz. Weit entfernt davon, sich selbst ins Gesicht zu schlagen, führt er nur seinen leitenden Gedanken aus, eben den Gedanken der ungleichen Bewaffnung der Stände, des ungleichen Selbstgefühls, das zu erziehen er sich vorgenommen hat. Nicht um Sittlichkeit und Unsittlichkeit handelt es sich ihm, sondern um das Vorrecht der Selbstbestimmung, um das Vorrecht der Waffe, um die Entwindung des Degens.*) Wenn dies praktisch als Konflikt zwischen dem Strafgesetz und der militärischen Vorschrift in Erscheinung tritt, so nimmt dies eben der Staat in den Kauf, da die Form des Konfliktes die einzige ist, in der die Ungleichheit aufrechterhalten werden kann. Besitzt man doch das glückliche Korrektiv der Begnadigung, durch die dem zwiespältigen Zustand das Gefähr-

*) Vor allem wohl aber um das Monopol des Ehrenschutzes. Der Staat straft im Zweikampf ebenso wie in der Erpressung mittelbar die Verletzung von Rechtsgütern — unmittelbar, daß sie durch Selbsthilfe geschieht. Anm. d. Herausgebers.

liche genommen wird. Der Widerspruch ist demnach nur ein scheinbarer, eine Maske!

Also auch aus diesem rein politischen Gesichtspunkt ergibt sich die Forderung, die das Duell bestrafenden Gesetze aufzuheben. Es erweist sich neuerdings, daß das Duell prinzipiell freigegeben werden muß, soll es effektiv bekämpft werden.

Der Militärstaat betreibt eine ganz besonders geschickte Politik, indem er individualistische Argumente für Zwecke ausspielen läßt, welche der Machtpolitik angehören. Daß aber rein individualistische Gründe bestehen, die ganz anders abzuleiten sind, macht das Problem so schwierig.

Die individualistische Idee des Duells besteht darin, daß man für gewisse Handlungen und Äußerungen mit seiner ganzen Existenz einsteht und seine Persönlichkeit verwettet, um dadurch allen Äußerungen seines Lebens ein höheres Gewicht zu sichern. Durch die zum Grundsatz erhobene Unverzeihlichkeit all seiner Worte und Taten hebt der Duellpflichtige das Niveau seines ganzen Lebens, weil nun alles belangreich, inhaltsschwer, relevant wird und jede Lebensäußerung über den Bereich des Augenblicks und der Laune hinausgreift. Es ist eine enorm gesteigerte Pietät, die in einer solchen Verantwortlichkeit zum Ausdruck kommt, eine Pietät, die etwas Erhabenes hat, aber schlechterdings unmodern ist, in einer Zeit, wo das Individuum wieder auf seine „tausend Seelen“ stolz ist. Nicht die Genugtuung, die einer s c h u l d e t, sondern die Wichtigkeit, die er sich selbst beilegt, ist der leitende Gedanke. Darum ist es ja ein Vorrecht, also Recht und nicht Pflicht.

Der Beweis des Mutes durch das Duell ist nicht einmal etwas Sekundäres. Es gehört schon viel Feigheit dazu, um auf diesen Gesichtspunkt überhaupt zu verfallen. Mut wird vorausgesetzt. Die Ehrlosigkeit des Duellverweigerers liegt nicht in der Feigheit, sondern in der Gleichgiltigkeit gegen seine eigenen Gesinnungen, die

als zu unwürdig erscheinen, um mit dem Degen verteidigt zu werden. Liegt ja auch im Vorwurf der Lüge nach ritterlicher Auffassung das Beleidigende nicht etwa in der imputierten Verletzung einer religiösen Wahrheitspflicht, sondern einzig und allein in der darin eingeschlossenen Zumutung der Abhängigkeit, also in dem Angriff auf unsere Souveränität. In der Diplomatie beispielsweise, wo dieser Verdacht nicht mitspielt, ist die Lüge eine anerkannte Tugend.

Um die Komplikation voll zu machen, tritt in dieses Wirrsal noch ein unbewußtes Motiv ein, nämlich die Sehnsucht nach einem Korrektiv siegestrunkener sozialer Übermacht. Wir leben in einem Zeitalter fortschreitender politischer Freiheit, aber gleichzeitig sich verdichtender sozialer Abhängigkeiten. Durch die Notwendigkeit, sein Leben irgendwie als Carrière zu konstruieren, gerät der moderne Mensch in ein unübersehbares Netz von Rücksichten und Zwangsanstalten, die jeden seiner Schritte zur Resultante von lauter Notwendigkeiten machen. Immer bedenklicher verstärkt sich das Gewicht der wirtschaftlichen Rücksichten, immer vollkommener setzen sich Verstellung, Unterdrückung der natürlichen Affekte durch. Der Druck der vielseitigen Abhängigkeit ist so stark angewachsen, daß selbst die Rechtsdurchsetzung illusorisch wird. Der formale Anspruch, beruhe er nun auf dem Straf- oder Zivilrecht, wird vernachläßigt; denn die Ausübung und Durchsetzung der Rechte steht nur demjenigen zu, dessen Macht von vornherein größer ist. Wo bereits das Übergewicht feststeht, dort kann es durch Verträge gesteigert werden; dagegen sind Verträge für die wirtschaftlich Schwachen ohne Wert. In diesem entsetzlichen Druck des schweigenden Duldens liegt der Grund unserer Nervosität. Das Abreagieren verschwindet aus der Ökonomie unseres Gemüts.

Da ist denn die Aussicht und Möglichkeit eines Duells immerhin eine Beruhigung für den entnervten Staatsbürger. Soweit es sich um die landesüblichen

Ehrenbeleidigungen handelt, kann durch eine nachdrückliche Strafverfolgung eine Auflösung der Spannung bis zu einem gewissen Grade erzielt werden, und insofern ist der Kalkül richtig, daß durch eine Reform der bezüglichen Gesetze eine Verminderung der Duelle herbeigeführt werden kann. Bei sonstigen Eingriffen in die Persönlichkeit — wie beispielsweise in die Sexualsphäre — kann die noch so energische Intervention eines Dritten keine wahre Genugtuung schaffen. Daher kommt es, daß gerade die unritterlichste Zeit an diesem Erbstück mit einer gewissen Zähigkeit festhält. Das Duell ist hier ein psychologisches Hilfsmittel, in dem Sinn, wie man gesagt hat, der Gedanke an den Selbstmord sei ein Trost, mit dem man über manche böse Nacht hinwegkomme.

Indem wir zu unserem Gleichnis zurückkehren, wiederholen wir die Meinung, daß die Lösung dieses Problems nur durch einen konzentrischen Angriff von mehreren Seiten herbeigeführt werden kann: Zur Klärung und Demaskierung ist vor allem der Konflikt zwischen Gesetz und Gesellschaft aufzuheben und das Duell prinzipiell freizugeben. Durch diesen Schachzug, der der Aristokratie scheinbar entgegenkommt, wird es in Wahrheit seinen aristokratisch-militärischen Charakter einbüßen und auf seine individualistischen Motive zurücksinken. Durch eine strengere Verfolgung der vulgären Ehrenbeleidigung kann das Gemüt einigermaßen entlastet werden, bei tieferen Eingriffen in die Persönlichkeit, wie beispielsweise beim Ehebruch, wird man die Entscheidung den Betroffenen überlassen müssen und es inzwischen der philosophischen Erleuchtung überantworten, neue Konventionen und Grundanschauungen vorzubereiten. Eine verfeinerte gesellschaftliche Kritik, gesteigerter Gerechtigkeitssinn und Rückkehr zum natürlichen Empfinden werden gleichfalls die Spannung entlasten. Aber die hervorragendste Aufgabe fällt einer höheren Sozialpolitik zu, welche neue Gegengewichte schafft und die Nerven entlastet. Wer gedenkt da nicht jener herrlichen Stelle in der Orestie, wo endlich dem Schlachten ein Ziel gesetzt,

die Blutrache entthront und der Areopag von der Göttin Athene gegründet wird. Wie von Firnenlicht übergossen strahlt die Szene und ein erhabener Schauder verkündet das beginnende Regiment der Menschlichkeit . . . Heute gilt es, einen neuen Areopag zu gründen, der den Stacheldraht einer überspitzten Ordnung zerschneidet, die Rechte des Gemütes zum Siege führt und eine höhere Freiheit erfindet.

Robert Scheu.

Alt.

Von **Heinrich Mann** (Florenz).

Leonhard schloß die Tür und wünschte sich, sie nie wieder zu öffnen; die Straße, die er nun ging, zum letzten Mal zu beschreiten. Er fand, diese Frau habe ihm den bitteren Becher wieder einmal voll genug gegossen, auf die Neigen, die noch von den anderen darin waren. Ihrer Aller Herrschbegier, ihre Sucht, einen auf die Probe zu stellen, die Ruhelosigkeit ihrer Empfindungsart und ihre Unfähigkeit, uns Freund zu sein: ihm deuchte, er habe von alledem, um die Mitte der Vierzig, zum Sterben genug. Er erinnerte sich eines einsamen Hauses am Wege nach Süden; weiß stand es vor tiefem Wald; — dort ließ sich ruhen: er wollte hin! Noch Nachts packte er ein. Schloß er die Lider, stand das Haus darin. Vor Jahren hatte er's besichtigt; es hatte Wasser an den Grundmauern. Er fand es noch immer leer und kaufte es.

Die Vorderseite sah weiß besonnt ins Hügelland. Aber hinten stieg Leonhard von der feuchtgrünen Terrasse in den Wald hinein, der ihn in starke Arme nahm, besänftigte und kühlte. Leonhard ging baarhäuptig, ließ die Zweige ihre Tropfen an seinem Gesicht abstreifen, legte sich in Bäche, saß lange regungslos auf einem Baumstumpf, und nichts war zu hören in dieser Schattentiefe, als der Laut des von Rehen abgerupften Grases.

Eins der Rehe weidete so nahe, daß er es mit seinem Stock hätte berühren können. Nun hob es seine großen, schwachsichtigen Augen auf ihn, ganz unwissend, in einer Haltung, wie wenn es fröre; – und auf einmal begriff es und tat, um zu fliehen, einen Ruck, als risse es sich los . . . Allmählich gewöhnten sie sich an seine stille Form; und ihm war, wenn sie um ihn her die sanften Hälse wendeten, wie bei Wesen, die er behütete und die ihm vertrauten.

Den Winter erwartete er unschlüssig in seinem Zimmer; aber als er kam, war er gut und fruchtbar. Durch die Gänge, die leeren Säle klapperte, stieß und schleppte der Wind bis an Leonhards Tür. Drinnen hatte er's warm, hatte sein Bett, seine Felle, seinen Tisch mit Büchern, – und sah er auf, krümmte drunten, hinter den fünf hohen Fenstern, das eisige Hügelland sich unter Sturmschlägen. Nur unwirtliche Straßen führten in die entbehrliche Welt. Leonhard beglückte es, daß er sie entbehren konnte. Er staunte, wie er nicht früher gemerkt habe, Landschaften und Bücher ersetzten die Menschen. Scham und Grauen berührten ihn bei dem Gedanken, er hätte immer weiter, unabsehbar weiter Alles was sein war, an das Lächeln und die Launen von Frauen gehängt, an die regellosen Dinge, die in ihren Köpfen geschahen. Er fühlte sich aus großer Unordnung gezogen, befestigt und verjüngt. Es ward wieder Sommer und nochmals Winter. Leonhard gab sich frei, er erlaubte sich: »kehre zurück, du bist geheilt und vernünftig«. Aber er blieb und wollte das Verdienst, daß er um sich erwarb, das Verdienst, entsagt zu haben, nicht vorschnell vergeuden. Er sammelte Einsamkeit und geizte mit ihr.

Schließlich bedrückte sie ihn, wie ein allzu schwerer Schatz. Er lernte wünschen, ihn Jemandem hinzuschütten, sich mitzuteilen, die Sicherheit und Weisheit, die geklärte Menschlichkeit, allen Segen dieser fünf Jahre auf ein Anderes zu übertragen, nicht eigensüchtig und unnütz einst zu enden. Ein Kind ersehnte er.

Von fahrenden Leuten nahm er eins an, ein siebenjähriges Mädchen, schwarzlockig und feinknochig, mit Augen, die der Hunger schwermütig umrändert hatte. Die Kleine wußte nur von Hunger und Schlägen, von den Kniffen, womit man Schlägen entging, und der Kunst, Essen zu ergattern. Leonhard lehrte sie menschliche Güte kennen und versuchte, von den großen Har-

monien der Natur einen schwachen, spielerischen Widerhall in ihr zu bewirken. Sie öffnete weit die Augen und schmiegte sich an ihn. Er war glücklich. Als er sie betroffen hatte, wie sie jungen Vögeln die Hälse umdrehte, weinte sie vor Reue, bis ihm bange ward. Kurz darauf sah er sie ein Kätzchen quälen. Sie lächelte dabei naschhaft. Wie er dann hervortrat, trug sie plötzlich eine innig versunkene Miene und drückte sich das Tier gegen die Wange. Vor Bestürzung schwieg er; auch vor Scham und beinahe vor Furcht.

Er lobte sie für ihre Freundschaft zu der kleinen Idiotin, die in der Küche diente. Überall kamen sie ihm zusammen entgegen; und Vinella hielt die Andere umschlungen, als wäre sie ihr sonst entlaufen, und küßte ihr das Gesicht, das jene offenbar gern versteckt hätte. Leonhard fand sie einmal, wie sie auf ihre Hände weinte, und sah die Fingerspitzen alle verbrannt. Sie wollte nicht sagen, wie es geschehen sei. Da gewahrte sie Vinella und lief davon. Unruhig befragte Leonhard Vinella. Sie antwortete sicher. Sie hatte einen kleinen entschiedenen, nachsichtigen Ton und ein Lächeln, als sagte sie: »Ich weiß, was du denkst«. Er fühlte sich betreten und machtlos.

Selten bat sie, und nur um Dinge, die er sicher bewilligte und an denen ihr nichts lag. Die anderen nahm sie heimlich. Auf weiten Umwegen erreichte sie die Erfüllung von Wünschen, die sie nur faßte, weil sie den seinen entgegen waren. Nie verschmähte sie Ausflüchte, führten sie nur von dem Spazierwege fort, den er sich vorgenommen hatte. Verschwörungen zettelte sie an, damit ein von ihm bestelltes Gericht nicht auf den Tisch komme. Und er mochte erschrecken, er mochte sich fragen, was er tue: ihr Streich machte ihm größeres Vergnügen, als wenn sie ihm folgte. Ihre Schlauheit, ihre Lügen um der Kunst des Täuschens willen, unterhielten ihn. Wenn sie ihm am Halse hing, wußte er dennoch, daß er ihren Liebkosungen glauben dürfe; und daß sie ihn ehrlich hasse, kam er ihr irgendwo in die Quere. Schon war er ganz in dies Wesen eingesponnen, das versteckt und doch wahr, und das unschuldig in der Tücke war. Je mehr sie heranwuchs, desto deutlicher erinnerte sie ihn an lauter schon Erlittenes. Bei ihr schien Alles runder, entschiedener; er ließ in ihr noch einmal etwas über sich ergehen wie eine Zusammen-

fassung aller Anderen; und er erlebte sie ein wenig aus der Ferne, mit einem nachprüfenden Lächeln.

Er entschuldigte sich: »War es etwas Anderes als Selbstsucht, da ich sie zu meinen seelischen Neigungen drängen, sie meiner Persönlichkeit unterjochen wollte? Vielleicht hätte eher sie das Recht, weil sie vollständiger und stärker ist als ich? Wirklich gehört ihr in meinem Leben ein gewisser Platz; und ich bin nicht sicher, daß ich einen in ihrem habe. Erziehung? Was für einen Schwärmer damals die Einsamkeit aus mir gemacht haben muß! Ich hätte also eine Tigerin zum Droschkengaul zähmen sollen?«

Noch immer, obwohl sie nun groß war, übernachtete sie oft im Walde. In ihren flatternden seidenen Kleidern setzte sie Tieren nach und kletterte auf Bäume. Ihr Zimmer war kokett möbliert; und Spuren waren auf den weißen Fellen, dem weißen Lack, wie von Tieren, die sich gewälzt hätten. Wochenlang mochte sie nur Haselnüsse und Beeren; plötzlich kamen ihrem Gaumen die schwierigsten Gelüste, und das Haus roch früh und spät nach Festen. Vinella hockte sich beim Essen auf Leonhards Kniee; schob ihm Bissen in den Mund, den sie küßte, während er kaute; gab ihm den schwarzen Wein zu trinken, in den sie kindlich ihre rote Zunge getaucht hatte; fächelte ihn mit ihrem parfümierten Fächer, bis er einschlief.

Erwachte er und sah sie nicht mehr, ward ihm beklommen und leer zu Sinn. Kein Buch ersetzte ihre Gegenwart. Er rief nach ihr, unter dem Vorwand von Geschenken. Um sie fünf Minuten länger bei sich zurückzuhalten, tat er, was er nie getan hätte. Er entließ, weil ihre Laune es wollte, seinen alten Diener. Er schoß auf die Rehe, die einst nahe um ihn her, wie in seiner Hut, geweidet hatten. Das Geld, das er seinen Neffen schicken wollte, verlangte sie für sich, und er gab ihr's. Sie hatte nie um Kostbarkeiten gebeten, außer um glitzernde. Es war ihr gleich, wem das Haus gehören sollte, durch das sie wie ein Windstoß ein und ausflog. Nur er und seine Selbstachtung, fühlte er, galten ihr als Beute. Feige, sah er, hatte sie ihn gemacht, wie jemals eine ihn feige gemacht hatte. Er tröstete sich damit, daß er's sein wolle. »Warum war ich ehedem anders? Weil es zu meinem Glück diente. Ziel ist immer nur das Glück.«

. . . In dieser Herbstnacht schlief er nicht. Die Fenster klirrten im Sturm. Fahrende Leute waren heute dagewesen. Noch spät war das Tor gegangen. Was tat jetzt sie? War sie im Walde? Hatte sie bei sich im Zimmer den zerlumpten Burschen, mit dem sie, den Handrücken auf der Hüfte, geplaudert hatte? Leonhard drückte die Augen zu und keuchte in sein Kissen. Sie war nun siebzehn. Längst schon ängstigte er sich, so oft sie das Haus verließ. Sie hing an nichts, sie war herrenlos und gesetzlos. »Eines Tages wird sie nicht zurückkommen; und dann, was dann?« Lieber noch — er hielt den Atem an — hätte er gewollt, der Bursche wäre in ihrem Zimmer und sie zu Haus. Aber als er dies zu Ende gedacht hatte, sprang er auf, legte zitternd Kleider an, nahm den Leuchter. Die Tür flog zu, das Licht verlosch, er tastete sich über die weiten, wankenden Dielen bis an ihr Zimmer, horchte, spähte durchs Schlüsselloch und sah drinnen das Mondlicht sich auf den Boden werfen und wieder aufspringen, gleich einem Gespenst, das tanzte. Er öffnete: sie war fort.

Er stieg die Terrasse hinab, stürzte sich in den Wald, der in Aufruhr war, wie ein Meer. Die Bäume knarrten, wie Masten untergehender Schiffe. Hundert tolle Lichter, kreuz und quer, zuckten. Die Luft brannte einem die Haut und trieb einen zu rasendem Laufen und Schreien an. Leonhard schrie den Namen Vinella, schrie ihn, unerlösbar, in den Sturm. Als er sich wiederfand, saß er auf einem Baumstumpf, starrte wirr um sich und merkte am Ende, daß er erwartet habe, ihn würden Rehe ansehen.

Er kehrte um und betraf sich dabei, daß er betete: laut betete, noch einmal möchte sie wiederkommen. »Dann lasse ich sie nicht mehr. Ich führe sie in die Welt. Sie soll den Reichtum kennen lernen. Er wird sie fesseln. Sie wird begreifen, was sie an mir hat. Sie wird mich lieben.«

Im Hause wehten alle Türen hin und her; es war ganz durchtobt. Er schloß keine, auch die seines Zimmers nicht, und zündete Lichter an, so viele da waren. Und in ihrem Schein stand dort im Spiegel zum ersten Mal ein Alter! Leonhard trat schaudernd auf ihn zu, dem weißes Haar wirr um das gerötete Gesicht hing. Er blickte ihm in die wilden Augen. »Ein greiser Wüstling«, dachte er. »Ich habe nicht gewußt, wie man das wird. Ich hatte von mir ein ganz anderes Bild. Wie die Namen ihren

Sinn ändern, wenn sie uns selbst meinen, und die Dinge, sobald wir drinstecken!« Noch eben, erinnerte er sich, hatte er gehofft, sie werde ihn um seinen Reichtum lieben. »Ist das schimpflich? Es kommt so sehr von selbst.« Er bedachte auch: »Nun ich wieder liebe, stellt sich's heraus, daß ich alt bin, — und da steht es nun, das Alter! Unvermittelt: denn ich war so lange schon ausgeschieden und ohne Ansprüche, zeitlos vor Einsamkeit! Warum habe ich nicht, wie Andere, nach Ehren gegeizt? Sie würden mich in schmeichelhafter Weise von der Jugend entfernt haben. Unter den Verbeugungen der Welt würde ich das Alter langsam bestiegen haben wie einen Thron, — anstatt jetzt darin zu erwachen wie in einem Straßengraben. Aber ich war immer nur ein Sinnlicher. Außer den bitteren Bechern, die mir Frauen füllten, schien keiner mir trinkbar. Und wenn dieser der letzte wäre! Vinella!«

Schon merkte er nicht mehr, daß er laut gerufen hatte; — und wie er an das Tischchen beim Fenster trat und das Glas mit Wein an den Mund hob, wich die Gardine zurück vor Vinella. Ihr nachsichtiges Lächeln bedeutete ihm, sie wisse, was Alles er getrieben und gedacht habe. Er reckte die Arme aus: »Vinella!« Da sagte sie ruhig, ein wenig spöttisch, und als wäre es nichts: »Ich bin dein«.

Leonhard wich zurück; ihm schwindelte; ihm ward kalt. Er schloß, und tastete dabei mit dem Glas nach den Lippen, die Augen. Er öffnete sie wieder, als der Wein heiß in ihn hineinrann. Dumpf war er versichert, Vinella habe, aus der Gardine hervor, in sein Glas ein Pulver fallen lassen, und er sterbe an dem Trank. Jeder Schluck brannte ihm ungeheure Wonnen ins Fleisch. Bei dem letzten stürzte er. Noch sah er sie erschreckt seinem Körper ausweichen. Er sah noch, wie sie, im Begriff zu entfliehen, ihre großen Augen über ihn hinschickte, ganz unschuldig und in einer Haltung, als ob es sie fröre.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Irrenwärter. An meinem Riff brandet der Idiotismus aller Partei- und Geschmacksrichtungen. Schriebe ich die Memoiren der ‚Fackel', man würde es nicht glauben, daß so viel Dummheit in einem einzigen Lande aufgespeichert sein kann, daß sie sich so wütig an jedem Tag auf e i n e s

Mannes Schultern werfen konnte. Ich müßte verzweifeln, wenn ich aus dem Inhalte der meisten Briefe, die ich empfange, auf die geistigen Qualitäten meiner Leser schließen dürfte. Ich sage mir immer, daß es exzeptionelle Menschen sind, die sich hinsetzen, um mich entweder mit ihren uninteressanten Beschwerden anzuöden oder mir mit ihren peinigenden Ratschlägen und schwachsinnigen Belehrungen zu imponieren. Tatmenschen, die sich von der Menge ruhiger Durchschnittsleser, die mit meiner Indolenz und Unverbesserlichkeit sich abgefunden haben, unterscheiden wollen. Da ist der schreckliche Herr mit der kribbeligen Schrift, die ich seit sieben Jahren jede Woche einmal nicht entziffern kann und aus der ich nur auf einen unbeugsamen Charakter zu schließen imstande bin. Ich habe, wenn ich alle zehn Tage im Halbschlaf meine Zensur zu lesen bekomme, den unbestimmten Eindruck, daß der Mann bald ermunternd, bald tadelnd meine Sitten und die äußere Form meiner schriftlichen Arbeiten beurteilt. Bald preist er mich — so läßt mich manches leserliche Wort erraten — in allen Tönen, wenn ich einem jüdischen Reporter eins am Zeug geflickt habe, bald schreckt mich wüster antisemitischer Schimpf auf, weil ich es »bezeichnenderweise« unterlassen habe, den Polizeioffizier, der die berittene Wachmannschaft auf die demonstrierenden Arbeiter losließ und der doch ein »Judenstämmling« sei, namentlich anzugreifen. Hätte ich die Möglichkeit, meinem treuesten Korrespondenten die Lektüre der ‚Fackel' zu entziehen, ich würde es tun. Da ich's nicht kann, bitte und beschwöre ich ihn, endlich — vor dem achten Jahrgang! — das Schreiben von Karten und Kartenbriefen zu unterlassen. Gräßlich sind auch die Kerle, die von der Meinung ausgehen, daß ich »Druckfehler« der ‚Neuen Freien Presse' korrigiere und entweder mir's vorwerfen oder mir »Stoff« zu solcher Betätigung liefern. Einer schreibt z. B.: »Weit mehr wundert es mich, daß Sie in derselben Nummer das Wort ‚Gräuel' verwenden, respektive, wenn Sie es nicht niederschrieben, so doch stehen ließen, da besagtes Wort ‚Greuel' geschrieben werden muß, was jedes Wörterbuch der neuen Rechtschreibung bezeugen wird. Sie sehen, auch der ‚Fackel' kann etwas N. F. Preßliches passieren!« . . . Und für solche Leser schreibt man! Natürlich sind mir die Wünsche der »neuen Rechtschreibung« nichts weniger als Befehle, und natürlich ist Gräuel richtiger als Greuel. Aber daß es Menschen gibt, die wirklich glauben, daß ich gegen die (Kultur, Gesundheit, Wohlstand und Sprachschatz des Volks bedrohende) Journalistik einen orthographischen Kampf führe, ist ein Selbstmordmotiv. Mehr noch als der immer wieder hervorbrechende Drang, der ‚Fackel'

»etwas nachzuweisen« — der ‚Fackel', deren abenteuerliche formale Sorgfalt zuweilen die Vernichtung tausender bereits gedruckter Bogen nicht scheut, die ein bloß für den Herausgeber sichtbares Schönheitsfehlerchen enthalten. Was aber geht wohl in dem Gehirn des Lesers vor, der Antwort auf die Frage heischt: »Sehr geehrter Herr! Was ist das ‚Schwarze Buch', von dem in Nr. 195 geschrieben wird?« Ehe er sich's einfallen ließe, daß vielleicht in den vorhergehenden Nummern, die er nicht gelesen hat, der Anfang einer Sache behandelt war, die in Nr. 195 ausdrücklich »beendet« wird, scheut er lieber Kosten und Mühsal einer Korrespondenzkarte nicht. Und erwartet eine Antwort. Das sind nur zwei Beispiele, die gerade zwischen Tintenfaß und Schreibpapier liegen. Aber zehntausend bewahrt mein Archiv. Schätze der Dummheit, die ich zu heben bereit wäre, wenn nicht Zeitmangel und die Furcht vor staubigen Fingern immer wieder der Absicht widerrieten. Und was sie alles haben, wissen oder lesen wollen! Ich greife aufs Geratewohl in das volle Menschenleben des Querulantentums: »Der ergebenst Gefertigte bittet um die Durchsicht des beiliegenden Briefentwurfs zu dem Zwecke, um bei Anwendung der in diesem Falle gebührenden Ausdrücke doch eine schärfere Strafe wegen Beleidigung zu vermeiden«. »Würden Sie sich bereit erklären, einen Artikel über einen ganz unfähigen Professor an der Wiener Handelsakademie in Ihre w. Zeitschrift aufzunehmen? Wenn ja, so bitte mir auf beigefügter Karte (Adresse poste restante . . .) die Bedingungen anzugeben. Speziell ob ich den Namen der Lehrkraft anführen soll oder muß, desgleichen den meinen. Hochachtungsvoll ein zeitweiliger Leser«. »P. T. Geehrter Herr! Erlaube mir um Folgendes anzufragen. Ich habe das Unglück einen höheren Gerichtsbeamten als Verwandten zu haben; derselbe hat eine 25jährige Tochter, welche von Ballsaal zu Ballsaal gefahren wird, ohne einen Bräutigam aufzutreiben; sie hat immer Kopfweh und ist so bissig wie ihre Eltern und die wollen sie also um jeden Preis anbringen. Da sie ihr Einkommen auf lauter Luxus vergeuden und noch mit Zahlungen dazu im Rückstand kommen, so sind sie auf mich verfallen — ich soll diesen biederen zärtlichen Verwandten durchaus den Gefallen erweisen, entweder geschwind zu krepieren oder närrisch zu werden damit sie alles zusammenpacken könnten (der Tochter eine Mitgift auf diese Weise zu beschaffen.) Seit 14 Jahren also dauert schon dieses Kesseltreiben aber sie werden immer zudringlicher und rauben mir durch ihre niederträchtigen Verleumdungskünste die Sympathien der Menschen. Im Anfang habe ich gedacht, weil sie alle zwei an verschiedenen Krankheiten leiden, der Tod wird sie bald niedermähen und habe die Ränkeschmiede

noch bei mir empfangen und getan, als ob ich von allen Unannehmlichkeiten, die durch sie mir bereitet wurden, gar nichts wüßte. Ich habe ihnen noch Gutes sogar erwiesen, fast über meine Verhältnisse, aber statt Dank zu ernten, sind sie immer habgieriger geworden. Nun haben sie Schätze bei mir gewittert. Seit dieser Zeit habe ich gesehen, daß diese Leute in die Rubrik der gefährlichen Verwandten gehören. Ich lese Ihre Heftchen (Fackel) und bitte mir in einem solchen Heft in Ihren Antworten eine Andeutung zukommen zu lassen, welchem Advokaten ich meine Sache anvertrauen könnte unter: ‚Ein wirklicher Rechtsfreund.' Ich meine Hilfe durch diplomatische Ratschläge.« Zu den gefährlichsten zähle ich jene, die mir einen gleichgiltigen Rechtsstreit vorzutragen wünschen oder mich ersuchen, »einen meiner Herren« — ich bin mein eigener und einziger Herr — zu der Verhandlung zu schicken: ich würde mich überzeugen, »welch enges Maschennetz Lüge und Korruption hiebei gewoben« und »nicht ermangeln, dasselbe unter die Beleuchtung der ‚Fackel' zu nehmen«. Ich mag auch jene nicht, die mich auf einen »Übelstand« mit den Worten aufmerksam machen, daß da »ein bissl aufmischen, ein bissl auffrischen« nicht schaden könne. Hier lenkt einer zum so und sovielten Male meine Aufmerksamkeit auf die »Vorgänge an der Technik«; dort glaubt ein anderer, daß ich mich für die Menage eines Militärinvalidenhauses besonders interessieren werde. Da berührt es fast als wohltuende Abwechslung, daß mir eine sexuelle Deutung des Goethe'schen Zauberlehrlings angeboten wird, die sensationelle Enthüllung, daß Goethe in diesem Gedichte nichts anderes als den Fluch der entfesselten masturbatorischen Triebe habe darstellen wollen . . . Ich flüchte zu den Zeitungsausschnitten, die zwischen den Briefen liegen. Wie das Publikum, so die Presse. Die große Journalistik verschmäht mich, aber wie ich der kleinen schmecke, davon unterrichtet mich ein Ausschnittbureau, das die Verdauungsprodukte täglich sammelt und mir zuführt. Die ganze Geistlosigkeit deutsch-österreichischen Schrifttums stinkt mir entgegen, jene unveränderte »Lage der Deutschen in Österreich«, die durch einen Fall auf den Kopf entstanden sein muß. Am Sonntag habe ich wenigstens immer einen Masaidek im Topf. Aber die Werkeltage bringen das öde Einerlei der Provinzblattpolemik. Und blökt irgendwo ein nationaler Schöps, so blökt die ganze Herde nach. Für alle ‚Volkswehren' und ‚Volkswachten' scheint ein einziger Schriftleiter gedankenlos zu sein. Ein Schneeballensystem der Dummheit, bei dem der Ursprung nicht mehr festzustellen ist. Nur ich

halte schließlich achtzig Ausschnitte in Händen, in denen irgendeine Bemerkung der ‚Fackel' auf die blödeste Art kommentiert wird. Kürzlich habe ich den sozialdemokratischen Ausspruch über die Genialität, die sich Bismarck von Lassalle souffleren ließ, festgenagelt. Es tut mir leid; denn die deutschnationale Presse freut sich. Sie zitiert die ‚Fackel' und ist voll Lob für mich. Natürlich in der Façon: »Der jüdische Fackel-Kraus bemerkt ganz richtig«. Wenn sich also schon Bismarck seine Genialität nicht vom Juden Lassalle souffleren zu lassen brauchte, so ist es doch unbestreitbar, daß die Deutschnationalen sich ihre Wahrheiten von mir souffleren lassen müssen. Wahrlich, diese Provinzheroen wissen, warum sie so oft den Verlag der ‚Fackel' um Freiexemplare anschnorren . . . Aus den täglichen Zeitungsausschnitten ersehe ich aber nicht nur, daß die ‚Fackel' in den Redaktionen gelesen, sondern auch, daß sie dort nicht gelesen wird. Meiner Erklärung zum Trotz wird die Mär von der geheimnisvollen Verbindung zwischen mir und dem neuen Cabaret fortgesponnen. Der Schwachsinn hält mit der ihm eigenen Konsequenz an dem Glauben fest, daß ich der »Vater« der Gründung sei. Und so bekomme ich noch immer zu lesen, Kraus wollte »jetzt beim Artistentum einen Stein im Brett haben«, »Kraus möchte auf das Brettel« usw. Auf so tückische Art sucht die illustrierte Schandpresse einem Unternehmen zu schaden, dessen Leiter statt dreißig Gulden bloß fünfzehn für sein »Bild« zahlen wollte . . . Jeder Posteinlauf bringt neue Lügen und neue Albernheiten, neue Plage in Schrift und Druck. Ich tröste mich mit dem Gedanken, daß vielleicht die Briefe, die hierzulande täglich verloren gehen, all das Wahre und Vernünftige enthalten, das die österreichischen Leser und Journalisten der ‚Fackel' mitzuteilen haben.

Volkswirt. Ein bekannter Bankdirektor, so erzählen Sie, kam auf einen glänzenden Einfall. Von nun an wollte er sich nur aufs Einbrechen verlegen: so komme man doch noch viel leichter vorwärts, da Einbrecher ohnedies nicht erwischt werden und vor allem, weil niemand in einem Bankdirektor einen Einbrecher vermute. Das Objekt war bald ausgekundschaftet. Mit Kleinigkeiten hatte er sich ja nie abgegeben, also mußte es diesmal wieder etwas Großes sein. Dazu brauchte er Helfershelfer; und fand sie auch: etliche Hof- und Gerichtsadvokaten, einen Industriellen und schließlich einige Taglöhner für die ordinäre Arbeit. Das Geschäft ging gut und erwies sich als einträglich. Als das Objekt ausgeplündert war, kam man an die Kasse. Da ereignete sich etwas Unerwartetes. Der Kassier stellte sich in den Weg und wehrte den Eindringenden. Diese versuchten es mit ihm zuerst in Güte und mit Vernunftgründen. Er aber wich nicht. Sie machten ihm die Unhaltbarkeit seiner Lage begreiflich, verwiesen darauf, daß doch das ganze

Objekt in ihrem Besitze sei; der Kassier blieb treu. Da übermannte sie gerechter Zorn über solche Dummheit und sie warfen den Kassier einfach zur Tür hinaus. So kam die ganze Geschichte in die Öffentlichkeit und vor die ordentlichen Gerichte. Der Bankdirektor und seine Helfer wurden unter Anklage gestellt, aber nicht wegen Einbruchs, sondern weil dem die Kasse so treu behütenden Kassier beim Hinauswurf der Rock zerrissen wurde. Sie wurden zum Ersatz des Rockes verurteilt. Dem führenden Blatte der Residenz aber war dieser Rechtsstreit Anlaß zu der Bemerkung, der Prozeß sei »für alle kaufmännischen Kreise von großem Interesse, weil hiebei die wichtige Frage, nach welchen Grundsätzen die Bilanz einer Textilfirma aufzustellen ist, erörtert und der richterlichen Judikatur unterworfen wurde«.

Dummer Kerl von Wien. ‚Deutsches Voksblatt', 10. Februar, Seite 1: ». . . So hat es ein typisches Judenblatt für notwendig erachtet, die allerdings **nichts weniger als schmeichelhafte Behandlung**, die sich die beiden ‚Heldinnen' des Mordes im Raxentale gefallen lassen mußten, als eine den Humanitätsgrundsätzen unserer Zeit geradezu hohnsprechende Grausamkeit hinzustellen. **Auch wir sind der Meinung, daß sich diese Szenen hätten vermeiden lassen können**, aber daß man sich über die ‚Unbill', welche den beiden raffinierten Mörderinnen angeblich widerfuhr, entrüstet, während man die bäuerliche Bevölkerung, welche sich in den Straßen von Mürzzuschlag drängte, nicht um gemeiner Neugier zu fröhnen, sondern **ihrem Abscheu** über das vergangene Verbrechen **Ausdruck zu geben**, beschimpft, das ist eine so verkehrte Auffassung der ganzen Sachlage, wie sie sich eben nur aus der Art, wie das Judentum zu urteilen pflegt, erklären läßt.«

‚Deutsches Volksblatt', 10. Februar, Seite 6: »Nun, unser Berichterstatter war auch bei der Ankunft der Mizzi Zeller am Bahnhofe anwesend, aber **irgendwelche Beschimpfungen** derselben **hat er nicht gehört**. Es hatte sich allerdings eine große Anzahl von Neugierigen dortselbst angesammelt, die jedoch, ohne daß der Bezirkswachtmeister Ullrich große Anstrengungen machen mußte, den Weg frei gaben. Daß es bei einer großen Menschenansammlung nicht ganz lautlos zugeht, ist ja begreiflich, doch **Pfui- oder Schimpfworte wurden nicht gehört . . .** Dieselben skandalösen Szenen — schreiben die Judenblätter — haben sich auch in Kapellen bei der Ankunft der Friederike Zeller ereignet. Das ist ebenfalls **nicht wahr** und, nebenbei bemerkt, war die hier angesammelte Menge überhaupt keine sehr große. Unser Berichterstatter war übrigens Zeuge eines Vorfalles, der besser wie alles andere für **das gute Herz** der dortigen Bevölkerung spricht . . .«

Politiker. Nun wird's für die Deutschen bald Tag werden! Eine bedeutsame Wendung in der Sprachenfrage: Der tschechische Direktor der Staatsbahndirektion in Pilsen, Herr Tuček, ist durch den Deutschen Herrn Strzizek ersetzt worden.

Zeitgenosse. Anton Menger starb, und die liberalen Blätter brachten die unverständliche Kunde von einer Widmung für »antiortho-

doxe Schriften«. Ich erfahre, daß es sich hier um eine feige Umschreibung des wahren Ausdrucks handelt. Menger hat verlangt, daß »antireligiöse« Schriften verlegt werden. Das Gesindel bringt also nicht einmal so viel Mut und Pietät auf, das Testament in seinem Wortlaut zu veröffentlichen!

Prager Leser. Glauben Sie denn, daß mein Pracker die journalistischen Schmeißfliegen der ganzen Monarchie berücksichtigen kann? Die mir übersandte »Ploderei« des ‚Prager Tagblatts' über das Professorenthema des Wittenbauer'schen Stücks interessiert mich wirklich nicht. Auch nicht, daß das Schmöckchen, welches unter dem Namen »Bob« auf der Kleinseite steht und die Literatur verunreinigt, über die Fakultätsgönnerschaften sich wie folgt ausläßt: »Wenn ich nicht irre, ist etwas ähnliches vor Jahren in der ‚Fackel' gestanden, aber das war ebensowenig ernst zu nehmen wie die Rede des Professors Prutz — Sensationsmacherei hier wie dort«. Nur eine kleine Probe Prager Humors. Das Feuilleton hat achtzehn Fußnoten. Darunter die folgenden: Der Feuilletonist zitiert aus dem Stück die Worte: »Der Privatdozent ist ein Fischer; er sitzt am Ufer und wartet« und bemerkt dazu: »Vgl. die Ballade ‚Der Fischer' von Johann Wolfgang von Goethe, geb. 28. August 1749 zu Frankfurt am Main, gestorben 22. März 1832 zu Weimar« . . . »Ich bin ganz paff!«, schreibt er und macht die Anmerkung »Man kann auch baff (mit weichem b) sagen«. »Die Lukanusse können also mit der herrschenden Einrichtung zufrieden sein« — Anmerkung: »Deutschtümelnde Mehrzahl von Lukanus. Wäre nicht Lukani richtiger?« Man sieht also, daß die Prager Schmöcke mit Recht so berühmt sind wie die Prager Schinken.

Kriminalist. Das Tetschener Urteil über die »Kußräuberin«, das an der Grenze zwischen österreichischem Kretinismus und sächsischer Bestialität gefällt schien, hat sogar die ‚Neue Freie Presse' beunruhigt. Sie beruhigt nun, nachdem sie in Tetschen »Erkundigungen« eingezogen hat, die Welt durch die folgende Aufklärung: Die Kellnerin sei »in Wahrheit wegen gewerblicher Prostitution unter den in § 5 des Gesetzes vom 24. Mai 1885 angeführten Umständen verurteilt worden und der von ihr gegebene Kuß nur die Ursache ihrer Anhaltung«. Die Verurteilte — so bemerkt das edle Blatt und unterdrückt ein zufriedenes »Na also« — »stand schon früher in Dresden unter sittenpolizeilicher Kontrolle«. Nun kann der gute Bürger ruhig beischlafen. Daß die Frauen, die ihm gefallen, dafür »eingespirrt« werden, muß ihn nicht bekümmern. Es mag ihm gleichgiltig sein, ob sie sich »nachher« unter den im § 5 des Gesetzes vom 24. Mai 1885 angeführten oder in anderen Umständen befinden. Martha Knebel ist offenbar dem 4. Absatz jenes Paragraphen zum Opfer gefallen: »Wenn solche Frauenspersonen (die mit ihrem Körper un-

züchtiges Gewerbe treiben) durch die Öffentlichkeit ein auffallendes Ärgernis veranlassen usw.« Das auffallende Ärgernis war der Kuß, den der brave Mann auf dem Perron als unerträgliche Schmach empfand. Ohne diesen Kuß hätte Martha Knebel ihr Treiben fortgesetzt oder wäre bloß von der Ortspolizei, welche die Prostitution, die sie nicht bewilligt, straft, für ein paar Stunden in Behandlung genommen worden. So aber mußte der Strafrichter einschreiten, und Martha Knebel bekam vierzehn Tage, darunter vier Fasttage. Ich finde die Sache nach der Aufklärung der ‚Neuen Freien Presse' interessanter. Früher konnte man glauben, daß man es mit einem vereinzelten Tobsüchtigen zu tun habe, der das Richtschwert als Dreschflegel handhabt. Nun sehen wir, daß auch dieses Urteil juristisch begründet wurde.

Patriot. »Und nun, meine Herren«, rief Herr v. Gautsch, »wende ich mich zu den Ausführungen des Herrn Abgeordneten für die Landgemeinden Königgrätz . . . Ich frage, hohes Haus, wo in aller Welt würde es möglich sein, eine solche Rede zu halten, ohne daß die allgemeinste Entrüstung sich zu einem lauten Aufschrei vereinigen würde? Und wenn der Herr Abgeordnete die Frage gestellt hat: Wer glaubt noch an Österreich? dann brauche ich wohl nicht zu antworten: Die Millionen und Millionen, die meinen Glauben teilen, sondern ich möchte vielmehr sagen: Man könnte an Österreich verzweifeln, wenn noch öfter derartige Reden in unserer Volksvertretung gehalten würden. (Große Bewegung.)« Die große Bewegung galt wohl dem Erstaunen über einen Protest, der bloß den Mut zur Unlogik hat. Der Ministerpräsident soll entrüstet sein und begnügt sich zu beklagen, daß niemand entrüstet ist. »Wo in aller Welt wäre es möglich . . .?« Eben nur in Österreich. Die Regierung selbst stellt fest, daß der österreichische Patriotismus sich nicht einmal zur Abwehr des Ungeheuerlichen, das Graf Sternberg gesagt hat, aufraffen könne. In einem Athemzug aber versichert sie, daß »Millionen und Millionen« an Österreich glauben. Sie glauben, aber sie entrüsten sich nicht. Ein merkwürdiges Land! Und ein merkwürdiger Ministerpräsident!

Österreicher. Eine wahre Tatsache: Am Montag, dem 19. Februar, hätte die Wahlreform eingebracht werden sollen. Die Wiedergeburt Österreichs mußte aber auf Dienstag, den 20. Februar, verschoben werden. Am Montag findet nämlich der Konkordiaball statt. Die Zeitungsherausgeber, die beide Veranstaltungen mitmachen wollten, gaben der Regierung einen Wink, und siehe, die Regierung ließ dem Konkordiaball den Vortritt vor der Wahlreform.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda und Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3

Erinnerungen aus meinem Leben

von

Josef Schöffel

Preis: gebunden K 5.—, geheftet K 4.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

sowie durch den

Verlag Jahoda & Siegel

WIEN

III/2 Hintere Zollamtsstrasse Nr. 3.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz 4 (Telephon 12801),
versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 195, 10. Februar): Status cridae. (Eine Stimme zur Beamtenfrage). Vom Reformator. — Kind und Kirche. Von einem ehemaligen Lehrer des Katholischen Schulvereines. — Der ärarische Tod. — Herr Jarno. — Speidel's Tod. — Antworten des Herausgebers (Vom Schwarzen Buch; Goldmann und Hauptmann; Herr Ganz und die Erotik; Vom Intimen Theater; Aus meiner Sammlung; Hofballberichterstattung).

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Die Fackel

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16–32 Seiten. **Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.**

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei . .	K 9.—
» »	18	» » . .	» 4.50
» das Deutsche Reich,	36	» » . .	» 10.50
» » »	18	» » . .	» 5.25
» die Länder d. Weltpostv.,	36	Nummern, portofrei	» 12.—
» » » »	18	» »	» 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 30 h = 30 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857. Postsparkassen-Konto Nr. 57.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.

Nr. 197. 28. Februar 1906 VII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

Im Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 30 Pf

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

VITA

REINSTE NATÜRLICHE NATRON-QUELLE

Die „Vita-Quelle“ wirkt vorzüglich bei harnsaurer Diathese, Gicht, Rheumatismus und Blasenleiden. In überraschender Weise behebt sie die hartnäckigsten Magenkatarrhe, beseitigt prompt das peinigende Sodbrennen und ist ein Stoffwechsel-Regulator von höchster Vollkommenheit. Vorrätig in allen Apotheken und Depôts.

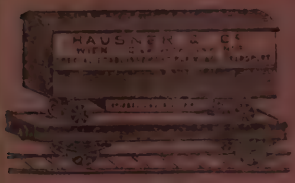
Generalvertrieb durch die Mineralwasser-Großhandlung

S. Ungar jr., k. u. k. Hoflieferant, Wien I.

Jasomirgottstraße 4.

Prospekte, Analysen und Beschreibungen gratis und franko.

Uebersiedlungen



von und nach allen Plätzen des In- u. Auslandes mittelst Patent-Möbelwagen bis zu 8½ Metern Länge besorgen bestens und billigst

Telephon Nr. 8421 **HAUSNER & Co.** Telephon Nr. 8421

Spezialgeschäft für Möbeltransport:

Wien, I. Maximilianstr. Nr. 3.

Spezialität: Überseeische Transporte mit Möbelkoffern (eigenes Patent), Prompte Gepäcks-Expeditionen, Einlagerungen.

Erinnerungen aus meinem Leben

von Joseph Schöffel

Preis: gebunden K 5.—, geheftet K 4.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen sowie durch den

Verlag Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Die Fackel

Nr. 197 WIEN, 28. FEBRUAR 1906 VII. JAHR

Ludwig Speidel.

Seine Bedeutung als schöpferischer Geist, als Künstler, als Bewahrer großer Heimatswerte in einer Zeit vielfach zerstörender Triebe, wird ihm in der ganzen deutschen Welt, nicht bloß in Wien bestätigt und gedankt werden, sind einmal die vielen einzelnen Blätter zu einem Ganzen vereinigt, deren Sammlung er bei Lebzeiten sich spröd entzogen hatte.

Ludwig Speidel war und bleibt einer der Schriftsteller von erstem Range; auf ihn mag insbesondere die Geschichte unserer Sprache als Beispiel hinweisen, wie sie in der abhandelnden Prosa Körperlichkeit, blühendes Licht und Farbe, Wohlklang und Zartheit, männliche Führung und anmutigste Bewegung, kurz allen Reiz der Poesie selbst entwickeln könne. In eine unwürdige Tagespresse verirrt, war Speidel vielleicht der Letzte, der sie zu ertragen, ja eben dadurch zu erheben wußte und ihr reichlich zurückgab, was er ihr verdankte; denn seine Stellung war von einer Macht begleitet, die, an seine Persönlichkeit gebunden, in Zukunft kaum wieder einem unabhängigen Geiste in solchem Umfang zugestanden werden wird.

Der Journalist übt ein Metier, der Schriftsteller hat einen Beruf. Im Wesen des Schriftstellers liegt es, aus seiner Natur und Bildung zu völlig in ihm beschlossenen, nicht wahllos von außen aufgenötigten Fragen ein besonderes Verhältnis zu gewinnen und darzustellen, wodurch er wieder andere in seine Lebensrichtung zu führen vermag. Dagegen bestimmt der Journalist gar nichts, sondern macht als willenloser Zeiger des wechselnden Geschehens nur die Geberden der Aktion, während die Naturkraft der Ereignisse sich auf seine Worte überträgt und sie wie Windmühlflügel in Bewegung setzt. Für die Zeitung als solche ist der Schriftsteller nichts

als ein eitler Dekor ihres ökonomischen, mechanisch-präzisen Geschäftes; sie sucht ihn in seinen besten Kräften auszunützen, aber zugleich seiner Selbstbestimmung zu entziehen, indem sie ihm die Gegenstände seiner Arbeit aufnötigt und ihn zu einer Oberflächenbehandlung zwingt, die ihr gemäß ist, aber sein eigenstes Wesen geradezu auflöst. Aus dem Kampf, der Vereinigung, dem gegenseitigen Nachgeben, Bedingen und Beharren dieser zwei unversöhnlichen, intimsten Feinde: Zeitung und Schriftsteller ist denn auch — namentlich in Wien und durch Speidels besondere Begabung — eine Art von eigener Kunstgattung und -übung hervorgegangen: das Feuilleton. Der Geist, die Auffassung und Technik dieser kostbaren Geringfügigkeit — der Unsterblichkeit eines Tages, wie Speidel sie nannte — sind in Wien so allgemein geworden, daß man ruhig sagen kann, die Zeitung habe hier wie so viele andere Güter, auch die Poesie, das Feuilleton habe die Literatur verschlungen. Abgesehen von Speidels Arbeiten ist aber an all der gepriesenen nichtigen Gefallsamkeit nur mehr ein Schein von Kunst und tieferer Betrachtung; in Wahrheit ist der Schriftsteller aus diesem Gebiete fast ganz hinausgeschoben worden vom Journalisten. Das schlechte Geld verdrängt das bessere.

Daß aber diese Form – ausgereifte Improvisation, durchdachte Augenblicksreagenz — in ihrer paradoxen Verlockung für einen Schriftsteller, wie der Journalismus selbst, ebensoviel Anziehendes wie Abstoßendes haben mag, gerade genug sie zu suchen und wieder zu verachten, begreift sich gern. Die Natur Speidels zumal hatte etwas Impulsives, ihr schöpferischer Trieb entfaltete sich und welkte bald nach dem wirkenden Augenblick. Seine Fruchtbarkeit bestand nur vermöge der Fülle der Eindrücke, die ihm der Tag brachte, und des journalistischen Zwanges, sich mit ihnen vor dem Publikum auseinanderzusetzen. Freilich hatte dieser formschöpferische Geist, dieser gefühlige Dialektiker eine solche Ehrfurcht vor dem Unwiderruflichen, das im niedergeschriebenen Worte liegt, daß er jedesmal den ganzen Widerstand der Sprache gegen die Leichtigkeit und Eile ihres täglichen Gebrauches empfand; aber indem er ihn besiegte durch eine vertiefte, zögernde, doch in der entschlossenen Wahl sichere Weise des Ausdrucks, gewann er eben eine bildnerische Dauerhaftigkeit über Anlaß und Moment hinaus und setzte seinen Beruf gegen das Metier durch.

Diese harmonische Plastik der Prosa Ludwig Speidels, diese Monumentalität im Kleinen, der weite Horizont, der hinter allen den gefaßten und knappen Gebilden sich öffnet, werden erst ganz erkannt werden, wenn seine Schriften aus der trüben Umgebung einer fragwürdigen Institution endlich dauernd herausgestellt, sich selbst zurückgegeben sein werden. Freilich wird man dann auch die geistigen Gefühls- und Urteilswidersprüche und die Grenzen seiner Eindrucksfähigkeit und Bewegung deutlicher erkennen, aber auch zu würdigen wissen, was man ihm bisher bloß anzuschulden liebte: nur der unheilvolle Mißbrauch, den die Zeitung in jedem Meinungsstreite dadurch mit ihrem Urteil treiben darf, daß sie, Richter in eigener Sache, ohne Widerspruch, mit Außerachtlassung der Gegner spricht und immer nur sich selber hören will, ließ die mächtige Subjektivität eines selbständigen Geistes als gefährliche Willkür erscheinen. Der Schriftsteller, der die Zeitung für sich hat, findet eine überlaute Resonanz, und er entbehrt jeder Gegenrede, durch die sein Für und Wider erst zum Ganzen in Harmonie gesetzt würde. So konnte etwa in dem tobenden Streit um Wagner das Speidel'sche Wort von der »Affenschande« der Wagner'schen Popularität eine mißliche Unsterblichkeit erhalten, oder der innere Widerspruch gegen die neu aufsteigende Welt von Kunstwerken und Lebensmeinungen den Anschein eines willkürlichen Preßpapsttumes annehmen. Eben indem Speidel seine Selbstbestimmung und seinen Widerspruch als Grundrecht wahrte, nahm er an Macht und Ansehen Schaden, weil er an die Stelle gefesselt war, die über alles zu entscheiden die Anmaßung und in nichts Recht zu behalten das Schicksal hat.

Aber selbst dort, wo er der aufgewachsenen Übermacht des Neuen mit der ganzen Gegengewichtigkeit seiner Natur sich zu einem von vornherein aussichtslosen Kampf stellt, bewahrt er die volle Schönheit eines reinen, unverdorbenen Empfindens und ist gleichsam unverwundbar durch eine entzückende Dialektik des Gefühls.

Und es war ein ergreifendes Schauspiel — wie immer, wenn ein Mann in der vollen Kraft seiner Entschlüsse, durch die höhere Gewalt der Zeit und der Menschheit aus seinem Selbst und darüber hinaus zu einem Gesamtgefühl geführt wird —, als die Genialität der neuen Werke, ihre Natur selbst, was in

Speidel Elementarempfinden war, zu sich zwang, bis er in der großen bleibenden Einheit der Kunst wie in einer vorzeitigen Ewigkeit beruhigt und befreit, ohne Zagen und innerlich versöhnt einging, lange ehe er starb.

Speidel war ein Schwabe und wahrte die ganze prächtige Gesundheit dieses Volksschlages, dessen Gabe und Grenze in seinem Werke so gut und lauter beschlossen ist, wie in den besten seiner Landesgenossen. Was den Dichter ausmacht: die ganze Hingabe an die Erscheinung, an die dingliche Kraft und Würze des Wortes, bestimmt auch ihn in seiner Wohlbeschaffenheit. In der geistig wertenden, dialektisch sich auseinandersetzenden Äußerung, in seinem kritischen Bedürfnis, wird er ebenso durch die schwäbische Schule bestimmt, durch die »Schule« freilich in engerem Sinne, worunter eine germanistisch-philologische Grundlage der Bildung zu verstehen sein möchte, die das dichterische Sprachgefühl durch ein horchendes Sprachdenken und ein spürendes Sprachwissen vertiefte.

Für Schwaben ist eine besondere Methode geistiger Zucht typisch, die etwa ganz bewußt und deutlich ausgebildet erscheint im Erziehungsgange der alten »Stiftler«. Diese sollen eigentlich Theologen werden, einerlei aus welchem Wollen, Fühlen, aus welcher kindlichen und elterlichen Lebensstimmung sie herkommen. Sie lernen zu der angestammten Derbheit und Frische den Schliff der klassischen Tradition, das gesunde Holz wird sozusagen gehobelt und geglättet, wodurch erst seine schöne Maserung, sein Kern hervortritt. Ihre zugreifende Impulsivität, mit allen Salben geistlicher und geistiger Dialektik gesalbt, darf sich nun statt zur Verteidigung der heiligen Güter gerade zum unheiligsten Angriff geschmeidig fühlen. So werden sie mündig, schalten mit ihren Notwendigkeiten als mit lauter Freiheiten, ihre Sprache, durch welche die Landschaft der heimatlichen Mundart, die Gefühls- und Denkweise einer wohlerhaltenen Rasse schimmert, gewinnt zur angeborenen Kraft eine gewisse vornehme Haltung, sie blitzt von morgendlicher Schärfe und schwingt gespannt und elastisch in lebendiger Latinität; die Rede der Alten wird in diesem Deutsch wiedergeboren.

Diese Saiten sind auch bei Speidel rein gestimmt und klingen mit allem Wohllaut einfacher Harmonisierung und volks-

tümlicher Melodik, mit einer anmutigen Macht und Fülle, die man nicht vermissen möchte, wenn wir auch oft tieferen, verschlungeneren, schwierigeren Stimmen lauschen wollen, und wenn auch herbere, strengere, geistig mannigfachere, weniger bedingte und dringender bedingende, weniger abgeschlossene, aber feuriger aufleuchtende, weniger in sich ruhende, als ruhelos suchende und findende Naturen jeder Zeit, also auch der unsrigen, ihren eigensten Ausdruck geben. So war Speidel — wie fast alle seine prächtigen Landsleute in der Geschichte unserer Literatur — ein vornehm konservativer, naiv anschaulicher Geist, ein kontemplativer Idylliker, der sich in den unendlichen, erhabenen Bedingtheiten der vollendeten, nicht in den Revolutionen und Elementartrieben der werdenden Welt und Kunst wohl fühlte und das reinste seelische Behagen, den Genuß einer unerschütterten Gesundheit und Zuversicht des gegebenen Daseins mitteilte.

Im unverwirrten, unmittelbar einleuchtenden Walten der Natur und in dem klar ausgewirkten Bilde der klassischen Lebenssicherheit fand er immer neuen Anreiz bewundernder, verklärender, beseligter Gestaltung. Hier spiegelte ungetrübte Tiefe seiner eigenen durchschauenden Betrachtung entgegen, antwortete ihm eine lautere, purpurne Unendlichkeit. Das Mannigfaltigste drängte er zu einer unvergeßlichen Einfachheit zusammen und gab der Macht der Erscheinungen eine knappe, körperhafte, blut- und muskelstarke Wiedergeburt im Wort. So konnte er schauspielerische Erscheinungen in ihrer sinnlichen Spontaneität spüren wie den Liebreiz einer süßen physischen Berührung und festhalten. So hat er — wie kein Kritiker sonst — das alte Burgtheater, selbst ein Stück abgeschlossenen Lebens, gesehen und ganz nachgeschaffen. Mitterwurzer las einmal Märchen vor und Speidel fing den Klang, den verwehenden, versunkenen Tonfall der Stimme auf, wir hören ihn: »Im Märchen vom unsichtbaren Königreiche wird ein Flußtal geschildert, in das der Mond scheint. Wellen und Wald rauschen und erzählen seltsame Sachen. Durch gedehnte Worte eröffnet uns der Vorleser die Aussicht in das lange Tal, er läßt im Worte die Musik der Landschaft widerklingen, man sieht hörend die Natur. Die Beschreibung schließt mit dem Satze: ‚es war ein wunderbares Tal'. Da nimmt sich Mitterwurzer das Wort ‚wunderbar' heraus. Er läßt das schöne

Wort musikalisch wirken, er läßt es klingen, ohne daß er singt. Aus dem dunkleren ‚u' bricht das helle ‚a' wie ein Tag aus der Dämmerung. Wir haben nie eine herrlichere Wortmusik gehört«.

Als Kritiker trat er einem Theaterstücke wie einem leibhaftigen Wesen mit kindlich aufgetanen Augen entgegen und mochte es nur verstehen und verständlich machen, indem er es von Grund aus beschrieb. So erzählte er den Inhalt, wobei er unversehens aus der Empfindung die Meinung, aus dem Gefühl das Urteil, aus der Anschauung die Ansicht enthülste. Und dies Erzählen, diese dem Dichter, wie dem Kinde angeborene ursprüngliche Freude am Berichten, am Aufbauen ist das Bleibende seiner produktiven Kritik und unser Entzücken, mögen wir seiner Meinung noch so sehr widerstreben. Von den vielen Stücken, die er im Laufe der Jahre sah und erzählte, bestehen heute freilich nur mehr wenige, aber gerade die vergessenen und verwelkten bekommen durch seine Erzählung einen Hauch von Existenz. Und dies ist der wahre, eigentliche Wert der rezeptiven Produktion — nicht die immer nur relative und augenblickliche Giltigkeit ihres kritischen Urteils —, daß sie die ganze Literatur zur lebendigen und wirkenden Geschichte der wachsenden Dichtung verklärt und in dieser ein unsterbliches atmendes Ganzes erblickt und gestaltet, woran nichts tot, stumm, sinn- oder wesenlos bleibt.

Die volle Höhe, das absolute Gleichmaß von Inhalt und Form, von subjektivem Anreiz und gegenständlicher Würde haben seine Aufsätze, wo sie ein abgeschlossenes Bild, eine in sich zurückgekehrte Bewegung, einen Menschen, eine Landschaft, ein Erlebnis durchdringen und allseitig umfassen. Er beschreibt einmal Uhlands ehrwürdige Gestalt: »Klein, aber kräftig gebaut, mit einem Rückgrat, das eher brach, als sich bog, sein von rötlich blonden Haaren umkränzter Kopf hatte einen starken und strengen Knochenbau, aus welchem die zwei hellblauen Augen wie zwei Kinder herausgrüßten«. Oder er huldigt den ewigen Lehrern unserer Sprache, den treuen Gebrüdern Grimm: »Selbst wenn sie sich zur höchsten Vaterlandsliebe aufgeschwungen, kehren sie gern in ihre Furche zurück und vollenden da, der Lerche gleich, den Lobgesang eines Liedes, das sie in der Höhe geschmettert haben . . . In Leben und Wissenschaft ist Jakob die trotzigere und bahnbrechende Natur, wo er den Pflug ansetzt, drückt Jakob ihn tiefer ein, so daß

der Brodem der Erde hervorbricht und sich die Schollen schwer und langsam, als wollten sie sich eine Weile besinnen, zu beiden Seiten niederlegen. Ein Bahnbrecher schaltet Jakob mit Axt und Pflugschar, während Wilhelm mehr eine Gärtnernatur ist, die auf dem schon gerodeten Erdreiche ihre zierlichen Beete anlegt, sie sorgsam wartet und still begießt«.

Ein wanderhafter und trinkfester Mann — die mit ihm verkehrt, wissen von mancher Wirtsstube zu erzählen, wo er zechend und sprechend der Oberste war — ging er etwa Schuberts sagenhaftem Aufenthalt in der Hinterbrühler Höldrichsmühle, wie dem Klange der Müllerlieder selbst, an die Quelle nach. Oder er las in Mattighofen aus einer oberösterreichischen altertümlichen Bauerngegend den Geist des Volksgesanges und der mittelalterlichen Dichtung aus Tracht und überkommener Sitte, aus der Gestalt der Bauernhäuser, aus der Inschrift eines verwitterten Wegkreuzes, aus dem urtümlichen Ansehen des Wald- und Ackerlandes, wie aus einem aufgeschlagenen ewigen Bilderbuche ab.

Wie er in der schönsten Wiener Landschaft — seiner zweiten Heimat — das holdselige Walten der grünen, von Licht und Blüte, Duft und Gesang durchhauchten Stunden lauschend einatmet, hat er einmal unvergeßlich geschildert und in dieser kleinen lieblichsten Prosadichtung das eigene Bild — ein Idyll der höchsten geistigen Klarheit und sinnlichen Liebenswürdigkeit — dargestellt.

So saß er ein ebenbürtiger Genosse aller deutschen Meister schon bei Lebzeiten recht eigentlich beherzt und guten Mutes an den Tischen der Götter. Was er schrieb, schien einen Morgenglanz der Unsterblichkeit auszustrahlen und hatte den rosenschimmernden, unendlichen Grund hesperischer Tage, die Kraft, Leichtigkeit und Klarheit klassischer Sicherheit, die Wohlabgewogenheit in sich beruhenden, die Fülle genießenden, um seiner selbst willen lebenden und sinnenden Denkens, die Bestimmtheit einer Aussage, die in jedem Augenblicke sich selbst gemäß, ihre innere Wahrheit wie das eigene Schicksal herausstellt, den Laut einer Prosa, in welcher der volle, stete Rhythmus eines gesund schlagenden Herzens gleichsam an sich selbst Freude hatte. Im Inhalt dieser knappen, in jedem Satze ausgerundeten, sparsam-reichen Gestal-

tungen liegt ein dauernder Schatz ursprünglicher und unsterblicher Stammesart, in ihrer Form ist der Geist, das Herz, alles Wollen, Wissen und Können unserer Sprache lebendig.

Otto Stoessl.

Der ärarische Tod.

Von einer mit den Verhältnissen des k. k. Postsparkassenspitals vertrauten Persönlichkeit erhalte ich die folgende Zuschrift:

Sie haben sich mit dem in Nummer 195 der ‚Fackel' erschienenen Artikel »Der ärarische Tod« 1½ Tausend Postsparkassenbeamte und -beamtinnen zu Dank verpflichtet. Denn dort weiß man sehr wohl, daß selbst eine kleine Notiz in der ‚Fackel' in den »maßgebenden Kreisen« bessere Wirkung tut, als spaltenlange Artikel in den Tagesblättern.

Nach einer Meldung des ‚Neuen Wiener Tagblatts' vom 11. d. M. hat die Staatsanwaltschaft die Untersuchung des Falles Hahnel eingestellt. Olga Hahnel, so heißt es dort, hat längere Zeit jede ärztliche Hilfe abgelehnt und ihren Zustand, der nicht sogleich erkannt worden war — Bureauvorstände haben da ihr ärztliches Gutachten abgegeben — selbst für unbedenklich gehalten. Also ist ein fremdes Verschulden ausgeschlossen? Mag die Todesursache welche immer gewesen sein, die Tatsache bleibt aufrecht, daß die Erkrankte infolge des Verbots, die Rettungsgesellschaft zu rufen, über drei Stunden ohne ärztliche Hilfe blieb und daß der Beamte Hager, der sie dennoch rief, vom Sektionsrat Bauer zur Verantwortung gezogen wurde. Auch der Fernstehende kann erraten, warum das verschüchterte Mädchen, das ihr Unwohlsein schon

als ein Vergehen gegen die Disziplin empfand, die ärztliche Hilfe ablehnte. Ob die Staatsanwaltschaft an diesen gewiß auch ihr bekannten Fakten blinden Auges vorübergehen durfte, ist eine Frage, die Sie, hochgeehrter Herr, gewiß mit mehr Sachkenntnis zu beurteilen vermögen als ich.

Nun üben verläßliche Polizeiärzte im Postsparkassenamte ihre Praxis aus und sie wußten mit Genugtuung zu melden, daß sich innerhalb einer Woche bloß 15 Erkrankte in ihre Behandlung begaben und auch von diesen nur vier dienstunfähig waren. Sie berichteten aber nicht über die weit größere Zahl von Erkrankten, die privatärztliche Hilfe aufsuchten. Wozu auch? Jedes unliebsame Aufsehen muß doch vermieden werden, und so darf die Öffentlichkeit nicht erfahren, daß der $6^1/_2$stündige Normaldienst noch immer nicht eingehalten wird, daß die Beamten und Beamtinnen nach wie vor gezwungen werden, täglich drei und mehr Überstunden zu machen, und daß es hauptsächlich dieser Umstand ist, der eine bis dahin in ihrer Massenhaftigkeit unerhörte Nervenkrisis hervorgerufen hat.

Wie Sie ganz richtig bemerkten, wird eben auch hier, wie überall in unserem lieben Österreich, nicht die Wurzel des Übels, die Ausbeutung, sondern die Folge, das Kranksein, von unserer erleuchteten Direktion bekämpft. Und so wird es Sie interessieren, zu erfahren, daß die Beamten und Beamtinnen jetzt nicht nur im Amte, sondern auch in ihrer privaten Häuslichkeit polizeiärztlich »überwacht« werden. Zu Personen, die im Dienste zusammengebrochen sind und denen ihr Hausarzt zur Erholung eine kurze Befreiung vom Dienste verordnete, schickt man einen Polizeiarzt, der, wenn er die Erkrankten nicht gerade bei den Vorbereitungen zum Sterben oder bei der Abreise ins Irrenhaus antrifft, die Diagnose »dienstfähig« stellt und die Erschöpften ins Amt kommandiert.

Während für die »öffentlichen Mädchen« vielfach die Abschaffung der Reglementierung gefordert wird, wird sie für die Mädchen, die im öffentlichen Dienst stehen, eingeführt. Vielleicht interessiert sich die Ärztekammer für diese neugeschaffene Kompetenz der Polizeiärzte, die förmlich als eine berufsmäßige Desavouierung der privatärztlichen Gutachten ausgeübt wird.

Was an Maßregelungen und Quälereien aller Art von der Amtsleitung aus geschehen kann, geschieht, um die gekränkte Autorität wieder auf den alten Glanz herzurichten. —

Sollte Ihnen, hochgeehrter Herr, einiges von dem hier Mitgeteilten der Veröffentlichung in der ‚Fackel' wert erscheinen, so bitte ich darum. Sie würden damit eine Gruppe der ausgebeutetsten Staatsbeamten in ihrem wahrhaft schweren Kampfe ums Dasein unterstützen.

* * *

Status cridae.

Zu dem Artikel in Nr. 195 sendet mir der Sekretärstellvertreter des Export-Vereines die folgenden zustimmenden Bemerkungen:

Heute leben gewiß 90 % der Bevölkerung Österreichs direkt oder indirekt von Lohn und Gehalt. Beide Begriffe sind wesensgleich und bezeichnen den Entgelt für eine Leistung ohne Berücksichtigung des Ertrages der Arbeit, ohne Rücksicht auf Gewinn und Verlust des Unternehmens. Ebensowenig wie das Postpferd ist der Postbedienstete am Ertrage der Post interessiert, beide aber wollen möglichst gutes und reichliches Futter und einen möglichst angenehmen Stall erhalten. Der Unterschied zwischen Mensch und Tier ist nur der, daß das Pferd sein Los willig trägt, während der denkende Mensch revoltiert und

dadurch, daß er es tut, das Nationaleinkommen erhöht, den Verdienst aller Berufsklassen, die von ihm leben.

Da bei wachsender Volkszahl die Zahl der Selbständigen zurückgeht, wird die zirkulierende Lohnsumme ein immer maßgebenderer Teil des nationalen Einkommens. Daher interessiert die Höhe von Lohn und Gehalt nicht nur den Arbeiter und Beamten, sondern den Hausherrn, den Wirt, den Cafetier, den Schneider und den Greisler. Vor Allem aber den Staat, denn er erhält direkt und indirekt in Form von Hauszinssteuer, Tabak-, Petroleum-, Biersteuer, in Form von Verkehrssteuern aller Art mindestens 1/5 aller Lohnerhöhungen in kürzester Zeit zurück. Da die Zahl der Privatangestellten sicher mehr als 5 mal so groß ist, als die der Staatsangestellten, so ist der Staat der Meistinteressierte, dann erst folgen der Hausbesitzer, der Ladenbesitzer und alle anderen, deren Einkommen zu 90% auf Gehalt und Lohn basiert.

Wenn der Staat nun gezwungen wird, das zu tun, was in Privatbetrieben schon geschehen ist, so hinkt er der Entwicklung nach; er hat die Bedeckung für diese Ausgaben schon in der Hand, bevor er sie nachzuholen gezwungen wird. Gezwungen durch die Not der Beamtenschaft, subventioniert der Staat endlich die Gläubiger seiner Beamten und seine Steuerzahler, wie Hausherren und Lebensmittellieferanten, Schuster und Schneider. Was er tut, ist nicht ein Akt der Gerechtigkeit, der Güte, ein Ausfluß weiser Sozialpolitik, nein, es ist ein Akt einfacher Vernunft. Täte er es nicht, so wäre das nicht nur sein Bankerott, weil er die Quelle seines Reichtums verschüttete, sondern die angesagte Krida des Intellektes derer, die den Staat repräsentieren.

Im Zeitalter der progressiven Überproduktion, der Riesenbetriebe und der Maschinenanwendung ist jede Lohnsteigerung barer Gewinn für die Volkswirtschaft und den Staat. Amerika wird dadurch reich, die Türkei und China gehen an den niederen Löhnen zugrunde — wenn sie nicht bald den Unsinn der Bedürfnislosigkeit abschütteln.

Dr. Julius Wilhelm.

Die Quellen des Sektionschefs Exner.

»Sektionschef Exner erklärt, daß ihm eine unversiegbare Quelle zur Liquidierung der nötigen Mittel wohl bekannt sei, er halte es aber aus verschiedenen Gründen für opportun, diese Geldquelle vorläufig noch nicht preiszugeben.«

Der unermüdliche Industriellenball-Präsident, dessen wissenschaftliche Bedeutung in Nr. 157 der ‚Fackel' durch den Hinweis auf jenen einstimmigen Protest aller Exner gegen eine Verwechslung charakterisiert wurde, hat sich, so schreibt mir ein Mitarbeiter, unter dem Trompetengeschmetter der ‚Neuen Freien Presse' als Retter der Heimarbeiter proklamiert. Dieser Wundermann weiß, wie die halbe Million notleidender Heimarbeiter wohlhabend gemacht werden kann, und weiß eine unversiegbare Quelle zur »Liquidierung« der Mittel; er sagt sie aber nicht, obwohl er sonst eher zu viel spricht. Warum dies Schweigen? Seinerzeit — siehe Nr. 157 der ‚Fackel' — versprach er, alle Erdäpfel in Spiritus zu verwandeln. Dies gelang zwar nicht, aber Exner wurde für die Spiritus-Ausstellung Herrenhausmitglied. Die Heimarbeiter werden nur unter der Bedingung gerettet, daß Exner Exzellenz wird. Nur als Geheimer Rat wird er die geheime Quelle enthüllen — bis dahin zerbricht sich ganz Wien den Kopf. Wie ich nun aus bester, aber gleichfalls geheimer Quelle erfahre, verhält sich die Sache so: Bekanntlich bezieht Exner gleichzeitig 1.) eine Pension als Direktor des technologischen Gewerbe-Museums, 2.) eine Pension als Professor der Hochschule für Bodenkultur, 3.) einen Gehalt als aktiver Sektionschef, endlich die Bezüge als Verwaltungsrat der Nordbahn, der Wienerberger, der Unfallversicherungsaktien-Gesellschaft und verschiedener anderer Gesellschaften mit zusammen zirka 70.000 K Bezügen. Da diese Kumulierung von Pensionen, Gehalt und Verwaltungsratseinkünften gesetzwidrig ist, beabsichtigt Exner zu Gunsten der notleidenden Heimarbeiter wenigstens auf die Verwaltungsratseinkünfte zu verzichten . . . Nach einer andern Nachricht freilich verhält sich die Sache doch nicht so, sondern Exners Geldquelle und Wissensquelle sind identisch mit dem berühmten Geldschrank der Madame Humbert. Exner aber wird

so glaubt der andere Gewährsmann, fortfahren, seinen naiven und entzückten Zuhörern aufgelesene Wissensbrocken in pikanter Vortragssauce zu servieren.

Die Wetterfahne.

Von **Frank Wedekind.**

Du auf deinem höchsten Dach,
Ich in deiner Nähe;
Doch die wahre Liebe, ach,
Schwankt in solcher Höhe.
Du in deinem Herzen leer,
Ich in blindem Wahne —
Dreh dich hin, dreh dich her,
Schöne Wetterfahne!

Unterhaltend pfeift der Wind,
Bläst uns um die Ohren;
Von des Himmels Freuden sind
Keine noch verloren!
Glaubst du, daß verliebt ich bin,
Weil ich dich ermahne?
Dreh dich her, dreh dich hin,
Schöne Wetterfahne!

Drehn wir uns auf hohem Turm
Immer frisch und munter!
Ach der erste Wintersturm
Schleudert dich hinunter.
Wenn dann auch verflogen wär,
Was ich jetzt noch ahne . . .
Dreh dich hin, dreh dich her,
Schöne Wetterfahne!

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Tier. Sie schreiben — natürlich anonym —: »Ein Wort zu der leidigen Tetschener Kußgeschichte: Ihnen genügt also die juridische Begründung des Urteiles nicht? Hm, nun, daß Sie vielleicht pervers genug gewesen wären, sich nach den Küssen der alkoholduftenden Dirne, vor Wohlbehagen schmatzend, die Lippen abzulecken, ist Ihre Sache, und gehört weiter nicht hierher. De gustibus non disputandum est. Daß aber ein Mensch, der, wie es scheint, jedes Rechtssinnes bar ist, seit Jahr und Tag sich bemüht seine Anschauungen den Mitmenschen zu suggerieren, das ist ein Crimen, welches mehr als ‚14 Tage Arrest verschärft durch 4 Fasttage' verdient«. Ich glaube, daß ich, der schlimmsten Verirrung schuldig, da ich mich frei zu ihr bekenne, so verachtenswert nicht sein kann wie der Gemütsmensch, der sich hier incognito und im Namen der bürgerlichen Moral ereifert. Unterzeichnet ist der Brief — ich habe schon lange nicht einen so typischen bekommen — mit der Wage der Themis. Der Kerl, der mir Mangel an Rechtssinn vorwirft und anonym schimpft, ist also vermutlich Jurist, sitzt vielleicht in irgend einem Bezirk über Ehrenbeleidigungen zu Gericht. Wie gut, daß es die Institution der anonymen Briefe gibt! Die reine Gesinnungsschäbigkeit würde sich überhaupt nicht kenntlich machen, wenn sie es nicht ohne Unterschrift dürfte, und gleichsam unter der Oberfläche ihr Werk verrichten. Anonyme Briefe erinnern daran, daß eine gute Gesellschaft lebt, die zu verachten die Pflicht der guten Menschen ist. Ich bin von der Überzeugung durchdrungen, daß der Mann, der meine Kritik des Tetschener Urteils auf Perversität zurückführt, eine Zierde seines Standes, der Stolz seines Berufes ist. Er hat nur den einen Fehler, daß er »seit Jahr und Tag« die ‚Fackel' liest. Die geht nun in den achten Jahrgang, aber der Herausgeber geht noch immer nicht in sich. Nie hat er sich bemüht, seine Anschauungen den Mitmenschen zu suggerieren, nie sie gezwungen, seine Anschauungen kennen zu lernen. Wem's nicht paßt — Aber meine anonymen Schimpfer sind meine anhänglichsten Leser. Nun, sie verschwenden des Hasses Müh'. Ihre Zuschriften ermutigen mich nicht einmal: auch ohne sie bliebe ich bei meiner Ansicht. Und bleibe es in der Tetschener Kuß-Affaire. Ich habe in Nummer 196 unter der Devise »Quer durch Österreich« das Schauderhafteste, das sich bei uns in den letzten Wochen begeben hat, kommentarlos zusammengestellt. Der Sprachlosigkeit, in die man hierzulande manchmal verfällt, glaube ich den rechten Ausdruck gefunden zu haben. Die Tetschener Notiz

durfte ich zitieren, wiewohl eine amtliche Zuschrift in der Tagespresse ihrer Tendenz opponiert hatte. An der Tatsache selbst war ja nicht gerührt worden: 14 Tage mit 4 Fasttagen für einen Kuß. An anderer Stelle — in derselben Nummer — nahm ich von der amtlichen »Aufklärung« Notiz, die der ‚Neuen Freien Presse' ein merkliches »Na also« entlockt hat: Das Mädchen, das geküßt hatte und dafür eingesperrt wurde, ist eine Prostituierte. Und bei dem Klang dieses Wortes hält sich die christliche Nächstenliebe die Ohren zu, und bekreuzigt sich die jüdische Journalistik. Aber ich irrte, da ich das Behagen an dem gegen eine Prostituierte verübten Unrecht für einen spezifisch bourgeoisen Zug hielt und schrieb, der gute Bürger könne nun ruhig beischlafen. Auch der sozialdemokratische Philister kann es. Denn da die letzte Nummer der ‚Fackel' in Druck ging, gab auch die ‚Arbeiterzeitung' ihre vollste Übereinstimmung mit dem Tetschener Urteil kund. Der Gerichtsvorstand teilte der Redaktion höflichst mit, daß der Kuß nicht in übermütiger Laune gegeben und die Geberin nicht wegen des Kusses verurteilt wurde, sondern daß sie »eine öfter von der Dresdener Sittenpolizei abgestrafte Prostituierte ist, die schuldenhalber aus Dresden flüchtig geworden war, sich in Bodenbach bereits seit vierzehn Tagen unterstandslos herumtrieb und schließlich vor dem Bahnhof ihr Gewerbe auf eine schamlose Weise ausüben wollte, indem sie den ankommenden Reisenden um den Hals fiel und sie mitzulocken versuchte«. Hört, hört! ruft das sozialdemokratische Blatt, bringt die Worte, die das Entsetzen der bürgerlichen Gesellschaft wecken sollen, in Sperrdruck, und revoziert die scharfe Kritik, »die wir an die falsche Voraussetzung geknüpft haben«. Denn der Richter hat »ein formell gesetzmäßiges Urteil gefällt«. Daß ein solches die Kritik mundtot macht, ist eine Auffassung, die im Rahmen der ‚Arbeiterzeitung' überraschend wirkt. Und daß dieser die Berufung auf die Dresdener Sittenpolizei imponieren würde, war just auch nicht vorauszusehen. Man hätte vielmehr geglaubt, daß das fürchterliche Proletarierschicksal, das die Tetschener Gerichtsbarkeit zur Begründung des Urteils benützte, in der ‚Arbeiterzeitung' einen Anwalt finden, daß sie den Herren Delavigne und Keibl antworten würde: Für so dumm, anzunehmen, daß selbst in Österreich wegen eines Kusses — Unsittlichkeit oder Ehrenbeleidigung? — einer Frau strenge Arreststrafe diktiert werde, sollt ihr uns nicht halten. Wir haben bloß das Urteil nicht verstanden, aber sogleich vermutet, daß der Kuß nur der »Anlaß« gewesen sein konnte. Jetzt, da wir hören,

daß es sich um eine gehetzte Prostituierte handelt, verstehen wir das Urteil und finden es grausam. Ohne den Kuß wäre das Mädchen — vielleicht — für einen Tag in den Polizeiarrest gekommen. Nun ward aber durch den Kuß das »öffentliche Ärgernis« gegeben, das hierzulande immer entsteht, wenn ein paar Punzen es empfinden wollen, und in derart kompliziertem Fall »gewerbsmäßiger Prostitution« schreitet der Strafrichter ein. Es ist wahr, daß das Strafminimum des blödsinnigen Gesetzes ein Monat ist. Indeß, wenn die Praxis nicht die Jahre in Monate, die Monate in Tage verwandelte, würde die österreichische Bevölkerung den Tag, da ihr ein neues Strafgesetz geboren wird, im Arrest erleben. Aber ein Mörder muß bloß an dem Jahrestag seiner Tat fasten und die Prostituierte — dies blieb unberichtigt — viermal in vierzehn Tagen! Nimmer wird uns ein solches Urteil zur stummen Anerkennung seiner »formellen Gesetzmäßigkeit«, zur Rückziehung unserer Kritik bestimmen können. Die bürgerliche Presse — jene ‚Allgemeine Zeitung' zum Beispiel, die die gemeine Zeitung ist für Alle — mag von der »Milde« des Urteils in dem Augenblick zu schwärmen beginnen, da sie erfährt, daß es eine Prostituierte getroffen hat. Wir Schützer der Ausgestoßenen werden die judizielle Schärfe, in der sich der pharisäische Haß der »Gesellschaft« zu vier Fasttagen geformt hat, verdammenswert finden. Wir sprechen das Opfer der Dresdener Sittenpolizei frei und klagen eine staatliche Ordnung an, die die Ausbeutung der Weiblichkeit an dem Weib ahndet, die so der »schamlosen Ausübung der Prostitution auf einem Bahnhof« Vorschub leistet, und die in ihrer perversen Gerechtigkeit schließlich den Hunger mit vier Fasttagen bestraft!

Geschiedener. Wir sind schon wieder, so schreiben Sie, um ein Problem österreichischer. Aber die Misere hat vor ihren Anklägern die logische Konsequenz voraus. »Die Ehereformatoren schlagen zur Lösung der Frage der katholischen Geschiedenen die folgende Kompromißformel vor, von der sie glauben, daß sie der Kirche genehm sein werde: Man gestatte die bürgerliche Trauung der geschiedenen Katholiken ohne kirchlichen Segen! Auf diesem Wege hoffen sie die Kinder der Kirche dem verpönten Konkubinat zu entreißen. Aber sie vergessen, daß ihr Kompromiß nach den strikten und unumstößlichen Lehren der Kirche nichts anderes ist, als ein Konkubinat, und zwar ein auf der Basis des Ehebruches aufgebautes und dennoch von der staatlichen Gesetzgebung sanktioniertes, somit doppelt qualifiziertes Konkubinat.

Daß diese Formel dem allerstarrsten »non possumus« der Kirche begegnen muß, weil sie dem Dogma von der Unlösbarkeit der Ehe, das den Angelpunkt der katholischen Ehelehre bildet, direkt zuwiderläuft. Bei seiner ganzen fabelhaften diplomatischen Geschmeidigkeit in weltlichen Sachen, ist der Katholizismus doch von der unbeugsamsten Starrheit und Festigkeit in allen Dogmenfragen. Paktieren und Kompromittieren gibt es da nicht. Die katholisch Geschiedenen sollten das wissen und sich keinen Illusionen hingeben. Entweder sind sie überzeugte gläubige Katholiken: dann müssen sie sich in die Gebote ihrer Kirche fügen und ihr individuelles Mißgeschick als ein Opfer ertragen, das dem Ideal der Unlösbarkeit der Ehe dargebracht wird, oder sie sind nur formell Angehörige der katholischen Kirche: dann können sie sich um ihre Lehren den Teufel scheren und müssen auf eine radikale — die einzig mögliche — Lösung der Frage hinarbeiten, ohne sich der unsinnigen Hoffnung hinzugeben, daß sie durch irgendwelche Kompromisse den Beistand der Kirche gewinnen werden. Vorläufig aber sollen sie soviel Mut aufbringen, durch offene und ehrliche Praxis des Konkubinats den an diesem haftenden sozialen Makel aufzuheben. Freilich müßte da vor allem jenes auch für den Mutigsten und Freimütigsten unüberwindliche Hindernis weggeräumt werden, das durch den Aberwitz unserer strafgerichtlichen Praxis entstanden ist: die Ahndung des Ehebruches geschiedener Eheleute«. Hier scheint mir der schmerzlichste Punkt der Ehefrage zu liegen. Hier setzt der spezifisch österreichische Jammer ein. In einer der vielen Zuschriften, die die aktuelle Frage behandeln, heißt es: »Wer ein Mensch ist, der erzittere vor Wut, wenn er von der Scheußlichkeit hört, die der Scheidung einer katholischen Ehe folgt: von der Strafsanktion auf geschlechtlichen Verkehr überhaupt, außer mit dem geschiedenen Gatten! Diese moralische Kastrierung, ungleich widerlicher als die physische des Orients, weil sie beide Geschlechter trifft, ist die Kristallform eines Gesetzes, das den Armen schuldig macht, um ihn der Pein zu überliefern. Man beschönige diese Schande nicht mit dem relativ geringen Strafausmaße und mit der Notwendigkeit einer Klage des andern Teiles: nicht die Strafe ist die aufreizende Roheit, sondern die Androhung, die zur Erpressung hier und dort zur Verzweiflung treibt, und dies alles, weil lebensfremde Greise das Ehegesetz auslegen, das dieses Prügelsystem nirgends ausspricht, leider aber vergaß, es klar zu verbieten. Nicht die Strafe ist das Unglück, sondern deren Folgen, in einem Staate, wo Un-

bescholtenheit eine bessere Existenzbedingung ist, als Unfähigkeit das Gegenteil. Ein Beispiel: Ein junger Bursch verfing sich in dem Netz einer älteren, ausgelebten und darum ehelüsternen besseren Tochter. Die Ehe beider, die niemals ein Band war, zerplatzte. Der Mann suchte seine gestörten Nerven in wohltätigen Armen zu beruhigen. Da pochte der erpressende Bruder der geschiedenen Gattin an die Türe; denn die trügerische Heiligkeit des Hauses schützt nicht vor »Helios« und anderen weitsichtigen Schmutzwühlern. Schleunige Flucht rettete die Existenz... Es ist sinnlos, für ein Volk, das diese schmachvolle Gefahr, »eingespirrt« zu werden, lethargisch auf dem beulenreichen Rücken trägt, ein gutes Ehegesetz zu verlangen. Dem Schenden bleibt der grenzenlose Ekel«.

Schmock. Ich will meinen diesjährigen Konkordiaball-Bericht in die geflügelten Worte zusammenfassen: »Der diesjährige Konkordiaball übertraf an Glanz alle seine Vorgänger«. Nun wird man mir vorhalten, daß ich nicht über eine Veranstaltung sprechen soll, die ich nicht kenne, wird nachzuweisen suchen, daß ich dem diesjährigen Konkordiaball nicht beigewohnt habe und meine Kenntnis von seinem Gelingen bloß aus den Zeitungsberichten schöpfe. Das ist ja alles ganz richtig. Aber ich kann versichern, daß ich schon vor der Lektüre der Zeitungen, vor dem diesjährigen Konkordiaball gewußt habe, daß der diesjährige Konkordiaball alle seine Vorgänger an Glanz übertreffen werde. Die Zeitungen selbst hatten das gewußt und in Vornotizen wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß »der diesjährige Konkordiaball, welcher Montag, den 19. Februar in den Sophiensälen stattfindet, seine Vorgänger an Glanz übertreffen dürfte«. Im nächsten Satze kamen natürlich die allbekannten »Spitzen der Behörden«, die trotz jahrzehntelangem Gebrauch gegen die Lockungen des Konkordiaballes noch immer nicht abgestumpft sind. Der Ballbericht hielt getreulich, was die Vornotiz versprochen hatte. Fürchterlich brandete das Schmocktum an der Estrade. Auf dieser Insel der Seligen müssen wieder schwitzende Komiteemitglieder, denen die Geistesperlen von der Stirne tropfen, die Politik mit der Kunst gepaart haben! Sind die folgenden Sätze meine Erfindung oder sind sie dem Bericht der ‚Neuen Freien Presse' entnommen? »Es wurde gestern im Sophiensaale viel politisiert. Alle Welt tat es. Unsere schönen Gäste aus der Kunstwelt, die Sterne des Schauspiels und der Oper, schlossen sich nicht aus. Manches Wort an den, nein an die Minister wurde gerichtet, manche Interpellation aus schönem Munde wurde gestellt und mit galanter

Bereitwilligkeit beantwortet. Die unzugänglichsten Parlamentarier hielten mit ihren Anschauungen über die Lage nicht zurück, nur sahen sie die Dinge weit rosiger und freundlicher als an gewöhnlichen Tagen . . . Die Estrade im Sophiensaal, die am Konkordiaball stets das interessanteste und farbenreichste Kaleidoskop der Wiener Gesellschaft bietet, hat auch gestern Politiker und Diplomaten, Künstler und Künstlerinnen in schier unübersehbarer Fülle vereinigt. Da hört man aus einer Gruppe das inhaltsschwere Wort ‚Demission!' Ein Minister hat's gesprochen; aber kein Grund zur Besorgnis um unser staatliches Wohl. Die schlagfertige Exzellenz hat das politische Gespräch mit der schönsten Wiener Operettendiva abgebrochen und die Neugierige seinerseits interviewt: ‚Ist es richtig, daß gnädige Frau dem Direktor Ihre Demission angeboten haben? . . .' Dort sieht man die französische Anmut der Després, hier werden Slezak und Schrödter autogrammhungrige Fächer entgegengestreckt. Frau Medelsky lacht so lieb und herzlich, daß man ihr tränenschwere Sentimentalität gar nicht zutrauen würde. Die Sterne der Oper und der Operette, Fräulein Kurz und Fräulein Bland, Frau Günther und Frau Zwerenz werden von zahllosen Trabanten umschwärmt, und Blasel, der Ewigjunge, erzählt freudig, daß er seinen vierzigsten Konkordiaball mitmacht; ein schönes Jubiläum, das aufgedeckt zu haben, ein Verdienst des rührigen Komitees bildet.« Ist das lieb? Und erst die Präsenzliste! Soviel Menschen im Saal, soviel Namen in der Zeitung. Trotzdem war nicht jeder da, der genannt wird, und wird nicht jeder genannt, der da war. Wie das? Genannt wird jeder, dessen »auf Namen lautende« Karte von seinem Sohn, seinem Schneider, seinem Kommis abgegeben wurde. Auf dem antisemitischen Schriftstellerball, der sich der liberalen Methode geschickt bemächtigt hat, wurde neulich ein längst verstorbener Burgschauspieler, an dessen Adresse nach alter Gewohnheit die Einladung geschickt wird, »unter den Anwesenden bemerkt«. Man teilt aber die Menschen in zwei Gruppen: solche, die den Konkordiaball besuchen und solche, die ihn nicht besuchen. Die ihn nicht besuchen, teilt man wieder in solche ein, die »unter den Anwesenden bemerkt« werden, und solche, die »ihr Fernbleiben entschuldigen«. Diese bilden eine eigene Rubrik. »Ihr Fernbleiben«, heißt es, »hatten entschuldigt«: Erzherzog Franz Ferdinand, Fürst Montenuovo, der Ministerpräsident, der Reichskriegsminister, der Finanzminister, der Leiter des Justizministeriums, Gesandte, Generale etc. etc. Eine stattliche Liste! Aber die »Entschuldigung«, die der Thronfolger dem Kon-

kordiaball-Komitee geschrieben haben soll, würde mich interessieren. Auch ob der diesjährige Konkordiaball wirklich seine Vorgänger übertroffen hat. Nicht etwa bloß an grauenvoller Langweile, schlechter Luft, ordinärem Gedränge und ekelhaften Visagen. Das einzige ‚Neue Wiener Tagblatt' übertreibt nicht: »Der Konkordiaball, der Montag in den Sophiensälen abgehalten wurde«, schreibt es, »glich auf ein Haar seinen Vorgängern«. Allerdings, weil nach seiner Ansicht »eine Steigerung des traditionellen Glanzes, der tausendfältigen Attraktionen dieses Balles wohl kaum möglich erscheint«.

Liberaler. Wer beleidigt das Andenken Heines schwerer? Der antisemitische Trottel, der gegen ihn lospöbelt oder . . . ? »Unter den Besuchern, die sehr zahlreich zur letzten Ruhestätte Heines pilgern, hat sich der Brauch eingebürgert, ihre Visitkarten in einem eigens hiefür bestimmten Behälter zurückzulassen.« Darauf wird in Wien mit Lob hingewiesen. Wie würden sich die liberalen Redakteure erst freuen, wenn sie die Widmungen läsen, mit denen die Visitkarten beschrieben werden! »Im Kampfe um ein Denkmal für dich unterlag ich der Dummheit und deinen Feinden«, erzählt Herr Silberstern dem toten Dichter. Der anmutige Brauch soll offenbar bezwecken, daß das Andenken an die Wiener Liberalen erhalten werde und die Besucher des Grabes in der Erinnerung Heines fortleben. Wem aber sein Einfall — so berichtet mir ein Pariser Leser — zu bedeutend erscheint, um in der Fülle des Behälters zu versinken, der bricht aus einem daliegenden Kranze ein Stückchen Draht und heftet seine Karte recht auffällig an das Grabgitter. Wenn nun die Familie Kohn nach Paris kommt und im Begriffe ist, die Loreley für ein schönes Gedicht zu erklären, dann klettert Kohn jun. übers Gitter und reicht Papa, Mama und der Schwester sämtliche Visitkarten hinüber, damit sie nachsehen, ob »wer Bekannter« darunter sei, und die poetisch veranlagte Thusnelda Kohn durch die Lektüre der reizenden Widmungen zu einem ähnlichen Produkt angeregt werde . . .

Literarhistoriker. Die ‚Neue Freie Presse' (11. Februar) bringt einen unveröffentlichten Brief Heines an den Bankier Friedland und einen unveröffentlichten Brief August Lewalds an Heine. Zwei recht interessante Beiträge zur Heine-Forschung. Damit aber die Heine-Forscher auch wissen, wer Heine war, knüpft sie an die Publikation dreißig Zeilen »Aus dem Lebenslauf Heinrich Heines«. Er sei in Düsseldorf geboren, habe sein Elternhaus und seine Kindheit in Prosa und Versen geschildert,

habe einen Onkel namens Salomon Heine gehabt, der ihn für die kaufmännische Karriere erziehen wollte. »Heinrich Heine wurde in Deutschland und Frankreich rasch berühmt . . . In Paris erkrankte er an einem Rückenmarksleiden, das ihn jahrelang an die ‚Matratzengruft' fesselte, bis ihn der Tod am 17. Februar 1856 ereilte.« Zum Schlusse zwei Witze aus den letzten Lebenstagen. Dies zur raschen Belehrung der Leser, die aus den unveröffentlichten Briefen zum erstenmal von Heine erfahren . . . Heiliger Karpeles! Der wird sich auf dem Grab Heines umdrehen, wenn er diese Biographie liest! Ist man in der ‚Neuen Freien Presse' schon ganz gehirnweich? Sie erzählt, um ihren Lesern zu beweisen, daß Heine ein geistreicher Mann war, er habe auf die Frage des Arztes »Wie ist Ihr Geschmack?« geantwortet: »Gar keiner, wie der von Herrn Scribe«. Heine beschönigte seinen Zustand. »Wie der von Herrn Benedikt«: das war die traurige Diagnose, die der Arzt ihm gestellt hat.

Habitué. Über ein Stück des Herrn Triesch schreibe ich, ohne es zu kennen. Daß es die Umarbeitung eines Stückes ist, das ich vor zehn Jahren gesehen habe, macht mich nicht befangen. Ich erinnere mich an »Ottilie« nicht mehr und weiß doch, daß die »Schuldigen« ein Schund sind. Würde ich denn eine Woche später die »Schuldigen« kennen, wenn ich sie heute sähe? Ich mache mich jederzeit erbötig, auf Grund der Inhaltsangabe des Herrn Kalbeck das ganze Werk des Herrn Triesch zu rekonstruieren. Ich kenne die Gedankenwelt und die Sprache seiner Menschen. Denn wenn ich auch die »Handlung« von »Ottilie«, »Nixe«, »Hexenmeister« und »Komplott« vergessen habe, so werden doch meine Nerven diese Eindrücke von aschgrauer Talentlosigkeit nicht los, die sie in der Zeit früher Theaterfreudigkeit empfangen haben. Wie eine fürchterliche Verpflichtung, von einer bösen Fee auferlegt, lastet dieser Triesch-Kultus auf dem Burgtheater. Die modernsten Direktoren, die Hauptmann aufführen und die bloß für ihn »eintreten«, können sich ihr nicht entziehen. Im Jahre 1906 wird auf dem deutschen Theater der Satz gesprochen: »Vielleicht war auch der Gatte selber nicht ohne Schuld. Vielleicht hat er, nur seinem Berufe lebend — auch das ist eine Art Egoismus — sein junges Weib, das nach Liebe dürstete, nach Zärtlichkeit, nach traulichem Gedankenaustausch, darben lassen!«. »Vielleicht, ach, vielleicht!« setzt Herr Kalbeck hinzu, »Die Gewißheit wäre uns lieber gewesen. Um Frau Angela verzeihen zu können, müßten wir sie und das Verhältnis zu Mann und Liebhaber durchschauen und begreifen«. Herr Kalbeck vermißt also einen

»klareren Einblick in die Vorgeschichte des Dramas«. Am Drama selbst hat er nicht genug. Herr Kalbeck, der feinsinnige Triesch-Kommentator, gibt sogar zu, daß Ibsen einsetzen müßte, wo Triesch versagt. Dem Triesch nämlich genügt der »Fehltritt« einer Frau, um ein Stück daraus zu machen. So ist denn also der Fehltritt der Frau Angela nicht ohne Folgen geblieben. Sätze des Kommentars, die natürlich auch im Stück vorkommen könnten: »Da ist das Unglück geschehen, in einem Augenblicke trunkener Selbstvergessenheit, der sich niemals wiederholen sollte . . Nun haßte sie den Mann, den sie zu lieben wähnte . . . Angela wird zu spät gemerkt und erfahren haben, daß ihr Geliebter bereits Trost in den Armen einer Buhlerin gesucht und gefunden hatte, ehe er sie in die seinigen schloß. Von Abscheu und Widerwillen erfüllt, im Stolze ihrer Frauenehre beleidigt, wird sie dem nichtswürdigen Verführer mit Entlarvung gedroht haben, um, gebrochen an Leib und Seele, freudlose Tage der Reue in schwermütiger Einsamkeit zu verbringen . . .« Gibt's denn das heute noch? Eine Figur heißt »Guido von Hochwalden«. Herr Kalbeck: »Der Cousin Paulas, Guido von Hochwalden, ein flotter Husarenleutnant, der ältere Ansprüche auf die Tochter Webers zu haben meint, gibt den Anstoß zur tragischen Enthüllnng des sorgfältig gehüteten Geheimnisses«. Herr Kalbeck kommt zu dem »ernst, aber nicht hoffnungslos ausklingenden Ende des Stückes« . . . Ich glaube nicht, daß ich mit einer der Personen, die darin vorkommen, drei Worte sprechen könnte. Aber ich hoffe, daß man diesem Dramatiker, der seine Stücke zuerst auf einer Vorstadtbühne zu Gunsten der Konkordia aufführen läßt und den Kritikern für alle Fälle noch Redaktionsbesuche abstattet, endlich einmal die Tür des Burgtheaters nach außen öffnen wird. Und hoffentlich wird — damit Herr Triesch nicht etwa doch bei einer andern Tür wieder hereinkommt — der Tritt kein »Fehltritt« sein! Man muß schon allerhand Respekt vor dem Eifer haben, mit dem die »erste deutsche Bühne« um die Literatur wirbt. Sie leiht den Gedanken des Herrn Triesch ihre beste Schauspielkunst und läßt ein Stück des Herrn Prévost von Herrn Siegmund Lautenburg ins Deutsche übersetzen, von jenem berühmten Herrn Lautenburg, der einst behauptet haben soll, daß es »Halluncination« und nicht »Hallucination« heiße, und da man ihm das Wort im Konversationslexikon zeigte, verächtlich rief: »Na ja, Meyer! Und noch dazu ein alter Jahrgang!«

Gourmand. In der deutschen Theaterkritik reißt jetzt eine Verzärtelung des Tones ein, die nachgerade peinlich berührt. Selbst

ein sozialdemokratischer Literaturrichter, dem man doch eine derbere Methode zutrauen würde, läßt sich — siehe das Referat der Wiener ‚Arbeiter-Zeitung' über Georg Hirschfeld's »Spätfrühling« — die folgende Wendung entschlüpfen: »Das Publikum, dem Hirschfeld in diesem Lustspiel eher zu viel zuliebe getan, hatte keinen Grund zu den peinlichen Insulten, die es nach jedem Akt gegen den lichtblonden zarten Dichter aufzischen ließ«. Dieser Kritiker liebt also die Lichtblonden, Zarten. Ein anderer ist mehr für die brünetten Literaten. Da schreibt ein Wiener Mitarbeiter der neuen Berliner Zeitschrift ‚Die Schaubühne' (der hoffentlich die täuschende Ähnlichkeit mit dem Umschlagblatt der ‚Fackel' nicht schaden wird) über einen der Gründer des »Akademischen Vereines für Kunst und Literatur« und nennt den jungen Mann »einen von den durch und durch lieben, sozusagen wohlschmeckenden Menschen, wie man sie, scheint mir, außerhalb Wiens auf dem ganzen Globus nicht wieder findet«. Ja, es geht eben nichts über Wien und seine pakschierlichen Schriftsteller, seine mudelsauberen Dramaturgen, seine mollerten Dichter!

Ethymologe. Ein Kopenhagener Leser schreibt: »Gestatten Sie mir, zu dem Bericht der ‚Neuen Freien Presse' über die Beisetzungsfeierlichkeit in Roskilde eine kleine Bemerkung zu machen. Das Blatt scheint nicht nur einen Spezialberichterstatter, sondern auch einen Ethymologen nach Dänemark delegiert zu haben. So uninteressant der Berichterstatter ist, so interessant ist der Ethymologe, der einen Zusammenhang zwischen »Roskilde« und »Rothschild« wittert. Vielleicht übernehmen Sie es, den scharfsinnigen Gelehrten darüber aufzuklären, daß seine ethymologischen Versuche recht unglücklich waren. »Roskilde« bedeutet Roarskilde. Roar ist ein sagenhafter Königssohn, dessen Geschichte jeder dänische Schuljunge erzählen kann, »s« ist die Endung des zweiten Falls, und Kilde heißt Quelle. Roskilde heißt also Roars Quelle. Ich möchte noch hinzufügen, daß rot auf dänisch ród und Schild Skjeld heißt«.

Praktiker. Ein Inserat der ‚Neuen Freien Presse' (14. Februar): »Kanzlistin gesucht mit orthograph. u. kalligraph. schöner Schrift, welche bei der Kanzlei wohnen kann. Allein ohne Bekanntschaft und Verwandtschaft stehende, repräsentationsfähige Dame mit angenehmem Exterieur bevorzugt. Anträge mit Zeugnisabschriften u. bisheriger Verwendung unter . . . an das Ank.-Bureau d. Bl.«

Sportsman. Die Titeljagdsaison dauert in Österreich das ganze Jahr. Neuestens erregt in Sportkreisen der Rekord eines Herrn Kamillo Morgan Bewunderung. Der Mann gibt sich den Titel »Jagdschriftsteller« und ist ein Titeljagdschriftsteller von hervorragender Bedeutung. Schon in Nr. 163 erzählte ich, daß er sich »fürstlicher Rat« unterschreibe und daß auf seinem Briefpapier drei Orden abgebildet sind, unter denen sich der glückliche Besitzer als »Jagdverleger und

Jagdschriftsteller, Ritter königlicher und fürstlicher Orden sowie ausgezeichnet vom Thronfolger Österreich-Ungarns Seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit dem Durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Franz Ferdinand durch eine Busennadel aus Brillanten, Wien, IX/4 Sobieski-Platz 4« vorstellt. Nun wird mir eine Nummer des ‚Centralblattes für Jagd- und Hundeliebhaber' zugeschickt, aus der ersichtlich ist, daß der Mann es seit zwei Jahren um ein hübsches Stück weitergebracht hat. Als Verfasser eines Aufsatzes über »Pelzwerk« unterschreibt er nämlich wie folgt: »Kamillo Morgan, bekannter Jagdschriftsteller im In- und Auslande, Ehrenpräsident des österr. Jagdklubs und Inhaber hoher Orden und Ehrengeschenke«. Nun werde ich freilich darauf aufmerksam gemacht, daß der höchste Orden des Herrn Morgan aus Lippe-Detmold stammt und daß der Ehrenpräsident eines nicht bestehenden »österreichischen Jagdklubs« (der wohl mit dem »Wiener Jagdklub« verwechselt werden soll) tatsächlich bloß »Ehrenpräses« eines inferioren »Klubs der Wiener Weidmänner« ist . . . Aber Herr Morgan ist eine viel zu kleine Persönlichkeit, als daß ein Leser — der kein Kretin ist — diese Bemerkungen als einen »Angriff« und nicht sofort als das auffassen sollte, was sie im Grunde sind: die Betrachtung eines typischen Falles von österreichischer Titelsucht. »Manchmal glaube ich«, so schrieb ich in Nr. 163, »der Spott über Ordens- und Titelsucht sei antiquiert. Aber dann höre ich wieder, daß sich einer sein ganzes Leben lang abquält, ein ‚Truchseß' zu werden. Über weniges wird er in St. Moritz zum zehntenmal an Kaisers Geburtstag die Volkshymne singen, und der Herbst wird in's Land gehen, und wir werden alt werden, und er wird noch immer nicht Truchseß geworden sein. Dann höre ich wieder, daß ein Mann umgeht, dessen einziges Ziel ist, Bahnhofsportieren die Larve vom Gesicht und die unechten Orden von der Brust zu reißen. Nein, ich halte nur den Serenissimus-Spaß für veraltet, die Dummheit der Untertanen ist akuter denn je. Orden sind noch immer die Belohnung für Fleiß und gute Sitten; aber die Vorzugsschüler des Staates sitzen auf der Eselsbank. Nichts scheint abgebrauchter als die witzige Unterscheidung zwischen Titeln und Mitteln. Aber in Österreich sind jene noch immer zugkräftiger als diese«. Und der Titel bringt mehr herein, als für ihn gezahlt wurde . . . Aber der Herr Morgan sollte persönlich nicht getroffen werden. Ein einziger Satz aus seinem Artikel über »Pelzwerk« muß seine Feinde wieder versöhnen. Er schildert, wie ein Fallenfabrikant namens Weber die Füchse überlistet hat: »Aus der Beobachtung, daß Meister Reinecke furchtlos auf jeden Stein tritt und einen auf diesem ausgelegten Fangbrocken aufnimmt, ist Altmeister Weber auf den Gedanken gekommen usw.« So überlistet der Altmeister einen Meister. Man sieht, der Titel ist ausschlaggebend . . .

Im Verlage ‚Die FACKEL' sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten

Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität

Karl Kraus
Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).

Karl Kraus
Der Fall Hervay

Karl Kraus
Die Kinderfreunde (Zum Prozess Beer).

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz 4 (Telephon 12801),
versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR
Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION
Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 196, 19. Februar): Quer durch Österreich. — Duell und kein Ende. Von Robert Scheu. — Alt. Von Heinrich Mann. — Antworten des Herausgebers (Mein Briefeinlauf; Die Geschichte eines Einbruchs; In derselben Nummer . . .; Deutscher Sieg; Menger's Testament; Ein Prager Schmock; Der Kuß; Patriotismus und Logik; Wahlreform und Konkordiaball).

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Die Fackel

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16–32 Seiten.
Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei . .	K 9.—
» »	18 » » . .	» 4.50
» das Deutsche Reich,	36 » » . .	» 10.50
» » » »	18 » » . .	» 5.25
» die Länder d. Weltpostv.,	36 Nummern, portofrei	» 12.—
» » » »	18 » »	» 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 30 h = 30 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857. Postsparkassen-Konto Nr. 57.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.

Nr. 198. 12. März 1906 VII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

Im Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 30 Pf.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL', IV. Schwindgasse 3.

VITA

REINSTE NATÜRLICHE NATRON-QUELLE

Die „Vita-Quelle" wirkt vorzüglich bei harnsaurer Diathese, Gicht, Rheumatismus und Blasenleiden. In überraschender Weise behebt sie die hartnäckigsten Magenkatarrhe, beseitigt prompt das peinigende Sodbrennen und ist ein Stoffwechsel-Regulator von höchster Vollkommenheit. Vorrätig in allen Apotheken und Depôts.

Generalvertrieb durch die Mineralwasser-Großhandlung

S. Ungar jr., k. u. k. Hoflieferant, Wien I.

Jasomirgottstraße 4.

Prospekte, Analysen und Beschreibungen gratis und franko.

Uebersiedlungen

von und nach allen Plätzen des In- u. Auslandes mittelst Patent-Möbelwagen bis zu 8 Metern Länge besorgen bestens und billigst

Telephon Nr. 8421 **HAUSNER & Co.** Telephon Nr. 8421

Spezialgeschäft für Möbeltransport:

Wien, I. Maximilianstr. Nr. 3.

Spezialität: Überseeische Transporte mit Möbelkoffern (eigenes Patent), Prompte Gepäcks-Expeditionen, Einlagerungen.

Erinnerungen aus meinem Leben

von **Joseph Schöffel.**

Preis: gebunden K 5.—, geheftet K 4.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen sowie durch den

Verlag Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Alleinige Annoncen-Annahme durch die Annoncen-Expedition

Die Fackel

Nr. 198 WIEN, 12. MÄRZ 1906 VII. JAHR

Abfälle.

Der Klerikalismus ist das Bekenntnis, daß der Andere nicht religiös sei.

*

Druckfehler der Geschichte: Da die Regierungen aller Staaten sozialpolitische Einrichtungen schufen, schloß sich Österreich mit Wallfahrtsbestrebungen an.

*

Modernes Symbol: Der Tod mit der Huppe.

*

Ich begeistere mich für den »Ehrenpunkt«, seitdem ich die Beobachtung gemacht habe, daß man einer »unerledigten Affäre« die Befreiung von lästiger Gesellschaft verdankt.

*

Die Frauen.

Ob sündig oder sittenrein?
Laßt sie doch lieber gleich begraben!
Ich teile sie in Gefallene ein
Und solche, die nicht gefallen haben.

*

Eine je stärkere Persönlichkeit die Frau ist, desto leichter trägt sie die Bürde ihrer Erlebnisse. Hochmut kommt nach dem Fall.

*

Wenn die Sinne der Frau schweigen, verlangt sie den Mann im Mond.

*

Männerfreuden — Frauenleiden.

*

Die weibliche Orthographie schreibt noch immer »genus« mit zwei und »Genuss« mit einem »s«.

*

Die Erotik des Mannes ist die Sexualität der Frau.

*

In der Liebe kommt es nur darauf an, daß man nicht dümmer erscheint als man ohnedies gemacht wird.

*

Sie war schön wie die Sünde, aber kurzbeinig wie die Lüge.

*

Ihre Züge führen einen unregelmäßigen Lebenswandel.

*

Perversität ist die Gabe, Vorstellungswerte und Empfindungen zu einem Ideal zu summieren.

*

»Gesund« ist, wer die Virginität im allgemeinen heiligt und im besondern nach ihrer Zerstörung lechzt.

*

Das aktive Wahlrecht des Männchens haben die Realpolitiker der Liebe geschaffen.

*

»Ich mag kein Beefsteak, von dem schon ein anderer gekostet hat!«, sagte ein starker Esser der Liebe. Und ward ein Bissen für eine starke Esserin.

*

Eine Frau, die gern Männer hat, hat nur einen Mann gern.

*

Was ich weiß, macht mir nicht heiß.

*

Die Sexualität der Frau besiegt alle Hemmungen der Sinne, überwindet jedes Ekelgefühl. Manche Gattin würde sich mit der Trennung von Tisch begnügen.

*

Die Schauspielerin ist die potenzierte Frau, der Schauspieler der radizierte Mann.

*

Wenn ein Frauenkenner sich verliebt, so gleicht er dem Arzt, der sich am Krankenbett infiziert: Märtyrer ihres Berufs.

*

Der Ästhetiker: Sie wäre ein Ideal, aber — diese Hand! Der Erotiker: Sie ist mein Ideal. Also müssen alle Frauen diese Hand haben!

*

Lieber ein häßlicher Fuß verziehen, als ein häßlicher Strumpf!

*

Erotik ist Überwindung von Hindernissen. Das verlockendste und populärste Hindernis ist die »Moral«.

*

Die Gesellschaftsordnung ist control-sexual veranlagt.

*

Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Nämlich: Jeder ist sich selbst der Nächste.

*

Wer Andern keine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

*

Man lebt nicht einmal einmal.

Kanonen aus Kirchenglocken.

In der Tatsache, daß ein Staatswesen sehr rückständig ist, liegt in einem gewissen Sinne auch etwas Hoffnungerweckendes; insofern nämlich, als hier ein ökonomisches und geistiges Reservoir gebundener Kräfte heimliche Energien aufspeichert. So liegt die suggestive Macht Rußlands, die auch durch seine großen Niederlagen nur zeitweilig verbleicht, in der sich aufdrängenden Vorstellung, daß hier gewaltige, unverbrauchte Kraftvorräte dem Tag ihrer Erlösung entgegenharren. In Zeiten großer allgemeiner Krisen ist die Belastung der Volkskraft mit gewichtigen Hemmungen beinahe einem Gut-

haben gleichzuachten. In diesem Sinne könnte man die katholischen Staaten als solche betrachten, die noch einer großen Expansion nach innen fähig sind, wenn sie sich einmal entschließen sollten, die gigantische Völkersparbüchse, die Kirche zu liquidieren und deren Schätze auszuschütten. Sollte sich der große Säkularisationszauber nicht eines Tages wieder erneuern lassen?

Der Geist der europäischen Staaten ist längst ein durchaus heidnischer. Mir drängt sich immer lebhafter der Gedanke auf, daß die Staatsverfassungen im letzten Grunde der Ausdruck militärischer Notwendigkeiten sind. Vielleicht gelingt einmal einem gründlichen Kenner der Taktik und Strategie aller Zeiten der Nachweis, daß die jeweils gegebene Formation der Truppen im Felde eine bestimmte staatliche Konstitution nach sich zieht, beziehungsweise von dieser bedingt ist. Der Zusammenhang von Reiterei und Rittertum tritt schon im Wort hervor. In dem Maße, als die Bedeutung der Kavallerie im Felde sinkt, büßt auch die Gentry an politischem Gewicht ein. Der geschlossenen Schlachtlinie der Friederizianischen Zeit scheint mir der aufgeklärte Absolutismus zu entsprechen. Die Vorherrschaft der Artillerie ist durch das Bestehen großer kapitalistischer Etablissements bedingt, und der Kanonenkaiser Napoleon ist der Sohn und Heros der bürgerlichen Revolution. Das weittragende Mannlicher zwingt zur Auflösung der dichten Ziele, und die heute einzig mögliche Schwarmlinie ist auf militärischem Gebiete etwas ähnliches wie das Freilicht in der Malerei und die unendliche Melodie in der Musik, die bekanntlich Nietzsche als ein Echo der Demokratie erraten hat. Alle modernen Menschen dürfen ihre Hoffnungen beruhigt der weltumwälzenden Macht der Schwarmlinie anvertrauen. Ich für meine Person baue auf sie heilig und ziehe aus ihr den unbedingten, fast möchte ich sagen, untrüglichen Schluß, daß wir einem Zeitalter

einer streng heidnischen machtvollen Demokratie entgegengehen, die gleichzeitig wieder dem Individuum eine gewisse Amplitude garantieren wird, was ich aus dem Abstand der Kombattanten in der Schwarmlinie beinahe exakt ableiten könnte. Die moderne Feuerlinie — aufgelöste Plänklerreihe — wird und muß ihr Spiegelbild in der Staatsverfassung finden; denn es ist schlechthin unmöglich, auf Grundlage eines feudalisierenden Regimes das entsprechende Material für die Schwarmlinie zu rekrutieren, geschweige denn im Felde mit ihr zu manipulieren. Der organisierte großstädtische industrielle Arbeiter ist das beste und intelligenteste Infanteriematerial der modernen Feuertaktik, wie übrigens jeder General bestätigen wird. Alle militärisch veranlagten Köpfe fühlen das instinktiv und sind heute im Herzen demokratisch gesinnt. Diese Empfindung kam unlängst bei der Rede des Landesverteidigungsministers gewissermaßen durch Inspiration zum Vorschein, bei jener sensationell wirkenden Rede, deren Erfolg in der unbewußten Enthüllung dieser Tatsache begründet war.

Sollte zur Entkräftung dieser Theorie von dem innigen Zusammenhang zwischen der Gefechtsformation und der Staatsverfassung etwa auf die Tatsache hingewiesen werden, daß in einem und demselben Zeitalter die verschiedensten Verfassungen nebeneinander bestehen, während die anerkannte und jeweils geübte Taktik nur e i n e sei, so würde ein genaueres Eingehen in die Geschichte lehren, daß die Kriege eben der Prozeß sind, durch den sich die Ausgleichung der Taktik vollzieht, und im Sieg der Waffe auch stets eine Überlegenheit der Staatsverfassung zum Ausdruck kam und anerkannt wurde. Die nachträgliche Analyse und Diskussion aller kriegerischen Auseinandersetzungen erweist die Notwendigkeit und Gerechtigkeit des Sieges; umgekehrt wirken Niederlagen unfehlbar revolutionär, was nicht mit solcher Unmittelbarkeit und Vehemenz

der Fall sein könnte, wenn es nicht geradesu die Staatsverfassung wäre, die im Gefecht unterlag.

Die europäische Opposition, gebildet aus der Summe aller nach Entbindung ringenden Kräfte, erblickt in der Kirche und der Armee ihren gemeinsamen Feind und bekämpft die auf sie gestützte Staatsmacht, ohne sich davon Rechenschaft zu geben, daß die erstarkenden und gesundenden Staatswesen von immer lebhafterer Sehnsucht erfüllt werden, ihr innerliches Heidentum zu offenbaren. Das immer deutlichere Einbekenntnis zu einem kühnen Heidentum, die Abwendung des Staates von der Kirche, wie sie eben jetzt von Paris, dem Nabel der Erde, instradiert wird, ist das größte moderne Ereignis. Allmälig fühlen sich die Staatswesen hinreichend entwickelt, um der Anlehnung an die Kirche zu entraten und zu ihrem historischen Antagonismus zurückzukehren. Die europäische Opposition kämpft noch in ihrer alten Zweifrontenstellung und befestigt dadurch künstlich ein Bündnis, das nahe daran ist, aus natürlichen Gründen zu zerfallen.

Armee und Kirche sind aber innerlich verschiedene Kategorien.

Die Kirche ist der immanente Feind des weltlichen Staates und Fortschrittes. Die Armee ist es nur akzidentiell, teilweise und durch ihre Nebenwirkungen. Die Kirche haßt den Staat, weil sie ein selbständiges, mit ihm rivalisierendes Prinzip ist. Die Armee ist weit weniger herrschsüchtig, sie besitzt die Fähigkeit der Subordination und gewinnt ihr Übergewicht wie etwa ein hypertrophisches Glied eines Organismus, zu dem es aber immer noch als ein Bestandteil gehört. Die Kirche ist die Summe aller gebundenen Geister, sie ist selbst nichts anderes als das Prinzip der Gebundenheit, die Autorität um ihrer selbst willen, das mit Macht bekleidete Dogma, gleichgiltig, welchen Inhalts. Sie ist in letzter Linie die Organisation aller Schwachen. Die Armee ist eine Über-

zeugungssache der Gesamtheit; ohne diese — vielleicht irrige — Überzeugung von ihrer Notwendigkeit könnte sie kaum einen Tag bestehen. Ihre gesamten Einrichtungen, so drückend sie sind, werden ausschließlich vom Geiste der Zweckmäßigkeit diktiert, sind, den Zweck einmal zugegeben, durchaus logisch. Die Armee ist prinzipiell an der Volksbildung interessiert, ihre disziplinierende Leistung hat teilweise einen Kulturwert. Sie steht mit der Technik in Kontakt, befeuert und inspiriert die Industrie und bleibt selbst in ihrer parasitischen Entartung eine Quelle der Zucht und Kraftsteigerung. Das militärische Prinzip der Offenheit, eine gewisse mechanische Handhabung in moralischen Dingen, im Gegensatz zum subjektiven gedankenverfolgenden Raffinement der Kirche, die Aufrichtigkeit in sexueller Beziehung — all das läßt die Armee als die Inkarnation des Heidentums erscheinen.

Können wir uns in dieser Gedankenfolge mit dem Bestande der Armee nicht versöhnen, so können wir uns doch mit ihm verständigen. Anderseits nähert sich unsere Heeresverfassung ebenso wie die militärische Wissenschaft immer mehr der Erkenntnis von dem Hochwert der Milizen. Der prätorianische Haudegen wird von der modernen Figur des Zivilstrategen in den Schatten gestellt. Rekrutierung, Aufmarsch, Verpflegung, Eisenbahnen, kurz die Militär*verwaltung* gewinnt an Bedeutung, die Offiziere nähern sich dem Typus des Technikers. Auf Basis der Demokratisierung und Zivilisierung des Heeres überwinden wir den Militarismus sicherer und tiefer als durch gehässige Angriffe auf die Armee. Die Einführung des Rechtsbegriffes in die Armee ist das nächste große, aber nicht unlösbare Problem, zu dessen Behandlung die einsichtigen Militärs geneigter sein werden, sobald die prinzipielle Negation schwindet. Als Recompense für die Durchdringung der Armee durch das Volk winkt die Durchdringung des Volkes

durch die Armee, die heute noch notwendige Synthese, die bei der gegebenen internationalen Konstellation die Grundlage zur Auflösung des Militarismus bereiten wird.

Die Abschüttelung des entsetzlichen Spesendrucks, der faux frais, ist in allen Kulturstaaten eine brennende Lebensfrage geworden. Der moderne Staat erkennt seine Hauptaufgabe in der Entwicklung der Machtstellung nach außen, der handelspolitischen Expansion, einer umfassenden Sozialpolitik im Innern, der Herstellung des Gleichgewichtes und äußersten Entbindung der produktiven Kräfte und der Sicherung des Konsums. Der heidnisch-militärisch-industriell-sozialpolitische Macht- und Handelsstaat krystallisiert sich mit äußerster Rapidität vor unseren Augen. Er findet kein gefährlicheres Hindernis, aber auch kein gewaltigeres Reservoir auf seinem Wege als die katholische Kirche.

Wir in Österreich erkennen in ihr noch speziell das zersetzende Element par excellence, das alle Aggregationen durchbricht. Sie ist die schwere Störung unserer äußeren Politik, sie entzweit uns mit Italien, Deutschland, aber auch mit Ungarn und unserer mohamedanischen Bevölkerung. Alle am Staatsbestande interessierten Elemente und Kräfte: die Dynastie, die Industrie, die Arbeiterschaft und die Armee einander zu nähern, ist vielleicht heute die modernste Politik.

Ein herzhafter sozialpolitischer Cäsarismus, ein Kompromiß mit der Armee zugunsten einer frischfröhlichen heidnischen Staats- und Machtpolitik als Grundlage der großen Rangierung in tiefer Zerrüttung, namenloser Verbitterung und Ermüdung — hätte heute im Reiche Josefs des Zweiten ungleich freundlichere Aspekte, als zur Zeit jenes verfrühten, nie wiederholten Versuches, der noch nicht den Hintergrund eines kraftvollen Proletariats besaß.

Auf Grund dieses Programms wären dem Kaiser die Kanonen zu bewilligen, vorausgesetzt, daß sie aus Kirchenglocken gegossen sind.

Robert Scheu.

* * *

Status cridae.

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

In Ihren höchst interessanten Artikeln über die Beamtenfrage haben Sie bisher zwei Theoretiker zu Worte kommen lassen. Erlauben Sie heute einem Praktiker, der das Beamtenelend sattsam am eigenen Leibe spürt, einige Zeilen an dieses Thema zu wenden.

Die zahlreichen Staatsbeamtenversammlungen, in welchen die Herren Volksvertreter von rechts und von links den Mund gewaltig vollgenommen und teils verschämt, teils unverschämt Stimmenfang getrieben haben, sind nun vorüber und die Regierung hat, zwar nicht um die Beamten, aber wenigstens um die Abgeordneten zu beruhigen, einen Gesetzentwurf eingebracht, der die Beamtenfreundlichkeit dieses Beamtenkabinetts ad oculos demonstriert und in den betroffenen Kreisen neuerlich Empörung hervorgerufen hat. Wäre es den Herren »Reichsräten« mit ihrem Interesse für unseren Stand wirklich ernst, so hätte mindestens einer von den fünfzig Parlamentariern, die in der Protestversammlung im neuen Rathaus erschienen waren, gegen diese Fopperei energisch Stellung nehmen müssen. Gelegenheit war den Herren reichlich geboten, denn dieses Gesetz — über die partielle Einrechnung der Aktivitätszulagen in die Pension — hat bereits den Budgetausschuß passiert. Es ist der nackte Hohn auf alle bisherigen Bestrebungen und Kundgebungen der Beamtenschaft.

Anstatt uns eine Dienstespragmatik zu geben, anstatt die Verkürzung der Dienstzeit auf 35 Jahre

zuzugestehen — Maßnahmen, deren erste dem Staat garnichts, deren zweite keine auch nur halbwegs nennenswerte Summe kosten würde —, will man ein Gesetz schaffen, das unseren gegenwärtigen kärglichen standard of life noch mehr herabdrückt, indem es die Staatsbeamten zwingt, die Auslagen für eine künftige Pensionsaufbesserung ganz aus eigener Tasche zu bestreiten. Was würde man etwa zu einem Fabrikanten sagen, der seinen Arbeitern auf ihre begründete Bitte um Lohnaufbesserung das Folgende antwortet: »Lohnaufbesserung kann ich euch keine gewähren, aber ich werde euch von euren Bezügen wöchentlich soundsoviel abziehen, damit ihr bei Unglücksfällen mehr herausbekommt«? Welche Antwort erhielte der Fabrikant von seinen Arbeitern? Was würde die große Öffentlichkeit zu solcher Sozialpolitik sagen? Der Staatsbeamte aber, der natürlich zu allen Drangsalierungen kuschen muß, wird auch diese Pille schlucken, weil im Parlament sich niemand findet, die ganze Hinterhältigkeit dieses Gesetzentwurfes zu entlarven. In allen Staatsbeamtenversammlungen der letzten Zeit wurde darüber geklagt, daß die Gehaltsregulierung vom Jahre 1898 ganz unzulänglich wär, daß deren Wirkungen längst durch die allgemeinen Teuerungsverhältnisse überholt worden sind, daß die erdrückende Mehrzahl aller Staatsbeamten auch weiterhin darben muß — die Regierung aber legt dem Abgeordnetenhause einen Gesetzentwurf vor, der uns eine weitere empfindliche Schmälerung unserer Bezüge verspricht. Und das soll die halbverhungerten Beamten kirre machen, die furchtbare Erbitterung in unseren Kreisen bannen? Wäre die Beamtenfreundlichkeit der Herren Volksvertreter eine echte, sie hätten sie nicht besser dokumentieren können, als durch einstimmige Ablehnung des Gesetzentwurfes im Budgetausschusse. Das gerade Gegenteil ist, wie stets in diesem Lande der unbegrenzten Unmöglichkeiten, auch diesmal ge-

schehen. Der Budgetausschuß hat den Entwurf einstimmig akzeptiert... In diesem Ausschusse aber sitzen zahlreiche Abgeordnete, die gerade in Beamtenversammlungen das große Wort zu führen pflegen. Hoffentlich geben die bevorstehenden Wahlen auch der Beamtenschaft die gewünschte Gelegenheit, mit ihren falschen Freunden entsprechend abzurechnen.

Ein Staatsbeamter.

Erotik der Kleidung.

Die Philister oder Moralisten (oder wie man die Leute des engsten geistigen Horizontes sonst nennen will) haben eine eigene Art, die Umwelt des Menschen, die sich in vieltausendjähriger Berührung mit ihm allmählich vergeistigt hat, wieder geistlos zu machen. Sie entdecken nämlich von jedem Ding, von jeder Fähigkeit, von jedem Trieb die »Bestimmung«. Alles in der Welt hat bei ihnen einen Zweck, alles ist »zu etwas da«, und zwar hat der Ordnung halber jedes Ding nur einen Zweck und ist nur »dazu da«. Sie spannen Dinge, Fähigkeiten und Triebe in das Joch irgendeiner »Nützlichkeit« und verstümmeln sie solange, bis sie endlich »zweckmäßig« sind. Der Geist selbst zum Beispiel ist in diesem System eines harmonischen Idiotismus »dazu da«, unser ganzes Leben in das Zweckmäßigkeitsprinzip einzurenken; die Kunst, die leider einmal da ist und daher auch einen Zweck haben muß, ist »dazu da«, uns zu »erheben« (das Gesindel steckt immer im Morast und will immer »erhoben« sein); der Geschlechtstrieb ist »dazu da«, eine Nachkommenschaft zu sichern, also die Idioten nicht alle werden zu lassen; der Wein ist »dazu da«, »uns in fröhlicher Gesellschaft, mäßig genossen, die Grillen zu verscheuchen«; die Kleidung ist »dazu da«, uns gegen Kälte und Schmutz zu schützen; das Leben überhaupt ist »dazu da«, daß »du« immer

Treu' und Redlichkeit übest und die Mogelei in den Mantel der Ehrbarkeit hüllest — und die Philister sind »dazu da«, dies alles festzustellen . . . Signor Bartolo, den Spucknapf!

Weil aber die Welt nicht von den Philistern erbaut wurde, ist sie glücklicherweise ganz unzweckmäßig eingerichtet. Sie ist so unzweckmäßig eingerichtet, daß die wertvollen und köstlichen Dinge darin erst dann ihren Wert und ihre Köstlichkeit erhalten, wenn sie ihre »Bestimmung« und Utilität vergessen und, gegen diese Bestimmung und Utilität, nach ureigenen Gesetzen sich entfalten. Erst wenn der Intellekt sich über seine »Bestimmung«, seinem Besitzer das Fortkommen im Leben zu erleichtern, erhebt, wird er zum Geiste, der an seinem eigenen, zwecklosen Spiel, an seinem gefahrvollen Fluge und an seinen Rätseln sich ergötzt, der ganz unnütze, ja sogar höchst nihilistische philosophische Systeme ersinnt und die Natur ganz überflüssigerweise in Kunstwerken vergeistigt. Erst wenn der Geschlechtstrieb den Frondienst der Fortpflanzung abschüttelt und, am Geiste sich emporrankend, selbstherrlich wird, wenn er, jeder fürsorglichen Einfriedung spottend, übermächtig, vernichtend anstatt zeugend, auf allen verbotenen Pfaden wandelt, dann erst — jenseits aller Utilitäten und Bestimmungen — sublimiert er sich zu der sich selbst genießenden Erotik. Und wenn die Kleidung und Wohnung des Menschen nicht mehr bloße Schutzmittel gegen Witterung und Schmutz sind, sondern Ausdrücke des Stolzes und der Macht, Abzeichen der sozialen Distanz, Betätigungen der Prachtliebe und des Kunsttriebes, dann erst sind sie ein Wertvolles, eine Emanation des Geistes, Symbole und Kunstwerke.

Vor allem die Kleidung. Ihre höchste Vergeistigung erlangt sie als Lockmittel erotischer Wünsche. In der Glut der Erotik wird sie zum glühendsten und spirituellsten aller Dinge: zum Fetisch. In vieltausend Jahren hat die Kleidung soviel des Geistes vom Menschen in sich aufgenommen, daß wir alle Probleme menschlicher Kultur begreifen würden, wenn wir den Geist der Kleidung völlig und unmittelbar verstünden. In jeder Erfindung steckt nämlich unendlich mehr Geist als in ihrem Erfinder. Aber für das, was wir immer vor uns sehen, sind unsere Augen stumpf, und so intensiv auch unser unbewußtes Leben von diesem Geiste beeinflußt wird, so ist es uns doch unmöglich, uns hierüber klar

bewußt zu werden. Während die Kleidung dem oberflächlichen Denken als eine Verkleidung, als ein Mittel der Täuschung, als Maske erscheint, welche die wahre Gestalt und das Wesen des Menschen verbirgt, spricht sie in Wirklichkeit das unbewußte Wesen eines Menschen am deutlichsten aus. Sie erzählt uns direkt und ohne Umschweife vom Innersten des Menschen, aus dem alle Wünsche, Gedanken und Erlebnisse entspringen. Aber diese Sprache hat noch keine Grammatik. Die Äußerlichkeiten der Kleidung, die vielfach vom Zufall abhängen, bedeuten wenig, sie lenken nur das Auge vom eigentlich Charakteristischen ab. Und nicht die allgemeine Form der Kleidung (die Façon) ist für den Träger absolut charakteristisch — die Form der Kleidung, die Mode, erzählt uns etwas anderes: die Geschichte der menschlichen Kultur —, sondern das Leben dieser Form an seinem Körper. Wie die Form, der Geist der Allgemeinheit sich mit dem Individuum verbindet, wie diese Form zu ihm paßt und was der Geist des Individuums aus ihr macht, wie er sie von innen umgestaltet, wie er sie belebt — darin spricht sich das Wesen eines Menschen unfehlbar aus. Die Form des Kleides, die von der Psyche einer Gesamtheit bestimmt wird, ist zugleich auch der subtilste und korrekteste Meßapparat für das Besondere und Eigene eines Menschen, für das Individuum in ihm. Das verschiedene Leben der gleichen Form an verschiedenen Trägern tritt bei der Uniform am reinsten in die Erscheinung. Für einen guten Beobachter ist das individuelle Leben der Kleidung bei Uniformierten am frappantesten und bezeichnendsten. Eine interessante erotische Verwendung findet die Uniform beim Ballet. Hier wirkt die Gleichheit der Kleidungsform, unterstrichen durch die Gleichheit der Bewegung, bereits als konkreter, sinnfälliger Organismus, dessen individualisierende Analyse dem Betrachter den erotischen Reiz einer intimen Enthüllung bietet. Die Mode oder Uniform ist der Ausdruck einer Entwicklungsstufe der Gesamtheit, in der alle vorausgegangenen Entwicklungsstufen einverleibt sind; die Kleidung des Individuums ist der Reflex der Gesamtheit am Persönlichen. Für den Psychologen ist die Verfolgung gerade dieses Reflexes wertvoll, weil er von allen gleichartigen der direkteste und am meisten unbewußte ist. Ich beschränke mich jedoch auf eine kurze, andeutungsweise Schilderung der allmählichen Verbindung von Kleid und Erotik.

Die Erotik hat durch die Erfindung der Kleidung erst ihren wesentlichen Inhalt bekommen. Die Ausgestaltung der Erotik ist mit der Ausgestaltung der Kleidung Hand in Hand gegangen und in unserem unbewußten Empfinden sind Erotik und Kleidung überhaupt nicht mehr zu trennen. Wir wissen kaum, wie sehr unsere ganze Erotik eine Erotik der Kleidung ist. Selbst unsere Vorstellung der Nacktheit ist noch unlöslich mit der Vorstellung der Kleidung verbunden. Wir empfinden das Bekleidetsein als den natürlichen Zustand und das Nackte ist für uns in erster Linie das Entkleidete und erscheint uns als Blöße, als Nudität.

Dies trifft nicht etwa nur auf Frömmler und »Nuditätenschnüffler«, sondern, einige Maler oder Bildhauer, die ihr Auge mühsam umerzogen haben, vielleicht ausgenommen, auf die Gesamtheit zu. Unser Auge ist durchaus der Optik der Kleidung angepaßt und die Erotik der Nacktheit ist für uns zum allergrößten Teile eine Erotik der Entblößung. Was der Mann im allgemeinen an weiblicher Nacktheit sieht, ist zumeist eine stückweise Nacktheit, eine Entblößung. Das Erregende einer Entblößung besteht darin, daß ein Körperteil durch die bekleidete Umgebung isoliert zur Schau gestellt wird. Während die Harmonie des völlig nackten Körpers das Auge zur synthetischen Erfassung eines Organismus zwingt, lenkt der entblößte Körperteil den Blick hypnotisch auf sich und wird zum Träger einer erotischen Idee, zum Fetisch. Auch die Betonung einzelner Körperteile durch die Kleidung, durch Farbe, Pressung, Schoppung, Ornamentik oder Faltenwurf, ist nur eine ideelle, erotisch doppelt wirksame Entblößung. Fast immer ist der Fetischismus der Körperteile mit einem Fetischismus der Kleidungsstücke verbunden, denn er ist, wie das körperliche Schamgefühl, nur ein Produkt der Kleidung. Wie das Schamgefühl eine Entblößung stärker empfindet als völlige Nacktheit, so wird auch das direkte erotische Empfinden durch die Blöße ungleich heftiger erregt als durch die Nacktheit.

Die ungeheure Mehrzahl der Männer kennt überhaupt den Frauenkörper nicht (»kennen« im Sinne von Kennerschaft), sie kennt, liebt und heiratet nur Kleider und Blößen. Noch abhängiger von der Kleidung ist die Vorstellung der Frau vom Manne. Die Verschiedenheit der Kleidung für die Geschlechter, welche hauptsächlich durch die Verschiedenheit der Lebensführung be-

dingt ist und kaum eine erotische Ursache hat, bedeutet gleichwohl für die Erotik eine wichtige Etappe ihrer Entwicklung und erschloß eine unabsehbare Fülle erotischer Möglichkeiten. Die Kleidung des andern Geschlechtes ist ein sexuelles Symbol. Das weibliche Kleidungsstück wird für den Mann ein erotischer Fetisch und die Vertauschung der Trachten (eine Lieblingspassion des erotischen Spieltriebes) lockt die überall schlummernden homosexuellen Triebe. Die Frau in Männerkleidung ist eine der verbreitetsten Lockungen unbewußter Bisexualität. Wir sehen sie auf Schaubühnen, bei Maskeraden und beim Sport, beim Photographen und in den erotischen Witzblättern. Auch die zeitweilige Anähnlichung der weiblichen Kleidung an die männliche, der männliche Hut auf einem Frauenhaar, der Stehkragen um den Frauenhals und der männliche Paletot als Frauenkleidung entspringen — wie die erotische Wirkung auf den Mann, der es als »chik« oder »pikant« empfindet, beweist — der unbewußten Bisexualität. Eine besondere Erwähnung verdient hier noch der aus praktischen Gründen erfundene, aber in seiner allmählichen Ausgestaltung deutlich seine besondere Eignung zum erotischen Fetisch zeigende weibliche Pantalon.

Eine zweite wichtige Etappe in der Entwicklung der Erotik der Kleidung ist deren Zerlegung, die Erfindung der Unterkleidung (welche dem Bedürfnis öfterer Auswechslung und Reinigung, dem Bedürfnis der Waschbarkeit ihre Entstehung dankt) und in deren Folge die Erfindung der Taille. Die Zerlegung der Kleidung schuf für die Erotik vor allem den Reiz der umständlichen allmählichen Entkleidung, die auch in der Orgie und im erotischen Schauspiel aller Kulturen als beliebtes Requisit auftritt. Ebenso wurde der Akt der Ankleidung (»die Toilette«) zur erotischen Szene und findet in zahlreichen Werken der bildenden Künste sein Echo. Die weibliche »Wäsche« ist das Objekt des allgemeinsten männlichen Fetischismus und daher der besonderen Sorgfalt und Aufmerksamkeit der Frau. Eine »Brautausstattung« besteht im Wichtigsten und Teuersten aus luxuriösen Fetischen. Die Zerlegung der Kleidung, welche eine knappere und geschlossenere Umhüllung des Körpers ermöglicht, verleiht ferner der wirklichen Entblößung einen Reiz der Seltenheit und erhöhten Illusion und ermöglicht erst alle Arten der andeutenden, ideellen Entblößung.

Wenn eine Frau, die ihre Toilette mit naivem Stolz zur Schau trägt, eine Ahnung von der erotischen Symbolik hätte, welche in der jahrhundertlangen Entwicklung einer Tracht in diese eingesponnen wurde, – ihr konventionelles Schamgefühl, das in jahrhundertlanger, der Entwicklung des Lebens konträr zuwiderlaufender Moralideologie zur intelligiblen Gemütseigenschaft geworden ist, würde sie unbedingt verhindern, diese Toilette zu tragen. Aber jene Symbolik erwies sich als stärker, sie wurde gerade durch ihre Sinnfälligkeit dem Auge gewohnt und den Begriffen verschleiert, sie wurde zur Sitte und schlug der »Sittlichkeit« ein Schnippchen. Die heilige Moral predigt das Gewand, und die unheiligste Lüsternheit guckt erst recht aus ihm hervor. »Mehr Verhüllung!« schreit der Moralanwalt. »Und ich mache aus jeder Hülle eine doppelt verführerische Blöße«, kichert der Geist der Erotik. Si naturam expelles furca, tamen usque recurret . . .

Die Taille, die eigentlich schon durch Hüftkette oder Gürtel gegeben ist, aber durch die fortschreitende Zerlegung der weiblichen Kleidung gewissermaßen prinzipiell wird — das Empirekleid durchbricht dieses Prinzip eine zeitlang —, teilt den Frauenleib in Ober- und Unterleib. Die bekleidete Frau wird zum Insekt, zur Wespe, mit scharf abgegrenzter Gemüts- und Geschlechtssphäre, mit einer himmlischen und einer irdischen Partie. Schon die Isolation der »Erde« ist eine geistige Entblößung. Der Hinterleib der Wespe hypnotisiert das Auge des Männchens. Und tatsächlich hat der Gesäßfetischismus (eine der stärksten und allgemeinsten Manien der letzten hundert Jahre) die wunderlichsten Blüten weiblicher Mode gezeitigt: die Krinoline, den cul de Paris und das Bauchmieder.

Die Erfindung des Trikots ist für die Erotik in erster Linie durch die Einführung der langen Trikotstrümpfe bedeutsam geworden. Das Trikot wirkt erotisch, weil es die Plastik des Körpers durch die einheitliche Farbe hervorhebt; es vereinfacht und isoliert die Körperform für das Auge und gewinnt an Wirkung, je mehr seine Farbe von der Umgebung absticht und mit der sichtbaren oder unsichtbaren Fleischfarbe kontrastiert. Fleischfarbene Trikots sind eine plumpe, für einen feineren erotischen Sinn unwirksame oder störende Vortäuschung der Nacktheit. Ein Bein wirkt im Strumpfe auf die meisten Männer erotischer als ein nacktes, und lange Strümpfe wirken wieder erotischer

als kurze. Rops bekleidet seine nackten Frauen gerne mit Strümpfen. (In anderen Bildern genügt ihm ein Hut, ein einziges Band oder eine schmale Gesichtslarve, um aus der Nacktheit eine Blöße zu machen.)

Der durchsichtige Stoff — der (z. B. als Schleier) auch praktischen und moralisch-religiösen Zwecken dient — und die Spitze (ursprünglich ein bloßes Luxusprodukt) haben ihre feinste Ausgestaltung und sinnreichste Anwendung erst durch den erfinderischen Geist der Erotik erhalten. Sie verwischen oder verwirren die Konturen des Körpers, um die erotische Phantasie zu ihrer kühneren Nachbildung anzuregen, sie lassen die Nacktheit aus einem zarten Nebel hervorschimmern, um sie dem Verlangen begehrlicher zu machen. Beardsley hüllte die Sünde, die er zeichnete, in durchschimmernde Gewänder von kindlich-frommem Schnitt, mit langen Spitzenmanschetten an den Ärmeln und zog ihr weite, lange Spitzenhosen an. Denn er wußte, daß die Kleidung nackter ist als die Nacktheit, und daß wir hinter einem Schleier mehr sehen als im Unverhüllten . . .

Wenn wir den Geist der Kleidung ganz verstünden, würden wir alle Probleme des Menschen begreifen. Aber wir vermögen ihn erst zu fühlen, und der Philister gibt sich mit dem Schlagwort »Modetorheit« zufrieden.

Lucianus.

* * *

Ein Original-Telegramm.

Das ‚Neue Wiener Journal' hat es kürzlich mit einem wirklichen Originaltelegramm versucht und dabei Schiffbruch gelitten. Sein Berliner Korrespondent depeschierte (siehe die Nummer vom 1. März) ausführlich unter dem Titel »Josef Lewinsky bei Ludwig Barnay«. Josef Lewinsky schildere »in einem Feuilleton« — welches Blattes, wird natürlich nicht gesagt — seinen Besuch bei Barnay. Wie das? Der alte Lewinsky, in der deutschen Bühnenwelt eine berühmtere und rühmlichere Erscheinung als die Berliner Mätzchengröße, hat sich auf die Nachricht hin, daß sein Kollege Direktor des Hofschauspielhauses geworden sei, eigens nach Berlin begeben, um für ein dortiges Blatt ein Interview zu liefern? Es muß wohl so sein. Sonst würde ein Sparmeister wie Herr Lippowitz nicht eine Unsumme an ein Originaltelegramm wenden. Und die Tatsache ist sensationell genug, um rascher als durch die Schere, die erst am

andern Tag arbeiten könnte, den Lesern vermittelt zu werden. Lewinsky, heißt es also, habe »auf sein Ansuchen, ihm eine Begegnung zu gewähren, von Barnay die Mitteilung bekommen, die einzige Zeit, ihn außeramtlich zu sprechen, wäre bei Tische; wenn Lewinsky sein Gast sein wolle, so sei er willkommen«. Folgt die Schilderung, die Lewinsky von »seinem Empfang« gibt. Barnay sagte zu ihm: »Seien Sie mir nicht böse, daß ich Sie warten ließ; ich bin jetzt so sehr in Anspruch genommen«. Barnay ist sehr gnädig und erzählt dem aufhorchenden Lewinsky, wie seine Berufung zustande kam. Das alles interessiert den alten Burgschauspieler mächtig. Und er zuckt nicht mit der Wimper, als ihm Herr Barnay mitteilt, der Kaiser habe sich zu Herr v. Hülsen geäußert, er habe ihn, Barnay, als Richard den Dritten gesehen und als den »vollendetsten Bösewicht« empfunden. Hier erlaubt sich Lewinsky kein fachmännisches Urteil. Dagegen spricht er sehr eingehend von den Gemälden im Hause Barnay. Ein kurioser Mensch, dieser alte Lewinsky, der hinter allen neuen Ereignissen her ist und sich sogar nach Berlin aufmacht, um bei einem Kollegen Audienz zu nehmen. Ist das nicht wirklich sensationell? Lohnt's nicht eine Originaldepesche des ‚Neuen Wiener Journals'? Nun wird vielleicht manch ein Leser glauben, das Lippowitzblatt habe sich einen Ulk erlaubt. Es war noch in der Gebelaune seiner Faschingsnummer, von der es selbst erzählt, sie habe »in ganz Europa Aufsehen gemacht«. Von Drontheim bis Lissabon hat man von nichts anderem gesprochen. Mindestens aber hat Wien anerkannt, daß diese Spottgeburt von Dreck und Wasser nicht durch die Schere vom Nabel einer fremden Mutter gelöst, sondern wirklich dem Schoße der Redaktion entsprossen war. Gewiß, die Bespeiung des Privatlebens der Frau Eysoldt war im Geiste jenes Altmeisters Buchbinder gehalten, den das ‚Neue Wiener Journal' heute mit Unrecht verleugnet. Herr Lewinsky darf, wenn's einen journalistischen Ulk gilt, auf größere Schonung nicht rechnen, als sie einer Dame zuteil wird. Ihn bei Herrn Barnay antichambrieren zu lassen, mag darum ein loser Einfall der lippowitzigen Faschingslaune sein. So denkt der Leser. Aber er irrt. Josef Lewinsky hat tatsächlich den Herrn Barnay interviewt. Freilich nicht der Wiener Hofschauspieler Josef Lewinsky, sondern ein uninteressanter Kunstreporter, der fatalerweise den gleichen Namen führt und geschäftstüchtig genug ist, sich kein Pseudonym zu

wählen. Dieser Herr Josef Lewinsky grassiert in den reichsdeutschen Theaterrubriken etwa so wie die Frau Ilka Horowitz-Barnay, die rastlos Besuchende, in den österreichischen. Hätte Herr Lippowitz den wahren Sachverhalt geahnt, er hätte nicht fünf Heller für die Original-Nachricht ausgegeben und ruhig mit der Schere gewartet, bis das Blatt mit dem Interview in Wien eingetroffen war. Nun ist das Malheur geschehen, und es gibt bloß einen gerechten Ausgleich: Daß die Berliner Zeitung ein Original-Telegramm aus Wien bringt, das einen Gegenbesuch »Barnay bei Lewinsky« schildert. Es war aber nur die Ilka.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Wiener in Monte Carlo. Oh, dieser unvermittelte Wechsel ästhetischen Mißvergnügens wird unsern Geschmack in hellloses Siechtum bringen! Sieht man den Rabbi Bloch, so findet man Herrn Vergani sympathisch, und sieht man Herrn Vergani, so sehnt man sich nach dem Rabbi Bloch. Man kommt in dieser Stadt zu keinem harmonischen Unbehagen. Man wird seines Antisemitismus nicht froh, weil er eine gewisse Judenfreundlichkeit auslöst, und man geht nicht im Liberalismus auf, weil man mit einem Blick auf die Gefolgschaft einer gewissen Verpflichtung zum Judenhaß inne wird. Schrecklich stelle ich mir das Chaos im Gemüt eines Menschen vor, der — wenn die beiden Repräsentationsfeste in derselben Nacht stattfänden — vom Konkordiaball zum Ball der Deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft führe. Dort wünscht man, daß der Abgeordnete Schneider den Kotillon arrangiere, hier erfaßt einen stürmische Sehnsucht nach O-Beinen. Aber heute will ich mich aller störenden Antipathie gegen die jüdische Journalistik entäußern und, ganz dem Genusse des ‚Deutschen Volksblatts' hingegeben, bekennen, daß es wohl das Viehischeste und Ordinärste ist, was zur Zeit in Europa geboten wird. Man hat sich gewöhnt, die Antrottelung Heines durch Analphabeten als eine Wiener Erscheinung hinzunehmen, die so legitim ist wie das Sperrsechserl. Aber das Ausland soll auch erfahren, wie das ‚Deutsche Volksblatt' über Musset denkt. Es schrieb: »Vorgestern kam im Intimen Theater einer der schamlosesten modernen französischen Dichter, Alfred de Musset, zum Worte. Dieser Dichter, der ein Jahr nach dem Tode des ihm an Erbärmlichkeit der Gesinnung ebenbürtigen Heinrich Heine gestorben ist, zeichnete sich in seinen Schriften insbesondere durch seinen niedrigen Zynismus, der alles Ideale in den Kot zerrte, und durch seine wunderliche Blasiert-

heit aus. Sein eigener zügelloser Lebenswandel und seine Liederlichkeit (so sagen seine Biographen) geben hiefür eine gewisse Begründung. Das Intime Theater gab Mussets dreiaktiges Lustspiel ‚Le chandelier', zu deutsch ‚Der Elefant', in dem der Autor die Liebe eines Knaben zur Frau seines Chefs schildert. Das raffinierte Weib benützt diese, nach den Worten und der Ansicht des Dichters — ‚reine' Liebe des Jünglings, um den Verdacht von ihrem wahren Liebhaber abzulenken. Das grausame, mit aller Sinnlichkeit geschilderte Liebesspiel hat sein Ende darin, daß sich Jüngling und Frau in ‚wahrer' Liebe endlich finden . . .« Und die Wiener »Intellektuellen«, die sich im Fall Heine wirklich mehr für eine nationale als für eine Angelegenheit der Kunst erhitzten, rühren sich nicht, wenn ein Rhinozeros im schönsten Blumenbeet herumstampft. Musset — »einer der schamlosesten modernen französischen Dichter«: kein Glossator der jüdischen Presse hat die sensationelle Denkmalenthüllung erwähnt . . . Aber ich verfalle wieder in meine alte Antipathie gegen den Liberalismus. Rasch ein Feuilleton des Herrn Vergani über »Wien in Monte Carlo« gelesen, und heimliches Sehnen nach allen Löwys wird meine Sinne umfangen. Herr Vergani war wirklich in Monte Carlo. Man müßte eigentlich seinen Tischnachbar an der Table d'hôte auffordern, über diese Tatsache ein Feuilleton zu schreiben. Über »Wien in Monte Carlo« sollte man Monte Carlo, nicht Wien vernehmen. Wien behauptet, daß »eine balsamisch reine Luft die Brust des Athmenden weitet«. Ob auch Monte Carlo dieser Ansicht wäre? . . So sachlich wüßte es jedenfalls nicht zu berichten. Man höre Herrn Vergani. Schon in der ersten Spalte erzählt er uns das Wichtigste: daß er »meist im Monat Februar oder März mit Frau und Schwägerin in Monte Carlo weile«. Dann, daß der Baumeister Stagl auch da ist. Und der Kaufmann Koch aus Graz auch. Und noch viele andere Persönlichkeiten von internationalem Ruf. »Wir wohnen im ‚Hotel Savoy', in dem ein Österreicher aus Prerau, Herr Leopold Neumann, Direktor ist. Neumann war längere Zeit Geschäftsführer in dem ersten und teuersten Fremdenbeherbergungsetablissement von Monte Carlo, im splendid ausgestatteten ‚Hotel de Paris', wo er sich jährlich 40.000 bis 45.000 Franken verdiente. Er heiratete die einzige Tochter des Besitzers des ‚Hotels Savoy' und ist heute ein gemachter Mann«. Der letzte Satz klingt nicht ganz rassenrein; immerhin ist es erfreulich, daß Herr Neumann im ‚Deutschen Volksblatt' besser abgeschnitten hat als Musset. Aus dem sachlichen Ton geht Herr Vergani plötzlich in den leicht satirischen über. »Natürlich gibt es hier«, schreibt er, »auch eine

Unmasse von Wiener, Pester und Prager Juden, die sich mit ihren aufgedonnerten Kallen, wie überall, möglichst breit machen. Den Ritter von Leon sah ich auf der Straße und ein gewisser Sonnenschein wohnt neben mir. Er gerät stets in gelinde Raserei, wenn ich meiner Frau und meiner Schwägerin aus dem Volksblatte laut vorlese, und trommelt erbost an die Tür«. Da kann ich Herrn Sonnenschein nicht Unrecht geben. Laute Lektüre stört die Ruhe des Zimmernachbarn, dem man es auch nicht verübeln kann, wenn er glaubt, daß durch die Vorlesung eines Volksblatt-Feuilletons mit Wendungen vom »gemachten Mann« etc. sein eigener Jargon verspottet werde. Sollte eine Beschwerde des Herrn Sonnenschein bei Herrn Neumann Erfolg haben, so wird sich Herr Vergani gewiß als ein Opfer der jüdischen Solidarität bezeichnen und hinter dem Namen des Hoteliers im antisemitischen Bädecker das Sternchen durch ein Rufzeichen ersetzen. Vorläufig nimmt er seinen sachlichen Ton wieder auf und berichtet einige höchst interessante Tatsachen. Zum Beispiel: »Im Kasino stellte sich meiner Frau ein Mitglied der Deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft vor, die Witwe Drapala, die mit ihrer Tante, einer gemütlichen Ungarin, bereits seit November hier weilt«. Oder: »Im Kasinosaale traf ich Herrn Paul Schubert, der mir erzählte, daß er ein untrügliches Mittel habe, um stets zu gewinnen. Ich wünschte ihm viel Glück«. Oder: »Dr. Lueger läßt sich nicht verleiten, an den Tischen der goldprunkenden Säle zu spielen, dafür macht er abends gern mit dem kaiserlichen Rate Weidinger, dessen Frau und Porzer eine gemütliche Tarockpartie. Weidinger und Porzer streichen aber vormittags bei den Spieltischen herum«. Hoffentlich wird der Satz nicht mißverstanden werden: »Frau Swoboda klagt, daß sie jeden Augenblick mit ihren paar Louis fertig ist, während Frau Weidinger nur auf einzelne Nummern setzt«... Herr Vergani selbst hat »über 800 Franken gewonnen«. Man kann's brauchen. Das Leben dort unten ist nicht billig. Was speist Herr Vergani in Monte Carlo? »Eine gute Rindsuppe, einen Tafelspitz mit Kren, Gulasch, Wiener Schnitzel und Rostbraten mit Erdäpfelpüree ... Jeder einzelne Wunsch wird schleunigst erfüllt, ja, sogar Nudeln und Nockerln erhielten wir«. Das ist gescheidt! Und hoffentlich gibt's außer den lasterhaften Pariser Kokotten auch riegelsame Wienerinnen in Monte Carlo, damit die Wiener »etwas für's Gemüt« haben! »Wir werden zwar (auf dem morgigen Ball) »Gelegenheit haben, die exorbitantesten Toiletten der hiesigen Demimonde in Augenschein nehmen zu können«. Aber das ist doch nicht das Richtige. Man

braucht etwas »zum Anhalten« . . . Herr Vergani nennt Monte Carlo die »Perle der Riviera« und einen »Hesperidenapfel«. Aber »trotz aller Herrlichkeiten des Südens ist doch für uns hier der Augenblick der schönste, wenn wir unsere Zeitung und Briefe von unseren Lieben in der Heimat erhalten«. Ja, was wäre die Perle der Riviera ohne die Fassung des ‚Deutschen Volksblatts'? Was ist der Hesperidenapfel, wenn Herr Vergani nicht hineinbeißt? Er ließ sich ihn wohl schmecken, rülpste und gab ein Feuilleton von sich . . . Ich werde bei Herrn Neumann vorstellig werden. Vielleicht gibt er mir doch Herrn Sonnenschein zum Nachbarn an der Table d'hôte.

Pädagog. Endlich! Die Vereine »Mittelschule« und »Realschule« hielten eine gemeinsame Versammlung ab. Zunächst gelangte der folgende Antrag zur Beratung: »Die für die Beurteilung der Schülerleistungen vorgeschriebene Notenskala bietet weder in ihrem Aufbau noch in ihren einzelnen Prädikaten berechtigten Anlaß zu Änderungsvorschlägen. Zur Beurteilung einzelner Schülerleistungen während des Semesters wird auch die Verwendung der Note ‚kaum genügend' gestattet.« Dieser Antrag gab Anlaß zu einer sehr lebhaften Debatte. Sodann wurde in die Beratung der Notenskala für »Sitten« eingegangen. Hierzu lag die folgende These vor: »In der für das sittliche Betragen derzeit üblichen Notenskala wird ‚lobenswert' durch das ursprüngliche ‚musterhaft' ersetzt; die übrigen Noten bleiben unverändert. An Stelle des zu weiten Begriffes ‚sittliches Betragen' tritt die richtigere, für die Eltern klarere Bezeichnung ‚Disziplinares Verhalten'.« Die Anträge wurden zum Beschluß erhoben. In völlig neue Bahnen aber wird die Jugenderziehung durch den Antrag gelenkt, »die Notenskala für die Rubrik ‚Äußere Form der schriftlichen Arbeiten' festzusetzen«. Die Vorstände beider Vereine wurden beauftragt, seinerzeit diesbezügliche Anträge vorzulegen . . . Endlich!

Bildhauer. Zu viel Feodorowna Ries! Es geht ein Föhn der Reklame durch den Wiener Blätterwald. Ein Wiener Künstler stellt in einem Schreiben an mich Betrachtungen über den Wandel der Zeiten an. »Wir werden doch Großstadt. Seinerzeit konnte Schindler von einem Kunstkritiker der ‚Neuen Freien Presse' sagen, er nehme so kleine Beträge, daß er sich beinahe der Unbestechlichkeit nähere. Da war ein lobender Zeitungsausschnitt noch erschwinglich. Nach Fräulein Feodorowna ist's teurer geworden. Sie macht eine ‚Dezennal-Ausstellung' und das Geld, das unsere Grafen, Barone und bürgerlichen Snobs bei der Kassa erlegen, bekommt die Wiener Presse ganz und gar — unter dem Titel:

Wohltätiger Zweck — Konkordia. Herr Edgar von Spiegel forderte eigenhändig die Kollegen vom Metier, welche Lob fabrizieren, zum Besuche der Ausstellung auf. Das hat doch einen großen Zug!« In letzter Stunde ist die »Dezennal-Ausstellung« um ein kostbares Stück bereichert worden: Feodorowna saß selbst dem »Porträtisten« des ‚Neuen Wiener Journals'. Von dem Grabdenkmal eines Jünglings erzählt er uns: »Es zeigt einen emporschwebenden Körper. Aus dem Stein wächst eine Hand, ein Arm und die Kontur eines mächtigen Kopfes. Ist es ein Kopf? Ist es nicht zufällige Formation? ‚Es ist Gott', sagte die Künstlerin. ‚Wir haben Alle unsere seltsamen Vorstellungen von Gott', fährt sie fort. ‚Michelangelo nahm ihn als Theatergreis, Goethe nannte ihn einen Alten, den man von Zeit zu Zeit gern sieht, mir ist er Urkraft alles Schaffens'.« Bilde, Künstler, rede nicht — mit einem Reporter des ‚Neuen Wiener Journals'.

Anonymus. Sie sind dreist wie alle Ihre Gesinnungsgenossen, die mir mit ihren namenlosen Gemeinheiten die Arbeitslust versüßen. Damit Sie aber nicht allzulange in dem Hochgefühl leben, mir »etwas nachgewiesen« zu haben, will ich Ihnen antworten. Sie haben mit Ihrem Rotstift — welch schäbige Beschäftigung! — die folgende Wendung in Nr. 197 angestrichen: »An der Tatsache selbst war ja nicht gerührt worden« und stellen die Frage: »Verfügen Sie denn nicht mehr über so viel richtiges Deutsch, um zu wissen, daß man zwar ‚an einem Gegenstand rütteln', aber nur ‚an einen Gegenstand rühren' kann?« Wenn Sie einem beliebigen Schafskopf diese Korrektur zeigen, so glaubt er natürlich, daß Sie Recht haben und daß ich der Blamierte bin. Leider ist wieder einmal das Umgekehrte der Fall. Ich schwöre nicht auf Sanders, aber wenn er und ich einer Meinung sind, dürften wir doch gegen Sie Recht behalten. Im »Handwörterbuch der deutschen Sprache« — ein anderes habe ich nicht zur Hand — heißt es: »Rühren ... 3) intr.: R. an mit Accusativ, an Etwas fassen, es anfassen; zuweilen auch mit an und Dativ, wo dann die Bedeutung 5c zu Grunde liegt ... 5c) Etwas von der Stelle rühren, vgl. (s. 3): An einem Gegenstand rühren (und rütteln)«. In jener Stelle hat es sich nicht um eine Berührung, sondern um ein von der Stelle rühren gehandelt, also war ausschließlich der Dativ richtig. Ich bitte Sie, sich in Zukunft, wenn Sie sicher gehen wollen, doch lieber auf mein Sprachgefühl zu verlassen als auf das Ihre.

Prophet. Es ist ein ziemlich verbreiteter Irrtum, daß die antisemitische Zeitungstechnik schwerfälliger sei als die jüdische. Das

‚Deutsche Volksblatt' hat neulich eine Probe der Fixigkeit abgelegt, die, wäre sie bemerkt worden, alle Szepse und Schapseln mit neidvoller Bewunderung erfüllt hätte. Im Morgenblatt vom 2. März brachte es einen Bericht über einen Vortrag, den der Linienschiffsleutnant Wickenhauser über die »entscheidenden Episoden im letzten Seekriege« im Militärwissenschaftlichen und Kasino-Vereine »gestern abends vor einem überaus zahlreichen Auditorium« gehalten hatte. Er »schilderte einleitend« und »kam zu den folgenden Schlußfolgerungen«. Dazwischen ausführliche Inhaltsangabe. Wenn der Historiker ein rückwärts gekehrter Prophet ist, so ist der Reporter ein vorwärts schauender Historiker. Im Abendblatt des ‚Deutschen Volksblatts' vom 2. März konnte das »überaus zahlreiche Auditorium«, das den Ausführungen des Linienschiffsleutnants gelauscht hatte, zu seiner Überraschung die folgende Notiz lesen: »Dieser interessante Vortrag findet erst heute Abends im Militärwissenschaftlichen und Kasino-Vereine statt Unsere heutige Nachricht beruhte auf einem Mißverständnisse«.

Sozialpolitiker. Die ‚Zeit' wird bald das beliebteste Blatt von Brünn sein. Eine ganze Sonntagsbeilage hat sie neulich der Verherrlichung der mährischen Hauptstadt gewidmet. Brünner Gemeindeverwaltung, Brünner Tuche, Brünner Lyrik — alles war vertreten Was doch Geld imstande ist! Vor drei Jahren noch ward Brünn in der ‚Zeit' das »kleine Tuchmacherstädtchen« genannt. Jetzt prangt hier die Aufschrift »Brünn, das österreichische Manchester«. So entwickelt sich eben — die ‚Zeit'. Was aber wird Reichenberg dazu sagen?

Musikhistoriker. Die ‚Neue Freie Presse' hat — in ihrem Abendblatt vom 1. März — eine sensationelle Entdeckung gemacht. Sie schreibt: »... Wolfgang Amadeus Mozart gratulierte seiner Schwester hiezu, ‚zwei Jahre und vierzehn Tage nach seiner Hochzeit mit Konstanza', der Schwester des Tondichters Karl Maria v. Weber, welcher Verbindung jedoch der Vater Mozart nie besonders freundlich gegenüberstand«. Nicht besonders freundlich? Ach, er wollte nicht nur nichts von dieser Verbindung wissen, man erzählt sogar, daß er tatsächlich nichts von ihr gewußt hat. Ja, erst im Jahre 1906 gelang es dem Schadchen der ‚Neuen Freien Presse', sie überhaupt zustande zu bringen. Nunmehr wird die Verschwägerung Mozarts und Karl Marias von Weber offiziell verlautbart. Darf man gratulieren? ... Im Ernst: Warum bleibt die ‚Neue Freie Presse' nicht auf ihrem eigensten Terrain? Sie ist unfehlbar, wenn sie die Verbindung der Familien Pollack aus Gaya und Schlesinger in Arad bekanntgibt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda und Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Im Verlage ‚Die FACKEL' sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten

Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität

Karl Kraus
Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).

Karl Kraus
Der Fall Hervay

Karl Kraus
Die Kinderfreunde (Zum Prozess Beer).

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz 4 (Telephon 12801),
versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 197, 28. Februar): Ludwig Speidel. Von Oskar Stoessl. — Der ärarische Tod. — Status cridae. Von Dr. Julius Wilhelm. — Die Quellen des Sektionschefs Exner. — Die Wetterfahne. Von Frank Wedekind. — Antworten des Herausgebers (Der Kuß; Die Ehereform; Konkordiaballbericht; Heines Grab; Eine Heine-Biographie; Der Triesch-Kultus; Kritische Verzettelung; Ethymologisches; Eine Annonce; Der Titeljagdschriftsteller.

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer.
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Die Fackel

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16–32 Seiten. **Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.**

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei	K 9.—
» »	18	» »	» 4·50
» das Deutsche Reich,	36	» »	» 10·50
» » »	18	» »	» 5·25
» die Länder d. Weltpostv.,	36	Nummern, portofrei	» 12.—
» » » »	18	» »	» 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 30 h = 30 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857. Postsparkassen-Konto Nr. 87.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3.

Nr. 199. 23. März 1906 VII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 30 Pf.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Vertreiben verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

VITA

REINSTE NATÜRLICHE NATRON-QUELLE

Die „Vita-Quelle" wirkt vorzüglich bei harnsaurer Diathese, Gicht, Rheumatismus und Blasenleiden. In überraschender Weise behebt sie die hartnäckigsten Magenkatarrhe, beseitigt prompt das peinigende Sodbrennen und ist ein Stoffwechsel-Regulator von höchster Vollkommenheit. Vorrätig in allen Apotheken und Depots.

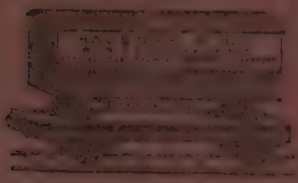
Generalvertrieb durch die Mineralwasser-Großhandlung

S. Ungar jr., k. u. k. Hoflieferant, Wien I.

Jasomirgottstraße 4.

Prospekte, Analysen und Beschreibungen gratis und franko.

Uebersiedlungen



von und nach allen Plätzen des In- u. Auslandes mittelst Patent-Möbelwagen bis zu 8½ Metern Länge besorgen bestens und billigst

Telephon Nr. 8421 **HAUSNER & Co.** Telephon Nr. 8421

Spezialgeschäft für Möbeltransport:

Wien, I. Maximilianstr. Nr. 3.

Spezialität: Überseeische Transporte mit Möbelkoffern (eigenes Patent), Prompte Gepäcks-Expeditionen, Einlagerungen.

Erinnerungen aus meinem Leben

von **Joseph Schöffel.**

Preis: gebunden K 5.—, geheftet K 4.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen sowie durch den

Verlag Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Die Fackel

Nr. 199 WIEN, 23. MÄRZ 1906 VII. JAHR

Um Heine.

Zur Begeisterung für ihn kann man sich erst bequemen, nachdem man sich der Vorstellung erwehrt hat, daß Herr Oskar Blumenthal »in nachdenklicher Einsamkeit« vor dem Denkmal auf Korfu »träumt«. (Was will die einsame Krokodilsträne?) Und zu einem Einwand gegen ihn kann man erst Mut gewinnen, nachdem man alle Urteutonen, die ihm die Denkmalswürdigkeit absprechen, beleidigt hat. Denn man baut aus deutschen Eichen keine Galgen für die Reichen — auch nicht für die Geistreichen.

Aber sollte die beschämende Denkmalsbettelei nicht doch einmal ihr Ende finden? Widerlich ist das Treiben dieser intellektuellen Komitees, die der Welt ernstlich einreden wollen, daß Heinrich Heines Seelenheil von der Errichtung jenes Steinbildes abhänge, das vom Sittenzorn eines teutonischen Lümmels viel empfindlicher lädiert werden kann als der schlechte Ruf des Dichters. Die nicht die Courage haben, den Spieß gegen die Spießer umzudrehen und ins Ausland zu rufen, daß das deutsche Volk, soweit es in Jäger-Wäsche für sittliche Ideale transpiriert, eines Heine-Denkmals unwürdig sei. Bejammernswerte Wehrlosigkeit der Toten, die sichs gefallen lassen müssen, daß man ihr Andenken jenen aufdrängt, die es zu ehren nicht wert sind! Verwünschte Perversion, die ein Publikum an eine Gruft zerrt, aus der noch immer drei Handvoll Erde gegen die Leidtragenden zu fliegen scheinen!

Wie viel Unaufrichtigkeit und Kulturlosigkeit doch dieser Kampf um Heine in Aktion bringt! Die

deutsche Menschheit scheint in Schmöcke und Trottel geschieden. Man wird plötzlich gewahr, daß jene Fehler, die die Feinde an Heine tadeln, seine ureigentlichsten Vorzüge und daß jene Vorzüge, die die Freunde loben, seine ureigentlichsten Fehler sind. Der ‚Simplicissimus' zeichnet eine deutsche Philistersippe, die sich vor Heine bekreuzigt, um gleich darauf in seliger Gemütsbesoffenheit die Lorelei zu singen. Die Gegenüberstellung verrät die ganze Armut liberaler Ästhetik. Ich bin der Meinung, daß die deutsche Philistersippe sich im zweiten Bild erst zum wahren Philisterbekenntnis erhebt, geführt von dem in literarischen Dingen gutbürgerlich gesinnten Bruder Simplicissimus. Und daß man Heine ablehnen und dabei doch die sentimentale Melodei summen kann. War's die Erkenntnis von dem lyrischen Wert eines Gedichtes, was den sentimentalen Gassenhauer, den einer dazu komponiert hat, populär werden ließ? Wie viel deutsche Philister — Hand auf den Bauch! — hätten die Lorelei zitiert, wenn sie nicht — ich glaube von Schilcher — in Musik gesetzt wäre? Immerhin vielleicht mehr deutsche Philister als deutsche Künstler! Die Sangbarkeit eines Gedichtes war stets ein Verdachtsgrund gegen seine Bedeutung als lyrisches Kunstwerk. Verschmäht es die Heine-Verehrung nicht, sich auf die Beliebtheit der Lorelei-Musik zu stützen? Dann ist am Ende Goethes: »Füllest wieder Busch und Tal« oder »Über allen Gipfeln . . .« schlechtere Lyrik als: »Ich weiß nicht, was soll es bedeuten«.

Die Absicht, Überschwang und Dummheit abzuwehren, muß nicht zur kritischen Obduktion des Lyrikers Heine — ihm zumal soll ja das Denkmal gesetzt und versagt sein — verleiten. Auch ruhige Prüfung bedürfte erst des Vergleiches zweier Standpunkte. Wer die Seelenstimmung des Lyrikers auf der Suche nach Symbolen und Bildern und beim Anknüpfen von Beziehungen zur Außenwelt zu betreten

wünscht, wird Heine für einen größeren Lyriker halten als Goethe, Lenau, Mörike, Storm, die Droste und Liliencron. Wer aber die andere, ich möchte sagen: die induktive Methode für die ausschließlich lyrische hält, wer das Gedicht als Offenbarung des im Anschauen der Natur versunkenen Dichters und nicht der im Anschauen des Dichters versunkenen Natur begreift, wird sich bescheiden, Heine als geistreichen und formgewandten Bekleider seiner Stimmungen zu schätzen. Wie über allen Gipfeln Ruh ist, teilt sich Goethe, teilt er uns in so groß empfundener Unmittelbarkeit mit, daß die Stille sich als eine Ahnung hören läßt. Daß aber ein Fichtenbaum im Norden auf kahler Höh' steht und von einer Palme im Morgenland träumt, ist eine besondere Artigkeit der Natur, die der Sehnsucht Heines mit sinnigen Symbolen entgegenkommt. Wer je eine so kunstvolle Attrape im Schaufenster eines Konditors oder eines Feuilletonisten gesehen hat, mag — wenn er ein Dichter ist — in Stimmung kommen. Aber ist ihr Erzeuger deshalb ein »Lyriker«? Selbst die bloße Plastik einer Naturanschauung, von der sich zur Psyche kaum sichtbare Fäden spinnen, scheint mir, weil sie eben ein Sichversenken voraussetzt, lyrischer zu sein, als das Einkleiden fertiger Stimmungen. In diesem Sinne ist Goethes »Meeresstille«, sind Liliencrons Zeilen: »Ein Wasser schwatzt sich selig durchs Gelände — Ein reifer Roggenstrich schließt ab nach Süd — Hier stützt Natur die Stirne in die Hände — Und ruht sich aus, von ihrer Arbeit müd« ein Meisterstück, das von Lyrik dampft. Der nachdenklichen Heidelandschaft im Sommermittag entsprießen tiefere Stimmungen als jene sind, denen Fichtenbäume und Palmen entsprossen, weil ein Künstler die Stirne in die Hände oder — die Hand an die Wange gedrückt hatte . . .

Erst Heines »echt jüdischer Zynismus und französelnde Frivolität« — mit denen er bekanntlich die

lyrische Stimmung »zerreißt« scheinen mir die Disharmonien zwischen dem Dichter und der Anschauungswelt in Wohlklang aufzulösen. Den deutschen Mann geniert es gar nicht, die in Sentimentalität erweichte Empfindung Heine'scher Liebeslyrik beim Juden zu kaufen: erst wenn dieser ehrlich wird und mit einem gottlosen Wort den Gefühlshandel beschließt, fühlt sich jener beschummelt. Es sind nicht die schlimmsten Geringschätzer Heines, die ihm vom deutschen Wald bloß den Spottvogel, der darin nistet, glauben. Und ist sein Ton nicht melodisch, sein Gefieder nicht farbenprächtig?... Neuere Sünder mögen stärkere Gifte brauen, appetitlicher als er hat keiner sie bereitet. Gewiß hätte Heinrich Heine sich um Deutschland verdienter gemacht, wenn er ein unfehlbares Mittel gegen Schweißfüße erfunden hätte. Trotzdem sollten die Pfaffen und Literaturprofosen nicht allzu grausam sein. Auf daß ihnen nicht geschehe, was dem unerbittlichen Aurelius Polzer in Graz geschah. Der ließ sich nämlich am 4. des Lenzmondes (März) in seinem Wochenblatt wieder einmal vom Ekel über den echt jüdischen Zynismus und die französelnde Frivolität Heines überwältigen und wies diese Eigenschaften an einem »Schandgedicht« nach, das den Titel »Die Beichte« führt und dessen Verfasser tatsächlich im Heine-Ton versichert, daß er die feurigsten seiner Küsse nie geküßt habe, und schließlich bekennt:

Die Sünden, die ich begangen,
Wird mir der Himmel verzeih'n,
Doch die ich versäumt zu begehen,
Die werden mich ewig gereu'n.

So wäre denn alles in schönster Ordnung, wenn nicht ein sozialdemokratisches Blatt entdeckt hätte, daß der alldeutsche Mann zwar das Gedicht richtig zitiert, sich aber im Dichter vergriffen hatte. Nicht Heine, sondern Hamerling, der einwandfreie lyrische Repräsentant der »Lage der Deutschen in Österreich«,

hat jene Verse auf dem Gewissen. Daß er freilich sein Gewissen mit deutschem Mannesmut noch rasch, eh' ihm der Himmel seine Sünden und die Reue über seine Unterlassungssünden verzieh, entlastet hat, verschwieg die freisinnige Journalistik. Im III. Band der von Herrn Dr. Rabenlechner veranstalteten Volksausgabe der Werke Hamerling's, auf S. 340, kann man die Fußnote nachlesen, die der Dichter selbst zu der letzten Zeile seiner »Beichte« gemacht hat: »Zur Beruhigung Derjenigen, welchen dieses Gedicht Ärgernis gegeben, sei ausdrücklich bemerkt, daß das Wort Sünde hier nicht in seinem religiösen Sinn gemeint ist. Robert Hamerling.« Hätte man Herrn Polzer das Gedicht mitsamt der Fußnote eingesendet, er wäre gewiß nicht aufgesessen, hätte seinen Hamerling sofort erkannt und nimmer den Heine verdächtigt. Daß auch jene Sünde, die nicht im religiösen Sinne gemeint ist, im religiösen Sinn eine Sünde ist, hat Herr Hamerling wohl nicht bedacht; sonst hätte er seine Beichte abgelegt und nicht zum Druck befördert. Aber da er per Fußnote nach Canossa ging, war er bei Pfaffen und Philistern wieder lieb Kind. Hätte Heinrich Heine seine sämtlichen Ruchlosigkeiten mit Fußnoten versehen, er wäre vielleicht vor dem Richterstuhl der literarischen Nachwelt auch besser davon gekommen, und wer weiß, ob nicht Herr Aurelius Polzer in Graz manches seiner Gedichte als Werk des Herrn Hamerling wohlwollend beurteilt hätte. . .

Wie die wahre Schätzung Heines ihre Argumente erst vom Haß der Dunkelmänner bezieht, so setzt die Kritik erst beim Entzücken des liberalen Gelichters ein. Wenn nach Nietzsche Heine ein »europäisches Ereignis« war, so ward hier eben das Unzulängliche Ereignis. Und je höher in unseren Tagen die Wogen journalistischer Begeisterung schlagen, umso deutlicher wird das Bestreben, Heine als den Vater aller Feuilletongeister zu kompromittieren. Neben dem Konfetti-Stil einer Ge-

denkrede des Herrn Hevesi erscheint Heinrich Heines Prosa freilich als die Übung eines stilistischen Bombenwerfers, der der Urfeuilletonist in seinen persönlichsten Attacken nicht gewesen ist. Der Witz, der blitzendem Denken den Donner des Temperaments verbindet, hat ihm nicht geeignet, dessen beispiellos graziöse Feder Pathos zu Tränen destilliert und den Humor zum Lächeln gedämpft hat. Als dem Erzeuger eines Geschlechtes pointenlausender Zierbengel, als dem Bereiter jener geistreichen Vorwände für schlechte Absichten, die aller literarische Aufputz der modernen Tagespresse darstellt, müßte man Heinrich Heine gram sein, wollte man ernstlich dem Talent die Fähigkeit lockender Wirkung als Mangel zurechnen. Wir werden diesen Odeur von Esprit und gebratener Gansleber — von Mütterchen hatte er sie nebst der Lust zu fabulieren — aus den Garküchen der literarischen Unterhaltung nicht so bald loskriegen.

Aber der Ahnherr hat's nicht verschuldet, wenn wir die erschreckende Familienähnlichkeit plötzlich entdecken: In träumerischer Kaffeehausnische sitzt Jüngstdeutschland, nach und nachdenklich, und hält — Gespenster! — die Hand an die Wange gedrückt ... Es sinnt über seine Temperamentlosigkeit. Die kunstvolle Frisur, die eine sentimentale Locke in die Stirn sendet, wird dabei nicht zerrauft. Was will die einsame Strähne? ...

Sprechen wir trotzdem getrost den deutschen Philistern die Denkmalswürdigkeit im Fall Heine ab! Wir wollen nicht ungerecht gegen ihn werden, weil uns seine Grazie amoralischer Tugend heute im Zerrbild journalistischer Verkommenheit entgegentritt, weil seine künstlerischen Vorzüge an den Nachfolgern als sittliche Mängel wirken, an seinen künstlerischen Mängeln eine Generation schmarotzt, die noch immer unter Heines Tränen lächelt.

Der rechtshistorische Wahnsinn.

Die Prüfungsordnung an unseren Rechtsfakultäten ist ein mißglücktes Gesetz und blieb deshalb durch Jahrzehnte bis heute in Geltung. Eigentlich bildet sie ein schmachvolles testimonium paupertatis für die zünftigen Juristen Österreichs, an deren Eignung zur kodifikatorischen Tätigkeit sie sehr berechtigte Zweifel aufkommen läßt. sie konnten nicht einmal pro domo, für ihre ureigensten Bedürfnisse ein zweckmäßiges Gesetz zustande bringen.

Um dem Laien eine ungefähre Vorstellung von der Verkehrtheit dieser Prüfungsordnung zu verschaffen, seien hier ihre Grundzüge angedeutet.

Der gesamte Rechtsstoff zerfällt in drei große Gruppen, aus denen je eine Staatsprüfung, und wenn das Doktorat angestrebt wird, je ein Rigorosum zu machen ist. Die erste Staatsprüfung, die der Einführung in das Studium modernen Rechtes gewidmet ist, muß spätestens innerhalb der ersten zwei Jahre erfolgen, während bezüglich aller übrigen Prüfungen die einzige Vorschrift besteht, daß sie erst nach Ablauf der gesamten Studienzeit (normal mindestens vier Jahre) abgelegt werden dürfen.

Lassen wir diese Ordnung funktionieren:

Der Jurist macht die erste Staatsprüfung und bereitet sich hierauf zur zweiten vor. Was soll er auch sonst anfangen? Nach dem Absolutorium legt er sie ab und schließt daran auch das entsprechende (zweite) Rigorosum, wenn er auf das Doktorat reflektiert. Dasselbe wiederholt sich bei der nachfolgenden dritten Staatsprüfung, resp. dem dritten Rigorosum. Nun besitzt er bereits die Eignung für den praktischen Dienst und tritt ihn in den meisten Fällen auch sofort an. Zum Doktorate fehlt ihm aber noch immer das erste Rigorosum, bei dem ein Anschluß an die entsprechende (erste) Staatsprüfung unmöglich war, weil die Ablegung der Rigorosen durchwegs das Absolutorium voraussetzt. So tritt nun das Verblüffende ein: der fertige Jurist, mitten in der Praxis, muß noch einmal — die Einführung in das Rechtsstudium durchmachen.

Man denke nur diesen tiefen Unsinn durch: den praktisch wichtigen Stoff, der in der zweiten und dritten Staatsprüfung, resp. in den Rigorosen enthalten ist, studiert er nur einmal, die Einführung und den daran angehängten Ballast dagegen zweimal: am Anfang und zum Schluß!

Als man an dieser famosen Ordnung zu rütteln begann, erhob sich sofort ein lebhafter Widerspruch seitens der Rechtsfakultäten. Die Rigorosen, hieß es damals, kämen nicht so sehr für die praktischen Berufe, wie für die Pflege der Wissenschaft in Betracht. Das mag heute noch bei der theologischen und der philosophischen Fakultät zutreffen, bei der medizinischen trifft es gar nicht, bei der juridischen in minimalem Ausmaß zu. Das Rechtsdoktorat ist vor allem Erfordernis für die Advokatie, hat also mit der Pflege der Wissenschaft garnichts zu tun. Es wird jedoch darüber hinaus von jedem, der die Mittel hat, angestrebt, der besseren Qualifikation und vor allem des Titels wegen. Bezieht man schon keinen Gehalt, so will man wenigstens einen anständigen Titel führen. Da heißt man sonst nach jahrelangem Studium »Praktikant« und muß diesen odiosen Titel in einzelnen Verwaltungszweigen jahrelang genießen. Der simpelste Mann aus dem Volke bekundet mehr Taktgefühl als alle Kodifikatoren zusammen, da er sich schämt, einen so großen und gelehrt aussehenden Menschen, der bald ein Familienvater sein könnte, »Herr Praktikant« anzureden.

Das Doktorat hilft darüber hinweg. Es ist nicht einzusehen, warum es gerade den Juristen erschwert werden sollte, nachdem es den Technikern zugänglich gemacht wurde.

Ehemals bestand zwischen den Kandidaten und Examinatoren die tacita conventio, daß beim letzten Rigorosum aus der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte nur das sogenannte Privatrecht zu prüfen sei, man betrachtete das Ganze mehr als eine lästige Formalität und drückte gern ein, und wenn es nötig war, beide Augen zu. Was sollte es auch heißen, einen fertigen Juristen durchfallen zu lassen, damit er »die Einführung« gründlicher studiere? Der Kandidat empfindet es als eine

Kränkung und Beleidigung. Jedenfalls ist es Senf nach dem Essen. Aber das Vernünftige währt bei uns selten am längsten. Eines Tages erwachte ein Germanist mit dem Entschlusse, die ganze Reichs- und Rechtsgeschichte zu prüfen, und sofort war die Ausnahme zur Regel geworden. Das Unglück kommt jedoch selten allein: zwei Germanisten — anstatt zweier Romanisten — fungierten bald als Examinatoren, und ohne genaue Kenntnis des ominösen Gegenstandes gab es kein Doktorat mehr.

Man muß sich nur vor Augen halten, was er alles in sich birgt! Nicht weniger als sieben Materien (Reichs-, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, Straf- und Zivilrecht, Straf- und Zivilprozeß), die sich auf einen Zeitraum von anderthalb Jahrtausenden erstrecken. Die Vorträge darüber umfassen jetzt schon über 1400 Folioseiten, und das Ende der »Forschung« ist gar nicht abzusehen. Man ist heute eifrig bemüht, die historische Entwicklung jedes einzelnen Rechtsinstitutes zu erfassen. Ein echter Germanist verfolgt sie aber nicht etwa nach vorne, um die richtigen Anknüpfungspunkte an die moderne Rechtsbildung zu gewinnen, — sondern nach hinten, möglichst in das Säuglingsalter der Germanen hinein. Man kann sich leicht denken, was da alles zu Tage gefördert wird. Das ärgste Übel ist jedoch die Behandlungsmethode. Das Kulturgeschichtliche wird durch den Spürsinn eines nach Rechtsregeln lechzenden Gehirns zu einem geschmacklosen Zerrbild, der Rechtsstoff selbst durch geist- und witzlose Darstellung und öden wissenschaftlichen Apparatus völlig ungenießbar gemacht. Es ist doch eine alte Wahrheit: Je weniger in einem Gegenstande steckt, desto mehr Kathederweisheit wird hineingetragen. Wo nur schwache Ansätze gedanklicher Abstraktion durchschimmern, werden schon Prinzipien abgeleitet. Überall werden Distinktionen gehäuft, unnütze Theorien aufgestellt und in dem, was nur ein Ausdruck der Unbeholfenheit ist, allerlei Tiefsinn erblickt. Der Ruhm der Romanisten läßt die Germanisten noch immer nicht schlafen und in ihrem nationalen Übereifer ahmen sie jene blind nach. Aber aus dem römischen

Recht sprühen Funken, wo und wie man es nur anfaßt, und das deutsche Recht wird zu einem Misthaufen, dessen Gestank desto größer wird, je mehr man darin wühlt.

Man muß sich das doch endlich einmal offen eingestehen: unsere Altvordern besaßen das zur Rechtsbildung nötige Zeug nicht. Wenn irgend ein Zweifel daran möglich gewesen wäre, so hätten ihn die Ergebnisse germanistischer Forschung gründlich zerstreut. Man betrachte nur ihre Rechtseinrichtungen: das Kompositionssystem, die Fehde, den Reinigungseid, den ein Fremder siebenmal nacheinander schwören mußte, die Ordalien, den Zweikampf als Rechtsmittel u. a. m. Wie rührend mutet einen die Unbeholfenheit an, die sich z. B. in der Entwicklung der Obligationen spiegelt! Wenn ich jemandem 5 fl. borge, so ist er mir 5 fl. schuldig und ich kann sie von ihm fordern. Das begreift heute jedes Kind. Was gibts da zu entwickeln? Unsere Altvordern konnten es dennoch nicht einsehen. Auf x Seiten wird da breit und lang auseinandergesetzt, wie sie jedesmal, wenn man schon freudig ausrufen will: Ha, jetzt haben sie es!, immer noch daneben greifen. Sie waren eben ein im abstrakten Denken schwerfälliges, mit naiver Weltanschauung behaftetes Volk und behandelten das Recht mehr als ein Spielzeug. Ihr Horizont war eng begrenzt: jedes Dorf bildete einen Staat für sich. Unfähig, sich in fremder Gedankenwelt zurecht zu finden, trugen sie, so oft sie die Grenzen ihrer Heimat verließen, das Recht wie ein Hemd mit sich herum. War zwischen zwei Angehörigen verschiedener Dörfer ein Rechtsgeschäft abzuschließen, so mußten zunächst umständliche Vorfragen gelöst werden. »Nach welchem Rechte lebst du?« fragte der Eine mißtrauisch den Andern. »Nach dem Salmannsdorfer. Und du?« »Ich nach dem Inzersdorfer.« Bald war ein internationaler Konflikt da und bevor die zwei über einen Ochsenkauf schlüssig wurden, dürfte bei der fidelen Gewohnheit der Germanen, jedes Rechtsgeschäft zu »begießen«, ein hübsches Quantum Wein ausgetrunken worden sein. Vielleicht rührt gar die von Tacitus ihnen nachgerühmte Trunksucht von dieser Rechts-

kompliziertheit her? Doch ich will mit meiner unmaßgeblichen Meinung keineswegs der »Forschung« vorgreifen.

Wie anders war dies alles bei den Römern! Weltbewandert, erhaben über die Vorurteile der Heimat, mit weitem, die ganze damalige Welt umfassenden Ausblick, verschwendeten sie auf die Jurisprudenz mit erstaunlicher Leidenschaftlichkeit tausend Jahre hindurch die ganze Fülle ihrer scharfen, alles durchdringenden Logik und Findigkeit und schufen so ein Werk von unsterblicher, nie versiegender Schönheit.

Die Germanen sind über die Anfangsschwierigkeiten nie hinausgekommen. Der übertriebene Individualismus wirkte das ganze Mittelalter hindurch auf die Rechtsbildung lähmend und destruktiv. Es gab eine Unzahl von Stammes-, Land-, Stadt- und Dorfrechten. Aber auch einzelne Stände besaßen ihr eigenes Recht: Dienst-, Hof-, Familien- und Lehnrecht. Alle diese Rechtsarten waren ineinander so verzwickt, daß schließlich Niemand mehr wußte, was in einem konkreten Falle rechtens wäre, und jeder schwang sich lieber gleich selbst zum Richter auf. Faust- und Fehderecht wurden zu förmlichen Rechtseinrichtungen, so daß ein Kardinal summarisch nach Rom berichten konnte: tota Germania unum latrocinium est. Der Volksmund aber prägte die bezeichnende Parömie: Das Stehlen ist keine Schande, das tun die Besten im Lande.

Da kamen endlich die Weisen, entwanden dem Volke sein Recht und schenkten ihm dafür das erhabene Meisterwerk der Römer. Das dumme Volk brummte und schimpfte und benahm sich ungebärdig wie ein Kind, dem man ein Spielzeug aus der Hand nimmt. Aber drei Jahrhunderte genügten, um die gewaltige Erziehungskraft des römischen Rechtes unanfechtbar zu dokumentieren. Kaum war die Kinderpassion überwunden, eilten die Deutschen mit Riesenschritten voran und überflügelten im Nu alle übrigen Nationen. Und wer waren sie, die den Ruhm deutschen Namens in die Welt trugen? Ihering, Savigny, Puchta, Mommsen, Arndts, Windscheid, Dernburg, Bruns — lauter Romanisten.

Anderthalb Jahrhunderte dauert nun schon die germanistische Forschung. Kaum ein anderer Zweig wurde mit größerer Verve und Hingebung gepflegt. Und das Resultat? Kein noch so glühender Patriotismus kann über die Sterilität der Sache mehr hinwegtäuschen! Die ganze Epoche trägt deutlich die Spuren einer sauern und peniblen Lehrzeit, und nur blinder Chauvinismus kann sich an dem Treiben der Lehrlinge ergötzen.

Der Einfluß des spezifisch deutschen Rechtes auf die modernen Disziplinen ist lächerlich gering. Unser bürgerliches Gesetzbuch ist trotz der bewußten Opposition seiner Redaktoren gegen das römische Recht gänzlich auf diesem aufgebaut und die dem deutschen Recht entnommenen Rechtssätze kann man an den Fingern einer Hand zusammenzählen. Der Strafprozeß lehnt sich an das französische Vorbild an. Bei der Reform des Zivilprozesses mußte man mit der Vergangenheit vollständig aufräumen und dort einsetzen, wo die Römer aufgehört hatten. Das Staatsrecht? Das heilige römische Reich deutscher Nation, das »monstrum tantum simile«, wie es der geniale Puffendorf benamste, mußte gänzlich in Trümmer geschlagen werden, ehe man an seiner Stelle ein neues herrliches Gebäude errichten konnte. Von all den mittelalterlichen Dingen ist nur der Name »Reichskanzler« übrig geblieben... Das Strafrecht bedarf zu seinem Verständnis keinerlei historischer Vorkenntnisse. Gehört doch unser Strafgesetz selbst bald der Geschichte an! Eher tut hier ein Rundblick auf die modernen Strafeinrichtungen anderer Staaten not.

Nur bei drei Materien finden sich nützliche Anknüpfungspunkte an die deutsche Rechtsbildung: beim Grundbuchs-, Handels- und Wechselrecht. Aber gerade auf diesen Gebieten versagt die Kathederweisheit vollständig und der Kandidat steht ihnen nach zwei Jahren wie einer Sphinx gegenüber. Wenn er sich durch all den historischen Kram zu ihnen durchwindet, besitzt sein Gehirn keine Aufnahmsfähigkeit mehr.

Als Rechtsstoff ist demnach die Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte praktisch wertlos. Als Kulturgeschichte

gehört sie aber gar nicht in die juridische, sondern teils in die philosophische Fakultät, teils ins Gymnasium.

Und nun stelle man sich die Qualen unserer jungen Juristen vor, die, meistens mitten im praktischen Dienst, dieses entsetzliche Zeug genau lernen müssen! Cui prodest? Da sie davon für ihre Zukunft nicht ein Jota brauchen können, müssen sie sich glücklich schätzen, wenn es ihnen gelingt, es so schnell als möglich zu vergessen, damit es am Ende nicht den modernen Stoff völlig verdränge. Nach ein paar Tagen bleibt ihnen davon nichts übrig als das bittere Gefühl vieler verlorenen Stunden und eine unüberwindliche Abneigung gegen jede Wissenschaft. Die wird, wie immer, durch die Wissenschafterei totgeschlagen.

Es ist nicht lange her, daß uns der nach Deutschland entführte Mitteis herüberrief: »Ihr verdummt ja eure Jugend!« Sein Mahnwort ist ohne Widerhall verklungen. Verdummung, ach, das Wort hat ja einen heimatlichen Klang, bildet ja die Devise unseres Lokalpatriotismus. Und so erleben wir noch immer das erhebende Schauspiel, daß unsere jungen Juristen, während sie den Flug nach oben unternehmen sollen, um die Kompliziertheit der jetzigen Verhältnisse aus einer besseren Perspektive kennen zu lernen, mit nichtsnutzigem Ballast vollgepfropft werden. An der Schwelle des XX. Jahrhunderts, wo täglich neue Probleme an den jungen Menschen heranstürmen, wird sein Blick gewaltsam in die dunkelste Vergangenheit gelenkt. Akademische Lehrfreiheit — eine hehre Sache in Händen lebenskluger Männer, die Kopf und Herz auf dem rechten Fleck haben! Von der Lebensfremdheit, dem Eigendünkel und der Wichtigtuerei geleitet, wird sie zum geschliffenen Messer, das man einem Wahnsinnigen in die Hand drückt.

Der ganze Jammer der österreichischen Lebensunfähigkeit wird aber erst dann recht sichtbar, wenn man bedenkt, wie winzig wenig zur Beseitigung jenes Übels genügen würde! Man brauchte bloß mit dem kindischen Prinzip — eigentlich nur eine petitio principii — zu brechen, wonach das Absolutorium auch für das erste

Rigorosum notwendig sei, und zu dekretieren: Das erste Rigorosum kann bereits nach Ablauf von drei Semestern abgelegt werden, — und sofort gewinnt die Sache ein gefälligeres Aussehen. Das erste Rigorosum erhält Anschluß an die erste Staatsprüfung, und die triste, von Lebensüberdruß umflorte Erscheinung des ewigen Doktoratskandidaten, der manchmal sogar die praktische Prüfung hinter sich hat, verheiratet ist, von seiner Umgebung mit verletzender Diskretion per Doktor angesprochen wird, verschwindet sofort. Nicht einmal mit der Rückwirkung brauchte man sich den Kopf zu zerbrechen. Man lasse einfach das Gesetz sofort wirken. Jene Kandidaten, die noch nicht allzu tief im judiziellen Studium stecken, werden von dieser Rechtswohltat noch Gebrauch machen können, die übrigen werden es wohl unterlassen. Zugleich restituiere man bezüglich der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte die frühere Praxis und vergesse insbesondere nicht zu verfügen, daß zwei Romanisten als Examinatoren zu fungieren haben. Denn Gott bewahre uns davor, daß der Schwerpunkt des Rigorosums vom römischen ins deutsche Recht verlegt werde!

Man munkelt ja schon, daß an dieser Reform »gearbeitet« werde. Die Berge in Österreich kreißen. Hoffentlich erleben wir keinen Abortus! Denn der ist bei uns, selbst wenn es sich um die kleinste Maus handelt, zu befürchten. —

*

Über kurz oder lang wird man jedoch dem ganzen Rechts-Doktorat an den Leib rücken müssen. In der gegenwärtigen Gestalt bildet es, wie schon sein Name andeutet, ein antediluvianisches Monstrum. Die Zeiten, wo der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Tätigkeit im römischen und kanonischen Rechte lag, sind längst und definitiv vorbei. Heute umfaßt es zehn umfangreiche Fächer, unter denen das römische Recht zwar immer noch seinen Ehrenplatz behauptet, das kanonische sich dagegen mehr wie ein Anhängsel ausnimmt. Mit dem Anschwellen des Rechtsstoffes vollzog sich ein ständiges Abflachen der wissenschaftlichen Ausbildung. Ein tieferes Wissen in allen zehn Fächern

— eine Aufgabe für das ganze Leben — zu verlangen, wäre ja absurd, und kann man es nicht in allen verlangen, so verlangt man es schließlich in keinem. So sind heute die Rigorosen kaum mehr denn eine Wiederholung der bezüglichen Staatsprüfungen. Das Gehirn eines JUDr. gleicht aber einer Encyklopaedie der Rechtswissenschaften. Es enthält multa, non multum. Es entspricht also keineswegs den Anforderungen der nach einer Spezialisierung drängenden Wissenschaft. Es wird aber auch den Postulaten des praktischen Lebens nicht gerecht. Die strenge Scheidung zwischen Rechtspflege und Verwaltung verlangt gebieterisch eine entsprechende Spaltung des Doktorates. Was soll ein Richter mit der wissenschaftlichen Ausbildung in politicis, was ein Verwaltungsbeamter mit einer solchen im judiziellen Fach anfangen?

Da nun die Staatsprüfungen die nötige Abrundung des juristischen Wissens garantieren, läßt sich eine Reform des Rechtsdoktorates ohne jede umstürzende Änderung des bisherigen Studienplanes, die immer an dem zähen Widerstand des österreichischen Konservativismus zerschellen würde, etwa folgendermaßen durchführen:

1. Zum Rechtsdoktorate genügen von nun an zwei Rigorosen: das erste und zweite (praktisch für Richter und Advokaten), oder das erste und dritte (praktisch für jene, die sich dem Verwaltungsdienst, und jene, die sich dem politischen Leben widmen wollen). 2. Das erste Rigorosum kann bereits nach drei Semestern, die übrigen erst nach dem Absolutorium abgelegt werden. 3. Der Prüfungsstoff bleibt unverändert. Bloß beim ersten Rigorosum wird im Sinne der früheren Praxis aus der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte das deutsche Privatrecht geprüft, und zwar so weit es Bestandteil des gemeinen Rechtes geworden ist und in besonderer Berücksichtigung der österreichischen Rechtsbildung (also im Umfange des Gerberschen Systems). Die Zahl der Examinatoren wird auf drei herabgesetzt. Um jedoch dem römischen Recht seine Stellung zu sichern, erhält der Romanist zwei Stimmen. 4. Die Prüfungstaxe wird beim ersten Rigorosum herab-

gesetzt (etwa auf 100 Kronen), bei den zwei anderen dagegen erhöht (etwa auf 180 Kronen). 5. An dem Prinzip der Unersetzlichkeit der Staatsprüfungen durch die Rigorosen wird festgehalten. Da hiebei jedoch nur der eine Zweck verfolgt wird, die praktische Ausbildung der Juristen neben der theoretischen sicherzustellen, wird nach der Regel: cessante ratione cessat lex ipsa bei der ersten Staatsprüfung eine Ausnahme statuiert: das erste Rigorosum ersetzt die Staatsprüfung. Zum Vorrücken genügt jedoch allenfalls das Bestehen der Staatsprüfung.

Mit Hilfe einiger Übergangsbestimmungen könnte auf diese Weise das Rechtsdoktorat mit einem Schlage auf die Höhe der Zeit gebracht und überdies die folgenden Vorteile erzielt werden: Die Möglichkeit entsprechender wissenschaftlicher Vertiefung. Entlastung der Professoren ohne Beeinträchtigung der Einkünfte. (Die Überbürdung der Professoren mit Prüfungen ist namentlich an großen Universitäten enorm.) Verbilligung des Doktorates und Ausfall zweier überflüssiger Prüfungen. Erfüllung des Wunsches nach Einführung eines Doktorates der Staatswissenschaften. Das römische Rigorosum würde in der angedeuteten Gestalt gewiß kein Hindernis für dessen Erreichung bilden

Ein Jurist.

* * *

Das Cabaret.

Selig sind die Dichter der Gegenwart. Ihr goldenes Zeitalter ist zurückgekehrt. Wie in den Tagen des Minnesanges und der fahrenden Scholaren ziehen sie wieder von Ort zu Ort und künden ihr eigen Lied. Und die großen Herren und Frauen erlaben sich an ihrer Kunst und lohnen sie mit Speis' und Trank und geben dem Dichter ab von ihrem Überfluß.

Ein wenig anders ist's freilich geworden seit Heinrich von Ofterdingen und Wolfram von Eschenbach. Der Dichter ist kein fröhlicher Troubadour mehr, der mit schmetternder Stimme und sanfter Harfenbegleitung seiner Herzliebsten das neueste Geständnis seiner heiligen Minne ablegt. Seine Kehle ist heiser geworden, und

sein Liebeslied weiß nichts mehr von sehnsüchtigem Verlangen und heißem Werben. Mit hohler Pathetik krächzt der Dichter von heute den Bericht verbuhlter Nächte und öder Enttäuschungen in die Ohren seiner Hörer. Auch geht er nicht mehr in die Höfe der Burgen und Schlösser, um den Besten, die er sich erwählt, seine Kunst zu zeigen, – sondern seine Gönner suchen ihn auf, wo er abwechselnd mit einer kreischenden Schnadahüpflerin und einem Cake-Walk-tanzenden Nigger gegen ein entsprechendes Entree seine Muse entblößt.

Die Tribüne des Dichters ist nicht mehr der Schloßhof eines kunstfreudigen Edelmannes, sondern das Cabaret, und der fahrende Sänger ist nicht mehr ein frohes Ereignis, sondern eine Programm-Nummer.

Die Gegenüberstellung der singenden Scholaren von ehedem und des Brettl-Dichters von heute wirkt einigermaßen schmerzlich. Nicht minder schmerzlich aber wirkt die Gegenüberstellung des ursprünglichen französischen Cabarets und seiner deutschen Nachbildungen, an denen nur noch der französische Titel der Einrichtung die Herkunft verrät.

Die Idee, die dem Cabaret zu Grunde liegt, ist gewiß nicht unkünstlerisch. Sie ging hervor aus dem Mitteilungsbedürfnis lustiger Künstler. Dichter, die fidele Verse machten, Maler, die groteske Bilder zeichneten, Musiker, die vergnügte Weisen fanden, vereinigten sich zu ihrer eigenen Erheiterung. Sie zeigten einander ihr neuestes Schaffen, und jede Zusammenkunft gab ein neues eigenartiges Bild künstlerischer Produktion. Fand einmal ein anderer Ton seinen Weg in diesen lustigen Kreis, so mochte er die fröhliche Geselligkeit weihen und die ganze, mehr oder weniger improvisierte Veranstaltung künstlerisch abrunden. Männer, die kamen, um sich mitzufreuen an den Gaben der hungrigen Brüder, mußten sie mit Wein und Eßwerk traktieren, und allmählich mag sich so das Pariser Cabaret zu einer regelmäßigen Zusammenkunft schaffender Künstler und kunstfroher Genießer herausgebildet haben. Daß man mit dem Teller sammeln ging, und schließlich wohl auch festes Eintrittsgeld erhob, tat den künstlerischen Darbietungen keinen Abbruch. Die Veranstalter waren und blieben die Künstler. Was sie gaben, waren Geschenke ihrer Muse. Daß sie reiche Leute zahlen ließen, war ein praktischer Notbehelf. Aber

wem ihre Darbietungen nicht paßten, der mochte fortbleiben. Konzessionen wurden nicht gemacht.

Der Ruf vom »Chat noir« und anderen Pariser Cabarets drang über die Vogesen. Mit der plumpen Imitationswut, die den Deutschen auszeichnet, stürzte man sich auf die neue Idee — und pflanzte Palmen in Schneefelder.

Zuerst versuchte man es allerdings mit einer dem deutschen Wesen viel mehr entsprechenden Gründung. Man machte aus dem Cabaret ein Theater. So entstand Wolzogens Überbrettl. Das war an sich gar kein übles Gewächs. Jedenfalls lagen hier Möglichkeiten, heitere Kleinkunst zu popularisieren. Anspruchslose Verschen, anspruchslos vertont und niedlich gesungen – das war etwas, was zwar mit dem Wesen der Pariser Cabarets in ihrer Betonung künstlerischer Eigenart herzlich wenig gemein hatte, — aber dem deutschen Gemüt hat nie etwas besser gelegen, als die Klingklanggloribusch-Liedchen der Herren O. J. Bierbaum und Oskar Straus.

Die Idee war lebensfähig, und Herr von Wolzogen war wohl der Mann, sie unter Wahrung eines gewissen künstlerischen Niveaus am Leben zu erhalten. Woran das Unternehmen scheiterte, hat er selbst oft genug auseinandergesetzt: an der Profitgier konkurrenzsüchtiger Banausen, die nach der einen Seite die Distanz zwischen Überbrettl — die Bezeichnung war ausgezeichnet! — und Tingeltangel, nach der andern Seite die Distanz zwischen Überbrettl und Vorstadttheater nicht abzumessen verstanden. Wolzogen gab den Kampf mit den wohl pekuniär überlegenen Nachtretern auf, und diese sorgten dafür, daß die gesunde und dem flachen Verständnis des deutschen Bürgers trotz der Einhaltung künstlerischer Grenzen noch angepaßte Institution rasch zum Teufel fuhr.

Jetzt kamen die Neunmalklugen an die Reihe. Sie bewiesen mit scharfsinniger Logik, daß das Überbrettl selbstverständlich eine total verfehlte Idee war, und daß nur das Cabaret, wie es in Paris florierte, der Vermittler populärer Kleinkunst sein könne. Also wurden Cabarets gegründet.

Zuerst gings noch. Es traten Künstler zusammen, die wirklich etwas waren. Sie amüsierten sich in aller Harmlosigkeit mit ihren Vorträgen und sahen nicht viel auf die Zuschauer, die mit ihren billig erworbenen Eintrittskarten gerade die Unkosten deckten. Aber bald ward in den deutschen Künstlern der deutsche

Krämer lebendig. Man setzte höhere Preise an, und das Cabaret ward für den jeweiligen Unternehmer ein einträgliches Geschäft. Damit hörte natürlich der Künstler auf, der Gastgeber zu sein, der den Besucher des Cabarets mit seinem Schaffen bekannt macht. Er mußte sich dem Geschmack des Publikums anpassen, und das heißt in Deutschland nichts anderes als: seine Kunst verkitschen. Das war natürlich das Ende des künstlerischen Cabarets. Hier war der Strich, der das deutsche Cabaret von seinen französischen Vorbildern grundsätzlich schied. Das Cabaret begab sich seiner Wesensart, als es anfing, der angstgemuten Schwerfälligkeit des deutschen Philisters Konzessionen zu machen.

Berlin ward jetzt übersät mit Cabarets, die die geschmacklosesten Namen trugen. Da war das Cabaret »zum Nachtomnibus«, »zum Klimperkasten«, »zur Schminkschatulle« (Herr Danny Gürtler!) usw. usw. Was da geboten wurde, kann man sich vorstellen. Fadester Dilettantismus, ödeste Zoterei, geistlosester Humbug. Daß hier und da doch immer wieder mal ein echter Künstler auftauchte, daß einzelne — sehr vereinzelte — Cabarets doch ein gewisses künstlerisches Niveau wahrten, vermochte den sicheren Niedergang nicht aufzuhalten. Denn zu aller blöden Schablonenhaftigkeit trat noch ein Faktor hinzu, der jeder künstlerischen Regung auf den Cabarets vollends den Todesstoß versetzte: die hohe Obrigkeit.

Aus dem Betrieb der Cabarets war naturgemäß mittlerweile ein sehr einträgliches Gewerbe geworden. Geschäftskundige Leute, die bis dahin mit irgendwelcher Kunst nicht das geringste zu tun hatten, gescheiterte Existenzen, die zu keiner andern Beschäftigung mehr anstellig waren, wurden plötzlich Cabaretiers. Sie fingen zum Teil mit recht erheblichen Kapitalien an, engagierten Leute, die als Humoristen bei Witzblättern einen gewissen Ruf hatten, für ungeheure Gagen und schufen dadurch auch so manchem Weinwirt reiche Nebeneinnahmen. Das erregte den Konkurrenzneid mancher anderen Gastwirte, die sich dann mit einer Denunziation an die Berliner Polizei wandten, weil da und dort öffentliche Schaustellungen ohne polizeiliche Konzession vorgenommen würden. Seitdem unterliegen auch die Cabaret-Darbietungen der behördlichen Zensur.

Das ist natürlich schon an und für sich absurd genug. Die Originalität der Pariser Cabarets besteht eben darin, daß die

Künstler bei jeder Zusammenkunft mit irgend einem neuen Beitrag überraschen, daß die Vorträge unter Umständen ganz improvisiert werden. Das war nun für Berlin unmöglich. Aus der fröhlichen Veranstaltung künstlerischer Geselligkeit war eine programmatisch abgezirkelte, behördlich sanktionierte, künstlerisch wertlose bürgerliche Abendunterhaltung geworden.

Aber damit nicht genug. Die Berliner Polizei zeichnet sich dadurch aus, daß ihr Rotstift mit unnachahmlicher Sicherheit all das zu treffen weiß, was durch eine satirische Note oder durch die formale Gestaltung oder durch andere Qualitäten sich von dem Kitsch der übrigen Darbietungen künstlerisch abhebt. Sexuelle Themata sind natürlich in der Satire garnicht zu vermeiden, und es gehört schon eine ganze Portion verbohrten Muckertums dazu, solche Themata eo ipso anstößig zu finden. Das tut auch die Polizei nicht. Wo es sich um nackte, unverfälschte Zote handelt, ist sie garnicht zimperlich. Witzlose, lüsterne Sächelchen dürfen, soweit sie grade Ausdrücke vermeiden, getrost passieren. Aber wehe der Derbheit, wenn sie boshaft ist! Ohne Gnade verfällt sie der Konfiskation. — Von sozialen Thematen garnicht zu reden. Kritisch ist polizeiwidrig.

Kunstlos, poesielos, kastriert vegetiert so in Berlin das Cabaret weiter. Sehr vermögende Unternehmer, die die Prätention haben, das Publikum trotz allem in dieser oder jener »Nummer« mit Kunst zu füttern, geraten dabei natürlich nach der andern Seite hin auf Abwege. Bald indem sie einen Künstler aufs Brettl zerren, der seinen ganzen Qualitäten nach auf die Bühne oder in den Konzertsaal gehört, bald indem sie einen Vortragenden in ein abenteuerliches Kostüm stecken und ihn so zu einer Zirkus-Attraktion degradieren. Das übrige Repertoire setzt sich dann aus Tingeltangel- und Variété-Nummern höchst abgeschmackt zusammen, aus denen sich das Programm der anderen Cabarets, die auch nach außen hin keinen Anspruch mehr auf eine künstlerische Note machen, ausschließlich rekrutiert.

Wie lange sich die Rudimente des französischen Cabarets in Berlin noch halten werden — das kann kein Mensch wissen. Sicher nicht länger, als bis das liebe Publikum, dem zu Gefallen sich die Künstler derart entwürdigt haben, selbst angeödet ist von der Einrichtung. — —

In Wien beginnt sich das Cabaret-Leben eben erst zu regen. Der Anfang ist von einem Franzosen gemacht worden, noch dazu von einem, der das beste Cabaret, das Deutschland je besessen, geleitet hat, und zwar in München, wo das Volkstemperament dem französischen schon sehr viel ähnlicher ist als in Berlin. Vorläufig kann Wien also zufrieden sein.

Wenn ich trotzdem trübe Auspizien stelle, so geschieht das aus meiner intimen Kenntnis der Entwicklung des Berliner Cabarets heraus. Eine Polizei-Zensur brauchte in Wien nicht erst dem Cabaret auf den Hals gehetzt zu werden; die hat's hierzulande stets und bei jeder Gelegenheit gegeben. Das Publikum aber ist schon jetzt ein wichtiger Faktor für die Zusammenstellung des Programms. Und es werden Konkurrenten entstehen, die, wie in Berlin, langsam aber sicher die Kunst zum Tempel hinausjagen werden, um die Cabaret-Kunst durch das — intime Variété zu ersetzen.

Paris — Berlin — Wien. Ob das eine Steigerung ist?

Erich Mühsam.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Schiedsrichter.

Musikkritik:

‚Sonn- und Montagszeitung': »Als Eröffnungsnummer figurierte Beethovens C-dur-Symphonie, welche eine geradezu musterhafte Interpretation erfuhr. An jeden einzelnen Satz knüpften sich stürmische Beifallskundgebungen, die sich nach dem Finale zu förmlichen Ovationen für Herrn Dr. Muck und unsere trefflichen Philharmoniker steigerten«.

Theaterkritik:

‚Neue Freie Presse': »Die klassischen Abende dieser Bühne brachten heute eine interessante,

‚Zeit': »Was ist nur Herrn Dr. Muck eingefallen, die Tempi der ersten Beethovenschen Symphonie derart zu verschleppen? Das Werk klang wie unter den Händen junger Klavierschüler, die es zum erstenmal vierhändig durchnehmen .... Wie sehr die Aufführung verfehlt war, konnte Herr Muck schon an dem Beifall des Puklikums bemerken. Nach den ersten Sätzen erfolgte er so spärlich wie noch nie .... Erst nach dem letzten Satze, der zwar langsamer als sonst, aber doch in erträglichem Tempo gespielt wurde, erscholl er einmütig«.

‚Arbeiterzeitung': »Eine reizende Aufführung. Eine Vorstellung, die dem Theater hohe

aber nicht sehr gelungene Neubelebung: Shakespeares ‚Lustige Weiber von Windsor' .... Wie ‚Der zerbrochene Krug' durch gleichen Mangel jüngst im Volkstheater zerschellte, so wurde auch die Lustigkeit der ‚Weiber von Windsor' arg geschädigt. Die Wendung der Darstellung ins Groteske vermag da nicht abzuhelfen, sie ist verfehlt und dem Geiste des Dichters völlig entgegen .... Amerikanischer Groteskclownspaß, mit dem man heute Shakespeare auf das widerwärtigste verroht und der hier sich hoffentlich niemals einbürgern wird. So war der dramaturgische und schauspielerische Erfolg des heutigen Abends ein geringer; jener wurde durch herzlich banale Einschnitte beeinflußt, dieser litt an dem Fehlen jeder nennenswerten Leistung«.

Ehre macht und die Hoffnung erweckt, endlich, endlich werde das Volkstheater vollbringen, was in den letzten Jahren nur mehr mit resignierten Hoffnungen erwartet wurde. In Richard Vallentin, der die ‚Lustigen Weiber' inszenierte, kann das Wiener Theater seinen Reinhardt finden! Was er gestern aus den ausgezeichneten Schauspielern des Volkstheaters hervorzauberte, das erfreute bis ins Detail. Und die Stimmung des ganzen Werkes wußte er fast bis an jene Grenzen zu steigern, wo nur mehr der musikalische Ausdruck der zureichende ist. Soweit das Theater die innere Musik der Shakespeare-Sprechoper laut werden lassen kann, ist das gestern geschehen .... Jubel, den die Vorstellung erweckte .... vorzügliches Ensemble ....«

Habitué. Herr st. g. von der ‚Arbeiter-Zeitung' — noch nicht zu verwechseln mit Herrn st—g von der ‚Neuen Freien Presse' —, der begeisterte Rezensent der uninteressanten Vorstellung der »Lustigen Weiber von Windsor«, ist jener Herr, dem das Deutsche Volkstheater am Saisonbeginn ein Stück abgenommen hat. Dieser Vogel im Käfig der Sozialdemokratie fliegt jetzt öfter ins Land des bürgerlichen Tantièmenerwerbs. Ein in der ‚Arbeiter-Zeitung' gelobtes Land. Mit zwei Theatern, dem des Herrn Weisse und dem des Herrn Jarno, steht Herr Stefan Großmann als Dramatiker in Geschäftsverbindung, beiden Theatern hat er sich bisher als kulanten Kritiker gezeigt. Mit seiner Begeisterung für die ‚Lustige Weiber'-Aufführung stand er aber so vereinsamt da, daß er sich's vorläufig überlegt hat, das »dankbare Nachwort«, welches er den Lesern der ‚Arbeiter-Zeitung' versprochen hat, erscheinen zu lassen. Die Vorstellung verdiente wirklich ein Nachwort, wenn auch nicht das eines dankbaren Volkstheaterautors. Man müßte erzählen, daß der Berliner Humor-Saugapparat »Vallentin« versagt hat. Auf kaltem Wege läßt sich den Volkstheaterschauspielern nicht beibringen, was sie nicht haben. Sind ja brave Leute, täuschen bei entsprechendem Drill gewiß noch echtere Lebensechtheit vor als die Nachtasylbewohner,

die Herr Vallentin in Berlin geschult hat. Aber für Shakespeare langt's nicht. In der ganzen figurenreichen Vorstellung hatten bloß die Herren John (Schaal) und Romanowsky (Schmächtig) und das wegen Begabung nicht beschäftigte Fräulein Schaffer (Anne Page) Stil. Der Rest ist Lärmen. Der tüchtige Herr Homma kann nichts für den bösen Willen der Direktion, die ihm den Falstaff zugemutet hat. Die Vorführung des Falstaff in einer Stadt, die Bernhard Baumeister, den lieben genialen Naturschwimmer, in dieser Rolle erlebt hat, wird nach Jahrzehnten noch ein parvenühaftes Unterfangen sein.

Gebildeter. Sie sind im Irrtum. Lukian, dessen Dialog »Die Fahrt über den Styx« das Lustspieltheater aufgeführt hat und der wahrscheinlich um das Jahr 116 geboren wurde, ist mit meinem Mitarbeiter Lucianus nicht identisch. Unrichtig ist auch die Behauptung des Literaturforschers vom ‚Neuen Wiener Journal', daß »man ihn (Lukian) noch in den germanistischen Seminaren kennt« und daß dies »die einzige Fühlung ist, die er mit der Gegenwart unterhält«. Wenn Lukian, der griechisch schreibende Syrer, auf die germanistischen Seminare angewiesen wäre, könnte er zusehen, wo er die Fühlung mit der Gegenwart hernähme. In Wirklichkeit soll er diese einem gewissen Wieland verdanken.

Beobachter. Wandel der Zeiten! Ehedem hieß es einfach: Die besten Klaviere bei Kohn. Jetzt ist die Annonce sensibel geworden: »Das Klavier ist das adeligste Instrument . . . . Edle Klaviermusik ist sozusagen immer: Musik, einige tausend Meter über'm Meeresspiegel . . . . Die Klaviere, die man jetzt bei Kohn vereinigt sieht, sind aristokratischste Vertreter ihrer Rassen«. Natürlich gibt's auch »eine unendliche Fülle latenter Musik«. Früher war das Inseratengeschäft ein offenes; jetzt ist es »latent«. Die Feuilletonisten müssen ihre schönsten Bilder, Nuancen und Beobachtungen daran wenden. Ehedem hieß es einfach: Preis eines Bösendorfer-Klaviers 2000 Gulden. Jetzt: »Zweitausend Gulden kostet solch ein Instrument, dessen Äußeres, dessen langgestreckter, aristokratisch-schlanker Leib, dessen ganze Maßen- und Größenverhältnisse schon Harmonie atmen. Der Normalbürger wird kaum zweitausend Gulden für ein Klavier seinem Budget abpressen können. Aber man geht mit ziemlicher Unlust und Unzufriedenheit an den kleinen ‚überspielten' Stutzflügel, der das häusliche Musikinstrumentar repräsentiert, wenn man einmal aus einem solchen Wunderkasten das Meer von Wohlklang heraufschwellen hörte, das zwischen seinen schwarzen Holz-

wänden eingefangen ist.« — Das ist wahrscheinlich alles richtig, und es ist wohl auch in Ordnung, daß Klaviere literarisch gewürdigt werden. Nur wäre strenge darauf zu achten, daß, wenn sich ein Psycholog von einem Klavier angeregt fühlt, die Anregung der Administration durch die Firma unterbleibe.

Sammler. Sogar in der Rubrik der Theaterzettel ist die ‚Neue Freie Presse' desorientiert. Lange Zeit erfuhr man unter der Spitzmarke »Theater und Vergnügungen in Wien«, was in den Schauspielhäusern von Prag, Brünn, Graz und Innsbruck gespielt wurde. Die weite Entfernung dieser Theater vom Zentrum unserer Stadt hat den Wert der Ankündigungen wesentlich herabgemindert. Man kommt doch noch rascher ins Carltheater. Aber ach, dort hieß es am 9. März: »Geschlossen. Anfang ½8 Uhr, Ende 10 Uhr«! — Ein Leser schreibt: »Zu den Abenteuern am ‚Lop-Nor-See', zu den schrecklichen ‚Guerilla-Kriegen', zu den schauerlichen ‚Attentats-Versuchen', die wir fast täglich über uns ergehen lassen müssen, kommt nun in der ‚Neuen Freien Presse' vom 10. d. M., Abendblatt, eine Verunglückung in Ski-Schuhen und tags vorher im Morgenblatte gar eine Anti-Duellbekämpfung. Die ‚Neue Freie Presse' ist doch eine aufregende Lektüre!«

Onkel Salomon. Bei der Heine-Feier der »Konkordia« ist der Vertreter der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung' tobsüchtig geworden. Sein Bericht lautet: » . . . Zuerst kam ein Prolog von Ludwig Hevesi, der ja wirklich auch zu den großen Dichtern gehört. Er hat wieder einen seiner köstlichen Aufsätze geschrieben, die man mit Goldbuchstaben und künstlichen Miniaturen auf unvergänglichem Pergament oder auf ehernen Tafeln festhalten sollte, von denen jeder einzelne ein unvergeßliches, künstlerisches Erlebnis ist, in denen alle Künste, Poesie, Malerei, Plastik und die Kunst der Architektur, verschmolzen sind zu dem edelsten Erz der Sprache. Jedes seiner Worte war eine Welt, jeder Satz ein Epigramm, jeder Absatz eine Geschichte der Literatur, der Kunst oder der Kultur überhaupt, und mehr als das. Und trotz der Tiefe seiner Philosophie schreitet seine Sprache leicht dahin wie eine Tänzerin. Ein ästhetischer Genuß von höchstem Reiz war es, zu sehen, wie die große, vielgewaltige Natur Heines sich in dem vielgewandten, stilgewaltigen Hevesi spiegelt: es glänzt, es blitzt von Geist und die Reflexe leuchten in die höchsten Höhen und die tiefsten Tiefen.«

Mit der nächsten, der 200. Nummer, schließt der VII. Jahrgang der ‚Fackel' ab.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda und Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Die Fackel

erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel',

Wien, IV. Schwindgasse 3 (Telephon 7857, Postsparkassen-Konto Nr. 57.884)

als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	K 9.—
» »	18 » »	» 4.50
» das Deutsche Reich,	36 » »	» 10.50
» » » »	18 » »	» 5.25
» die Länder d. Weltpostv.,	36 Nummern, portofrei	» 12.—
» » » »	18 » »	» 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz 4 (Telephon 12801),

versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 198, 12. März): Abfälle. — Kanonen aus Kirchenglocken. Von Robert Scheu. — Staus cridae. Von einen Staatsbeamten. — Erotik der Kleidung. Von Lucianus. — Ein Original-Telegramm. — Antworten des Herausgebers: Wien in Monte Carlo; Eine Mittelschulreform; Feodorowna Ries und Gott; Sprachliches; Prophetisches aus dem ‚Deutschen Volksblatt'; Brahms; Mozart und Weber).

Kronsdorfer natürlicher alkalischer **SAUERBRUNN**

CARL GÖLSDORF K.u.K. Hoflieferant

Karlsbad, Wien, Budapest, Berlin, Kronsdorf.

Herren-Anzug . . . . . K 30.—
Knaben-Kostüm . . . . . K 12.—
Herren-Ueberzieher . . . . . K 24.—
Knaben-Bordjacke . . . . . K 13.—
Mädchen-Kostüme und Jacken.

KLEIDERHAUS

M. NEUMANN

k. u. k. Hof- Lieferant

WIEN, I. KÄRNTNERSTRASSE Nr. 19.

Illustrierte Kataloge gratis u. franko.

ANNONCEN

für sämtliche

ZEITUNGEN

und

KALENDER

der Welt

besorgt

bestens und billigst

die

ANNONCEN-EXPEDITION

EDUARD BRAUN

WIEN, I.

Rotenturmstrasse Nr. 9.

Zeitungs- und Kalenderkatalog für Inserenten gratis und franko.

Im Verlage **„DIE FACKEL"** sind unter anderem erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Karl Kraus:

Sittlichkeit und Kriminalität

Irrenhaus Österreich

(Die Affaire Coburg)

Der Fall Hervay

Die Kinderfreunde

(Zum Prozess Beer)

Preis jeder Broschüre 40 h, portofrei 50 h.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.

Nr. 200. 3. April 1906 VII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

n Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 30 Pf

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL', IV. Schwindgasse 3.

VITA

REINSTE NATÜRLICHE NATRON-QUELLE

Die „Vita-Quelle" wirkt vorzüglich bei harnsaurer Diathese, Gicht, Rheumatismus und Blasenleiden. In überraschender Weise behebt sie die hartnäckigsten Magenkatarrhe, beseitigt prompt das peinigende Sodbrennen und ist ein Stoffwechsel-Regulator von höchster Vollkommenheit. Vorrätig in allen Apotheken und Depôts.

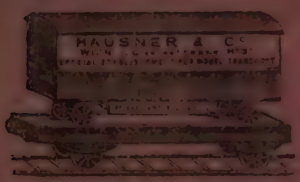
Generalvertrieb durch die Mineralwasser-Großhandlung

S. Ungar jr., k. u. k. Hoflieferant, Wien I.

Jasomirgottstraße 4.

Prospekte, Analysen und Beschreibungen gratis und franko.

Uebersiedlungen



von und nach allen Plätzen des In- u. Auslandes mittelst Patent-Möbelwagen bis zu 8½ Metern Länge besorgen bestens und billigst

Telephon Nr. 8421 **HAUSNER & Co.** Telephon Nr. 8421

Spezialgeschäft für Möbeltransport:

Wien, I. Maximilianstr. Nr. 3.

Spezialität: Überseeische Transporte mit Möbelkoffern (eigenes Patent). Prompte Gepäcks-Expeditionen, Einlagerungen.

Nr. 2 der „FACKEL"

vom Verlag rückzukaufen gesucht.

Alleinige Annoncen-Annahme durch die Annoncen-Expedition EDUARD BRAUN, Wien, I. Rotenturmstraße Nr. 9. — Telephon 21.122.

Die Fackel

Nr. 200 WIEN, 3. APRIL 1906 VII. JAHR

Der Selbstmord der Themis.

Hätten wir, ehe Laura Beer sich in die Stirn schoß, die Wahl gehabt, die Erhaltung ihres Lebens oder des Lebens der Herren Kleeborn + Feigl + Steger etc. etc. zu wünschen, wir hätten nicht geschwankt. Wenn Themis' Wage Menschenwerte zu vergleichen hätte, die Summe von Anmut, die mit der Ärmsten aus der Welt gestrichen wurde, hätten alle richtenden Hofräte und rächenden Regierungsräte dieses Schandprozesses nicht aufgewogen, nicht die Würdigkeit eines Staatsanwalts, der zur Erstattung einer Anzeige »rät«, nicht einmal der Heroismus zweier Knaben, die elterlichem Rachedurst den Ruf ihrer leiblichen Unschuld opfern. »Wegen zwei solcher Buben!« soll ein Helfer der Justizschändung, den die Nachricht vom Selbstmord in Clarens zur Besinnung brachte, ausgerufen haben. Graut den Herren vor dem Walten einer Judikatur, deren Strafwirkung weit über die gesetzlichen Maße ins Zentrum des Menschenglücks trifft? Fühlen sie das Mißverhältnis zwischen Tat und Strafe? Der kriminalistische Wahnsinn wirkt auf keinem Gebiet, das die Profosen der Menschheit annektiert haben, so verheerend wie auf dem der Sexualjustiz. Die Phantasiearmut, die hier Gesetze kleistert, Anklagen erhebt und Urteile fällt, ahnt nicht, daß sie für Vergehen, die in anderen Himmelsstrichen keine sind, unerhörte Menschenopfer fordert.

Moralheuchelei und die Feigheit einer Presse, die bloß den Speichel des Siegers leckt, überbrücken die Kluft zwischen kleiner Ursache und großer Wir-

kung: sie sorgen dafür, daß die sexuelle Verfehlung, deren einer angeklagt ist, nicht beim richtigen Namen genannt werde. Im Falle Beer hat journalistische Diskretion durch delikate Verschweigung des wahren Sachverhalts der Phantasie weitesten Spielraum gelassen: die vom Prozeß ausgeschlossene Öffentlichkeit glaubt an den schwersten päderastischen Eingriff, der die Gesundheit vergewaltigter Knaben dauernd vernichtet hat. Bis heute kennt kein Zeitungsleser die »Tat«, für die jener kleine Wahrheitsfanatiker, der in der Schule die Sittennote: selbstbefriedigend hatte, seine Hand zum Schwure benützte. So sei denn einmal ausgesprochen, daß seit vier Jahren die Welt rebellisch gemacht wird, die österreichische Justiz kopfsteht, die Akten des Wiener Landesgerichts sich berghoch türmen, Familien zerstört werden, Väter an Zuckerkrankheit sterben, blühende Gattinnen sich den Tod geben, weil das Glied eines Advokatensöhnleins flüchtig berührt worden sein soll. Im Deutschen Reich, das dem Wahnwitz homosexueller Strafdrohung genau so opfert und die Bestrebungen der Erpresser genau so fördert wie Österreich, ist die Übung, deren Professor Beer — nein, in diesem Fall sein Geschmack — beschuldigt war, absolut straffrei. Unser Oberster Gerichtshof hat sich, wie neulich erst die ‚Gerichtshalle' feststellte, in einer Entscheidung vom 11. April 1902 ausnahmsweise zur vernünftigen Auffassung des unvernünftigsten Paragraphen bekannt und — bei minder harmlosem Sachverhalt als im Falle Beer — die plane Selbstverständlichkeit ausgesprochen, daß »unzüchtige Betastung« noch nicht den Verbrechensbegriff der »widernatürlichen Unzucht« darstellen kann. Die Diskrepanz der beiden Judikate, die die ‚Gerichtshalle' veröffentlicht, ist himmelschreiend. Mit einem Eifer, der für die simpelste Deduktion von der Welt die Jurisprudenz aller Völker und Zeiten, die Carolina und die Theresiana, das Josefinische Gesetzbuch und alle Hofdekrete und

Prügelpatente von Peking und Wien heranzieht, geht der Oberste Gerichtshof für die Freiheit, die Genitalien des Nebenmenschen zu ergreifen, ins Zeug. Und dies in einem Falle, der nicht einmal einen österreichischen Aristokraten betrifft, dem etwa die verlockende Gelegenheit eines Dampfbades als mildernder Umstand zugebilligt werden könnte. Dieselbe Gerichtsinstanz ist es, die plötzlich aus den Abgründen juristischer Gelehrsamkeit ans Licht steigt, um sich an einen Abgrund der Moral zu begeben und ohne wissenschaftliches Bemühen ein Spiel, das sie eben noch für straffrei erklärt hat, zum Verbrechen zu stempeln. Und die ‚Gerichtshalle' stellt fest, daß die Generalprokuratur jenen erfreulichen Fehltritt des Kassationshofes »in Ausübung der ihr seltsamerweise zustehenden Publizierungsmacht, sowohl in der von ihr herausgegebenen Sammlung der Entscheidungen als in der bekannten vom Generalprokurator Cramer veranstalteten Ausgabe des Strafgesetzes übergangen und so der Vergessenheit geweiht« hat. Schwer drückt den Obersten Gerichtshof die Reue über die homosexuelle Neigung, die er ein einziges Mal verspürt hat. Das Rechtsgut des § 129 I. b ist wieder ein freiwillig bis auf Widerruf eröffneter Durchgang für kriminalistische Dummheit und Grausamkeit, und wenn zwei österreichische Zollbeamte in Tetschen — wo bekanntlich der Kuß eines Weibes als Übertretung geahndet wird — miteinander kein Verbrechen begehen wollen, müssen sie ums Haus herumgehen.

. . . So ist's denn dabei geblieben. Für die »Tat«, die der Professor Beer in demselben Jahre, in dem sie die höchste Gerichtsstelle für straffrei erklärte, nach dem Zeugnis eines hysterischen Knaben begangen haben soll, wurde der Angeklagte zu dreimonatlichem Kerker, sein Vater und seine Gattin zum Tode verurteilt. Das Gesuch um Wiederaufnahme des Prozesses, die wenigstens den Angeklagten und seine Frau noch retten konnte, ward abgewiesen. Mit Berufung

auf das Gesetz der Trägheit, dessen Auffassung in Österreich keinen Schwankungen unterworfen ist und das die Revision eines Vorurteils in einem Falle nicht zuläßt, in dem einmal die feste Absicht des »Einspirrns« betont wurde. Die Beteiligten werden mit ihren Ansprüchen auf den Weg der Selbsthilfe verwiesen.

So tief frißt sich hierzulande das Bewußtsein des Unrechts ins Gemüt, daß Weiber zu Rechtskämpferinnen werden. Ein österreichisches Justizmartyrium macht den Verurteilten zum Heros, sein gläubiges Weib zur Hysterikerin. Der Mann könnte es verwinden, von der Wiener Ringstraße als Verbrecher verachtet zu werden, könnte den Kampf um die soziale Geltung aufnehmen oder, der durch Reichtum Unabhängige, in freierem Klima die Erbärmlichkeit vaterländischer Renommeen verlachen. In einer Schweizer Villa brütet eine Frau über Selbstmord oder Mord eines Justizgewaltigen, den sie für den Zerstörer ihres Lebensglücks hält, während er bloß — das allgemeine Rechtsgefühl zerstören half. Laura Beer hat einmal den Regierungsrat Steger, den Anzeiger, auf der Straße mit der Reitpeitsche gezüchtigt. Von dieser Frau war noch viel zu erwarten...

Die einzige Frage, die der mit dem Fall Beer beschäftigten Neugier zu lösen blieb: ob der Herausgeber der ‚Fackel' Päderast oder vom verurteilten Millionär bestochen sei, ist, wie ich erfahre, inzwischen in allen Instanzen der Wiener Gerüchtsbarkeit in doppelt bejahendem Sinne entschieden worden. Und schon wieder muß man sich mit der vertrackten Affaire beschäftigen... Seit dem Tode des Richters Holzinger hat kein Schuß im Wiener Landesgericht eine so starke Detonation gefunden wie jener, durch den unlängst die Frau eines Angeklagten aus dem Leben schied. Ein Schuß, der die Ratskammerherren weckt, ist der Rest, wenn die Rechnung zwischen Justiz und Sittlichkeit nicht stimmt. Einer muß hinüber:

ist's nicht der Richter, so ist's der Angeklagte oder wer ihm zunächst steht. Oder war's nicht Frau Themis selbst — die außer Land auf Gerechtigkeit Wartende —, die sich diesmal erschossen hat?... Und wenn man das Herz eines Staatsanwalts hätte, man möchte gegen diesen Selbstmord einer Schönen Berufung einlegen! Aber ach, er ist inappellabel wie eine Entscheidung des Obersten Gerichtshofs, — nur daß die Justiz, die zum Tode durch eigene Hand verurteilt, keine Widersprüche in der Auffassung des § 129 kennt. Der Selbstrichter ist sich stets über Schuld oder Unschuld klar. Der Oberste Gerichtshof handelt manchmal in Sinnesverwirrung.

Phrasen.

Die Machthaber von einst waren naiv und hatten ein gutes Gewissen. Die Machthaber von heute sind wissend und brauchen ein gutes Gewissen. Einst schien es dem Mächtigen natürlich, daß er unterdrückte und Willkür übte, heute scheint es ihm unnatürlich — und zur Überkleisterung dieses fatalen Konfliktes zwischen Gewissen und Interesse erfand er die moderne Ethik: die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Die Sklaverei wurde abgeschafft, erstens weil der »freie« Arbeiter billiger ist, zweitens weil die Freiheit auch besser klingt und ein gutes Gewissen macht. Der Sklave kostet Geld und man muß ihn überdies anständig nähren; denn stirbt er vorzeitig, so verliert man das durch ihn repräsentierte Kapital. Der freie Arbeiter verursacht keine

Anschaffungskosten und darf unterernährt sein, weil er in jedem Augenblicke kostenlos ersetzt werden kann. Außerdem sind Hunger und Feigheit bessere und billigere Aufseher als die mit der Nilpferdpeitsche.

•

Die »Freiheit« bedeutet recht verschiedene Wünsche. Der Proletarier will frei sein von Hunger und Zwangsarbeit, der Besitzende will frei sein von der Furcht, daß man ihm seinen Besitz nehmen könnte. Und weil diese beiden Freiheiten sich schlecht vertragen, führen Proletariat und Kapital einen unerbittlichen Kampf. Die Waffe des Proletariats ist die Organisation, die Waffe des Kapitals ist die offizielle Macht. Diese klare Sachlage wird nun von beiden Seiten durch ein ekelhaftes, moralischtuendes Phrasentum verwirrt und vertuscht. Die einen schreien nach »Gerechtigkeit«, wenn sie Brot und freie Zeit haben wollen, die anderen verheißen »Rechte«, wenn sie knechten und ausbeuten wollen. Was geht aber uns das feige Gewissen des Kapitalismus an, der sich mit frommen Lügen Mut zum Gebrauch der eigenen Macht machen muß! Der gute Geschmack fordert vom Machthaber, daß er hart und ehrlich sei. Aber noch widerlicher als die kapitalistischen Phrasen sind die sozialdemokratischen. Wenn sich die Proletarier mit »Rechten« abspeisen lassen, verdienen sie kein besseres Schicksal. Ein Sklaventum ist die Grundlage jeder Kultur und naturnotwendig, automatisch, überall dort vorhanden, wo ein Mächtigerer es über einen Schwächeren verhängen kann — ganz unabhängig von Ethik, Kulturstufe und Regierungsform. (Ethik ist und war immer nur ein Nebenher und Nachher, eine Beschönigung der Willkür oder eine Bemäntelung der Schwäche. Die Höhe der Kultur verhindert die Sklaverei nicht nur nicht, sondern verschärft sie noch. Zu allen Zeiten einer Hochkultur war auch die Bedrückung am härtesten, weil die Macht am ver-

lockendsten war. Die kapitalistische Sklaverei ist durch jede Regierungsform geschützt, durch eine liberale sogar noch besser als durch eine absolute.) Wenn nun die Proletarier, anstatt ihre Kräfte auf den wirtschaftlichen Kampf zu konzentrieren, sich in einen politischen einlassen, wenn sie in unglaublicher Verblendung politische Rechte anstatt besserer Bezahlung fordern, dann fahren die Besitzenden am besten. Politische Rechte können die Besitzenden ruhig verleihen; wenn die Parlamente die Macht des Besitzes antasten wollen, führen sie sich selbst ad absurdum. Das Recht des Stimmzettels kann man den Besitzlosen gönnen, denn »die Macht des Stimmzettels« ist nur eine Phrase. Von der Phrase leben allerdings zwei unerfreuliche Spezies von Menschen: die Schmöcke und die Demagogen.

*

Es war eine Stunde, in der das Schicksal der Menschheit sich in leiser Angel drehte. Unhörbar schloß ein Tor sich zu, unhörbar brach ein anderes auf — und der Strom des Geschehens wälzte sich in ein neues Bett . . . Am lieblichen Gestade eines kleinen Sees im Judenlande aber sprach in dieser Stunde ein sanfter, dunkeläugiger Verzückter in wunderlicher, wirrer und bilderreicher Sprache zu Fischern und Handwerkern, Herumlungernden und Neugierigen, zu Geringen und Deklassierten. Von einem Reich sprach er, das nicht ein Reich der »Welt« sei, von einem Reich der Armen und Verkannten und von einem Vater, in dessen Wohnung die Hungernden und Müden einen festlich gedeckten Tisch fänden, von einem Vater, der alle »Kinder« mit seiner Liebe umfange, und von einem Gericht, das der Vater über die Harten und Stolzen halten würde, die seine Kinder geärgert. Wer gering sei vor der Welt, werde vom Vater erhöht werden, die Reichen aber werden ausgestoßen werden aus der Wohnung

des Vaters, und eher ginge ein Kamel durch ein Nadelöhr, ehe ein Reicher ins Himmelreich käme. So wenigstens verstanden es die groben Ohren, zu denen der verzückte Symboliker sprach, und trugen es weiter als frohe Botschaft für die Darbenden und Geplagten, für die Brüder und Schwestern, für die Kinder des guten Vaters. Der Verkünder starb am Kreuze, die frohe Botschaft aber breitete sich aus und zu Damaskus fiel es einem jüdischen Demagogen von Genie wie Schuppen von den Augen und er erkannte, daß die »Welt« nichts anderes sei, als die römische Aristokratie, welche das Reich usurpiert habe, das der Vater den Kindern versprochen. Auf ausgedehnten Agitationsreisen organisierte er die »Kinder« aller Länder, und Rom selbst ward zum Zentrum der ersten internationalen Demokratie. Gleich Maulwürfen hausten die »Kinder« in unterirdischen Grüften und untergruben den Boden der »Welt«. Verzweifelt und grausam wehrte sich der Geist des Imperiums — aber das Auge des Menschen war verwandelt worden. Es sah, was es bisher nicht gesehen hatte, und es sah anders, als es bisher gesehen hatte. Es sah plötzlich das ungeheure Leiden des Menschen und konnte den Anblick des Leidens nicht mehr ertragen: es war neurasthenisch geworden. Den Verfolgten und Geächteten wuchsen aus Blut und Martern neue Genossen und die Machthaber wurden feige und schauderten vor dem Blute. Der Imperator selbst ergriff das Symbol der Macht des Leidens — und der stolzeste Kulturbau der Menschheit versank in die Grüfte . . . Der Vater hatte Gericht gehalten, aber das Reich war nicht den Kindern gegeben worden. Der Vater zu Rom verwaltete es für die Kinder, versprach den Kindern das Himmelreich im andern Leben und lenkte die Geschicke der Welt. Ein neuer Bau erhob sich über den Trümmern des alten, die Mächtigen, die »Welt«, waren wissender und furchtsamer geworden, sie gaben den »Kindern« das »Recht« und

behielten nur den Besitz. Und sie sprachen es aus, daß die Menschen vor Gott und den Gerichten gleich seien . . .

Karl Hauer.*)

* * *

Und Pippa tanzt!**)

Pippa tanzt. Aber die Maßgebenden sind nicht zufrieden. Nämlich: la grande foule und die kleinen Rezensenten. Sie wird nicht nur ignoriert. Sie wird gehaßt.

Was hassen la grande foule und die kleinen Rezensenten? Die Ironie. Die ganze künstlerische Physiognomie Pippas ist ironisch. Das ist meine Empfindung. Ungewollte Ironie. Das heißt: eine Eigenschaft der Dichtung, nicht des Dichters. Wie denn überhaupt das Gewollte das Schlechteste an diesem und an jedem Drama ist. Pippas Schönheit ist ironisch. Alles Frühere von Hauptmann war bitterer literarischer Ernst. Darum war alles Frühere so beliebt. Darum erhielt Hauptmann so schöne Grillparzer- und andere Preise. Für Pippa bekommt er gar nichts. Sie ist der Pferdefuß. Eine kompromittierende Geschichte. Kurz gesagt: eine Dichtung.

Pippa hat ihre eigene Luft. Ein Königreich des Glases in Schlesien. Die Leute sind in der Glashütte beschäftigt oder leben von ihr mittelbar. Aber nicht die Arbeit gibt der Dichtung den Grundton (wie in den »Webern«), sondern das Material der Arbeit. Das ist das Charakteristische. Aus dem Gegensatze zwischen der häßlichen Arbeit und dem schönen Material ergibt sich das Leitmotiv des Ganzen. Das Glas stammt von Venedig wie Pippa, die Tochter des Glastechnikers Tagliazzoni. Und dieses »Venedig« — mehr eine Sehnsucht, als eine Stadt — gibt dem Stücke einen zweiten Hintergrund. Den rein poetischen neben dem »Orte der Handlung«.

Rauhe Bauernhände erzeugen zarte Blumenwunder aus Glas. Ahnungslos. Hungrige Bauernaugen verschlingen die tan-

---

*) Der Verfasser der mit Lucianus unterzeichneten Aufsätze.

**) Ich freue mich, dieser von einem Dichter besorgten Ehrenrettung einer Dichtung Raum geben zu können, an der die Rationalisten der deutschen Kritik — von Harden bis Goldmann — den Zorn der eigenen Ratlosigkeit ausgelassen haben. Anm. d. Herausgeb.

zende Pippa und leiden an ihr, aber sehen sie nicht. Sie tanzt vor ihnen, aber nicht für sie.

Pippa ist die echteste weibliche Schöpfung des früheren Literaten. Traurig echt in ihrem Schicksale.

Sie ist »die Schönheit auf Erden«. Sie ist das Weib. Jedenfalls ist sie dazu da, mißverstanden zu werden. Vor Männern zu tanzen, die sie aus Bewunderung zerreißen oder — heiraten möchten.

Zwei symbolische Tänze am Anfang und am Ende. Das erste Mal im Wirtshaus — eine »Produktion«. Und zum Schlusse in der Hütte Wanns — eine höchst eigene sexuelle Angelegenheit. Zwei Bilder von einer imposanten Perspektive.

Im Wirtshaus. Unter den zuschauenden Bären ist auch der »Glashütten-Direktor«. Ein gewöhnlicher Mensch. Aber doch unter den Bären ein Weltmann. Seine Galanterie hat einige feinere Nüancen. Zuerst kommandiert er, das »verlauste« Mädel soll tanzen. Aber Pippa erscheint, und er behandelt sie zart — wie Glas. Der Herr Direktor »liebt«. Hat sogar von Pippa Träume. Er sagt ihr, daß sie aus dem Glasofen stamme. So richtig träumt er von Pippa. Er sagt ihr: »Wenn die Weißglut aus dem Ofen bricht, sehe ich dich oft ganz salamanderhaft in den glühenden Lüften mit hervorzittern.« . . . Da läßt sich plötzlich ein grotesker Riese vernehmen, ein früherer Glasbläser, »der alte Huhn«: »Vo dar hoa iich o schunn Träume gehott . . .« Das ist unheimlich. Jenseits von Literarisch und Szenisch. Aus dem Schlesischen ins Wedekind'sche übersetzt: Ferdinand (ein Diener im letzten Akte des »Erdgeist«): Man ist auch nur ein Mensch . . .

Pippa tanzt mit dem »alten Huhn«.

Man sehe, was aus dem Literaten Hauptmann geworden ist. Die putzigen »Spezialkorrespondenten«, die den Berliner Durchfall Pippas in die Welt telegraphierten, ließen den ersten Akt noch gelten. Nach meinem Gefühl mit Unrecht. Denn dieser Akt ist auch von einem Dichter. Er spielt »in der Schenke des alten Wende in Rotwassergrund«, ist aber kein Akt aus Fuhrmann Henschel. Und die »handelnden Personen« reden zwar scheinbar das gewöhnlichste Schlesisch, aber jedes ihrer Worte hat einen gewissen Unterton, der ihre Zugehörigkeit zu einer unendlichen Welt verrät. Symbolische Fäden verbinden sie mit dem poetischen Hintergrunde und nicht nur gesprochene Alltäglichkeiten mit dem »Orte der Handlung«.

Daher das prächtige Kolorit des scheinbar »realistischen« Dialogs: ein Wedekind'scher Dialog — von Hauptmann.

Pippa tanzt mit Huhn, den sie haßt und fürchtet, vor Männern, die sie verachtet und fürchtet. Bis auf Einen. Dieser Eine ist ein »wandernder Handwerksbursche«. Der junge Michael Hellriegel, der in die Welt zieht, um »etwas ganz Besonderes« zu erlernen und zu erleben. Spuckt Blut. Aber hat die Jugend und den Märchenglauben. Also ein König . . . Und nun weiß man, daß Pippa für ihn tanzt. Für den Dichter tanzt »die Schönheit auf Erden«.

Vorläufig wird aber diese Schönheit von einem Stärkeren entführt. Der alte Huhn benützt einen günstigen Augenblick, stürzt sich, wie ein Raubtier, auf Pippa und trägt sie davon, hinauf in die Berge, in seine Hütte.

Und nun, in einer luftigeren »wildromantischen Umgebung« (wo die Wirklichkeit und das Verständnis der kleinen Rezensenten aufhören), die Fortsetzung der Tragikomödie vom irdischen Spießrutenlaufen der Schönheit.

Der verrückte Poet Michael kommt von ungefähr in die Höhle des Riesen. Das Raubtier ist in dem Momente »nicht zu Hause«. Wohl aber seine Beute. Ein kostbares tête à tête mit Pippa. Eine der schönsten Szenen. Quasi »Liebesszene«, aber so wie man im Märchen liebt. Er — wie Peer Gynt — Lügner und Poet, Kind und Prahler. Glaubt am liebsten an diejenigen Dinge, die es nicht gibt — und ist jeder Heldentat fähig, wenn sie unsinnig ist. Und sie eine Perle in der Galerie der deutschen »Naiven«. Aber zwischen ihr und einem Gretchen liegt ein Abgrund oder — Lulu von Wedekind. Auf die Nachricht von der Ermordung ihres Vaters, der sie prügelte und überhaupt molto cattivo war, fällt sie nicht in Ohnmacht, sondern ihrem Michel lachend um den Hals. »Ach, so hab' ich ja Niemand mehr in der Welt! Niemand als Dich!« Und der Poet beschließt natürlich sofort, das arme Mädchen bis ans Ende der Welt zu tragen.

Wenn sie auf dieser Reise nach »Venedig« über Berge und Gletscher nicht zugrunde gehen, so verdanken sie es einer »mythischen Persönlichkeit«, dem greisen Wann, der in einer Baude auf dem Kamm des Gebirges wohnt, die Welt liebt und von der Vogelperspektive sieht. Er lockt die Beiden in sein Haus und rettet sie

so vor dem Tode. Wer ist Wann? Sicher nicht der — Herrgott (wie die scharfsinnigsten Rezensenten meinen). Mir genügt es, daß er hoch oben wohnt und (wie der Dichter des Glasmärchens Pippa) die Welt von der Vogelperspektive sieht. Vielleicht ist er keine »Persönlichkeit«, sondern — ein Standpunkt.

Wann nimmt Jugend und Schönheit zu sich auf und bewirtet sie wie königliche Gäste. Und die Beiden danken ihm nicht, sondern begegnen ihm mit Trotz und Stolz, wie es der Jugend geziemt. Dafür spielt er mit ihnen wie mit Kindern. Er lacht über den Poeten, der »auf praktische Weise« nach Venedig reisen will . . . Nein, »so kommst du wahrscheinlich niemals hin. Aber . . .« und er zeigt ihm das kleine Modell einer venetianischen Gondel: ». . . wenn du mit diesem Schifflein reisest, mit dem schon die ersten Pfahlbauern in die Lagunen hinausfuhren und aus dem, wie aus einer schwimmenden Räucherschale phantastischer Rauch: der Künstlertraum Venedig quoll . . . so kannst du mit einemmal alles erblicken, wonach deine Seele strebt . .« Ja, das ist unsinnig genug und Michel ist einverstanden. Er nimmt das Spielzeug in die Hand, und Wann versetzt ihn in einen hypnotischen Schlaf — mittels einer Zauberformel, die er Pippa nachsprechen läßt, wobei er ihren Finger um den Rand eines venezianischen Glases herumführt. Das Glas erschauert und erklingt unter der Berührung Pippas, die Töne werden immer stärker und auf den Wellen dieser Musik reist Michel im Traum nach »Venedig«. Aus seinen im Schlafe gesprochenen Worten erfährt man, daß er »alles erblickt, wonach seine schmachtende Seele strebt«.

Er reist also — allein. Dies kleine Detail ist wichtig. Dies tragikomische Detail, daß »die Schönheit auf Erden« nur für Einen ist, für den Dichter, und auch für diesen Einen — nicht ist. Nur darum macht der alte Ironiker sein seltsames Experiment mit der Gondel. Aus purem Vergnügen an einem schönen »Beweise«. An dem Beweise, daß Michel seine Pippa in der Seele hat — und erblinden könnte — und Pippa doch hätte. Die Rolle Pippas, der »irdischen Schönheit« beschränkt sich darauf, daß sie in der Seele des Poeten Michel jene Klänge hervorruft, die ihn in das Wunderland der Phantasie tragen. Aber sonst ist Pippa für Michel — nicht. Sie tanzt wohl für ihn. Aber nicht mit ihm. Sie tanzt mit demjenigen, den sie haßt. In diesem Stück und —

immer. Sie tanzt mit dem brutalen Huhn. Und zu diesem Tanze treibt sie der starke, ewige Instinkt, der alles Lebendige in die Arme des Todes treibt.

Dieser zweite und letzte Tanz, der Todestanz der Schönheit mit der Kraft, bildet den Schluß des Dramas. Der Riese schleicht sich in die Hütte Wanns ein und versteckt sich hinter dem Ofen. Wann weiß es zuerst nicht (zur großen Freude der »Spezialkorrespondenten«, die ihn für ein Symbol des Allwissenden halten) und entdeckt den Eindringling erst Nachts, als Michel und Pippa schlafen. Ein kurzes, fast stummes Ringen der Weisheit mit der Kraft, und es siegt die Weisheit. Huhn sinkt . . . aber lebt noch. Und mit dem Reste seines brutalen Lebens tötet er später Pippa, die sich in Abwesenheit Wanns und mit dem Einverständnis Michels von ihm zum Tanze verleiten läßt.

Dieser Tanz ist das schönste Finale, das ich kenne. Erinnert mich an das herrliche Ende Lulus in der »Büchse der Pandora«. Der »alte Huhn« spielt hier die Rolle des Jack the ripper. Es ist wie ein riesiges, lustig brennendes Opferfeuer zu Ehren des »mors imperator«. Drei Glieder des Tanzes: die »Einladung«, das Flehen des totkranken Raubtieres, schwere, prächtige Urworte, heiße Lavastücke; dann das »Mitleid« des Mädchens für den Sterbenden und die göttliche Naivetät des Poeten Michel, der Pippa zuredet zu tanzen; schließlich das große »Feuer«, der Tanz . . . Während des Tanzes zerbricht das Weinglas, das Huhn in der Hand hält, und . . . Pippa stirbt. Dann stürzt der Riese.

Ein sozusagen retrospektives Symbol ist die nun wirklich eintretende — Blindheit Hellriegels. Er weiß nichts vom Tode seiner »Geliebten«, so wie er früher nichts von ihrem Leben wußte. Er ist glücklich; er hat Pippa in sich. —

Das Glasmärchen vom irdischen Spießrutenlaufen der Schönheit erleidet hienieden das gleiche Schicksal wie die Schönheit selbst. Und das ist sozusagen die äußere Ironie des jüngsten Hauptmann'schen Stückes. Es vereinigten sich alle Spezial-Barbaren, die in Kritik machen, denn es handelte sich um den Angriff auf einen gemeinsamen Feind — den Dichter. Sie vereinigten sich Alle, um ihn und das Werk, das »Niemand verstehen kann«, mit ihrem Hasse zu krönen. Und Pippa tanzt . . . Ave poeta!

Thaddäus Rittner.

Nordau.

Herr Max Nordau ist wieder einem Eckstein der Kunst begegnet. Gewohnheitsmäßig hob er das Hinterbein und besprengte ihn mit dem unedlen Naß eines Feuilletons in der ‚Neuen Freien Presse'. Diesmal ist's Flaubert. Während die ‚Neue Freie Presse' bei jeder Gelegenheit mit ihren Beziehungen zur französischen Intelligenz protzt und den Hanswurst Marcel Prévost als Interpreten französischer Kultur auftreten läßt, sitzt Herr Nordau seit langen Jahren in Paris und mißbraucht die französische Gastfreundschaft, um bei jeder Gelegenheit die erlauchtesten Dichter und Künstler Frankreichs in den Kot seiner geistigen Verdauung zu zerren. Wenn der Gedenktag eines Großen gefeiert wird, wenn ein von aller Welt mit Spannung erwartetes Buch oder ein Werk der bildenden Kunst der Öffentlichkeit übergeben wird, jedesmal verspritzt Herr Nordau in der ‚Neuen Freien Presse' seinen eklen Geifer. Soeben sind die Briefe Flauberts an seine Nichte Karoline erschienen. Für Herrn Nordau ist also der Anlaß gegeben, das Grab Flauberts zu bepissen. Er wirft ihm »Größenwahn« vor, weil er Philister und Banausen von der Art des Herrn Nordau verachtete. »Seine Urteile über die Menschen ermangeln überhaupt jeder Nachsicht, jeder Nächstenliebe. Die Worte, die er am häufigsten im Munde führt, sind: Idiot, Trottel, Esel, Dummkopf.« So schreibt Herr Nordau, der Maeterlink für einen Trottel, Mallarmé für einen Schwindler, d'Aurevilly für einen Idioten, Huysmans für einen Paralytiker, Gobineau für einen Dummkopf, Baudelaire und Verlaine für Deliranten, Zola für einen Schweinekerl, Maupassant für einen verrückten Erotomanen, die Brüder Goncourt für Fasler, deren Hauptleidenschaft im Sammeln von Nachttöpfen bestehe, Puvis de Chavanne für einen Schmierer und Rodin für einen Patzer erklärt hat! Es gibt fast keinen französischen Namen, der dem modernen Kulturmenschen bedeutungsvoll und teuer ist, den nicht Herr Nordau zu besudeln versucht hätte. Flaubert scheint ihm von »beklemmender Dürftigkeit«, »innerlich arm«, ein »Papiermensch«. Der Schöpfer der »Madame Bovary« verstand nichts vom Leben. »Er sah in die Welt und das Menschenleben hinaus, wie es ein Gefangener täte, der in einer Turmzelle auf einem hohen Berggipfel eingeschlossen wäre und aus seinem Gitterfenster viele Berge und Täler über-

schauen könnte, doch ohne sie zu betreten und ohne zu ihren Einzelheiten ein persönliches Verhältnis zu gewinnen.« Ein paar Spalten weiter wird ihm der Vorwurf gemacht, daß er sich zuviel um Einzelheiten kümmere, daß er sich bei Fachleuten informiere und sogar Reisen unternehme, um genaue Eindrücke zu erhalten. »Seine Zeit- und Kraftvergeudung ärgert beinahe«, meint Herr Nordau, denn Flaubert sei es doch nur um »Scheinwissen« zu tun gewesen. »Um ein an der Rachenbräune erkranktes Kind zu beschreiben, läuft er in das Rouener Krankenhaus Sainte Eugénie und beobachtet, nicht ohne eigene Gefahr, stundenlang Diphtheritisfälle.« Daß sich ein Schriftsteller um seinen Stil bemüht, findet Herr Nordau ganz unbegreiflich. »Er betete den Dämon des Stils an.« »Er rang tagelang in Qualen mit sich, um ein qui oder que zu vermeiden. Gelang ihm dieses Kunststück, so war er glücklich und stolz. Er hatte keinen Sinn dafür, wie nebensächlich, ja kindisch derartige Wortsiege waren.« Flaubert brauchte »sieben Jahre, um einen Roman aufzubauen«, er »brachte in einem vierzehnstündigen Arbeitstage sechs Zeilen zu Papier, die er am folgenden Tage wieder ausstrich.« Dies geht über die Fassungskraft des Herrn Nordau. »Nie«, ruft er aus, »ist schöngeistige Oberflächlichkeit gründlicher und mühseliger gewesen!« Ja, wahrhaftig, Gott sei's geklagt, Herr Nordau macht sich's leichter. Er ringt nicht tagelang in Qualen mit sich, um eine vornehme Erscheinung zu bespucken. Er vollbringt's ohne jede Hemmung, ganz automatisch. Er betet nicht den Dämon des Stils an und erficht keine Wortsiege. In der kürzesten Arbeitszeit füllt er viele Feuilletonspalten mit dünnflüssiger Jauche . . . Besonders stolz scheint Herr Nordau auf die blitzdummen politischen Rückblicke zu sein, in denen er an jedem Neujahrstage das verflossene Jahr in der ‚Neuen Freien Presse' mit der Weltgeschichte verkuppelt. Er verweist Flaubert den Mangel an politischem Interesse und bezeichnet seine politischen Anschauungen als die Weisheit »kannegießernder Reiseonkel«. Flaubert sagt nämlich: »Die Gesellschaft, die aus unseren Trümmern (1871) hervorgeht, wird militärisch und republikanisch, das heißt allen meinen Instinkten zuwider sein. Alle Feingeistigkeit, wie Montaigne gesagt haben würde, wird ihr unmöglich sein; diese Überzeugung, weit mehr als der Krieg, ist der eigentliche Grund meiner Traurigkeit.

Es wird kein Platz sein für die Musen.« So sprechen doch die »kannegießernden Reiseonkel«, nicht wahr? Herr Nordau aber heult: »Welches Bekenntnis! Das fürchterliche Unglück seines Vaterlandes greift ihm hauptsächlich darum ans Herz, weil er voraussieht, daß Frankreich sich eine zeitlang nicht viel um Romane von Karthago und Erzählungen aus Jerusalem im Zeitalter Christi kümmern werde.« Aber um diese Romane und Erzählungen wird man sich in Frankreich und anderswo noch kümmern, wenn die Feuilletons des Herrn Nordau längst nicht mehr den Stolz der ‚Neuen Freien Presse' und den Ärger aller reinlichkeitsliebenden Menschen bilden werden. »Armer Flaubert!« ruft er zum Schlusse aus, »er war ein Märtyrer seines kranken Nervensystems.« Dies ist leider das Los aller feineren Naturen, sie erkranken an dem Ekel, den ihnen die vielen Nordaus verursachen. Im letzten Satze wird aber Herr Nordau sogar sentimental. »Ich wollte, Karoline hätte den Schleier von den kleinen täglichen Geschicken ihres Oheims nicht weggezogen, die ein einziger Leidensgang ohne Ruhestationen waren.« Ein frommer Wunsch! Wenn aber irgendwo ein Schleier von kleinen täglichen Geschicken weggezogen wird, dann sorgt Herr Nordau mit seiner kleinen täglichen Geschicklichkeit, daß der, der den Leidensgang zurückgelegt hat, auch im Grabe noch keine Ruhestation finde.

H.

* * *

Symbole.

Mein Gemüt brennt heiß wie Kohle —
Könnt' ich's doch durch Verse kühlen!
Ach, ich berst' fast von Gefühlen,
Doch mir fehlen die Symbole.
Weltschmerz, banne meine Nöte!
Weltschmerz, den so oft ich reimte.
Tückisch greint die abgefeimte,
Schleimig-weinerliche Kröte.
Laster, die mich erdwärts leiten,
Gebt mir Verse, zeigt mir Bilder!
Satan lacht, und läßt nur wilder —
Höllen mir vorüberreiten.

Helft denn ihr, soziale Tücken!
Mußt' durch euch ich viel verzichten —
Seid auch Spender! Laßt mich dichten! —
Doch sie stechen nur wie Mücken.
In des Monds verfluchtem Scheine
Such' ich und im Alkohole; —
Alles quält mich; doch Symbole,
Ach, Symbole find' ich keine.
Aus. Vorbei. — Ich war ein Dichter. —
All mein Sehnen, all mein Hassen
Ist vom Genius verlassen. —
Leben, zeig' mir neue Lichter! . .
Mag mich denn die Liebe trösten,
Mutter meiner besten Schmerzen.
Strahlend stehn in tausend Kerzen
Die Symbole, die erlösten.

Erich Mühsam.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Habitué. Ich sprach neulich von jenem anarchistischen Vogel im Käfig der Sozialdemokratie, der gern ins Land des bürgerlichen Tantièmenerwerbs fliegt. Herr Stefan Großmann also hat sein »dankbares Nachwort« zur Vorstellung der »Lustigen Weiber von Windsor« nunmehr doch erscheinen lassen. Der rote Druckfehlerteufel hat darin die Frau Fluth in eine sozialpolitische Frau Fürth verwandelt. (Er kam damit einer Intention des Fräuleins Galafrés entgegen.) Das macht aber nichts. Herr Stefan Großmann findet, daß Wiens kitschigste Bühne Aussicht habe, »sein literarisches Theater« zu werden. Herr Weisse, der Theatraliker, der allen modern-literarischen Anfechtungen mit Fassung und »Würda« begegnet, hat bekanntlich am Beginne seiner Direktionstätigkeit einem Interviewer erklärt, daß er Stücke, die ein proletarisches Milieu behandeln, von vornherein ausschließen werde. Wahrscheinlich hat das Stück, das er dem Kritiker der ‚Arbeiter-Zeitung' abnahm, kein proletarisches Milieu behandelt. Es wurde mir vor der Nase abgesetzt und so kam ich um das Vergnügen, es kennen zu lernen. Sei dem wie immer — die Privatmeinungen und die Privatstimmungen des Herrn st. g. sind uninteressant. Wünschenswert wäre nur, daß ein Theaterkritiker im Sachlichen Bescheid wisse oder daß er

wenigstens in jenen theatergeschichtlichen Dingen bewandert sei, über die er gerade schreibt. Nicht die leiseste Ahnung von der Schauspielerei zu haben, ist verzeihlich. Daß aber ein Kritiker auch ohne die geringste Erfahrung im Tatsächlichen über den Stand der Shakespearedarstellung auf deutschen Bühnen schreibt, ist eine arge Überhebung. Weder die Volkstheaterdirektion noch seine Leser haben Herrn Großmann gezwungen, sein dankbares Nachwort zur »Lustigen Weiber«-Vorstellung mit einer Wehklage darüber einzuleiten, daß auf deutschen Theatern »der heroische Shakespeare ehrfurchtsvoll umgangen« und bloß seine Lustspiele gespielt werden. Herr Großmann kennt offenbar nur jene Theater, die seine eigene Produktion nicht ehrfurchtsvoll umgehen: die der Herren Jarno und Weisse. »Keine deutsche Bühne«, schreibt er wörtlich, »hat sich seit Emmerich Roberts Tod an Shakespeares hochsinnigstes Drama, den ‚Coriolan', gewagt. Seit dem Tode der Wolter hat das deutsche Theater keine Lady Macbeth gesehen. Fehlt es doch sogar an Othellos, und Sonnenthals Lear hat auf deutschen Bühnen fast keinen Rivalen ... Um einen neuen Coriolan wäre uns ein halbes Dutzend Neuinszenierungen Shakespearescher Possen feil«. Herr Großmann scheint doch unwissender zu sein als erlaubt ist. Er ist durchaus nicht verpflichtet, vom Königlichen Schauspielhause in Berlin etwas zu wissen. Wenn er aber nichts davon weiß, so dürfte er deshalb doch nicht behaupten, daß es nicht besteht. Wollte er eine zeitlang das Repertoire jenes Hoftheaters in einem Berliner Blatt nachlesen, so könnte er entdecken, daß auf der einen Bühne der heroische Shakespeare dreimal in derselben Woche zum Wort kommt, in der das Burgtheater Fulda, Philippi und Triesch spielt. Er würde erfahren, daß ein gewisser Adalbert Matkowsky den Coriolan, den Macbeth, den Othello spielt. Und den Marc Anton, Richard II. und den Bastard im »König Johann« dazu. Sonnenthals Lear — die Tragödie wird überhaupt seltener gegeben — hat auf deutschen Bühnen nicht bloß »fast«, sondern wirklich keinen Rivalen. Vorläufig nämlich hat Matkowsky den Lear noch nicht gespielt. Aber sein Othello, das weiß ich, ist das unerhörteste Erlebnis, das heute auf einer deutschen Bühne geboten werden kann. Seinen Coriolan kenne ich leider nicht. Emmerich Robert, den edelsten Künstler, in Ehren — was bedeutete er, was bedeuten alle Burgtheaterheroen gegenüber der Urkraft dieses Einzigen! Und doch hätte Matkowsky nirgendwohin besser getaugt als ins Burgtheater, er, der einzig ebenbürtige Gegenspieler der Wolter. Er hat einst, da unser Krastel sich beim Sprechen den Arm verrenkt hatte, als Orestes bei einem Gastspiel seiner Kollegin Poppe ausgeholfen.

Man war an solches Toben entfesselter Elemente im Burgtheater nicht mehr gewöhnt und lehnte den Riesen ab. Wiewohl er mit polnischem Akzent sprach, dem Geist des »Hauses der Dialekte« also nicht mißfallen konnte. Nun erleben wir seit so vielen Jahren den Skandal, daß die sogenannte erste deutsche Bühne, die jeden bürgerlichen Charakter dutzendfach besetzen kann, keinen Heldendarsteller hat. In Berlin, wo die kleinen Chargenmacher den Snob begeistern, erfriert Matkowsky's vulkanisches Temperament, genährt von der Andacht eines kleinen Stammpublikums, in einem Hause, an dem sich das »literarische« Berlin hochmütig vorbeientwickelt. München hat Herrn Lützenkirchen, in Frankfurt ward eben jetzt Coriolan mit Herrn Kirch neu inszeniert, und jedes kleine deutsche Hoftheater kann Othello und Macbeth in anständiger Aufführung herausbringen. Das Burgtheater ist nicht so glücklich. Dort ist Herr Kainz nervös und Herr Reimers dekorativ. Wer einem vollendeten Zungenjongleur und Exzentrik-Tragiker inneres Pathos glaubt, ist ja beneidenswert. Aber die Shakespeareschen Kraftmenschen wird man der dünnen Persönlichkeit des Herrn Kainz im Ernst nicht zumuten. Und Herr Reimers, der schmucke Soloherr, hat sich aus der klassischen Dichtung, der er bloß als Herold, nicht als Heros dienen kann, mit Recht in ein bequemes Naturburschentum zurückgezogen, aus dem ihn leider hin und wieder der Ruf nach einem Egmont und Posa hervorlockt. Das Burgtheater hat sich in Frau Bleibtreu eine Heroine gezüchtet, die — ein Wunder — auf kaltem Wege fast bis zu den Höhen tragischer Wirkung gelangt ist. Daß ihre geistige Technik auch imstande sein würde, ihr einen ebenbürtigen Partner zu schaffen, konnte selbst eine Direktion des Burgtheaters, deren Amt es ist, auf das Wunderbare zu warten, nicht erträumen. Es ist die Ehrfurcht der Indolenz, die den heroischen Shakespeare in Wien umgeht. »Seit dem Tode der Wolter hat das deutsche Theater keine Lady Macbeth gesehen«. Herr Großmann meint nicht etwa: keine große Lady Macbeth, sondern überhaupt keine. Aber Macbeth ist ein Repertoirestück des Berliner Hoftheaters, und so tief Frau Poppe unter einer Wolter steht, so hoch steht Matkowsky über allen Macbeths, die seit dem Abgang jener historischen Größen, deren Bedeutung heute nur mehr die zwanzigjährigen Kritikjünglinge kontrollieren können, auf dem Burgtheater gestanden sind. Und so begeisternd wirkt dieser Künstler, daß ein Berliner Essayist, Julius Bab, in einer Monographie (Gose & Tetzlaff, Berlin) schreiben konnte: »Matkowsky ist der Schauspieler Shakespeares . . . Es ist eine strömende Harmonie, ein brausendes Ineinandergehen aller

Kräfte in diesem Mann, der, wenn man will, ganz uneigenartig und nichts andres ist als eine ungeheure Verkörperung des Typus ‚Mensch'. Matkowsky ist unindividuell — wie Shakespeare . . . Er ist Shakespeare kongenial, soweit ein Schauspieler einem Dichter überhaupt kongenial sein kann . . . Wo Shakespeare das ganz Lebendige ist, der große Künstler, dessen Lebensspürsinn noch aus furchtbarsten Untergängen den Jubel der donnernd hinrollenden Notwendigkeit heraushört – da ist Matkowsky ihm ganz Gefährte und vermag ihm zu folgen, Schritt vor Schritt. Wie aus dem Mittelpunkt der Erde schleudert er das Feuer der Leidenschaft hoch und trägt zugleich mit offenen Händen alle liebliche Heiterkeit und sanft reifende Trauer der Welt: ‚Der Vesuv, an dessen Abhängen die lacrymae Christi wachsen' – so benannte mir einmal ein Freund diesen Mann und seine Kunst.« Und der Kritiker eines großen Wiener Journals, der übrigens Mitarbeiter jener Berliner Revue ist, in der die Charakteristik Matkowskys zuerst gedruckt wurde, klagt, daß es auf dem deutschen Theater keinen Coriolan, keinen Othello, keinen Macbeth mehr gebe! Man könnte eher behaupten, daß es vor Matkowsky keine gegeben hat . . . Die Spezialität des Theaterkritikers, der außer dem Theater, über das er schreibt, kein anderes gesehen hat, wird immer häufiger. Man würde verlacht, wollte man fordern, daß ein Mensch, der über Schauspielerei öffentlich urteilt, so gut wie der Bilderkritiker eine Studienreise hinter sich haben müsse. Aber Herr Großmann begnügt sich nicht damit, außer den Theatern der Stadt, die das Glück hat, seine Urteilskraft zu genießen, keine anderen zu kennen, seine Ignoranz dient ihm geradezu als vergleichender Maßstab. Und so ist es möglich, daß er die Schauspieler Shakespeares beurteilt, ohne d e n Schauspieler Shakespeares zu kennen. Ich sah den Unvergleichlichen zuletzt als Bastard im »König Johann« — Herr Harden, der Bestinformierte, vermißt dies Stück im Repertoire des Hoftheaters – und als Richard II. Ich fand ihn seltsam gedämpft. Ein Vulkan, der seinen Ausbruch reguliert und Schlacken vermeidet. Es wäre kein Wunder, wenn der isolierte Riese sich vom Berliner Natürlichkeitsschwindel für ein Weilchen hätte imponieren lassen. Hoffentlich rast er wieder in alter Zügellosigkeit und verachtet das Urteil jener Theaternivelleure, die dem Löwen vorwerfen, daß er »brülle«. Weil die Enthaltsamkeit der Eunuchen unter einer tüchtigen Regie als Tugend der Keuschheit wirkt, deshalb muß sich noch niemand kastrieren lassen . . . Der Wiener Hoftheaterbehörde aber sollte kein materielles Opfer zu schmerzlich, keine Rücksicht auf ersessenen Rollenbesitz zu heilig sein, um

endlich Matkowsky und mit ihm wieder den großen Stil tragischer Schauspielkunst zu gewinnen, der in der traurigen Verbürgerlichung der »Burg« verloren gegangen ist.

Maler. Die Leitung der Secession hat ein paar Kunstreferenten von der Vorbesichtigung der Frühjahrsausstellung ausgeschlossen. Und das ist gut. Von keinem vernünftigen Standpunkt aus wäre etwas dagegen einzuwenden. Selbst wenn die Kritiker nicht, wie die Leitung der Secession behauptet, »die Grenzen sachlicher Kunstkritik weit überschritten« hätten. Ich weiß nicht, ob es Sache der Beteiligten ist, dies zu beurteilen. Zugegeben, die Kritiken wären innerhalb jener Grenzen geblieben und die Secession könne einfach Tadel nicht verschmerzen. So hat sie recht gehandelt. Wer mich schlecht macht, den muß ich nicht in mein Haus laden. Keinem öffentlich Meinenden ist es verwehrt, sein Urteil abzugeben, wenn die Ausstellung für das Publikum geöffnet ist. Die Secession hat sich nicht das Recht angemaßt, zahlungswilligen Besuchern den Eintritt zu verwehren oder ein günstiges Urteil vorzuschreiben. Der Theaterdirektor aber, dessen Geschäft geschädigt wird, ist berechtigt, die Freikarten zu entziehen oder den Tadler vom Besuch der Generalprobe auszuschließen, und die Veranstalter einer Ausstellung, von der sie im vornhinein wissen, daß sie abfällige Kritik finden werde, sind nicht verpflichtet, einen Großmutsakt zu üben und dem Tadler die Vorbesichtigung zu gestatten. Die solidarische Verwahrung der Wiener Kunstkritiker gegen die Entziehung solcher Gunst ist eine stupide Anmaßung, vergleichbar dem Protest eines Hinausgeworfenen, der sich auf das Recht freier Meinungsäußerung beruft, weil der Hausherr nicht gewillt war, einen »sachlichen« Tadler seiner Speisen auszufüttern. Durchaus löblich ist der Mut der Secession, die den Protest mit der Erklärung erwidert, daß nicht zwei, sondern drei Kritiker ausgeschlossen worden seien. Überflüssig und vielleicht ungehörig bloß die Begründung des Beschlusses, die zwischen »sachlicher Kunstkritik« und »kritikloser Feindseligkeit« unterscheidet. Der Tadler der Speisen kann Recht haben oder das »Motiv« seines Tadels ein verdächtiges sein — das erst zu untersuchen, ist gar nicht Sache des Gastgebers, dessen klares Recht des Hinauswurfes schon beim »sachlichen«, in sich begründeten Tadel einsetzt. Wenn er ehrlich ist, wird er auch zugeben, daß ihn nicht das »Motiv«, sondern der Tadel geärgert hat. Welche Begriffsverwirrung aber in den Gehirnen der Preßleute platzgegriffen hat, zeigt der Eifer, mit dem sie darauf bestehen, gratis an dem Gastmahl teilzunehmen, an dem ihnen der Ver-

anstalter — im Gegensatz zum privaten Hausherrn — den Platz gegen Bezahlung nicht weigern kann. Typisch sind die Erklärungen des ‚Extrablatt'-Mannes. Der Ausschuß der Secession habe bewiesen, daß er »keine Ahnung davon hat, wie man sich der Kritik gegenüber zu verhalten habe«, daß er »von dem Verhältnis zwischen Künstlerverbänden und der Kritik ganz unrichtige Vorstellungen hat«. Was für ein Verhältnis denn? Das einzig legitime Verhältnis, das des Urteilenden zum Beurteilten, wird durch die Ausschließung von der Vorbesichtigung nicht berührt. Eher durch gegenseitige Gefälligkeit, also etwa durch die Erlaubnis der Vorbesichtigung. Wie der Mann selbst zugibt. Es sei, sagt er nämlich, »eine ganz irrige Anschauung, daß der Ausschuß den Kunstreferenten eine Höflichkeit zu erweisen glaubt, wenn er sie zu den Vorbesichtigungen einlädt«. Im Gegenteil: »es liegt ausschließlich im Interesse der veranstaltenden Künstlervereine, wenn die Kunstreferenten das Publikum durch Vorberichte über die zumeist noch recht unfertigen Ausstellungen auf die Eröffnungstage aufmerksam machen.« Es wird also geschwindelt und um der Reklame willen ein Urteil gefällt, das eigentlich noch nicht gefällt werden kann. Vorbesichtigung — Vorurteil. Der Kritiker ist, so sollte man glauben, bloß den Lesern verpflichtet, bloß zwischen ihm und dem Publikum hat ein »Verhältnis« zu bestehen. Mit urwüchsiger Naivetät gesteht aber der Kritiker ein, daß er sich seiner Pflichten gegenüber dem Kritisierten bewußt ist, daß Kritik eine Gefälligkeitssache ist. Dem Publikum dient sie nicht. Wörtlich: »Entfallen die Vorbesichtigungen der Secession und damit die Vorberichte, so wird das Publikum dies den Kunstreferenten ganz gewiß und umso leichter verzeihen, als man die Sensationen, welche die Secession in der letzten Zeit gebracht hat, wirklich erwarten kann und für die Kunstfreunde nichts verloren geht, wenn sie zwei oder drei Tage später davon erfahren, was eben ausgestellt ist«. Hier wird die Schlange so bissig, daß sie sich selbst in den Schwanz beißt. Das Publikum verzichtet auf den Vorbericht, die Kritik dient lediglich den Ausstellern — auf die das Publikum durch den Vorbericht aufmerksam gemacht wird. Es ist toll. Aber der Kunstkritiker argwöhnt, die Secession wolle ihm das Recht freier Kritik nehmen, und rät ihr, ihre Ausstellungen »bei geschlossenen Türen zu ihrem Privatvergnügen zu veranstalten«. Das sind Übertreibungen. Die Secession hat ausschließlich ihren Willen kundgegeben, die »Vorbesichtigung« bei geschlossenen Türen zu ihrem Privatvergnügen zu veranstalten, vor der Eröffnung der Ausstellung niemand hineinzulassen, dessen Gesicht ihr nicht gefällt.

Leider noch nicht den Willen, auch nach der Eröffnung der Ausstellung nur gegen Entrée schimpfen zu lassen. Wer kauft, darf schimpfen. Aber daß die Veranstalter schon am Firnistag die Lackierten sein müssen, kann man nicht verlangen. Man weiß nicht, ob es Methode oder Begriffsverwirrung ist, in die Öffentlichkeit hinauszuschreien, die Secession habe es auf das Mundtotmachen der Kritik abgesehen. Die Secession denkt nicht daran, die staatsgrundgesetzlich gewährleistete Meinungsfreiheit anzutasten, und händigt dem Publikum, dem heimlich und dem öffentlich meinenden, Privatleuten und Journalisten, mit der Eintrittskarte das Recht auf Kritik ein. Dem ‚Extrablatt'-Mann genügt das nicht. »Die richtige Antwort«, schreibt er, »wäre es unseres Erachtens, wenn die Kritik übereinkommen würde, über die Veranstaltungen der Secession so lange nichts zu berichten, bis sich der hochverehrliche Ausschuß wieder erinnert hat, daß es genau so ein Recht zum Kritisieren wie zum Veranstalten von Ausstellungen gibt.« Wenn die Kritik übereinkommen »würde« — in diesem falschen Konditionalsatz liegt die ganze »Würde« der Wiener Kritik. Sie droht. Ein schöneres Bekenntnis der Geringschätzung, die die Presse für ihre Mission hat, habe ich bis heute nicht gelesen. Kritik ist Gefälligkeitssache. Kunstkritik ist Gefälligkeit gegen das Sekretariat, wie Ausstellen Gefälligkeit gegen die Kunstkritik ist. Das »Recht« zum Kritisieren wird erst geltend gemacht, wenn das Gefälligkeitsverhältnis gekündigt ist. Der andere Teil hat bloß sein Recht zum Veranstalten von — Vorbesichtigungen betont. Immerhin, die »Gefälligkeit« hat aufgehört, und so verkünden die Kritiker ihre Absicht, Kunstwerke von nun an nicht mehr zu besprechen. Nicht das Talent, die Höflichkeit entscheidet, ist Gegenstand kunstkritischer Betrachtung. Das Publikum ist vollständig ausgeschaltet. Es wird nie mehr erfahren, was in der bildenden Kunst vorgeht. Da die Presse nicht mehr dem Sekretariat gefällig sein kann, stellt sie die Kritik ein. Wenn in Wien der Michelangelo einen Reporter nicht grüßt, gibt's keine Renaissance.

Aktionär. Als Herr Liharzik noch k. k. Sektionschef war, träumte er von einem Verwaltungsratsposten bei der Creditanstalt. Ich weiß nicht, ob sein Traum in Erfüllung gegangen ist. Man muß nicht allzu gebildet sein. Nun meldet aber die ‚Neue Freie Presse', daß Herr Liharzik a. D. in eine bessere Verwaltung der Holzhandels-Aktiengesellschaft eingegangen ist. Leider wird er sich seines Friedens nicht ohne einige Skrupel erfreuen können. Zwar, die Inkompatibilität des früheren Staatsbeamten und des jetzigen Finanziers wird ihn ruhig schlafen lassen. Aber Herr Liharzik beging nach seinem Austritt aus

dem Staatsdienst auch die Unvorsichtigkeit, Abgeordneter zu werden. Und da stellt es sich nun heraus, daß die sogenannte deutsche Fortschrittspartei, der er angehört, in ihren Statuten die Bestimmung hat, daß keines ihrer Mitglieder eine Verwaltungsratsstelle annehmen dürfe. Wer weiß einen Ausweg aus diesem Dilemma?

Entsetzter Leser. In Rußland sind nach dem Abendblatt der ‚Neuen Freien Presse' vom 27. März »bewaffnete Raubanfälle« vorgekommen. Es ist indes zu hoffen, daß sie demnächst aus einer reitenden Artilleriekaserne abgewehrt werden.

Scherenschleifer. Das ‚Neue Wiener Journal' hat bekanntlich die gediegensten Mitarbeiter. Daran kann gar kein Zweifel sein, weil ja in anderen Zeitungen und Zeitschriften vortreffliche Aufsätze erscheinen. Mit Recht ist das ‚Neue Wiener Journal' auf die Schar der Mitarbeiter dieser Zeitungen und Zeitschriften stolz. Es ist unvermeidlich, daß das ‚Neue Wiener Journal' auch tote Autoren in mustergiltigen Übersetzungen zu Worte kommen läßt, und man kann nicht verlangen, daß bei der unübersehbaren Fülle des Einlaufs immer unterschieden werde, welcher Mitarbeiter des Herrn Lippowitz bereits verstorben ist und welcher nicht. So ist es gewiß auch verzeihlich, daß in einem Zirkular, welches das ‚Neue Wiener Journal' soeben versendet und in dem es seine Vorzüge anpreist, der folgende Passus enthalten ist: »Das Feuilleton bringt nur Originalarbeiten, vorwiegend aus der erzählenden Literatur, und nennt Namen wie: Anton Tschechoff, Maxim Gorki, Alfred Capus, Alphonse Daudet, François Coppée, Balduin Groller, Hans tom Kyle, Ottokar Tann-Bergler, Sigmund Schlesinger etc. unter seinen ständigen Mitarbeitern.« Nun, Meister wie Balduin Groller, Tann-Bergler und Sigmund Schlesinger unterscheiden sich von den Tschechoff und Daudet vor allem dadurch, daß sie noch am Leben und wirklich in der Redaktion des ‚Neuen Wiener Journals' anzutreffen sind. Auch Gorki und Coppée leben noch, gehören aber nicht dem Verbande des ‚Neuen Wiener Journals' an. Daß sie trotzdem ständig an dem Blatte des Herrn Lippowitz mitarbeiten, ist sicher. Viel bemerkenswerter ist aber die ständige Mitarbeit an dem ‚Neuen Wiener Journal', die die Tschechoff und Daudet für die ewige Ruhe eingetauscht haben. Und sie alle liefern »nur Originalarbeiten«. Was jederzeit beweisbar ist. Denn es ist klar, daß sie ihre Arbeiten nicht aus dem ‚Neuen Wiener Journal' gestohlen haben.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda und Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Die Fackel

erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der „Fackel",

Wien, IV. Schwindgasse 3 (Telephon 7857, Postsparkassen-Konto Nr. 57.884)

als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	K 9.—
» »	18 » »	» 4.50
» das Deutsche Reich,	36 » »	» 10.50
» » » »	18 » »	» 5.25
» die Länder d. Weltpostv.,	36 Nummern, portofrei	» 12.—
» » » »	18 » »	» 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz 4 (Telephon 12801), versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 199, 23. März): Um Heine. — Der rechtshistorische Wahnsinn. — Cabaret. Von Erich Mühsam. — Antworten des Herausgebers (Meinungsverschiedenheiten; Die lustigen Weiber von Windsor; Lukian; Die sensible Annonce; Aus meiner Sammlung; Ein Enthusiast).

Krondorfer natürlicher alkalischer **SAUERBRUNN**

CARL GÖLSDORF K.u.k.Hoflieferant

Karlsbad, Wien u. Budapest *Berlin, Kronsdorf.*

Herren-Anzug . . . . . K 30.—
Knaben-Kostüm . . . . . K 12.—
Herren-Ueberzieher . . . . . K 24.—
Knaben-Bordjacke . . . . . K 13.—
Mädchen-Kostüme und Jacken.

KLEIDERHAUS

M. NEUMANN

k. u. k. Hof- Lieferant

WIEN, I. KÄRNTNERSTRASSE Nr. 19.

Illustrierte Kataloge gratis u. franko.

ANNONCEN

für sämtliche

ZEITUNGEN

und

KALENDER

der Welt

besorgt

bestens und billigst

die

ANNONCEN-EXPEDITION

EDUARD BRAUN

WIEN, I.

Rotenturmstrasse Nr. 9.

Zeitungs- und Kalenderkatalog für Interessenten gratis und franko.

Im Verlage **„DIE FACKEL"** sind unter anderem erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Karl Kraus:

Sittlichkeit und Kriminalität

Irrenhaus Österreich

(Die Affaire Coburg)

Der Fall Hervay

Die Kinderfreunde

(Zum Prozess Beer)

—

Preis jeder Broschüre 40 h. portofrei 50 h.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3.

Nr. 201. 19. April 1906 VIII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 30 Pf.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

VITA

REINSTE
NATÜRLICHE
NATRON-QUELLE

Die „Vita-Quelle" wirkt vorzüglich bei harnsaurer Diathese, Gicht, Rheumatismus und Blasenleiden. In überraschender Weise behebt sie die hartnäckigsten Magenkatarrhe, beseitigt prompt das peinigende Sodbrennen und ist ein Stoffwechsel-Regulator von höchster Vollkommenheit. Vorrätig in allen Apotheken und Depôts.

Generalvertrieb durch die Mineralwasser-Großhandlung

S. Ungar jr., k. u. k. Hoflieferant, Wien I.

Jasomirgottstraße 4.

Prospekte, Analysen und Beschreibungen gratis und franko.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12804)

versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

Nr. 2 der „FACKEL"

vom Verlag rückzukaufen gesucht.

Die Fackel

Nr. 201 WIEN, 19. APRIL 1906 VIII. JAHR

Ein Brief.

Von den vielen Zuschriften, die die ‚Fackel' neulich erhielt, verdient eine den Lesern mitgeteilt zu werden, weil sie in mutigem und eigenartigem Ausdruck der österreichischen Erbitterung zeigt, wie drückend die eigenen Stützen — der Verfasser ist Staatsbeamter — den Bau empfinden:

Wien, den 5. April 1906.

Werter Herr Kraus!

Zur Nummer 200 Ihrer ‚Fackel' die innigsten Glückwünsche! Just in dieser bewiesen Sie wieder, daß göttlicher Zorn, achilleischer Grimm zur Waffe, die er im Kampfe für neue Rechtsgüter schmiedet, schon im reinen Gefühl auch den besten, weil einfachsten »Stil« fand!

Wahrster Anteilnahme derer aber sind Sie sicher, die selbst unter all diesen Übeln leiden, doch nicht die Kraft, nicht den Mut finden, ihre einsame Klage in eine weithinschallende Anklage zu wandeln; die sich genug daran zu mühen haben, den Ekel vor dieser Zeit stündlich niederzukämpfen, ehe er sich zum Überdruß am Leben selbst steigere!

Gehen wir einmal keck daran, den großen Gewalten unserer Tage statt der alten toten Attribute die ewig lebendigen sexualen Kennzeichen aufzuprägen und einzubrennen:

Der Stiefvater Staat, mit der §§-Peitsche, ein alter, impotenter Sadist, einer der ärgsten »Kinderfreunde«! Sind wir aber trotz ihm Männer geworden, mißhandelt er uns mit größter Wollust —

als Soldaten. Und wenn er uns dann entlassen muß, weiß er sich noch genug Mittel, uns zu schlagen, zu schrauben, mit und außer den »Staatsgrundgesetzen« stumm, blind, taub und lahm zu machen!

Die Presse — die Großmacht mit dem Krönungsmantel aus Lumpenpapier — eine durchseuchte Dirne, die nur mehr in die ekstatischen Verzückungen der Masochistin gerät, wenn ihre jüngere Schwester, die eselohrige, hundertäugige, tausendzüngige Sensation, sie coram publico blau prügelt!

Und dann sie, die Mutter! Nach Satanskult und Märtyrer-Nekrophilie erschöpft, kindisch lallend, zum Ursprung ihres Seins zurückgekehrt, hält sie in den erstarrten Händen den Fetisch!

Und bei diesen Perversitäten wundert man sich über die kleinen persönlichen »Irrungen« des »Individuums«! — Die Väter entarteter Söhne und Töchter jubeln: Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie dieser Zöllner da! und wissen wohl kaum, welcher Same aus ihren verderbten Lenden aufgegangen!

Mein Weltekel weicht diabolischem Behagen, wenn ich, unter »Normalen« sitzend, mit »Normalien« gefüttert, mir es ausdenke: In jener Zeit wird der schlechteste und dümmste Wucherer, der Staat, bankerott; in jenem Jahr wird die schlaueste der Seelenhändlerinnen Konkurs ansagen und alle Konkurrenzfirmen mitreißen; und dann — ach, wann? — wird die feige, feile Presse unter gräßlichen Flüchen im Schlamm ihrer Gemeinheit versinken!

Fackeln zum Feuer, Fackeln zum Feste!

Während der gestrigen Lektüre Emersons mußte ich bei dem folgenden Satze Ihrer gedenken:

»Ehre dem, dessen Leben ein beständiger Sieg ist; dem, der infolge geheimer Sympathie mit dem Wesentlichen und Unsichtbaren die Stütze in seiner Arbeit findet, anstatt im Lob; dem, der nicht glänzt

und es auch gar nicht begehrt. Mit offenen Augen erwählt er die Sittlichkeit, die die Sittlichen empört, die Religion, die zu verbrennen und auszurotten die Kirchen ihre Streitigkeiten unterbrechen; denn die höchste Sittlichkeit ist immer gegen das Gesetz«. (The Conduct of Life, VI.)

Ihr dankbarer

. . .

k. k. Staatsbeamter
(folgt Adresse).

Das Problem der Provinz.

Die Menschen in der Kleinstadt, ohne Zweifel, — leiden.

Diese Städte, bisweilen mit größerer Einwohnerzahl, als das klassische Athen sich ihrer rühmen konnte, durch alle Verkehrsmittel untereinander und mit den großen Zentren der Welt verknüpft, mit einem ununterbrochenen Strom von Nachrichten versorgt, von Telegraphenfäden durchsponnen, von lachenden Gärten umfriedet, mit den köstlichen Vorbedingungen des Wohlbehagens und der geistigen Selbstvertiefung ausgestattet, und dennoch ihres Friedens nicht froh, ohne Leidenschaft und Schwungkraft, voll seltsamer Trauer liegen sie in ihren schönen grünen Tälern. Man sollte meinen, daß die behagliche Ruhe gleich einem Palmenhaus ihre edlen Gewächse ausblühen ließe; daß die Menschlichkeit sich dort intensiver und lustvoller genießen müßte, wo sie in begrenzten Bezirken, in durchsichtigen Verhältnissen sich leicht durchschaut und alle Beziehungen dazu bestimmt erscheinen, sich zu vertiefen, zu verinnigen; sollte meinen, daß, abgelegen vom nervenaufzehrenden Verkehr die innere Sammlung gerade die Voraussetzung höherer und reinerer Leistungen bildete,

daß nicht nur ein größeres Bedürfnis, sondern auch ein größeres Vermögen zum geistigen Austausch den Verkehr veredelte, verklärte.

Im Gegenteil ist es eine Tatsache, daß die Provinz in den Lebensformen, Manieren, in den Dingen des Geschmacks, aber auch in der höheren Produktivität mit den großen Zentren nicht wetteifern kann; daß es — zu unseren Zeiten — keiner Kleinstadt mehr gelingen kann, die geistige Führung an sich zu reißen oder zur Beachtung zu gelangen. Wie soll man es erklären, daß künstlerische und literarische Schöpfungen, sobald sie von einem Provinzort von Stapel gehen, nicht nur ihren Weg nicht machen, sondern der Geburtsort sich geradezu als eine Verrammelung der Karrière erweist und trotz allen Schlagworten von Bodenständigkeit, Erdgeruch, Heimatkunst jenes Mißtrauen nicht zu besiegen ist, sei es nun gerecht oder ungerecht? Im Grunde genommen beweisen diese periodisch sich wiederholenden »Entdeckungen der Provinz« nur die große heimliche Verwunderung ob des Rätsels, daß diesem gewaltigen Reservoir der Nation die gebührende Fruchtbarkeit nicht zu entlocken ist. Und fühlt der Bewohner der Kleinstadt sich nicht beengt, eigentlich abgeschnitten? Wunderlich genug, daß sich die Menschen dort am wenigsten genügen, wo sie einander am ungestörtesten gehören; es ist fast ein Argument für den Pessimismus; es sei denn, wir müßten annehmen, daß ihnen dort irgend ein Aroma, ein Zauber unbewußt mangelt, ein Ingrediens, dessen sie bedürfen, um einander schmackhaft zu sein.

Auf der anderen Seite die Springbrunnenstädte, deren Pflaster berauscht, wo die Gedanken aus dem Boden wuchern, wie das Naphta, das auf den gesegneten Stätten unter elementarem Druck aus dem Erdinnern an die Oberfläche drängt, der Strom des Geistes in tausend Wasserfällen donnert! Ein Paris, dessen stupende Fruchtbarkeit allstündlich in Flammen ausbricht oder das erhabene London, wo die gigantischen Werte aufeinanderprallen und das Rasseln der Millionen ans Ohr schlägt;

jene wundersamen Zentren, deren Boden in Lüsternheit zittert und den darauf Tretenden gleich einer elektrischen Platte mit Spannung ladet.

Unsere Kulturstimmung hängt offenbar von lokalen Imponderabilien ab. Darin steckt irgend ein Geheimnis, eine Neuheit, die wir mit vergangenen Zeiten nicht teilen. Und die Provinz leidet! Verfolgen wir dieses geheime Siechtum, so nehmen wir wahr, daß die großen Handelsemporien davon offenbar verschont sind. Hafenplätze, Seestädte, Börsenplätze — ein Venedig, Neapel, Hamburg, sind immun. An den Piloten der Lagunen zerschellt das Gespenst. Auch Marienbad, Karlsbad, St. Moriz, Nizza haben davon keinen Hauch. Die Sommerlustorte, wie klein auch die Einwohnerzahl sei, tragen niemals die Spuren dieses Leidens.

Ja, das Charakteristische dieser Lustorte liegt darin, daß sich von dort aus eine neue Renaissance ausbreitet, kein Zweifel, eine große Renaissance des Körpers. Der Leibesstolz, die Ritterlichkeit haben sich im Widerstreit zur Nerven- und Papierkultur aus den Saturnalien der geplagten Menschheit entwickelt, haben an Ausdehnung und Bedeutung zugenommen, die Farbenfreude ist sieghaft erwacht — die Sommer- und Sonnenkultur triumphiert!

Wir haben Sommer- und Winterfarben, Sommer- und Winterfreunde, Sommer- und Winter-Auffassung, und unzweifelhaft neuestens auch eine Sommer- und Winter-Wertung.

Sport, Farbenrausch, Herrenmenschen und Frauenflora und das Theater bezeichnen die Pflanzstätten der neuen Renaissance, und die Zeit naht mit Riesenschritten, wo wir unsere ganze Jahreseinteilung vom Sommer aus organisieren werden.

Wir erkennen aber gleichzeitig – nicht ohne Schrecken —, daß die Kultur und das Geistesleben in der Neuzeit überall an die Zentralisation von großen materiellen Gütern gebunden sind. Dies war sicherlich nicht zu allen Zeiten in solchem Maße der Fall. Die

magnetische Anziehungskraft, gemäß deren sich die Kulturwerte an den Stapelplätzen der materiellen Güter ringartig ansetzen, die wachsende Schwierigkeit, abseit von diesen Sammelstellen die Kulturstimmung zu bewahren, Glanz und Reichtum als Voraussetzung geistigen Wirkens — das sind Erscheinungen, die wir uns nicht ohne Widerstreben einbekennen, weil ihre Konsequenzen betäuben. Nach diesem neuen, bösen Gesetz wird nur der Mitgenießende zur schaffenden Gemeinde zugelassen, in diesem Zeitalter der höchsten industriellen Produktivität.

Überall erweist sich das Erwachen der Lebens- und Kulturstimmung, überhaupt das Geistesleben davon abhängig, daß mächtige Güter roulieren. Und wie die industrielle Monstre-Produktion die Voraussetzung dieses gesteigerten Konsums bildet, so wären die frevelhaften Genüsse unvollkommen ohne den Hintergrund des städtischen Proletariats, dieser kupferroten Wolke, die sich, der Explosion harrend, auf dem Horizonte türmt. Im Vordergrund dieser blendenden Finsternis steigt und rauscht der silberne Springbrunnen des Reichtums mit seinem stimulierenden, agassierenden, teuflischen Reiz.

Der einzelne wird immer rücksichtsloser gemahnt, daß die Ausübung geistiger Fähigkeiten vom Besitz unzertrennlich wird. Ein großer nervöser Reisedrang verschärft die Situation, peitscht despotisch zur Konzentration der Genüsse. Ein donnerndes »Get money« durchhallt die Welt. Die großen Investitionen, die der Industrie kaum noch gestatten, ihre Gewinne zu realisieren, finden ihr Spiegelbild im geistigen Leben. Teure Sporte, als Quelle von Einsichten und Sensationen, die zum Bildungsbestand gehören, von denen man sich nicht ohne Gefahr rapider Verarmung abschließen kann, steigern die Sehnsucht nach Besitz. Ein bewußtes Abseitsleben würde zu dem Resultat führen, daß wir infolge unserer Papierkultur von der Welt der materiellen Kräfte abgeschnitten blieben, ohne einen Ersatz durch ein naives Naturleben einzutauschen. Das Moment der körperlichen Gefahr beispielsweise, das uns durch die Bureau-Kultur

entrissen wurde*), läßt sich in edler Form auf den Zinnen der Gletscher wiederherstellen. Die kommerzielle Abhängigkeit mit ihrer Unterdrückung der Affekte bedarf dringend der Erlösung durch das Theater, um jene Reinigung herbeizuführen, die schon Aristoteles zur Hygiene der Seele rechnete. Als Gegengewicht gegen die Boden- und Heimatlosigkeit unserer kulturmischenden Zeit pflegen wir das künstlerische Heim. Auch hier aber sind kulturell wertvolle Gefühle an den Besitz geknüpft. Nehmen wir Alles in Allem, so läßt sich sagen, daß die natürliche urwüchsige Ausstrahlung der Seelenkräfte und Spannungen von der Kultur schrittweise ausgeschaltet wird. Die hiefür erfundenen, bis zur Vollkommenheit gesteigerten Ersatzmittel sind aber durchwegs — teuer.

O alte Weisheit von der einfachen genügsamen Lebensweise, wie unhaltbar wirst du in diesem positiven Zeitalter, das in hoher Erleuchtung den Genuß als wichtigstes Erfahrungsmittel erkannt hat, in einem Zeitalter, das den Edelwert der Lust festgestellt hat und die Machtgefühle turmhoch wertet! Diese Machtgefühle, die immer schwerer vom Besitz zu trennen sind, weil ohne die materielle Unabhängigkeit die Lauterkeit der Gesinnung, die Tapferkeit des Auftretens kaum noch aufrecht zu erhalten sind, wenn sie nicht geradezu lächerlich werden. Seien wir aufrichtig, diese Zeit lacht über die Märtyrer, weil sie alles Martyrium in materielle Formen umzumünzen wußte und die Romantik bei den Millionen ist. Der Mangel an Besitz ist eine sichere Promesse auf Beiseiteschiebung, über die man auf die Dauer nicht erhaben sein kann. Unter dem Passatwind ist es eine Geschmackssache, ob man mit oder ohne Besitz leben will. Uns Kulturmenschen ist kaum mehr die Wahl gelassen, dieweil die Abwehr der Unfreiheit immer kostspieliger wird, weil die Armut immer gewisser mit Unreinlichkeit und Einfalt verknüpft ist.

---

*) Dieser Aufsatz ist offenbar vor den Ereignissen im k. k. Postsparkassenamte geschrieben worden. Anm. d. Herausgeb.

Wer ermißt die Tragweite dieses Umsturzes? Werden wir uns anpassen, werden uns neue Kräfte zuwachsen, werden wir in der wilden Jagd verdursten? Oder wird sich endlich ein Gleichgewicht einstellen, oder wird die Besinnung siegen? Können — wollen wir überhaupt noch zurück?

Inzwischen gewinnt unter dem Eindruck dieser alarmierenden Erkenntnis der Kampf ums Gold an Schärfe und Bitterkeit. Die Spannung ist recht unerträglich geworden, seitdem auch die geistigen Menschen ihr Erbteil so dringend reklamieren. Jene großen Zentren sind der Schauplatz der goldenen Schlacht, ziehen alle Güter an sich, aber auch die Mehrzahl der qualifizierten Menschen. Schönheit und Genie spielen ihre Trümpfe aus — ein gigantisches Werben! Inzwischen entblößen sich die Mittelstationen. Daraus erklärt es sich, daß die Provinz an Luxuserscheinungen verarmt, weil eine heimliche Auslese sie wegzieht. Frauenpracht, hohe Blüte der Kunst und der Ruhm sammeln sich auf der Wahlstatt der höchsten Chance. Die Provinz hat ihren autochthonen Bestand abgegeben und füttert damit beständig jenen geheimnisvollen Moloch, in dessen smaragdenen Gärten alle Regenbogen flammen.

Robert Scheu.

* * *

Weltbild.

Zwei Triebe lenken die Bahnen und Schicksale der Gestirne: ein vereinsamender, nach innen ziehender, zentripetaler — und ein auflösender, ins Weite schweifender, zentrifugaler. Vom Stern zum Kosmos und vom Kosmos zum Stern flutet der große und ewige Kreislauf der Kraft. In ewiger Verwandlung wirkt die Kraft, die in Wahrheit niemals ruht. Sie sammelt sich um ein Zentrum, kreist um eine Sonne, verdichtet sich und fließt im Moment der höchsten Spannung wieder ins Meer der Allkraft über. Jede gebundene, zentralisierte Kraft strebt nach Erlösung und

Wiedervereinigung mit der Allkraft. In Bindung und Lösung der Kräfte besteht das Spiel des Lebens. Ohne die zentralisierenden Triebe, ohne das principium individuationis wäre die Welt ein totes, unbewegliches Meer, »ruhende Kraft«, Nirwana. Ohne die zentrifugalen, auflösenden Triebe wäre die Welt eine Wüste erstarrter Sonnen und toter Atome. In beiden Fällen wäre sie ein Grab ihrer selbst, ein erfülltes Nichts. Erst im Widerspiel zweier Triebe, eines abgrenzenden, einschließenden und eines verbindenden, überfließenden, eines atomisierenden und eines kosmischen, eines individuellen und eines genialen, erst im Widerspiel dieser Triebe gebiert sich das Leben. Stern nnd All, Welt und Ich sind die Angeln dieses Spiels – und all unser Denken und Tun ist dieses Spieles unbewußter Mittler, in meinem Tun denkt die Erde, im Denken der Erde wirkt das All . . .

Das Streben des Individuums ist es, »sich« aus dem Zusammenhange des Ganzen loszulösen und der »Welt« als abgeschlossenen Teil entgegenzustellen. Zwischen dem Individuum und der Welt steht trennend und schützend die Haut. Welt und Zelle sind durch die Zellwand geschieden. Durch die Poren dieser Wand aber findet jenes Ringen statt, das wir das Leben nennen Die Porosität ihrer Membran gestattet der Zelle, Kräfte aus ihrer Umgebung an sich zu ziehen, sich zu nähren. Die Festigkeit und Dehnbarkeit der Membran ermöglicht es der Zelle, den Raub an der Welt in sich festzuhalten, zu wachsen. In der Loslösung und Einhäutung, in Isolation und Inkrustation, betätigt sich der individualisierende Trieb der Zelle. In der Einverleibung und Assimilation der Außenwelt offenbart sich ihr geniales Wesen, ihr Zusammenhang mit dem All; denn indem sie die Welt sich einverleibt und wächst, – wächst auch die Anziehungskraft der Welt und lockt sie, in ihr sich aufzulösen. Wenn nämlich die Haut im weitesten Sinne (als Summe aller zentripetalen Kräfte) und die von ihr umschlossenen assimilierenden, mehr und mehr zentrifugal wirkenden Kräfte das Maximum von Spannung und Druck erreicht haben, dann ist die Lebensfähigkeit der Zelle als solcher erschöpft – und das Ich ist von der Welt überwunden. In der Kulmination seiner Entfaltung verliert das Individuum seine ursprünglichen Triebe. Der Trieb zur Isolierung weicht dem Trieb der Auflösung und der Trieb der Assimilation potenziert

sich zum Trieb der teilenden Zeugung. Unter dem Drucke der sprengenden, zentrifugalen Kräfte gibt das Individuum sein Selbst preis und teilt sich in zwei Zentren. Das Mutterindividuum hat sich im Genieakte der Zeugung verbraucht und ist — unsterblich in seinem genialen Wesen — ohne Hinterlassung eines Leichnams gestorben. Und in zwei neuen Individuen ist die gelöste Kraft neuerdings gebunden . . . In der Auflösung der Mutterzelle wirkte ihre geniale Kraft, in der Abschnürung der Zwillingszelle und Inkrustation der Tochterzellen wirkten wieder die isolierenden, um ein Zentrum kreisenden Instinkte des Individuums. Auf dieser Polarität der Triebe beruht die Eroberung der unorganischen Welt durch die organisierte, die Einverleibung und Belebung des Toten durch das Lebendige.

Sein zweites Wunder wirkt der geniale Trieb der Auflösung und teilenden Zeugung in der Schöpfung der Individuen höherer Ordnung, der Zellverbände, die im neuen Wechselspiel der individualisierenden und genialen Triebe zu immer höheren Idividualkomplexen fortschreiten. Die teilende Zeugung entwickelt sich zur geschlechtlichen, der geniale Trieb wird ein sexueller und endlich — in der Schaffung der Gesellschaftsverbände — ein sozialer. Je höher organisiert aber das Individuum ist, desto mächtiger sind (der gleichfalls stärkeren zentrifugalen Triebe wegen) die Instinkte des Individuums in ihm, desto kunstvoller wird die Kruste, in die es sich einschließt. Die Haut erhält Bewegungs- und Schutzorgane, Greifwerkzeuge, Stacheln, Haare, Giftdrüsen, Nägel, Krallen, Hufe und Zähne. Aber auch die Sensibilität raffiniert sich. Die Haut erhält immer mehr und immer feinere Sinnesorgane, sie wird fühlend, schmeckend, riechend, hörend und sehend. Und als Intellekt endlich wird sie ein geistiger Schutzpanzer, der den körperlichen ergänzt und künstlich vollenden hilft. Kleidung und Wohnung, Wall und Graben, die chinesische Mauer, die Festungsgürtel, die die Reiche umschließen, sind künstliche Haut. Unsere Werkzeuge und Waffen sind künstliche Hautorgane, die Bahnen sind künstliche Beine, die Schiffe sind künstliche Flossen, die Luftschiffe sind künstliche Flügel, die Telegraphen und Telephone sind künstliche Augen und Ohren . . .

Der Intellekt ist nur gesteigerte Hautsensibilität. Er spiegelt die Welt nach der Optik des Individuums und gibt diesem das

Bewußtsein des abgeschlossenen Ichs. Mit dem Ich-Bewußtsein aber ist die Inkrustation des Individuums vollendet. Der Intellekt schließt das Ich vom Nicht-Ich, von der Welt, hermetisch ab. Und alle Reflexion und Wissenschaft ist auch eine Bestätigung des Ichs und Isolation des Individuums vom unmittelbaren Zusammenhang des Ganzen. »Ich denke, — also bin Ich!« Die Intellektualität ist der letzte Triumph des Atoms über das Universum. »Der Verstand schöpft seine Gesetze nicht aus der Natur, sondern schreibt sie dieser vor«, sagt Kant mit anerkennenswerter Kühnheit — und stellt damit die Welt buchstäblich auf seinen Kopf.

In Wahrheit jedoch ist der Intellekt ein Kerker und das Individuum ein Gefangener im eigenen Ich. Genie aber ist das Durchbrechen und Zertrümmern der Individual-Intellektualität, Preisgebung des Ichs, Gehorsam gegen unbewußte Gewalten und Verbrauch und Auflösung des Individuums im Leben des Ganzen. Genie ist — bildlich gesprochen — das Individuum ohne Haut. Sein Wesen ist unmittelbar an die Welt angeschlossen und das Leben der Welt flutet ungehindert hindurch. Während das Individuum einen isolierten Teil der allgemeinen Kraft darstellen will, ist das Genie bereit, dem Ganzen zurückzugeben, was des Ganzen ist. Emerson nennt das Genie »eine Substanz von unendlichen Affinitäten«. Mit allem verwandt, wird es von allem gelenkt und ist ohne Selbst. Selbstlosigkeit (natürlich nicht im Sinne ethischer Güte) ist das Merkmal aller genialen Naturen. Alle, die wir so gerne »Individualitäten« nennen, waren und sind von dem Empfinden erfüllt, daß sie von Gewalten gemeistert werden, die nicht in ihnen als Individuen sind. Immer finden wir den genialen Menschen im Dienste einer »höheren Macht«. Diese höhere Macht zu erklären, ist die Velleität seiner Individual-Eitelkeit. Moses und Mahomet sind Sprachrohre Gottes, Dante ist der Visionär supranaturaler Gesichte, Dichter und Künstler lauschen den Musen und inneren Stimmen, Sokrates gehorcht dem Daimonion, Napoleon wird von seinem Stern geführt, Wallenstein von den Gestirnen, Cromwell kommt am weitesten, »wenn er nicht weiß, wohin er geht«, Ulrich von Lichtenstein kämpft und leidet für Frau Venus, Robespierre für die Gerechtigkeit, Galilei für die Wahrheit, Washington für die Freiheit. Jeder nahm im Drange, sich zu verbrauchen, die Aufgabe auf sich, die die Umstände ihm zu-

wiesen. Das Individuum in allen großen Männern ist uninteressant und der »intime« Napoleon bietet dem Psychologen weniger als vielleicht der intime Kunz oder Müller. Alle »Ausnahmsmenschen« sind nur Beispiele für die Verleugnung des Individuums unter dem Drucke einer stärkeren Kraft. Casanova verführte die Weiber und ward selbst verführt vom Weibe. »Das Weib« wurde seine höhere Macht, und indem er sich im Dienste des Weibes verbrauchte, erfüllte er seine »Bestimmung« und gab sich dem All zurück. Jede Selbstvergeudung ist in gewissem Sinne Genialität und der Mensch der Passion gehört nicht minder zum Typus des genialen Menschen als der Mensch der Produktion. Der eine wie der andere erfüllt im gleichen Maße seine einzige Bestimmung, die im Individuum gebundene Kraft zu lösen. Das Individuum sammelt und bindet die Kräfte, das Genie löst und verwandelt sie. Individualität und Genialität sind die beiden Phasen des Lebens, die beiden Seiten desselben Phänomens. Das Individuum ist die Voraussetzung und Vorstufe des Genies. Es ist der Akkumulator der Kräfte, die später — nach Generationen — im Genie wirksam werden. Das Individuum ist latente Elektrizität, Genie ist Blitz und Entladung, das Individuum ist das Kapital des Lebens, Genie ist Verbrauch.

Die Aufeinanderfolge der Individuen in der geschlechtlichen Zeugung ist ein System verzweigter Evolution und das Genie ist die Unsterblichkeit der Individuen. Was vom Individuum stirbt, ist nur die Haut, die Hülle im weitesten Sinne: das Ich. Nur die dem einzelindividuellen Leben dienenden Zellen des Individualkomplexes sind a priori dem Tode geweiht. Jene Zellen jedoch, die zur Fortpflanzung des Individuums bestimmt sind, gehen wohl in ungeheurer Majorität durch äußere Einflüsse zugrunde, sind aber mit Unsterblichkeitsmöglichkeit ausgestattet. Die konjugierenden Ei- und Spermazellen schließen die sukzedierenden Individiuen zu einer organischen Kette. Und durch diese Kette der Individuen läuft die erworbene und gebundene Kraft wachsend und schwellend dem Meere zu, in das sie sich verlieren will. Das Genie ist als solches das letzte Glied einer Kette und der Erbe alles Erworbenen. Für das Genie arbeiteten die Individuen, das Genie selbst erwirbt nichts und arbeitet nicht. »In unseren höchsten Augenblicken arbeiten wir nicht,« sagt Nietzsche, »Arbeit ist nur ein Mittel zu

diesen höchsten Augenblicken.« Im Genie verschwendet sich der Fleiß der Generationen, in ihm ist alles reife Frucht . . .

Alles ist verkettet. Es gibt in Wirklichkeit keine Isolierung, kein Individuum. Das vollkommene, in sich abgeschlossene Individuum ist ein theoretisches Schema, das nur im Individualbewußtsein existiert (und seinen exaktesten theoretischen Ausdruck im Fichte'schen Solipsismus und in Stirner's »Einzigem« gefunden hat). Durch die Poren jedes Individuums sickert das Geschehen der Welt und in jedem ist die ganze Vergangenheit seiner Antezedenten lebendig und wirksam. Nur die sterblichen Hüllen wurden von seinen Vorgängern abgestreift, die unsterbliche Kraft aber wanderte von einem ins andere — und in jedem Individuum reift etwas zur Frucht, was in anderen nur Keim, Knospe oder Blüte war, und in jedem sind Keime, Knospen und Blüten, die in anderen Früchte werden können, in jedem ist ein Versprechen und eine Erfüllung. Aller Sinn des Lebens liegt in der Kette und erfüllt sich an einem ihrer vielen Enden, — denn jedes Glied der Kette (ausgenommen das erste und das letzte) ist Anfang und Ende zugleich . . .

Vom Standpunkt des Individuums aus gesehen, hat das Leben keinen Sinn. Es erscheint sodann als grausame und unlogische Farce. Der Leidende weiß nicht, warum und wozu er leidet, der Glückliche weiß nicht, warum sein Glück endet. Schmerz und Tod sind für das Individuum die beiden großen Widersprüche des Lebens. In der Einverleibung in die sozialen Gebilde findet das Individuum zuerst eine Lösung dieser Widersprüche. Die Unterordnung des Einzelnen unter das Wohl des Ganzen als des höheren Individuums erklärt zum Teil die Notwendigkeit des Leidens, und je fester das Gemeingefühl (der Egoismus des höheren Individuums) sich ausprägt, desto mehr schwindet der Schutz- und Machttrieb des Einzelnen. Im Paroxysmus patriotischer Begeisterung geht das Individuum sogar freudig in den Tod. Das höhere Individuum — die Polis — folgt seinen Individual- und Genietrieben auf Kosten der Einzelnen; es schützt sich, wächst, erobert und teilt sich mit dem erreichten möglichen Machtmaximum durch Zersplitterung oder Kolonisation.

Dennoch aber wird der Einzelne durch die Polis nicht so völlig absorbiert, daß nicht immer wieder jene Widersprüche sich geltend machten. Religionen und Philosophien unternahmen es,

diese Widersprüche radikal zu lösen. Der Trost, den sie dem Individuum spenden wollten, bestand stets darin, daß sie den Einzelnen an die Kette oder das All anschlossen. In der ältesten aller Religionen, im Ahnenkultus, liegt die Unterordnung des Individuums unter das Leben der Kette. Das Schicksal des Einzelnen erklärt sich darin aus vergangener, ererbter Schuld oder aus vergangenem, ererbtem Verdienst und der Tod erscheint durch die Nachkommenschaft besiegt. Im Glauben an den Übermenschen — der jüngsten aller Religionen — wird das Individuum zum bewußten Kettenschmied und lebt dem Enkelkultus. Das »tat-twam-asi« der alten Inder — die tiefste aller Religionen — lehrt den Zusammenhang des Individuums mit dem All-Einen . . . Daß der Sinn des Lebens in der Kette sich offenbart, und daß die Kette in das All mündet, dies ist der esoterische Inhalt aller Religion und Philosophie. Das egozentrische Denken des Individuums aber deutet diesen Inhalt in seinem Sinne um und versteht unter der Ewigkeit des Seins die — Personalunsterblichkeit. Gerade das Sterblichste an ihm, seinen Hautsinn, das Ichbewußtsein will das Individuum als »unsterbliche Seele« vor dem Tode retten. Diese Seele aber stirbt in Wahrheit schneller als der Leib, der noch viele Stunden zu leben vermag, wenn bereits jede Spur des persönlichen Bewußtseins entflohen ist . . .

Karl Hauer (Lucianus).

Pilatus.

Pilatus betrat sein Arbeitszimmer. Er fühlte sich gelangweilt und mißmutig. Die Ereignisse der letzten Tage lagen ihm noch in allen Gliedern. Es war immer derselbe Verdruß, der ihn erfaßte: die Enttäuschung über die Blindheit der Menschen. Sie alle wollten etwas. Gab es denn wirklich so wenig Weisheit in der Welt? Wohin er blickte, überall dasselbe demütigende Schauspiel.

Da waren seine Landsleute: alle erfüllt und geblähl von der Größe Roms. Ja, den Römern gehörte die Welt. Nun hatten sie sie, die Welt. Aber alle die Städte und Völker, die ihnen zu Füßen lagen, sie wiesen den Sieger nur immer wieder vom Siegerwerk auf sein eigenes Selbst zurück. Sie schienen höhnisch zu sagen: Was habt ihr vollbracht? Könnt ihr etwas besitzen, so lang ihr euch selbst nicht besitzt? Ihr seid stärker als wir, aber seid ihr auch stärker als eure Taten? Ihr sagt, ihr habt die Welt besiegt. Ja, aber — wenn man nur wüßte, was das heißt: die Welt besiegen!

Und dann: die Juden mit ihren Satzungen, diese selbstgefälligen Schriftgelehrten mit ihrem Wahrheitsdünkel, die da meinten, sie könnten das Welträtsel vergewaltigen wie der Pirat eine schöne Griechensklavin. Für sie war Wahrheit das, was die meisten glaubten.

Überall Helden und nirgends Weise. Alle wollten sie handeln, handeln und wußten nicht, daß nur der Gedanke gerecht ist, daß jede Tat eine Tollheit ist, daß jeder, der handelt, schon einen Schritt aus sich heraus, einen Schritt von sich weg tut.

Pilatus fühlte sich frei von allen diesen Irrtümern. Er haßte das Heldentum, denn er wußte: die Seele alles Heldentums ist Blindheit. Er war längst ein Wissender geworden, der nichts mehr wollte, denn er wußte: Wissen heißt die Tat wegwerfen und die Leidenschaft verleugnen. Die Welt war ihm längst gleichgiltig geworden, mit ihren Zweifeln, die alle lösen, mit ihren Gütern, die alle besitzen, mit ihren Leiden, die alle brechen wollten.

Da war er auf jenen sonderbaren Jüngling gestoßen, hinter dessen Reden ihm etwas Tieferes und Reineres zu schlummern schien, ein Stück von seiner eigenen Weisheit, die niemand verstehen wollte. Aber auch hier hatte er wieder dieselbe traurige Enttäuschung erlebt. Auch jener war nicht frei von der allgemeinen Verblendung, die alle Köpfe und Herzen wie ein Fieber gefangen hielt. Messias wollte er sein, König der Juden. Auch er hielt es also noch mit der Welt, er wollte Jünger und Freunde, die seine Worte über die ganze Erde trügen. Nun war er tot, ein Opfer unter vielen, wohl weiser als die anderen, aber doch zu wenig weise, um sich an seiner Weisheit für sich selbst genug sein zu lassen. Und Pilatus dachte: Schade! Ein gedachtes Leben ist voll Größe, aber ein gelebter Gedanke ist voll Erde.

Aulus, der Sekretär trat ein und erstattete einige Meldungen. Schließlich sagte er: »Ja ... und Judas aus Kerioth hat sich erhängt.«

Pilatus lächelte bitter. Das war auch einer von denen gewesen, die herrschen wollten. Er fragte: »Weiß man den Grund?«

»Ich glaube«, sagte Aulus, »es war wegen jenes Zwischenfalles mit dem Nazarener Jeschua, der vor einigen Tagen gekreuzigt wurde.«

»Von welchem Zwischenfall sprichst du?«

»Nun«, erwiderte Aulus lächelnd, »ich dachte, du hättest schon davon gehört. Seine Jünger behaupten nämlich, er habe sein Grab verlassen und wandle am See.«

Pilatus war nicht sonderlich erstaunt. Auferstehungsgerüchte waren in diesem Lande nichts Seltenes. Er fragte: »Und gab es einen Aufruhr?«

»Nicht im geringsten«, sagte Aulus, »denn sonst hätte ich natürlich schon früher Meldung erstattet. Die Leute verhalten sich ganz ruhig. Sie singen und beten und preisen den Nazarener.«

»Und rufen ihn zum Könige aus?«

»Nein. In diesem Falle hätte man vielleicht doch einschreiten müssen.«

»Ich meine, daß sie ihn zum Messias ausrufen, wie sie es nennen«, sagte Pilatus ungeduldig.

»Auch das tun sie nicht. Sie stoßen nur immer denselben sonderbaren Ruf aus: Hosiannah dem Gekreuzigten!«

Pilatus mußte sich plötzlich setzen. Er winkte Aulus heftig zu, und dieser verließ das Zimmer.

Es war wohl kein Zweifel: dieses Wort hatte nicht allzuviel zu bedeuten. Unter den Jüngern des toten Rabbi waren viele Fremde, die seinen Namen nicht aussprechen konnten. So nannten sie ihn denn ganz einfach: den Gekreuzigten. Aber dennoch befiel Pilatus eine sonderbare Unruhe.

Ihn fröstelte. Es war ein wundervoller Frühlingsmorgen, aber dennoch fuhr es wie ein kalter Hauch über seine Stirn. Er wußte nicht recht, warum. Warum fühlte er gerade heute zum ersten Male seit so vielen Jahren wieder etwas wie jene knabenhafte Unsicherheit, jene geheimnisvolle Angst vor dem Leben?

Hatte er darum so grausam mit sich gekämpft und alle schönen Täuschungen in sich niedergerungen? Sollte ihm nicht einmal mehr die letzte Stütze bleiben, die ihn bisher gehalten hatte: der Zweifel an allem, die Gewißheit seiner Vergänglichkeit, der feste Glaube an das Nichts? Er war sich nicht klar darüber. Vielleicht war es nur die Erregung der letzten Nächte. Aber ein neuer Gedanke stieg langsam in ihm auf, ein Gedanke, der ihn quälte und verwirrte: Vielleicht läßt sich Heldentum und Weisheit vereinigen . . .

Aber wie? Dies zu begreifen, gelang ihm nicht. Er fühlte nur, daß es vielleicht jenem seltsamen Schwärmer gelungen sei. Und er erschrak bei diesem Gedanken: denn dann war ja auch sein Leben ein verlorenes gewesen . . .

Und Pilatus murmelte mit trockenen Lippen: Wie sonderbar! Höchst sonderbar! Daß es ein Drittes gibt!

Pilatus war kein Jüngling mehr, und er war ein Römer. Er war nicht der Mann, der so leicht sein Gleichgewicht verlor. Aber noch oft mußte er an jenes seltsame Erlebnis zurückdenken, und noch nach Jahren, als niemand mehr vom Nazarener sprach, sah man ihn mit fast träumerischen Augen abends im Garten sitzen . . .

Egon Friedell.

* * *

Splitter.

Moralische Grundsätze sind unentbehrlich, um den Genuß am Skandal zu würzen.

*

Die öffentliche Meinung ist wie alle öffentlichen Häuser ein Ort, wo man zahlen muß, um seine besten Kräfte vergeuden zu dürfen.

*

Ohne Abendmahl sterben ist bitter; bitterer ohne Nachtmahl schlafen gehen.

Kyon.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Osterhase. Die Feiertagsbäuche der Inseratenpresse platzen. ‚Neues Wiener Tagblatt' 152, ‚Neue Freie Presse' 144 Seiten. Davon bietet natürlich der geringste Teil den geistigen Mazzes. Trotzdem ist die Ration noch immer enorm. Blätter, die sich an gewöhnlichen Sonntagen mit den Herren Pötzl und Müller-Guttenbrunn oder mit den Herren Auernheimer und Sil Vara bescheiden, protzen auf einmal mit dem Teuersten – sagen wir »Ausgefallensten« –, was die europäische Geistigkeit bietet. Da bleibt kein englischer Staatsmann unbelästigt, und neben dem Ethiker Paulsen, der im Hauptorgan für Sexualannoncen eine unerlaubt öde Kapuzinade gegen die Unsittlichkeit des — Pastors Frenssen loslassen darf, fleht Paul Heyse lyrisch »Nur einmal noch!« Alle Meinungen haben Platz. Wenn nur ein »Name« darunter steht. Die katholischen Feste bringen die große Kokottenparade der Wiener Journalistik. Rückwärts das unerhörte Aufgebot der zahlungsfähigen Kunden, vorn die geputzte Schar der literarischen, akademischen und politischen Strizzis, die sie sich selbst bezahlt . . . Neidvoll schauen die schlichten christlichsozialen Straßenmädchen den Aufzug, sie, die sich um Ostern aller fleischlichen Genüsse enthalten müssen. Die Festnummer der ‚Deutschen Zeitung' bringt nur geistige Fastenspeise. Da sind sie wieder, die wackeren Christel, Vogl, Guido List, Hörmann und Frimberger! Einer dichtet — im Jahre 1906 –: »Weanerwaldliader — Klingan mi an – Wann i so wander' — Tramat mei Bahn.« »Tramat« — das klingt doch anders als die Lyrik der Mombert, Dehmel, Stefan George! Da »steckt« noch Poesie drin . . . Es ist etwas Merkwürdiges um den Kontrast zwischen der liberalen und der christlichsozialen Zeitungskultur. Man würde glauben, daß dem Rothschild der Papst gegenübertritt, aber unter allgemeiner Spannung erscheint ein Magistratsdiener. Man würde glauben, daß London und Rom ihre Kräfte messen, aber dem liberalen Weltgetriebe entrückt, findet man sich plötzlich in Kagran.

Kinderfreund. Wann ich »mit der Beer-Sache fertig sein werde«? Das ist die Frage jener herzlosen Sensationsgier, die bockig wird, wenn sie den Obersschaum einer Affaire bereits abgeschöpft hat, und die sich nicht für Menschenschicksale, sondern für Artikelüberschriften zu erwärmen pflegt. Ich beantworte die Frage damit, daß ich einen vom 3. März datierten Brief der Frau Laura Beer reproduziere, den dem Berner ‚Bund' eine Freundin der Verstorbenen zur Verfügung gestellt hatte

und der in Wien unbekannt geblieben ist, da ihn die ‚Zeit' nachgedruckt hat. Das ‚Deutsche Volksblatt' hat in seinem einfallsreichen Kretinismus bekanntlich die Version verbreitet, Laura Beer (die in der Schweiz »eine Besitzung besaß«) habe sich erschossen, weil sie zur Überzeugung von der Schuld ihres Gatten und von der Gerechtigkeit der Wiener Justiz gelangt sei. Der Brief lautet: »Dear Dagmar. Nachdem wir so lange das empörendste Unrecht über uns mußten ergehen lassen, so daß man sich wirklich zähneknirschend fragt, ob denn ein solches Leben überhaupt noch lebenswert ist, scheinen jetzt die Wolken doch »a silver lining« zu bekommen. Die Aussage des Prof. Duschinsky, des ehemaligen Lehrers des jungen F . . . . . sprach so eklatant für dieses Burschen Verlogenheit, daß das Gericht bei aller Eingenommenheit gegen uns doch nicht umhin konnte, das Urteil einstweilen zu sistieren und jetzt endlich durch eine Menge Zeugeneinvernahmen das zu tun, was es längst und vor der Verhandlung hätte tun sollen, nämlich die Glaubwürdigkeit der Denunzianten zu prüfen. Dabei stellt sich nun immer klarer die haarsträubende Leichtfertigkeit der ganzen Anklage heraus, deren Nichtigkeit, deren Komposition aus Hysterie, Rache, Neid und Ressentiment ich vom ersten Moment an durchschaut und an einem der Übeltäter ja auch gerächt habe. Niemand weiß so gut wie ich, wie fern Th. B. konträrsexuale Neigungen liegen; von »Handlungen« gar war nicht einmal in der Anklage die Rede. — Man kann noch sagen, daß er in keinem anderen Lande als in dem klerikal-bureaukratisch regierten Österreich wäre verurteilt oder überhaupt angeklagt worden; und ich weiß noch heute nicht, soll ich darüber lachen oder weinen, daß man aus meinem schulterlangen Haar ein Argument für seine »Schuld« gezogen hat. Der Vorsitzende des Senats hat erklärt, das Urteil ruhe auf einer festen Säule, und das sei die Wahrheitsliebe des jungen F . . . . . Dieses »Kind« — 16 Jahre alt — wurde von seiner Mama und seiner früheren Gouvernante als »Fanatiker der Wahrheit« bezeichnet. Jetzt, seitdem man diesem hoffnungsvollen Denunzianten infolge der Schilderung, die sein Lehrer ungebeten von ihm entwarf, etwas genauer zusieht, entpuppt er sich immer mehr als ein Fanatiker der Lüge, respektive einer lügnerischen Phantasie, mit der er sich à tout prix interessant und andere schlecht machen will. Er hat auch in der Schule gelogen, Aufgaben gefälscht, gegen seine Mitschüler intrigiert und sie völlig unbeweisbar beschuldigt, unsittliche Attentate an ihm versucht zu haben. —

Also so sieht die Säule des Urteiles gegen meinen Mann aus, und diesem einzigen Zeugen gegen ihn hat man geglaubt, gegenüber einem Dutzend anderer, die nur das Rühmlichste über ihn aussagten. Man möchte nun glauben, daß bei solchem Stand der Dinge dem Unrecht, das an uns begangen wurde, soweit das überhaupt noch möglich ist — schnellstens ein Ende gesetzt würde. In Ländern mit westlicher Kultur würde auf eine solche Diskreditierung des einzigen Belastungszeugen hin (was ich hier oben niederschrieb, ist alles buchstäblich wahr) vermutlich die Staatsanwaltschaft selbst den ganzen Prozeß einstellen. Hier handelt es sich der Staatsanwaltschaft nicht um Recht und Unrecht, sondern darum, à tout prix Recht zu behalten, sich nicht zu blamieren, den Naturforscher und Schriftsteller Theodor Beer, dessen ganzes freies Streben und Wirken ihr ein Dorn im Auge ist, zu ruinieren. Das wird und soll seinen Feinden aber nicht gelingen, und sollten ihn die Intrigen einer übermächtigen Bureaukratie doch ins Gefängnis bringen, umbringen können sie ihn nicht, dazu ist er zu stark. Er ist in dieser ganzen Leidenszeit nur gewachsen, und sollte ihm jenes Martyrium nicht erspart bleiben, so kann er dann um so stolzer und nachdrücklicher gegen die ganze Gesellschaft hier seine flammende Anklage erheben . . . Für mich mit meinem gewalttätigen Temperament ist es aber schwer, dies alles in Ruhe zu ertragen. Fast scheint mir die Vendetta vernünftiger als unsere Rechtsordnung . . . Und manchmal möchte man solipsistisch mit einem Revolverschuß dieser ganzen Welt voll Unrecht und Verrat ein Ende machen. Wir haben so viele Enttäuschungen in dieser Sache erlebt, daß ich schon sehr pessimistisch geworden bin; dennoch: »While there is life, there is hope!« Für all Deine stets bewährte Liebe und Treue in dieser schwierigen Zeit innigsten Dank: Love and kisses. Laura.« Das Wiederaufnahmsgesuch wurde abgewiesen, und Laura Beer erschoß sich. Als ich den Artikel für Nr. 200 schrieb, hatte ich von dem Brief keine Ahnung. Ich verweise auf die merkwürdige Übereinstimmung in der Disponierung von männlichem Heroismus und weiblicher Hysterie (J'accuse und Revolverschuß). Wer jetzt noch der Tat der Ärmsten andere Motive unterschiebt als die Verzweiflung eines »gewalttätigen Temperaments«, das aus dem Unrecht keinen Ausweg sah, verdient, das Ostergeschwätz des Herrn Hugo Wittmann über »Ein Frauenschicksal« zu Ende lesen zu müssen.

Maler. Die Osternummer des ‚Extrablatts' hat einen Trumpf ausgespielt. Sie brachte »Selbstporträts berühmter Wiener Künstler«. Mit Recht bemerkte die Redaktion dazu: »Diese Ostergabe ist wohl einzig in ihrer Art, eine in Gedanken und Durchführung reizende Neuheit, der zweifellos ein Ehrenplatz in der Geschichte der Wiener Publizistik gebührt«. Zweifellos. Hören wir, wie diese Bildergalerie zustandekam! Ein Abgesandter des Herrn Julius Bauer ging zu sämtlichen Professoren der Wiener Akademie und teilte ihnen die Absicht des Chefredakteurs mit, in der Osternummer Selbstporträts der berühmtesten Wiener Künstler zu bringen. Es wäre sehr nett, wenn die Herren die Güte hätten, den mit anderen Unglücksfällen überhäuften Spezialzeichner des ‚Extrablatts' der Mühe zu überheben, die Wiener Künstler zu konterfeien. Viele lehnten, da Ekel die Preßfurcht überwand, zunächst ab. Doch der Abgesandte ließ nicht locker, und so entschlossen sich die Herren Angeli, Pochwalski, Rumpler, Horovitz und andere Berühmtheiten, dem Wunsche Rechnung zu tragen. Und als die Selbstporträts fertig waren, fragte Herr v. Angeli im Namen seiner Kollegen, wann die Originale, die manche bereits vergeben hatten, rückerstattet würden. »Ja« — antwortete der Abgesandte — »die behält sich unser Chefredakteur als Andenken!« Die Künstler resignierten. »Wissen S'«, sagte Herr v. Angeli zu meinem Gewährsmann, »auf so a billige Art kriegt a anderer die Galerie z'samm!« . . . Vielleicht wird sich Herr Julius Bauer auf einiges gütliche Zureden doch von der Kollektion von Andenken trennen. Vorausgesetzt, daß er sich nicht auf den bekannten kunstkritischen Gefälligkeitsstandpunkt — siehe Nr. 200 — stellt und Herrn v. Angeli bedeutet, daß auch die Journalistik ein Recht habe, etwas zurückzunehmen, nämlich kunstkritisches Lob. Der Unterschied wäre nur, daß die Kritik Lob »gespendet«, die Künstler aber die Originale nicht gespendet haben.

Lyriker. Nicht nur mit Heine, auch mit Anastasius Grün hat die antisemitische Presse Pech. Ist ein frivoles Gedicht Heines von Hamerling, so ist ein frommes Gedicht Grüns von Sturm. Die ‚Deutsche Zeitung' polemisierte gegen eine Notiz der ‚Arbeiter-Zeitung', in der ein — übrigens recht dürftiges — antipfäffisches Gedicht von Anastasius Grün zitiert war, meinte, daß »zur Charakterisierung Grüns ein einzelnes Gedicht nicht ausreichend« sei, und brachte die folgenden Zeilen eines Poems »Abschied« zum Abdruck:

Treib nie mit heil'gen Dingen Spott
Und ehre deinen Glauben
Und laß dir deinen Herrn und Gott
Von keinem Zweifler rauben.

Diese Zeilen finden sich in einem Gedichte »Rat des Vaters an seinen Sohn«, — nur daß das christlichsoziale Blatt aus »fremden Glauben« »deinen Glauben« gemacht hat. Verfasser des Gedichtes ist der in Volksschullesebüchern häufig vorkommende Sturm. Siehe Deutsches Lesebuch f. allg. Volksschulen, 5. Teil, herausgegeben von dem in Österreich häufig vorkommenden Steyskal. Daß die christlichsoziale Presse ihre Literaturkenntnis aus der Fibel bezieht, ist nicht weiter verblüffend. Nur sollte sie, wenn sie Gedichte zitiert, sowohl in Bezug auf den Text als in Bezug auf den Namen des Autors »immer Treu und Redlichkeit üben«.

Anglophile. Herr Hofrat Professor Doktor J. Schipper richtet an die ‚Neue Freie Presse' ein Schreiben, das mit den tiefempfundenen Worten schließt: »In unserem Mittelschulunterrichte ist das Englische lange vernachlässigt worden und nimmt noch immer nicht die Stellung ein, die ihm nach seiner kulturhistorischen Bedeutung und nach seiner Wichtigkeit für den Weltverkehr gebührt. In der zuversichtlichen Hoffnung, daß Sie diese Zeilen als ein Zeichen meines warmen Interesses an Ihrem Weltblatte ansehen werden, zu dessen gelegentlichen Mitarbeitern zu zählen ich seit nahezu 25 Jahren die Ehre habe, bin ich mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ganz ergebener J. Schipper«. Der Herr Hofrat hat gewiß Recht. Nur glaube ich, daß in unserem Mittelschulunterricht auch das Deutsche vernachlässigt wird und noch immer nicht jene Stellung einnimmt, die ihm nach seiner kulturhistorischen Bedeutung gebührt. In den 25 Jahren, seit Herr Hofrat Schipper die Mittelschule verließ, um sich der gelegentlichen Mitarbeit an der ‚Neuen Freien Presse' zu widmen, hat man dies empfindlich gemerkt. Erst neulich wieder anläßlich des Schipper'schen Artikels über den revidierten Schlegel-Tieck'schen Shakespeare. Freilich hat sich der Gelehrte hier vor allem als Nachdichter bewährt. Schlegel-Tieck scheint ihm vielfach verbesserungsbedürftig, aber auch mit dem Verbesserer Hermann Conrad ist er nicht durchaus zufrieden. So macht er denn selbst Übersetzungsvorschläge, die eines beeideten Gerichtsdolmetsch der englischen Sprache würdig sind. Der Schwanensang von Avon, meint ein Leser, dem übel wurde, und Gänsekielverse seien denn doch zweierlei. Schlegel

läßt den König im »Hamlet« den »geräusch'gen Walzer taumeln«, Conrad läßt ihn »lärmend seine Tänze taumeln«. »Tänze? Was für Tänze?« fragt Herr Professor Schipper und schlägt vor, zu übersetzen:

»Der König wacht heut' Nacht, hält Zechgelag',
Trinkt sich 'nen Rausch, jauchzt taumelnd auf im Hopser.«

Hopser? Was für Hopser? Vielleicht gar der Rhythmus der Schipperschen Verbesserungsvorschläge, die Conrads überflüssige Änderung der guten Schlegel'schen Fassung erheblich verschlechtern? Mit dem gewohnten Klang soll aber auch der gewohnte Sinn verschwinden. Zum Beispiel: Schlegels »Kern und Ausbund unseres Wertes« (Hamlet), der viel plastischer wirkt, als »unseres Ruhmes Mark und Kern«, wird von den Herren Conrad und Schipper mit etlichen Fragezeichen versehen. Kern und Wert sind tautologisch. Aber »Ausbund« ist bestes Deutsch und bedeutet hier die nach außen liegende Probe eines Wertes im Gegensatz zu dessen Kern. Man kann ganz gut sagen, daß man Kern und Ausbund Schipper'scher Sprachkunst dürftig finde.

Standesgenosse. So ist's denn einmal wahr geworden, das Wort vom »silberne Löffel stehlen«! Der Korrespondent des ‚Matin' schildert die Schlußsitzung der Marokko-Konferenz — »in sehr pittoresker Weise«, wie ein Wiener Blatt bemerkt. Die Delegierten wählten sich Andenken an Algeciras. Jeder nahm das Seine. Der Journalist? Hören wir ihn: »Zunächst nahm man die Federhalter, Bleistifte und Tintenwischer, dann alles, was man bekommen konnte. Visconti-Venosta schob einen Briefbeschwerer in die Tasche, Revoil nahm ein Tintenfaß mit, Tattenbach einen Wandkalender, White zwei Papierständer, der Herzog von Almodovar seine Präsidentschaftsglocke. Ich erbeutete Cassinis Bleistift und den Löffel, mit dem der Schriftführer sein Zukerwasser umgerührt hatte.« Wahrlich, der Poet hatte bei der Teilung der Erde nicht »im Land der Träume sich verweilet«! Federhalter und Tintenfässer — was sollte ein Journalist mit solch unpraktischen Gegenständen anfangen? Sieh da, ein silberner Löffel!

Sekundant. Ja, es ist wahr: »Budapest, 5. April. Im Fodorschen Fechtsaal hat hier heute früh um 8 Uhr ein Säbelduell zwischen Julius Leopold, Inhaber der bekannten Annonzenexpedition, und dem Annonzenbureau-Eigentümer Eugen Goldberger stattgefunden. Gleich beim ersten Angriff hat Julius Leopold seinem Gegner einen über die Stirn laufenden Kopfhieb versetzt, welcher von den Ärzten vernäht wurde. Julius Leopold blieb unverletzt.« Die Ärzte sollen überdies eine dreimal ge-

spaltene Nonpareillezeile konstatiert haben. Pistolenduelle zwischen Inseratenagenten sind ungefährlicher. Das Bulletin lautet dann in der Regel: »Text durchschossen« oder »Alles fortlaufend«.

Schiedsrichter.

‚Arbeiter-Zeitung' 11. IV.:

»Eine Aufführung der Meistersinger wie die letzte sollte an der Wiener Hofoper doch nicht möglich sein. . . . Über dem Ganzen lagert stimmungslose Langeweile. Keine Spur von innerer Ergriffenheit, von Behagen an dem Humor des Werkes; überall nur das Bestreben, mit einer gerade nicht glänzend memorierten Aufgabe schnell fertig zu werden. . . .«

‚Fremdenblatt' 11. IV.:

»Dergleichen bekommt man nirgends sonst in deutschen Landen zu hören. Schalk hatte einen seiner feurigsten und glücklichsten Abende. Gesamteindruck: eine Musteraufführung, wenn auch nicht extra angesagt. Daß unsere Hofoper mit solchen Wunderleistungen auswärts keine Reklame macht, mag vielleicht der Würde des Instituts entsprechen; aber der Verein für Fremdenverkehr und Stadtinteressen sollte eine so wertvolle Handhabe für seine Agitation schwunghafter nützen.«

Größenwahnsinniger. Was ist das?

»Es kam der junge Frühling über Nacht . . .
Der blaue Föhn frisch fegte rein das Land
Vom Winterschmutz. — Im Föhrenwald er lacht'
Und tollte wie von Sinnen, und niederband
Sein Hauch des Frostes Riesen: Darob erwacht
Natur! Sie schmückt ein blühend, keusch Gewand —
Markige Kraft, neu Leben sind entglommen.
Grüß Gott, Freund Frühling! Tausendmal willkommen!«

Dann wird behauptet, daß »der feige Wurm, der frech an unsern heil'gen Gütern satt sich fraß und unterwühlte jeden Turm der Veste Christenheit, matt röchelt.«

»Dein frischer Lufthauch ist ihm Sturmesstöhnen,
Dein freies Wort klingt ihm wie Donnerdröhnen!«

Aber der Feinde Wut lauert.

»Zertritt sie, kämpf mit scharfem Schwert, daß kracht
Der Frevler Bau: Licht, Sieg blüht aus der Nacht! —«

Ja, was hat sich denn ereignet? Nun denn, wir erfahren es schließlich:

»Wie Frühlingssturm fegt, reinigt! Bringt uns lichten
Jungfrühling — Mödlinger Bezirksnachrichten!«

Es handelt sich also um die Gründuug eines neuen »christlich-sozialen Organs für die Gerichtsbezirke Mödling, Ebreichsdorf und Liesing«. Wer sich bisher den jungen Frühling anders als in der Gestalt eines christlich-sozialen Provinzblattes gedacht hat, mag enttäuscht sein. Wenn nur das matte Röcheln des feigen Wurms, der die Veste Christenheit bisher unterwühlt hat, nicht schon bei der ersten Nummer verdächtig nach einem Schnarchen klingt! Hoffentlich aber wird der »blaueFöhn«, der über Mödling, Ebreichsdorf und Liesing hereinbrach, späterhin sich minder stürmisch gebärden und ruhig als Käsepapier verwenden lassen.

Kulissenschnüffler. Girardi hat also in Czernowitz gastiert und bei dieser Gelegenheit den Wunderrabbi von Sadagora besucht. Und die Schmöcke veröffentlichen den folgenden Dialog: »Ich habe Euch, mein Herr, empfangen, mache aber zur Bedingung, daß Ihr mich ja nicht aufs Theater bringt!« »Aber Herr Rabbi! So g'scheite Herrn, wie Euer Ehrwürden aner san, dö spiel' i ja gar net, dö kommen in aner Operett' net vur.« Das letzte gesperrte Sätzchen ist in jenen liberalen Blättern unterschlagen, deren Theaterkritiker dem Konsortium der Librettowucherer angehören. So schmerzlich wollten sie sich gerade von dem einzigen Schauspieler, dem ihre paralytischen Zumutungen die humoristische Deckung verdanken, nicht entblößen lassen . . . Es wäre aber ungerecht, zu verschweigen, daß auch die liberale Theaterkritik hin und wieder ein Operettenlibretto schlecht findet. Im Referat über den neuinszenierten »Blaubart« z. B. schrieb der Herr von der ‚Neuen Freien Presse', die Melodienfülle habe »die Hörerschaft auch über die Trivialitäten hinweggetragen, an denen Meilhacs und Halévys Libretto nicht arm ist«. Diese Objektivität ist umso bemerkenswerter, als der »Blaubart«-Text vielleicht das größte Meisterwerk der Operettenliteratur ist.

Onkel Salomon. Die ‚Neue Freie Presse' geht in ihrer antisemitischen Gleichgültigkeit Heinrich Heine gegenüber — sie brachte bekanntlich eine dreißigzeilige Heine-Biographie — entschieden zu weit. Neulich erzählte sie, in Deutschland werde für ein Denkmal »in Hamburg, Heines Geburtsstadt«, gesammelt. Heiliger Karpeles!

Sammler. Herr Korngold: ‚La charmante fille! Toujours riante, verdissante, pleine de gaité, d'esprit, d'amour et délices!' — so schwärmt bei Beaumarchais Figaro, der Bräutigam, von seinem Susannchen, nicht ohne ein bedauerndes ‚Mais sage!' folgen zu lassen. Dieses ‚Aber gescheit!' möchten auch wir in gewissem Sinne hinzufügen, wenn wir die Susanne der Frau Gutheil-Schoder mit den

Worten Figaros rühmen. Sieht man von diesem Beischmack von Absichtlichkeit ab, so bleibt eine der besten Gestalten, die die Künstlerin geboten.« Der Leser: Une fille sage heißt: ein tugendhaftes Mädchen (in Wien etwa: solid). Natürlich ist nicht zu leugnen, daß die Tugend eines Mädchens oft einen Beischmack von Absichtlichkeit haben kann.

Habitué. Herr Kainz ist wieder aufgetreten. Das ‚Extrablatt' meldet kurz, er habe »frisch und famos« gespielt. Was? Den Hamlet.

Literat. In den nächsten Wochen wird ein neuer Strindberg-Band »Die Kleinen und die Großen, Novellen und Studien« erscheinen. Ein Kapitel »Über deutsche Dichter und Denker«, dessen Aushängebogen vor mir liegt, enthält Bemerkungen zur Schillerfeier, über Strindbergs Verhältnis zu Nietzsche, über Goethes Götz und Hauptmanns Geyer und schließlich über Otto Weininger. Der Nachruf »Idolatrie, Cynolatrie«, den Strindberg seinerzeit in der ‚Fackel' veröffentlicht hat, ist hier aufgenommen. Ihm werden »Drei Briefe« vorangeschickt, die zum Teil auch in der ‚Fackel' schon zitiert waren. Sie lauten: An Otto Weininger, Wien: Herr Doktor, Schließlich – das Frauenproblem gelöst zu sehen, ist mir eine Erlösung, und so – nehmen Sie meine Verehrung und meinen Dank! (1. Juli 1903.) — An den Übersetzer: Dr. Otto Weininger in Wien hat mir Geschlecht und Charakter gesandt; ein furchtbares Buch, das aber wahrscheinlich das schwerste von allen Problemen gelöst hat. Er zitiert Gläubiger, aber müßte Vater und Fräulein Julie kennen. Wollen Sie ihm die senden? Ich buchstabierte, aber er setzte zusammen. Voilà un homme! (21. Juli 1903.) — An den Übersetzer: Bitte, übersetzen Sie Beiliegendes und senden Sie es an den Herausgeber der ‚Fackel' nach Wien! Ich nehme es als eine heilige Pflicht gegen den Toten! (12. Oktober 1903.)

Scharfrichter. Das ‚Fremdenblatt' hat das Osterfest damit feierlich begangen, daß es Marya Delvard einige interessante Bekenntnisse zu entlocken gewußt hat. Marya Delvard hat es auf die guten Ratgeber abgesehen. Diesen handle es sich ausschließlich darum, einmal sagen zu dürfen: Ich hab's ihr geraten! »Sie werden«, meint die Durchschauerin, »desto größer, je kleiner sie uns machen«. Wer sind nun die Ratgeber, die sich der Madame Delvard in den Weg gestellt haben? Als die »Elf Scharfrichter« in München gegründet wurden, »da war ich«, erklärt sie, »inmitten der lärmenden Eitelkeit unserer kleinen Republik die einzige Frau«. Und wiewohl Frau, jedenfalls das einzige nichteitle Mitglied der »Elf Scharfrichter«. Der beste Beweis: sie zählt die guten Ratgeber auf. Die folgenden Persönlichkeiten also wollten dadurch

größer werden, daß sie der Madame Delvard Ratschläge gaben: Frank Wedekind. Er gab ihr den Rat, die Geschwitz in der »Büchse der Pandora« zu spielen. »Du brauchst nur dich selbst zu geben, wie du bist. Das ist genug.« Marya Delvard sprach dem Dichter die Rolle vor. Er hörte zu, schweigend. »Merk dir's, liebe Marya, wenn sich das Publikum räuspert, muß man schneller sprechen. Das Publikum ist ungeduldig, wenn es sich räuspert . . . Man darf seine Geduld nicht länger auf die Probe stellen.« Verdammt! Wieder ein guter Ratschlag. Dann Lenbach. Welchen Rat gibt er? Er lädt sie öfter in sein Atelier. »Diese Einladungen erfolgten wenige Wochen vor dem Schlaganfall, der ihn bis zum Tode lähmte.« »Er dachte daran, mich zu malen, und deutete diesen Wunsch an, erwartete aber, daß ich selbst das erste Wort spreche . . . Aber ich habe ihn nicht gebeten, mich zu malen. Das Bitten ist mir immer schwer geworden.« Das mag eine interessante Spannung zwischen den beiden Persönlichkeiten gegeben haben. Der Künstler, der den Wunsch, zu malen, bloß andeutet, und die Künstlerin, die den Wunsch, zu sitzen, bloß andeutet. Zwei, die nicht bitten können. Und so bleibt das berühmteste Lenbach-Porträt ungemalt. Aber mit welchem Ratschlag hat sich der Meister schließlich doch eingefunden? Er sagte: »Delvard, das ist nichts für Sie, jeden Abend unter diesen jungen Leuten vor gedeckten Tischen zu singen. Kommen Sie zu uns ins Künstlerhaus.« Ein Schlaumeier! Natürlich wäre er groß dagestanden, wenn er es erreicht hätte, daß Madame Delvard einmal im Künstlerhaus sang. Man darf aber die guten Ratgeber nicht schelten. »Sie handeln«, sagt Madame Delvard entschuldigend, »fast immer aus Egoismus; denn man hört aus ihren Ratschlägen fast ausnahmslos ihre eigenen Wünsche, ja fast die Geschichte ihres Lebens«. Das bezieht sich schon auf jene beiden Ratgeberinnen, die sich, wie man gleich erfahren wird, in unverkennbarer Absicht an Marya Delvard angeschmissen haben. »In Mannheim«, erzählt sie, »stieg ich durch Zufall in dem Hôtel ab, in welchem bereits Sarah Bernhardt wohnte. Wir hatten beide ein Gastspiel abzubüßen. Sie empfing mich abends sehr herzlich und wir plauderten, während sie ihr Nachtmahl nahm: Eier, ihre einzige Nahrung. Sie interessierte sich für meine künstlerischen Leistungen. ‚Vor allem aber werden Sie nicht dicker! Bleiben Sie mager!'. Und sie fügte hinzu: ‚Kommen Sie nach Paris! Dort werden Sie den Ruhm und die Künstlerweihe finden.'« Sarah Bernhardt spekulierte also in offensichtlicher Weise darauf, sich in Frankreich durch die Einführung der Marya Delvard einen Namen zu machen. Aber dazu gibt sich eine Marya Delvard nicht her. In Hamburg sieht sie

eine gewisse Yvette Guilbert, die »durch die Nase wie ein Pariser Straßenmädel spricht«. »Als sie mich abends singen gehört hatte, sagte sie zu mir: ‚Ach, liebe Frau Delvard, wenn ich so gut deutsch könnte wie Sie und wenn ich singen könnte wie Sie! Gehen Sie doch nach Berlin! . . .« Natürlich, die fürchtet wieder in Paris die Konkurrenz der Delvard. So gehts immer. Aber die Delvard blieb standhaft. Sie ist weder zur Bühne gegangen noch im Künstlerhaus aufgetreten, weder nach Paris noch nach Berlin übersiedelt. Die Wedekind, Lenbach, Sarah Bernhardt und Yvette Guilbert, sie alle, deren Selbstsucht die Pfade der Madame Delvard kreuzen wollte, haben das Nachsehen. Und das ist recht so. Es ist der Trik aller, die selbst keine Persönlichkeit sind, sich durch eine Verbindung mit berühmten Namen Reklame zu machen.

Gutgesinnter. Mit einem Brief sei dies Heft auch geschlossen. Audiatur etc. Aus Wien (Poststempel II. Bezirk) geht mir die folgende anonyme Karte zu, bei deren Lektüre sich die richtige Betonung von selbst einstellen wird: »Euer Wohlgeboren! Wer sind Sie eigentlich, daß Sie der Welt Lehren geben wollen? Sie sagen, daß Paul Goldmann ein Esel ist, und ich sage, daß er mehr als Sie versteht. Sie sagen, daß Heine kein Dichter war, und ich sage, daß, wenn man bloß die »Harzreise« liest, man mehr Poesie genießt, als im ganzen Liliencron. Dabei ist doch die Harzreise blos Prosa! Sie sagen, wenn Goethe so in westöstlichen oder östwestlichen Divan etwas geschrieben hat, es heilig ist, und ich sage: es kann Goethe was geschrieben haben, was durchaus falsch ist und Goldmann oder Sonnenschein kann eher Recht haben als Goethe. Wo ist der Gradmesser, der mir sagt, daß Sie Recht haben und nicht ich oder X. Y. Z? Sie schreiben Recht haben mit großem R und ich schreibe recht haben mit kleinem r. Wer hat Recht oder wer hat recht?« — Derselbe Goldmann-Verehrer, der an der nicht ganz einwandfreien Gesinnung Goethes in der Affaire Hilsner Anstoß zu nehmen scheint, tadelte mich auf einer andern Karte, weil ich in der Sache Beer hohe Gerichtsfunktionäre angriff, von denen zur Zeit »sehr viel abhängig ist«. Er erklärte dies näher: »Ich bin fest überzeugt, daß Leopold Hilsner vollständig unschuldig ist . . .« Ja, daß ich das nicht bedacht habe, als ich über den Selbstmord der Frau Laura Beer schrieb!

Für die vielen Beweise freundlicher Gesinnung, die er zur 200. Nummer der ‚Fackel‘ empfangen hat, dankt der Herausgeber verbindlichst.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda und Siegel. Wien. III. Hintere Zollamtsstraße 3

GEGRÜNDET 1862 TELEPHON Nr. 584

ÄLTESTE ÖFEN- u. HERDE-FABRIK

K. u. K. HOF- MASCHINIST

RUDOLF GEBURTH, WIEN

VII. KAISERSTRASSE 71, ECKE DER BURGGASSE

LAGER von SPAR-, KOCH- und MASCHIN-HERDEN

für jeden Bedarf.
Alle Gattungen
HEIZ- u. DAUERBRAND-ÖFEN.

SPEZIAL-KATALOGE GRATIS u. FRANKO.

DIE FACKEL

erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel',
Wien, IV. Schwindgasse 3 (Telephon 7857, Postsparkassen-Konto Nr. 57.884)
als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	K 9.—
» »	18 » »	» 4.50
» das Deutsche Reich,	36 » »	» 10.50
» » »	18 » »	» 5.25
» die Länder d. Weltpostv.,	36 Nummern, portofrei	» 12.—
» » » »	18 » »	» 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl v. Nummern.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 200, 3. April): Der Selbstmord der Themis. — Phrasen. Von Karl Hauer (Lucianus). — Und Pippa tanzt! Von Thaddaus Rittner. — Nordau. — Symbole. Von Erich Mühsam. — Antworten des Herausgebers (Matkowsky; Secession und Kritik; Verwaltungsrat Liharzik; Eine Schreckensnachricht; Die ständigen Mitarbeiter).

Kronsdorfer natürlicher alkalischer **SAUERBRUNN**
CARL GÖLSDORF K. u. K. Hoflieferant
Karlsbad, Wien IX. Berlin, Krondorf.

Herren-Anzug . . . . . K 30.—
Knaben-Kostüm . . . . . K 12.—
Herren-Ueberzieher . . . . . K 24.—
Knaben-Bordjacke . . . . . K 13.—
Mädchen-Kostüme und Jacken.

KLEIDERHAUS
M. NEUMANN
K. u. k. Hof- Lieferant
WIEN, I. KÄRNTNERSTRASSE Nr. 19.
Illustrierte Kataloge gratis u. franko.

ANNONCEN
für sämtliche
ZEITUNGEN
und
KALENDER
der Welt
besorgt
bestens und billigst
die
ANNONCEN-EXPEDITION
EDUARD BRAUN
WIEN, I.
Rotenturmstrasse Nr. 9.
Zeitungs- und Kalenderkatalog für Inserenten gratis und franko.

Im Verlage „DIE FACKEL" sind unter anderem erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Karl Kraus:

Sittlichkeit und Kriminalität

Irrenhaus Österreich
(Die Affaire Coburg)

Der Fall Hervay

Die Kinderfreunde
(Zum Prozess Beer)

—

Preis jeder Broschüre 40 h, portofrei 50 h.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III., Hintere Zollamtsstrasse 1.

Nr. 202. 30. April 1906 VIII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 30 Pf.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL", IV. Schwindgasse 3.

VITA

REINSTE NATÜRLICHE NATRON-QUELLE

Die „Vita-Quelle" wirkt vorzüglich bei harnsaurer Diathese, Gicht, Rheumatismus und Blasenleiden. In überraschender Weise behebt sie die hartnäckigsten Magenkatarrhe, beseitigt prompt das peinigende Sodbrennen und ist ein Stoffwechsel-Regulator von höchster Vollkommenheit. Vorrätig in allen Apotheken und Depôts.

Generalvertrieb durch die Mineralwasser-Großhandlung

S. Ungar jr., k. u. k. Hoflieferant, Wien I.

Jasomirgottstraße 4.

Prospekte, Analysen und Beschreibungen gratis und franko.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801), versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

Nr. 2 der „FACKEL"

vom Verlag rückzukaufen gesucht.

Die Fackel

Nr. 202 WIEN, 30. APRIL 1906 VIII. JAHR

Abfälle.

Publizistische Themen: Nicht auf die Größe der Zielscheibe, auf die Distanz kommt es an.

*

Säkularisation: Die Kirche hat einen guten Magen. Trotzdem hat man ihn manchmal ausgepumpt.

*

Der Parlamentarismus ist die Kasernierung der politischen Prostitution.

*

Die sentimentale Ironie ist ein Hund, der den Mond anbellt, während er auf Gräber pißt.

*

Wenn man einen der mythologisch-politischen Aufsätze jenes berühmten berliner Publizisten liest, lernt man die Bildung mehr hassen, als unbedingt notwendig ist.

*

Der Wiener zum Schicksal: »Hau her eine, wannst di traust!«

*

Wenn die Ärzte ein Consilium halten, wird zumeist ein consilium abeundi daraus.

*

Narkose: Wunden ohne Schmerzen. Neurasthenie: Schmerzen ohne Wunden.

*

Seine Überzeugung ging ihm über alles, sogar über das Leben. Doch er war opfermutig, und als es dazu kam, gab er gern seine Überzeugung für sein Leben hin.

*

Die schöne Frau hat so viel Verstand mitbekommen, daß man alles zu ihr und nichts mit ihr sprechen kann.

*

Tänzerinnen haben die Sexualität in den Beinen, Tenore im Kehlkopf. Darum täuschen sich die Frauen in den Tenoren und die Männer in den Tänzerinnen.

*

»Verführer«, die sich brüsten, Frauen in die Geheimnisse der Liebe einzuweihen: Ein Fremder kommt auf dem Bahnhof an und macht sich erbötig, dem Fremdenführer die Schönheiten der Stadt zu zeigen.

*

Die Frauen sind die besten, mit denen man am wenigsten spricht.

*

Sie weinte leicht und exakt: Träning!

*

Frauen wollen anziehend aussehen und ausziehend angesehen werden.

*

Die »gefallene« Frau? Gewiß, es gibt auch zur Ehefrau gefallene Huren.

*

Sie wußte: Mit ihm schlafen, ja — aber nur keine Intimität!

*

Es gibt Perversität aus Überzeugung und Perversität aus Unterzeugung.

*

P. A. sah einen Rosenstock. Der sollte begossen werden. Dieses nannte P. A. »satanische Irrlehren«. Er erklärte: »Es genügt, daß man jeden Tag zu dem Rosenstock sagt: Heiliger Rosenstock, adelig-mysteriöses Kunstwerk der Schöpfung!?!«

*

Ich kann nur mehr amoralisch entrüstet sein.

*

Ich habe, Gott sei Dank, oft über's Ziel und selten neben das Ziel geschossen.

Ein Vorschlag.

Bei der Übernahme der russischen Anleihe verfahren wir Österreicher getreu unserem bewärten Prinzip, uns mit der falliten Macht zu verbünden, um die Macht der Zukunft zu verletzen. Wir pumpen dem Zarismus und sichern uns die dauernde Antipathie des aufstrebenden jungen Rußland. Zur Beruhigung unseres Gewissens redet man uns ein, daß unserer Industrie große Aufträge zufallen werden, die von dem entlehnten Geld bestritten würden. Ob das auch so pünktlich geschehen wird? Der Russe sagt: »Leihe mir 150 Millionen, dafür gelobe ich, dir weitere 50 Millionen schuldig zu bleiben.« Eine schöne Aussicht! Wenn wir uns schon auf den Wuchererstandpunkt stellen, dann sollten wir wenigstens das Geschäft ganz herzhaft nach wucherischen Prinzipien machen. Ein gediegener Wucherer gibt niemals den ganzen Vorschuß im Baren, sondern er liefert eine gewisse Quantität alten Graffelwerks, die er zu einem bestimmten Preise verrechnet. Nachdem uns nun versichert wird, daß wir Bestellungen auf Waren erhalten werden, so wäre es doch gleich einfacher, den entsprechenden Teil der 150 Millionen in den betreffenden Industrieartikeln zu liefern und zu verrechnen. Wir erhalten dann die russischen Papiere unmittelbar für die Lieferungen, anstatt daß

wir erst das bare Geld niederlegen und nun darauf warten, ob man bei uns kaufen wird. Man repartiere somit allsogleich die Aufträge an die bezüglichen Industrien, wie Holzindustrie (Lieferung von 10.000 Galgen), Leder- und Riemerindustrie (Nagaiken), Bindfaden- und Seilerfabriken etc. etc. und verrechne die Hauptkonsumartikel der russischen Bureaukratie mit einem kräftigen Aufschlag. Gleichfalls streng nach wucherischen Prinzipien wären verschiedene weniger absetzbare Artikel der österreichischen Produktion, die gesamten Ladenhüter, die sich in den letzten fünf Jahren aufgespeichert haben, in einer großen Zentrale zu sammeln und nun gleichfalls gegen Verrechnung nach Rußland zu liefern, wobei wir es unseren Darlehensnehmern überlassen, die Ware an den Mann zu bringen. Das wäre gleichzeitig eine kräftige Förderung des heimischen Exports und ein Geschäft, ebenso ehrenhaft wie die Millionenanleihe, aber gesünder.

Reformator.

* * *

Bohême.

Philistrosität ist die Tendenz zur Verallgemeinerung. Präziser: Philistrosität ist die Tendenz, den eigenen sittlichen Horizont als moralischen Schutzkordon um die Menschheit zu legen. Der Satz erhellt aus der Gegenprobe. Der einwandfreieste Nichtphilister ist der, dessen soziales Verhalten am wenigsten von Forderungen und Verboten gegen die Mitmenschen bestimmt ist. Das Kriterium der Philistrosität ist nämlich nicht die größtmögliche Anpassung an die Gepflogenheiten der Mehrzahl, sondern die eifersüchtige Bewachung des Nebenmenschen, ob er nicht etwa die Grenzen des Philisterhorizonts überschreitet und sich so der moralischen Wertung und der Vergleichungsmöglichkeit mit den übrigen Philistern entzieht. Der wesentlichste Charakterzug des Philisters ist also die schlotternde Angst vor der sittlichen Entgleisung des Zeitgenossen und ihrer psychologischen Unkontrollierbarkeit.

Die Waffe des Philisters gegen den Unfügsamen ist sittliche Entrüstung, eine Fehlgeburt aus Angst und Größenwahn. Ihr verdanken die Gesetzbücher — die einzigen im eigentlichsten Sinn unsittlichen Schriften — mit allen ihren generalisierenden Verlogenheiten, den Rechtsgütern, den öffentlichen Interessen und allen übrigen abstrakten Fetischen, die Entstehung. Das zentralistische Staatsprinzip mit seiner auf Formeln gezogenen Verallgemeinerungstendenz gibt der sittlichen Entrüstung des Philisters die Möglichkeit, sich in soziale Ächtung und mithin in wirtschaftliche Ruinierung des ethischen Outsiders umzusetzen. Dem Staat, der wirtschaftlichen und »rechtlichen« Organisation zur Verhütung der Überschreitung des Philisterhorizontes, untrennbar verehelicht, hat die Kirche die Zentralisierung der seelischen Bedingungen, der Angst, des Neides, der Begriffsstützigkeit und der Plattheit durchzuführen. Die liberale Forderung der Trennung von Staat und Kirche ist somit ein Unding. Beide Institutionen sind durcheinander geworden und leben von einander. Der Weg zur Kultur führt über ihr gemeinsames Grab.

Dem in Staat und Kirche zentralistisch organisierten, durch die raffiniert-unsinnige kapitalistische Gesellschaftsordnung ökonomisch gefestigten Philisterium — politisch ausgedrückt: der Bourgeoisie — steht die Minderheit der untereinander fast gar nicht liierten, materiell gänzlich wehrlosen, von den Konkurrenz- und Bildungsmöglichkeiten nahezu ausgeschlossenen, verhaßten Paria gegenüber. — Von der werktätigen Arbeiterschaft, die naturgemäß im Klassenkampf gegen den Besitz (der mit dem Philistertum identisch ist) in der vordersten Reihe stehen müßte, will ich hier ganz absehen. Das Proletariat — übrigens gehört das Wort zu den abgründigsten Unwahrhaftigkeiten — ist von der zukunftstaatsbesessenen Sozialdemokratie, wenigstens in Deutschland und Österreich, dem Klassenkampf völlig entfremdet worden. Die, dem Staat nachgebildeten, zentralistischen Arbeiterorganisationen haben durch die Ausschaltung des individuellen Temperaments des Einzelnen die revolutionäre Kernidee des gewerkschaftlichen Kampfes verwischt und den Arbeiter, den natürlichen Träger der sozialen Revolution, in die Rolle eines mit seinen Feinden Schacher treibenden Politikers gedrängt. Die Arbeiterschaft steht also jetzt in der Mitte zwischen Bourgeoisie und den Tschandala, auf deren

Seite nur noch die unorganisierten Gruppen kämpfen: Verbrecher, Landstreicher, Huren und Künstler.

Mit den ersten drei Gruppen dieser Ausgestoßenen weiß die sittliche Entrüstung des Philisters schnell fertig zu werden. Der Verbrecher, den Wut oder Verzweiflung den moralischen Kordon der ökonomischen Zweckmäßigkeit für den Philister durchbrechen hieß, wird im Zuchthaus interniert. Der Landstreicher, der sich nicht für traurigen Hungerlohn zum Kuli eines Ausbeuters machen will, wird zur Zwangsarbeit verurteilt. Die Hure, in deren wildem Lachen mehr Genialität steckt, als der gute Bürger, der sie sich für eine Nacht erstanden hat, mitsamt seiner Ehefrau bei verzehnfachter Lebensdauer jemals aufbringen könnte, wird mit ihrem, dem entrüsteten Philister, ach, so notwendigen »Schandgewerbe« ins Bordell gebracht und bekommt ihr Kontrollbuch, damit der lüsterne Kunde nicht von der Lustseuche befallen werde. Kurz, überall findet die sittliche Entrüstung ein äußeres Zeichen ihrer Berechtigung.

Nur mit dem Künstler gerät der Spießer in die Brüche. Ich will hier bemerken, daß ich unter »Künstlern« nur solche verstanden wissen will, die ihre Kunst nicht zum Gewerbe erniedrigen, die es also unter allen Umständen ablehnen, ohne künstlerischen Antrieb zu produzieren. Dagegen gehören zu den Künstlern, die ich als Outsider der Gesellschaft behandle, auch solche, die ohne künstlerisch überhaupt produktiv zu sein, in allen ihren Lebensäußerungen von künstlerischen Impulsen geleitet werden.

Hier sind Menschen, die die gesellschaftliche Nutzarbeit verweigern, die in ihrem Gehaben vielfach die Schranken des philiströsen Horizonts durchbrechen, denen man aber doch nicht beikommen kann, weil hier und da ein Dichter, ein Maler, ein Bildhauer, ein Komponist darunter ist, den Autoritäten anerkennen und — auf den man seine Kulturfreundlichkeit loslassen kann, indem man ihn feiert und verhungern läßt. Den Künstlern gegenüber tritt die bleiche Angst des Philisters vor dem Außergewöhnlichen am jammervollsten in die Erscheinung. Dieses Hosenschlottern von Respekt und Furchtsamkeit ist nämlich nicht nur der Ausdruck der Besorgtheit um das korrekte Benehmen des andern, sondern hier wirkt auch ein instinktives Gefühl für die

kritische Überlegenheit des Künstlers mit, die die Nichtigkeit des Philisters durchschauen könnte.

So hilft sich denn die Gesellschaftsstütze dadurch, daß sie dieser Art Künstlern einen Freibrief für unkonventionelle Schaustellungen ausstellt und sie unter einen Sammelbegriff registriert: Bohême. Da aber dem braven Mann des besitzenden Bürgerstandes jede künstlerische Betätigung, weil brotlos, verächtlich erscheint und er auf der andern Seite doch ganz gern einmal so ein Monstrum um sich sieht – nur aus der eigenen Familie darfs keiner sein; der würde schonungslos verstoßen werden –, so dünkt ihn in seiner Unterscheidungsunfähigkeit bald jeder pinselnde Millionärssprößling ein »Bohémien«.

Das Wort »Bohémien« ist, wie mir sprachkundige Leute versichern, falsch. Es muß richtig auch »der Bohême« heißen. Trotzdem werde ich den Vertreter der Bohême einen Bohémien nennen, da mir eine Vokabelunterscheidung zwischen dem Gattungsbegriff und der Bezeichnung der einzelnen zur Gattung gehörigen Person sprachlich willkommen erscheint.

Um den Begriff der Bohême zu definieren, ist das Wort zunächst von den Schlacken zu säubern, die ihm die Sensationslust und die Unterscheidungsunfähigkeit grinsender Banausen angesetzt haben, und die es besonders der Renommierwut durch irgend ein Talentchen in die Künstlerschaft verirrter Philister verdankt. Ein Kartoffelhändler entdeckt eines Tages seine Stimme, läßt sich zum Konzert-Tenor ausbilden und hält sich von Stund' an für einen Bohémien. Ein entlassener Kommis, der an das Stubenmädel seines Prinzipals Gedichte richtet, setzt sich abends in ein Literatencafé, trinkt Absinth und nennt sich, wenn ihn jemand fragt, »Schriftsteller«; des Sonntags aber spielt er sich beim Onkel Töpfermeister als »Bohémien« auf. Ein verbummelter Student schmeißt sich einem Künstler an den Hals, schmarotzt ihn aus und glaubt sich auch zur Bohême zählen zu dürfen.

Arge Verwirrung in der Auffassung des Wesens der Bohême hat Murger mit seinem bekannten Roman angerichtet. Es stehen ja sehr hübsche Sachen drin, aber Bohémiens sind die Helden seiner Geschichte nicht. Das sind besitzlose Lebeleute, die sich recht lustig über ihren Dalles hinwegzuhelfen wissen – aber am Schlusse des Buches, wo alle zu Geld und Ruhm kommen,

da dampfen sie friedlich in den sicheren Hafen des Philisteriums ein, und die Bohêmezeit liegt hinter ihnen.

Die Eigenschaft des Bohémiens von der Besitzlosigkeit herzuleiten, ist doch ein äußerst primitiver Standpunkt. Noch absurder ist die Auffassung, der Bohémien gäbe seinen Charakter in dem Augenblicke auf, wo er es nicht mehr nötig hat, unphiliströs zu leben. Nein, Bohême ist eine Eigenschaft, die tief im Wesen des Menschen wurzelt, die weder erworben oder anerzogen werden, noch durch die Veränderung der äußeren Lebenskonstellation verloren gehen kann.

Ich persönlich, der ich bei der Untugend der Deutschen, jeden Menschen, mit dem sie sich abzugeben haben, auf eine bestimmte Note festzulegen, das Pech habe, wo immer von mir die Rede ist, mich als das Musterexemplar eines Bohémiens bezeichnet zu finden, verwahre mich entschieden und ausdrücklich gegen diese Charakterisierung, solange sie von den äußeren Symptomen meines Wesens, etwa von meiner Haartracht oder meiner nicht eben übermäßig eleganten Toilette hergeleitet wird*).

*) Daß man solcher Anschauung auch im Milieu des »Cabarets« begegnen kann, beweist, daß sich diese Einrichtung von dem Wesen einer freien Künstlergemeinschaft bis zu jener geschäftsmäßigen Auffassung verirrt hat, die dem »Spezialitätentheater« Konkurrenz macht, indem sie zwar nicht dressierte Pudel als Künstler, aber Künstler als dressierte Pudel dem zahlenden Publikum vorführt. Wenn der Verfasser dieses Aufsatzes, der neulich hier der wahren Cabaretkunst als einem Vergnügen der Künstler für die Künstler das Wort geredet hat, in den Ankündigungen des Cabarets ausdrücklich als »Berliner Bohémien« bezeichnet wird, so ist damit die Unechtheit einer Bohême, die sich selbst bestaunt, so ist die Entfernung bezeichnet, in der der Geist des deutschen und wiener Cabarets von dem Geist der Bohême waltet. Eine Fülle künstlerischer Darbietungen kann über den Verdacht nicht hinweghelfen, daß die legere Form dieser Cabaretkunst nicht dem Künstler, sondern dem Philister frommen soll, an den Impresariogeschicklichkeit die Geheimnisse der Bohême zu verraten scheint. Wenn Herr Henry — als Chansonnier mit Recht beliebt — den »Berliner Bohémien«, der auf dem Podium zu rauchen pflegt, allabendlich mit der halb deutschen, ganz überflüssigen Conférence vorstellt: »Jetzt wird auftreten Erich Mühsam. Er hat kolossal lange Haare. Er ist das Prototypus von eine Bohémien. Er kann rauchen, wie wenn nichts wäre«, so behalten die Recht, die — die Schaubude als moralische Anstalt betrachten, weil ihr die Spekulation auf die Neugierde des Pöbels wenigstens organisch ist. Anm. d. Herausgeb.

Was in Wahrheit den Bohémien ausmacht, ist die radikale Skepsis in der Weltbetrachtung, die gründliche Negation aller konventionellen Werte, das nihilistische Temperament, wie es etwa in Turgenjeffs »Väter und Söhne« zum Ausdruck kommt, und wie es Peter Krapotkin als das Charakteristikum der russischen Nihilisten in den »Memoiren eines Revolutionärs« schildert.

Gewiß offenbart sich dieses Temperament, das alle Anpassung an die uniforme Lebensart des Philisters fanatisch perhorresziert, äußerlich in der Methode, die der Bohémien wählt, um sein eigenes Ich gegen die Masseninstinkte der Gesellschaft durchzusetzen. Immer wird der Bohémien ein Sonderling sein, und schon deshalb wäre es lächerlich, ein Schema für die Lebensweise der Bohême aufzeigen zu wollen. Ganz allgemein läßt sich über die Anpackung des Lebens seitens des Bohémiens kaum mehr sagen, als was ich früher einmal in einer Broschüre (»Ascona.« — Locarno 1905) so ausgedrückt habe: Ein Bohémien ist ein Mensch, »der aus der großen Verzweiflung heraus, mit der Masse der Mitmenschen innerlich nie Fühlung gewinnen zu können — und diese Verzweiflung ist die eigentlichste Künstlernot —, drauf losgeht ins Leben, mit dem Zufall experimentiert, mit dem Augenblick Fangball spielt und der allzeit gegenwärtigen Ewigkeit sich verschwistert.«

Die Verzweiflung über die Unüberbrückbarkeit der Kluft zwischen sich und der Masse, die Wut gegen den vertrottelten Konventionsdrill der Gesellschaft mag natürlich den Bohémien oft genug zum bewußten Auftrotzen gegen das Gewöhnliche verführen, das sich in der brutal zur Schau getragenen Unterstreichung des Andersseins äußert. Den Schluß, den Julius Bab in seiner Arbeit über die Berliner Bohême daraus zieht, indem er den Bohémien »asozial« nennt, halte ich für falsch. Im Gegenteil wird die schroffe Ablehnung der bestehenden Zustände mit allen ihren Ausdrucksformen in den allermeisten Fällen mit der sehr sozialen Sehnsucht nach einer idealen Menschheitskultur verbunden sein.

Sehr verdienstvoll ist dagegen die Parallele, die Bab zwischen der Bohême und dem Anarchismus zieht. Der Haß gegen alle zentralistischen Organisationen, der dem Anarchismus zugrunde liegt, die antipolitische Tendenz des Anarchismus und das anarchistische Prinzip der sozialen Selbsthilfe sind wesentliche

Eigenschaften der Bohêmenaturen. Daher stammt denn auch das innige Solidaritätsgefühl zum sogenannten fünften Stande, zum Lumpenproletariat, das fast jedem Bohémien eigen ist.

Es ist dieselbe Sehnsucht, die die Ausgestoßenen der Gesellschaft verbindet, seien sie nun ausgestoßen von der kaltherzigen Brutalität des Philistertums, oder seien sie Verworfene aus eigener, vom Temperament diktierter Machtvollkommenheit. Die Mitmenschen, die mit lachendem Munde und weinendem Herzen die Kaschemmen und Bordells, die Herbergen der Landstraße und die Wärmehallen der Großstadt bevölkern, der Janhagel und Mob von dem selbst die patentierte Vertretung des sogenannten Proletariats weit abrückt — sie sind die engsten Verwandten der gutmütig belachelten, als Folie philiströsen Größenwahns spöttisch, geduldeten Künstlerschaft, die in ihrer verzweifelten Verlassenheit mit der Sehnsucht eines erhabenen Zukunftsideals die Welt befruchtet.

Verbrecher, Landstreicher, Huren und Künstler — das ist die Bohème, die einer neuen Kultur die Wege weist.

Erich Mühsam.

* * *

Ein Schmerzensschrei.

Lieber Karl Kraus!

Ich schreibe Ihnen im Bette. Dies hat folgenden Grund:

Ein Herr E. Friedegg hat ein Buch geschrieben, in dem er seine völlige Unkenntnis der deutschen Sprache dazu benützt, um einer Reihe berühmter Schriftsteller an der Hand falscher grammatikalischer Gesetze und im schlechtesten Deutsch allerlei vermeintliche »Sprachsünden« nachzuweisen. An diese an sich belanglose Tatsache knüpfte sich für mich eine Anzahl trauriger Begebenheiten.

Als ich vor einigen Tagen meinen Onkel Rettich höflich grüßte, sagte er: »Was, du ordinärer Rotzbub, du wagst es noch, mich zu grüßen? Nach diesem Benehmen gegen Georg Ebers?«

»Aber lieber Onkel«, sagte ich schüchtern, »ich weiß gar nicht, was Du willst . . .«

»Was?« schrie Onkel Franz »du versuchst es noch, dein elendes Betragen zu verteidigen? Leiste erst einmal ähnlich Großes wie Ebers, und dann reden wir weiter, schamloser Bursche!« Damit ließ er mich stehen, und mit den hundert Kronen, die er mir sonst immer zu Ostern schenkt, war es Essig.

Als ich nachhause kam, fand ich zwei mir ganz unverständliche Briefe. Der eine war von meiner Braut. Er lautete: »Liebe Egon! Ich teile dir mit, daß ich nicht mehr mit dir verlobt sein will. Daß du so gemein über Stilgebauer sprechen könntest hätte ich nie gedacht. Und wo du doch weißt, daß er mein Gott ist! Anbei schicke ich dir den Osterhasen zurück, denn ich will von dir nichts Geschenktes. Die Pralinés habe ich leider schon aufgegessen. Helene.«

Der zweite Brief hatte den folgenden Inhalt: »Verehrter Meister! Nehmen Sie meinen tiefgefühlten Dank für Ihre tapfere Waffentat gegen diesen öden preußischen Junker, den Liliencron. Wie tief und wahr ist Ihre Bemerkung über Liliencron: ‚wenn man schon einem die Palme der Dummheit reichen möchte, kommt wieder ein anderer und zeigt, daß er noch dümmer kann'. Ja, das hat dieser talentlose Kothpoet wirklich gezeigt! Und dabei leben andere, die etwas können, in tiefster Obskurität! Ich schicke Ihnen anbei meinen letzten Gedichtband ‚s'Mailüfterl', damit Sie sehen, daß es noch echte Lyrik gibt. — Ihr Sie bewundernder Alois Faschingbauer, lyrischer Dichter, Zwettl.«

Ich war vernichtet. Das mir, der ich erst vor drei Wochen einem Menschen den Hut eingetrieben habe, weil er sich geweigert hatte, Liliencron für den größten deutschen Lyriker zu halten! Ich begann zu ahnen, daß ein furchtbarer Dämon mit mir sein Spiel treibe. Innerhalb einer Stunde hatten mich drei entsetzliche Schicksalsschläge getroffen: der Zorn meines reichen Onkels, die Lösung meiner Verlobung und nun gar die Übersendung eines lyrischen Gedichtbands!

In diesem Augenblick kam jedoch die Lösung. Meine Amme trat ein, legte das Buch Friedeggs auf den Tisch und erklärte weinend, sie bedaure es, mich gesäugt zu haben.

Ich begann nun die Lektüre des Buches. Obgleich ich nur die ersten sieben Seiten las, so verdanke ich doch diesem Um-

stande die furchtbarste Nacht meines bisherigen Lebens. Es gelang mir nämlich, schon aus den wenigen Seiten das Folgende zu entnehmen:

Erstens: Der mit mir allgemein verwechselte E. Friedegg kann nicht deutsch. Meine Freunde werden vielleicht einwenden: zur Feststellung der Tatsache, daß ich nicht deutsch kann, bedürfe es gar keiner Verwechslung mit Herrn Friedegg. Nun ja: — aber ich habe auch mein Deutsch niemals dazu verwendet, um andere, die ein vortreffliches Deutsch schreiben, als Sprachsünder anzunageln. Außerdem hätte mir Professor Schlinghaake in Hersfeld niemals ins Abiturientenzeugnis geschrieben: »In der letzten Zeit gelang es dem Schüler, seinen deutschen Stil von den gröbsten Verstößen gegen die Formenlehre und Satzbildung zu reinigen«, wenn ich auch nur ein einzigesmal den Satz geschrieben hätte: »Ich glaube nicht, daß die wiener Journalisten gebildete, tüchtige Leute wären, daß sie ihr Metier verständen«.

Die zweite Beobachtung, die ich machte, war die, daß Herr Friedegg auch theoretisch die deutsche Grammatik nicht beherrscht, da er falsche Regeln aufstellt. Dies ist ziemlich kompromittierend für einen, der über die Fehler der Anderen richten will. Ich begann infolgedessen bereits leicht zu schwitzen.

Ferner mußte ich bemerken, daß der Verfasser in einem haarsträubend unverfrorenen und präpotenten Ton spricht. Dies war mir noch peinlicher.

Ich las weiter. Aber mein Unbehagen wurde immer größer Ich konnte mir nicht mehr verhehlen, daß ich bei dieser Verwechslung nur benachteiligt war. Es gibt doch so viele begabte Schriftsteller, aber die heißen natürlich ganz anders als ich! Warum heißt Ibsen nicht Friedegg? Oder Maeterlinck? Oder doch wenigstens Bilse? Aber nein: — ich mußte gerade auf einen zweifellos dümmeren stoßen. Herr Friedegg ist nämlich dümmer als ich. Meine Freunde werden vielleicht einwenden: er sei der einzige Schriftsteller, von dem man das unwidersprochen behaupten dürfe. Nun ja: — aber er ist es.

Ebenso ausgemacht ist es, daß er der geschmackloseste Schriftsteller ist. So findet sich z. B. auf S. 13 das folgende Gleichnis: »Als vor fünfzehn Jahren die deutschen Berge in

grausigen Wehen kreißten, erblickten ein paar dürftige Mäuslein das geschützte Halbdunkel der literarischen Welt. Man hat die armseligen Tierchen gewogen, man hat sie für leicht befunden, und bald schwammen sie üppig auf dem trüben Wässerlein des Naturalismus«.

Bei dieser Stelle mußte ich bereits einen Kognak nehmen. Ich sah mit erschreckender Deutlichkeit, daß über mir — um es im Stil des Herrn Friedegg auszudrücken – ein übertünchter Vulkan hing. Bei Seite 15 endlich wurde ich ohnmächtig. Hier stand (übrigens in einer Stelle über Sie, aus der ich auch gleich erfuhr, daß Sie lange Haare haben): »Er schreibt die schändlichsten Schachtelsätze ohne Grazie, fast wie die delle Grazie«. Bei dieser prächtigen Wendung mußte man mich also zu Bett bringen.

Ich befinde mich seitdem in dem tragischesten Konflikt, den man sich denken kann. Einerseits ist es mir physisch und psychisch unmöglich, von den mir noch unbekannten 168 Seiten des Buches auch nur eine einzige noch zu lesen; andrerseits aber wieder malt mir meine Phantasie die entsetzlichsten Geschmacklosigkeiten, Frechheiten, Blödheiten und Gemeinheiten vor, die etwa in dem Buch enthalten sein könnten und die man alle mir zuschreiben wird.

Ich wende mich daher an Sie. Sie sind meine letzte Rettung. Ich kann mich nicht mehr auf die Straße wagen, wenn Sie nicht unverzüglich die folgende Erklärung zum Abdruck bringen:

Ich, Endesunterzeichneter, erkläre hiemit, daß ich jeden Menschen, der mich noch fernerhin mit Herrn Friedegg verwechseln sollte, fordern oder — falls der Betreffende ein »vorurteilsloser Mensch« sein sollte – in der gräßlichsten Weise ohrfeigen werde.

Egon Friedell.

Der Diener der Diener*).

Novelle von **August Strindberg.**

Rom war eine Provinzstadt geworden und abhängig von Byzanz, wurde von einem Exarch in Ravenna regiert, oft aber seinem Schicksal überlassen, wenn die Barbaren aus dem Norden sich an Einfall und Brandschatzung ergötzten. In dreihundert Jahren hatte nicht ein Kaiser Rom besucht, so verachtet lag die Herrscherin der Welt in Schutt und Trümmern. Aber die Trümmer von Tempeln und Palästen begann man zu sammeln; die Stücke wurden zusammengelesen und wurden zu Kirchen. Fünfhundert Jahre nach dem Tod Neros stand eine bereits alte Peterskirche mitten auf dem Zirkus des Tyrannen, wo die Märtyrer den Tod erlitten hatten; mindestens sieben andere Kirchen gab es an verschiedenen Stellen der Stadt, und der Bischof von Rom wohnte im Lateranpalast neben der Kirche desselben Namens. Es gab auch Klöster, und an der via Appia lag das Andreaskloster dicht neben der Jesukreuzkirche, die am Eingang zu den Katakomben gebaut war.

Um zwei Uhr des Sommermorgens waren alle Väter und Brüder aufgestanden und hatten die Frühmesse im Chor gelesen oder gesungen, worauf der Abt in den Garten gegangen war, um zu meditieren.

Es war noch dunkel, aber die Sterne glänzten zwischen Oliven und Orangen, und die Gartenblumen nickten im schwachen Morgenwind.

Der Abt, ein Fünfzigjähriger, ging in einem gedeckten Laubengang auf und ab, und jedesmal, wenn er das südliche Ende erreichte, blieb er stehen, um eine weiße Marmorplatte zu betrachten, die neben anderen Marmorplatten errichtet war. Das war sein Grab, neben den von bereits beerdigten Äbten. Und auf dem Marmor stand sein Name und sein Geburtsjahr, während fürs Todesjahr Platz gelassen war.

— Ach Herr, wie lange willst du mich so vollständig vergessen? seufzte er, und kehrte um auf seinen Spuren.

---

*) Aus dem schwedischen Manuskript übersetzt von Emil Schering.

Nachdem er so lange gegangen, bis es tagte, setzte er sich in eine Laube, um etwas in ein Buch zu schreiben, das er aus der Tasche nahm.

Der Lärm von der erwachenden Stadt störte ihn nicht, nichts störte den fünfzigjährigen, weißhaarigen Mann, der schon seit zwei Uhr auf war, ohne etwas zu verzehren. Kirchenglocken läuteten und schlugen an, Karren rasselten. Das Brausen des Tibers drang durch allen Lärm hindurch. Der Alte aber schrieb immerzu, während sein runzliges Gesicht von der Morgenröte schwach beleuchtet wurde.

Schließlich waren Schritte auf dem Sandweg zu hören, und ein Novize trat in die Laube und stellte eine Schale mit Milch und ein Brot neben den Abt. Der fuhr zusammen, als sei er aus weiter Ferne zurückgekehrt und schrie den Jüngling an:

— Laß mich in Frieden!

Der Novize blieb stehen, erschrocken und betrübt.

Da schlug ein kleiner Singvogel, der in der Laube gesessen hatte, einen Triller. Der Abt blickte auf, sein Gesicht erhellte sich, er warf einen Blick auf die Milchschale, die er gierig ergriff, um sie an den Mund zu führen; als er aber das betrübte Aussehen des jungen Mannes bemerkte, hielt er seinen Arm zurück.

— Verzeih meinen Zorn, aber ich war weit fort. Zur Strafe für mich selbst tue ich so!

Und er wollte die Milch auf den Boden ausgießen; damit sie aber nicht verloren gehe, schüttete er sie auf eine brandgelbe Lilie in der Rabatte.

Da der Novize keine Miene machte zu gehen, fragte der Abt:

— Du willst mit mir sprechen; sprich!

— Heiliger Vater . . ,

— Ich bin nicht heilig; einer ist heilig, der Herr Euer Gott im Himmel! — Willst du dich beklagen, so tue es!

— Ich war ein reicher Jüngling, der hinging und alles verkaufte, was er besaß . . .

— Das habe ich auch getan, als ich jung war, und dann baute ich sieben Klöster, habe es aber nicht bereut. Das tust du dagegen! Worüber klagst du?

Der Jüngling schwieg.

— Klagst du über die Kost? Es ist Hungersnot um uns her, und wir müssen mit den Armen teilen.

– Nicht allein das, ehrwürdiger Vater, sondern das Ganze erfüllt seine Bestimmung nicht . . .

– Sprich weiter!

– Die schwache Kost tötet das Fleisch nicht, denn wenn ich den ganzen Tag hungrig herumlaufe, so denke ich gegen meinen Willen nur ans Essen, in der Kirche, während des Gebets, in der Einsamkeit. Der kurze Schlaf macht, daß ich den ganzen Tag über schläfrig bin und daß ich im Chor einschlafe. Begierden, die ich bisher nicht kannte, werden durch das Unterdrücken geweckt: wenn ich Wein sehe, fühle ich eine wahrhafte Raserei danach, Lebenswärme in den Körper zu bekommen . . .

– Dann geh und bitte einen Bruder, dich zu geißeln, bis du in deinem Blut schwimmst, dann wirst du die Lebenswärme wiederkehren fühlen.

— Das habe ich getan, aber die Schläge weckten nur neue wollüstige Begierden.

– Lies Augustinus!

– Das habe ich getan! – Aber das Schlimmste von allem ist doch der Schmutz. Wenn ich baden dürfte . . .

— Bist du schmutzig? Das bedeutet, daß du inwendig schmutzig bist. Ich bade nie, aber ich bin immer rein am Körper. Das aber habe ich gemerkt, sobald meine Gedanken unrein sind, wird der Körper unrein! – Was glaubst du denn, würde dir frommen? Du möchtest dich doch nicht verheiraten! Tertullian sagt: Hurerei und Ehe sind genau dasselbe! Und Hieronymus meint, es sei besser zu brennen als sich zu verheiraten.

— Aber Paulus . . .

– Laß Paulus sein! Aber wie möchtest du es haben?

— Ich kann nicht hier bleiben, denn ich glaube, die Begierden können nur dadurch gelöscht werden, daß man sie befriedigt.

— Du Knecht des Satans, weißt du nicht, daß die Begierden nie befriedigt werden können? Du warst ja einmal bei deinen Eltern! Du aßest dich am Morgen satt! Gut! Warst du nicht am Mittag wieder hungrig? Doch gewiß! Also kannst du dich nicht satt essen! — Jetzt will ich dir eins sagen: Du bist ein Kind der Welt, du gehörst nicht hierher, und darum: geh in Frieden! Iß

von den Schweinetrebern, die nicht sättigen; wenn du dich aber davor ekelst, so sei wieder willkommen! Das Vaterhaus steht dem verlorenen Sohn immer offen.

Der Jüngling ging nicht, brach aber in Tränen aus.

— Nein, sagte er, ich kann nicht zur Welt zurückkehren, denn ich hasse sie, und sie haßt mich; aber hier verkomme ich!

Der Alte erhob sich und schloß den Jüngling in seine Arme.

— Armes Kind!

— So ist die Welt, fuhr er fort, so ist das Leben; wenn es aber so ist, und wenn du siehst, daß es so ist, so bleibt nur übrig, es zu leben; und es als eine Ehrensache zu nehmen, zu leben, bis der Tod kommt und einen befreit.

— Nein, ich will jetzt sterben! schluchzte der Jüngling.

— Wer möchte das nicht, mein Sohn! entschlüpfte es dem Alten. Wenn du wüßtest . . . Wenn du wüßtest . . .

Aber er hielt sich zurück.

— Was sollen wir denn dabei tun? Geh zu Vater Martin und laß dir etwas zu essen geben, und ein Glas Wein, aber nur eins; geh dann hin und schlaf dich aus! Schlaf einen Tag oder zwei! Und komm dann wieder, damit ich dich ansehe! So! Geh jetzt! — Aber du mußt eine licentia von mir haben!

Er setzte sich nieder, schrieb etwas auf ein Blatt, das er aus dem Buch gerissen hatte, und mit dieser Vollmacht ging der Jüngling, jedoch etwas zögernd und beschämt.

Der Abt blieb sitzen, fing aber nicht wieder zu schreiben an. Statt dessen begann er das Brot zu zerkrümeln und streute die Krumen auf den Tisch. Sofort kam ein kleiner Vogel und pickte eine auf; es kamen mehrere und sie setzten sich dem Alten auf seine Hand, Arme und Schultern.

Eine Weinranke hing von der Pergula herab und schaukelte leise im Wind. Ihre schraubenförmige Ranke tastete in der Luft umher, um eine Stütze zu suchen. Der Abt fand das lustig und steckte aus Scherz seinen Finger hinein.

— Komm du kleines Ding, hier hast du eine Stütze.

Die Ranke schien zu hören, und sofort warf sie sich mit einer Volte um seinen Finger und schlug einen Ring darum.

— Soll ich den Ring bekommen? scherzte der Alte. Vielleicht soll ich Bischof werden? — Gott behüte mich!

In die Tür der Laube trat der Dekan.

– Störe ich, mein Bruder?

– Durchaus nicht, ich sitze nur hier und spiele.

– Vögel und Blumen! Weiße Lilien auch; die habe ich noch nicht gesehen!

– Weiße? Eben waren es brandgelbe; wo siehst du sie?

– Dort!

Der Abt sah auf die Erde nieder, auf die er eben seine Milch ausgegossen, und siehe da, dort standen lauter weiße Lilien, aber keine einzige brandgelbe. Er wagte nicht davon zu sprechen, denn das darf man nicht; aber er lächelte in seinem Herzen und ah darin ein Gnadenzeichen.

— Nun, Dekan, wie steht es in der Stadt?

– Der Tiber sinkt.

— Gott sei gelobt; das ganze Trastevere ist jedoch durch die Überschwemmung verloren. Ich wünschte eigentlich, daß eine große Flut käme und uns alle ertränkte, die ganze Menschheit; und die kommt wohl auch eines Tages!

– Ebenso hoffnungslos wie immer!

— Nein, nicht ohne Hoffnung; aber dort, nicht hier. Christus selbst sagt es in der Apokalypse, hier ist nichts, worauf man bauen kann; denn wenn es am besten gewesen ist, war es bloß Mühe und Elend.

— Nicht so, Bruder!

— Du gedeihst im Schlamm, du, aber das habe ich nie getan; und es sieht aus, als wäre man genötigt, mit beiden Beinen darin zu schreiten. Begann ich nicht in meiner Jugend dadurch meine Seele zu bewahren, daß ich mich von der Welt zurückzog? Dann wurde ich gezwungen, in die Welt hinaus zu gehen; mit Gewalt ins Gewimmel hineingezogen. Man machte mich ganz einfach zum Präfekten. Ich wollte leben im Dienst des Herrn, und mußte nun Eßwaren für die Armen ausgeben, Betten für die Krankenhäuser schaffen, nach Kloake und Wasserleitung sehen. Die Last des Tages hinderte meine Gedanken, sich zu erheben, und ich sank in die Materie hinein, sank so tief, daß ich nie mehr in die Höhe zu kommen glaubte.

— Aber das Volk segnete dich . . .

— Still! — Und ich, der nie ein Schwert gezogen, mußte Soldaten versammeln und ins Feld ziehen. — Als ich sechs Jahre alt war, wurde Rom von Totila geplündert, dem Goten, und so verheert, daß nur noch fünfhundert Römer übrig waren. Als ich sieben Jahre war, kam Belisar; als ich zwölf Jahre war, kam Narses. — Dann wurde ich als Gesandter nach Konstantinopel geschickt, ich, der Reisen und Öffentlichkeit haßt! Alles, was ich gehaßt habe, habe ich hinnehmen müssen! — Nun bin ich müde und möchte zur Ruhe eingehen. Ich sitze hier und warte, daß mein Grab sich öffnet!

— Erinnerst du dich, was Virgil in der Georgica von der Arbeit des Ackermannes sagt?

— Nein, ich hasse den Heiden . . .

— Warte! — Er sagt diese Worte der Weisheit: »Wenn Jupiter schlechtes Wetter, Mäuse und Ungeziefer sendet, so geschieht das, um die Energie des Landmannes zu wecken und sein Erfindungsvermögen hervorzurufen. Also das Unglück ist da, damit die Welt vorwärts geht.«

— Die Welt geht rückwärts, ihrem Untergange und ihrer Verdammnis entgegen. Seit fünfhundert Jahren haben wir die Erlösung erwartet; aber wir haben nur gesehen, wie der eine wilde Volksstamm nach dem andern daherkam, mordete, plünderte und hurte. Siehst du eine Vernunft in dieser Saat ohne Ernten?

— Lästerer! — Ja ich sehe, wie man grüne Ernten umpflügt, um die Erde zu düngen!

— Drachensaat und Höllenernte! — Nein, jetzt gehe ich ein in mein Grab und ziehe die Tür hinter mir zu; ich habe wohl ein Recht, nach einem solchen Leben voll Mühsal zu ruhen;

— Jetzt läutet die Prime!

— Jam maesta quiesce querela . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Tiber hatte Rom überschwemmt, ganze Viertel zerstört, das Andreaskloster aber verschont.

Der Abt saß wieder eines Morgens in seinem Garten und schrieb, aber so, daß er sein Grab sehen konnte, wenn er von der Arbeit aufblickte.

Ins Schreiben vertieft, hörte er nicht, was um ihn geschah. Aber er sah, daß die Blumen auf den Beeten wie Binsen zu

schaukeln anfingen; Frösche hüpften um seine Füße, und es roch feucht, aber auch modrig, giftig.

Er schrieb immerzu; aber das Auge, obwohl von dem Gang der Feder auf dem Papier in Anspruch genommen, bemerkte etwas Dunkles, das sich auf dem Boden bewegte, sich wie ein schwarzer Teppich ausbreitete und näher kam.

Plötzlich wurden ihm die Füße feucht, und eine Grabeskälte stieg ihm die Beine hinauf.

Da erwachte er und verstand! Der Tiber war gestiegen, und er wurde aus seiner letzten Freistatt vertrieben.

— Ich will nicht! schrie er, als die Alarmglocke läutete und die Mönche flohen.

Er ging in seine Zelle ins obere Stockwerk hinauf, fest entschlossen, nicht zu fliehen. Nicht noch einmal in die Welt hinaus; hier wollte er sterben. Die Flut, die er erbeten hatte, war gekommen.

In der Zelle aber fiel er in Anfechtung und Gebet.

— Herr, warum strafst du die Unschuldigen? Warum schlägst du deine Freunde, und läßt die Feinde gedeihen! Seit fünfhundert Jahren hast du dich an deinen Kindern gerächt für die Missetaten der Väter; ist das nicht genug, so vernichte uns alle auf einmal!

Das Wasser stieg und plätscherte gegen die Mauer: der Garten wurde vernichtet und sein Grab füllte sich mit Wasser, der Abt aber blieb, wo er war. Bald sang er Loblieder, bald raste er; dann bat er um Verzeihung, und dann raste er wieder.

Darauf setzte er sich hin, um an seinem großen Werk zu schreiben, das ihn unsterblich machen sollte: Magna Moralia. Es war Mittag geworden, ohne daß er Hunger empfand, denn er hatte durch Übung gelernt, drei Tage zu hungern.

Am Nachmittag blickte er vom Buch auf, bei einem Geräusch am Fenster. Dort lag ein Boot, und darin saß der Novize Augustinus.

Das Ungewöhnliche, beinahe Lustige in der Szene entlockte ihm ein Lächeln, und sich an das Gespräch mit dem Jüngling erinnernd, fragte er durch das offene Fenster:

— Nun, hast du den Wein und das fette Essen bekommen, du Schlemmer?

– Nein, ehrwürdiger Vater, ich wollte es nicht haben, als ich es haben durfte; und damit war die Versuchung vorüber. Jetzt habe ich jedoch von etwas anderm zu sprechen. – Die Pest ist ausgebrochen und die Menschen sterben wie Fliegen!

– Auch noch die Pest! O Herr, wie lange willst du uns so ganz und gar vergessen! Auch noch die Pest!

Darauf erhob er sich.

– Alle Mann auf ihre Posten! Tun wir unsere Pflicht. Den Herrn segnen und sterben!

Der Abt stieg zum Fenster hinaus ins Boot und verließ sein sinkendes Schiff.

– – – – – – – – – – – – – – –

Der Tiber war gefallen, hatte aber Schlangen, Fische und Frösche hinterlassen, die starben und die Luft verpesteten. Das Volk war auf die Hügel geflohen; auf dem Palatinus hatte man aus einer Kirche ein Krankenhaus gemacht. Hier ging der Abt des Andreasklosters umher, gab den Kranken zu trinken, sprach den Sterbenden Trost zu.

— Warum fürchtet Ihr den Tod, Kinder? Fürchtet lieber das Leben, denn das ist der wahre Tod.

Er schien hier ganz zuhaus zu sein, zeigte eine unerschrockene strahlende Laune, und er versuchte auf den Gesichtern der Toten zu lesen, »ob sie es gut auf der andern Seite hatten«.

Der Tod wollte ihm nichts anhaben. Manchmal fuhr er in einem Boot zu den anderen Hügeln hinüber und schritt mitten durch Kranke und Sterbende, so daß das Volk anfing in ihm einen Unsterblichen zu sehen, der hernieder gestiegen war, um sie zu trösten. Die Älteren erinnerten sich seiner Präfektur, als er die Verteidigung der Stadt gegen die Goten, Vandalen und Langobarden führte, und sein Ruhm wurde immer größer.

Die Pest raste und die Anzahl der Toten nahm zu, so daß die Leichen nicht mehr begraben werden konnten. Jeder Handel hörte auf, und die Bauern brachten keine Lebensmittel mehr in die Stadt. Das war die Hungersnot.

– Gegen Gott kann ich nicht kämpfen, und ist es sein Wille daß Rom untergeht, so ist es gottlos, es hindern zu wollen.

Mitten in diesem Elend starb Pelagius II., Roms Bischof oder Papst, wie er später hieß. Und das Volk rief einhellig den

Abt Gregor aus. Er aber tat wie Saul und Kaiser Julianus: er versteckte sich.

Aus der Stadt floh er, in die Sabiner Berge hinauf, wo in einer Grotte ein Eremit wohnte. Das Volk aber kam ihm nach und zog ihn heraus, führte ihn wieder zurück nach Rom, wo er die Konsekration unter dem Namen Gregorius I. empfing.

Dreizehn Jahre regierte Gregorius über die frühere Herrscherin der Welt. Er war Statthalter, denn der Exarch von Ravenna existierte nicht mehr, seit ihn die Langobarden vertrieben hatten. Er verlangte Hilfe vom Kaiser in Byzanz, bekam aber keine; da mußte er allein fertig werden, und es gelang ihm, durch die Macht des Wortes den König Agilulf zu entwaffnen, der Rom bedrohte.

Aber er war auch Bischof, und als solcher hatte er gleichzeitig alle abendländischen Gemeinden zu verwalten, und es gelang ihm, sie dahin zu bringen, den Arianismus zu verlassen und sich zu einem einzigen Bekenntnis zusammenzutun, das das allgemeine wurde und deshalb das katholische genannt wurde.

Zu den Heiden von England sandte er den früheren Novizen Augustinus, da dieser bald die anfänglichen Schwierigkeiten überwunden hatte. Und der kleine Schlemmer endete als Erzbischof von Canterbury.

Der vorher so scheue und lebensmüde Abt hatte mit einer großen Wirksamkeit die erforderlichen Kräfte bekommen, und mit dem Beruf war die Fähigkeit da.

Er hatte aber auch Zeit für alles, Großes und Kleines. Er reformierte die Liturgie, schrieb Briefe und verfaßte Bücher, ordnete den Kirchengesang.

Sein Leben jedoch war ebenso einfach wie früher. Im Lateranpalast hatte er seine Zelle, und von der regierte er die Geister, von den Bergen Schottlands bis herab zu den Säulen des Herkules.

Seine Herrschaft war ebenso groß wie die Cäsars, aber er besaß keine Legionen, sondern nur eine Feder und etwas Tinte. Es war das Reich Christi, das begann. Und Gregorius war der Statthalter.

* * *

Gedichte.

Von Maria Heim.*)

Seziersaal.

Ein Weinen klingt in meiner Seele nach –
Ich weiß von jemand, den das Leben brach.

Sein Mund ist bleich und seine Augen müd',
Wie einem, der des Nachts ins Dunkel sieht.

Und meine Hand ist schmal und kühl und still,
Die er auf seine Augen legen will.

Wie traurig sein Verlangen mich umweht,
Daß mein gequältes Herz sich selbst verrät.

Dies Herz, das Leben, Taumel, Flammen denkt,
Sich einem Müden, Wunden, Kranken schenkt. –

Die Toten starren steinern und beschwören:
Zu früh, du Kind, mußt du zu uns gehören.

*

Trennung.

Kalt sind deine Hände,
Keiner weiß mehr ein Wort.
Nun will deine Hast zum Ende . .
Über dem grauen Gelände
Gleitet die Sonne fort.

Auf den dämmernden Straßen
Liegt ein roter Schein.
Den wird die Erde mit blassen
Lippen noch einmal fassen . .
Dann muß sie im Dunkel sein.

*

Vor dem Konzert.

Bald werden Schatten über uns fliegen,
Wird der Saal wie im Dunkel liegen
Und die Legende des Lebens versiegen.

*) Eine in Wien lebende Dichterin, die mit diesen Proben hervorragender Begabung zum erstenmal vor die Öffentlichkeit tritt.
Anm. d. Herausgeb.

Keiner wird mehr vom Andern wissen.
Einsam in endlosen Finsternissen
Werden wir Fiebernden wandern müssen.

Durch Gewesenes werden wir schreiten.
Versunkene Sehnsucht wird uns begleiten,
Und das Zögern zerfließender Zeiten

Wird mit den törichten, fernen, vielen,
Nie befriedigten Kinderzielen
Und mit den Lügen des Lebens spielen . .

*

Prima graviditas.

Mit schweren Schultern müßt ihr schreiten
Und müdem, unbewußtem Schritt,
Als zögen verlorene Dunkelheiten
Und Scham der Seele und Wollust mit.

Auf euren Lippen brennt ein Dürsten
Nach kostbarer Speise und fremdem Wein,
Als würden Könige und Fürsten,
Die euer Leib nährt, einstens sein.

Euer Lächeln ist wie das der Gefall'nen,
Ohne Hoffnung und ohne Dank,
Scheu uud schimmernd, wie in metallnen
Schalen dunkelroter Trank.

Sehnsucht späht und Selbstverachten
Aus eurer Dumpfheit so weit, so weit! . .
Da strahlen keusch und fremd die durchwachten
Blassen Nächte der Mädchenzeit . .

Und sehen weiße Lilien ranken,
Seltsamer Düfte schwer und voll,
Aus deren gelbem Kelch und schwanken
Stengeln der Wunsch des Fiebers quoll.

Und irren lüstern nach dem Herde,
Auf dem die Glut der Begierde raucht . .
Doch kindlich wird euch Blick und Gebärde,
Wenn eure Hoffnung ins Werden taucht.

Als müßte, was ihr in Schmach und Schämen
Empfangen, wenn es erwacht zum Leben,
Von eurer Seele das Brandmal nehmen
Und ihr die Reinheit wiedergeben . .

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Friedensfreund. Man muß doch einmal zeigen, eine wie bedeutende Schriftstellerin die Dame ist, die seit Jahren Europa rebellisch macht, indem sie sich mit allen Mächten auf Friedensfuß stellt. Wer den berechtigten Abscheu vor populären Büchern hat und darum der Lektüre des Romans »Die Waffen nieder!« bis heute peinlich ausgewichen ist, kann sich aus einem Feuilleton der Bertha v. Suttner in der ‚Neuen Freien Presse' (»Briefe aus Monaco«, 23. April) sehr rasch über das geistige Niveau der Dame unterrichten. Abgesehen von dem üblen Deutsch, das schon in den ersten Zeilen auffällt, springt einem bald auch die literarische Charakterisierungsgabe der berühmten Schriftstellerin in die Augen. Sie schildert z. B. die Wirkungen der Erfindung des Luftschiffs folgendermaßen: »Was werden die Automobile dazu sagen, wenn der Verkehr in die Luft verlegt wird? Wohl dasselbe, was die Pferde zum Kraftwagenverkehr sagen. Und die Zollwächter? — « Vor Bertha Suttner war Mathilde Serao (italienische Schriftstellerin) Gast des Fürsten von Monaco. Italienerin? Aha! »Sie wurde mir als sehr lebhaft geschildert; sie verstehe es, in großem Kreise die ganze Konversation an sich zu reißen; auch ein Talent.« Von dem Direktor des Theaters in Monte Carlo, der aus Arad stammen dürfte, weiß sie zu erzählen: ». . . so hat sich der Direktor Günsburg (ein merkwürdiger Typus!) für 1907 schon ein Gastspiel unserer Selma Kurz gesichert.« Ganz stolz: »Er hat es mir selber neulich mit besonders freudiger Genugtuung mitgeteilt«. Die Suttner zitiert das tiefe Wort Günsburgs: »Wirklich, eine der schönsten Stimmen der Gegenwart!« Der Satz der Frau Suttner: »Und er erzählte mir noch so manches von seinen Taten und Siegen« bezieht sich natürlich nicht auf einen Feldherrn, sondern noch immer auf den Herrn Günsburg, dem die Dame nicht einmal zurufen muß: »Die Gagen nieder!« Der Fürst von Monaco, versichert sie, halte »auf ihn sehr große Stücke«. Sie zählt die »Sterne« des Theates auf, denen sie beim Dejeuner begegnet ist, und berichtet, Geraldine Farrar habe »ein Engagement nach Amerika

in der Tasche«. Schon würde man glauben, daß die Suttner es aufgegeben habe, die Reportage für das Welttheater zu besorgen, — da liest man — endlich — den Namen »König Oskar II. von Schweden«. Und es folgt die Wiedergabe einer Unterhaltung, die wohl in der Geschichte der Serenissimusgeschlechter einzig dastehen dürfte. Nie sind die Hohlräume regierender Häupter transparenter dargestellt worden. Man weiß, daß Oskar II. den Abschied von Norwegen nicht verschmerzen kann. Er läßt darum den Norwegern durch Frau Bertha Suttner Grobheiten sagen, die sie aber — »trotz dieser Ermächtigung fühle sie sich nicht berufen, alle Worte des Königs zu wiederholen« — aus Rücksicht auf den skandinavischen Frieden den Lesern der ‚Neuen Freien Presse' verschweigt. Nun aber wird's geistreich. Oskar II. reicht der Diplomatin den Arm, und die Gesellschaft schreitet durch einen Saal, dessen Mosaikboden sehr glatt ist. »‚Da muß man acht geben', sagte Oskar II., ‚daß man nicht strauchle'. — ‚Wenn man zu zweien ist', erwiderte ich, ‚kann einem nichts geschehen'. — ‚Meinen Sie? Ach, wir waren auch zwei', fügte er seufzend hinzu, indem er wieder an Norwegen dachte, ‚und dennoch . . .'« Er kann und kann's nun einmal nicht vergessen! Bertha v. Suttner aber und der Fürst von Monaco verwickeln ihn zur Entschädigung in eine philosophische Debatte, die hier aus der ‚Neuen Freien Presse' zitiert sei, damit man ersehe, was für Gespräche unter erwachsenen Monarchen — Oskar II. ist 77, der Fürst von Monaco ein Fünfziger — möglich sind. »Ich will versuchen«, ruft die Unerschrockene, »einiges von der Unterhaltung wiederzugeben, die sich nun entspann«. Redende Personen: Fürst Albert, der König, Erbprinz Louis, Palastdame Vicomtesse de Gastaldi »und ich«. »Wie schön diese Flammen! bemerkte jemand. Der König (nachdenklich): Warum findet man eigentlich Feuer schön? Es ist doch ein so furchtbares, zerstörendes Element. Der Fürst: Es ist schön, wo es nützt und leuchtet — unschön, wo es schadet und verzehrt. Was sagen Sie? (Zu mir gewendet.)« Die Suttner (anstatt einfach das Lied von jener Glocke zu zitieren, deren erstes Geläute bekanntlich Friede ist: Wohltätig ist des Feuers Macht etc): »Es ist schön, weil es Bewegung und Wärme hat — diese beiden sind das Leben. Freilich, wenn es tötet oder quält, dann ist's mit der Schönheit vorbei. Die Flammen des Scheiterhaufens zum Beispiel oder der Hölle . . . Der König (unterbrechend): Glauben Sie an die Hölle? Ich: Nein. Der König: Ich auch nicht. Denn ich glaube an einen

Gott der Güte. Mein Glaube ist überhaupt der: Ewig ist nur das ‚Ja' — das ‚Nein' ist ein Abfall, ist ein momentanes Verdunkeln der Bejahung und wird zum Schlusse überwunden. Nur das Licht dauert. Nur alles, was gut ist, behält recht. Zu dieser glücklichen Auffassung — und mich macht sie glücklich — gelangt man durch den Glauben. Der Fürst: Andere finden ihr Glück in einer anderen Formel — in der der Wissenschaft. (Der Mann ist Tiefseeforscher und Spielbankaufseher.) Ich: Die Wissenschaft widerspricht dem nicht, was Se. Majestät soeben sagte. Der Fürst: Gewiß nicht. Sie sagt zu den ewigen Problemen nicht nein — aber auch nicht ja . . .« Und so fort im Ton eines Forschers gedanklicher Tiefseen, bis die Hofdame Gastaldi sich zu der folgenden tatsächlichen Feststellung meldet: »Man weiß doch, was absolut gut und was absolut schlecht ist.« Darauf der Fürst schlagfertig: »Das bestreite ich«. Die Gastaldi aber läßt nicht locker: »Schlecht ist doch unbestreitbar der Diebstahl, der Mord . . .« Ich (einfallend): »Doch wie wird er glorifiziert, der Mord, wenn er nur genügend massenhaft ist . . .« Der Erbprinz Louis, offenbar der einzige vollsinnige Teilnehmer an der philosophischen Unterhaltung, sagt hier »halblaut«: »Das Steckenpferd . . .« Der Fürst aber, der für Diebe und Halsabschneider eine gewisse, dem Klima von Monte Carlo angepaßte Toleranz bekundet, beginnt in exakter Deduktion »Stehlen und Morden« als die Tat des Lebewesens zu erklären, »das sich seine Existenzbedingungen verschafft«. Die Pflanze, die der Luft ihren Stickstoff entreißt, sei eine Diebin, und das Kaninchen, das den Kohl frißt, morde den Kohl. »Wir Menschen schonen weder das Kaninchen, noch den Kohl«. Reden ihn aber häufig. Und oft so beharrlich, daß Frau v. Suttner melden muß: »Von der Wandelbarkeit der Begriffe und Prinzipien kam man auf das Gesetz der Veränderung überhaupt — den Wechsel und das Versinken aller Dinge zu sprechen«. Und sie kann es sich nicht versagen, noch einige tiefe Aussprüche der hohen Herrschaften zu zitieren: »Auch die Gestirne ändern ihre Bahn, sagte der Fürst, auch Sonnen sterben. Der König aber blieb dabei: über all diesem Wechsel herrscht das unwandelbar Gute . . . Freilich, die einzelnen verlieren, die einzelnen leiden . . .« Mit einem Wort: Das Leben ist eine Spielbank? Nein, er meint nicht Monaco, sondern Norwegen. »Das habe er kürzlich an sich selber erfahren — aber das Ziel ist die Vervollkommnung«. Ist das Leben nicht vielleicht auch eine Kettenbrücke? Nein, »‚das Leben ist doch schön', sagt König Oskar mit Marquis

Posa«. Und die Gastaldi erzählt sofort, »an diese Äußerung anknüpfend«, etwas Geistreiches, das der Sänger Tamagno ihrer Freundin ins Stammbuch geschrieben habe. Tamagno? So wären wir denn wieder bei Günsburg angelangt? Nein, bloß bei der »Relativität der Moralgesetze«, auf die das Gespräch »schließlich zurückkam«. Der Fürst resümierte in schlagfertiger Weise: »Es bleibt doch schwer, die Linie zu bestimmen, wo der Trieb, die Mitwesen zu verzehren, für uns verdammenswert zu werden beginnt — bei unseresgleichen, beim Rind oder bei der gelben Rübe« (Wen meint der Fürst mit der gelben Rübe?) Der König aber, von dem Wort »Rind« magnetisiert, über den Undank der Norweger bereits vollständig beruhigt, erhob sich und sprach: »Gleichviel – ich danke ihnen für den vortrefflichen Rindsbraten, den Sie uns heute vorgesetzt, und muß mich jetzt verabschieden«. Bertha v. Suttner war ermächtigt und fühlte sich berufen, diese Äußerung des Königs zu wiederholen . .

Sammler. ‚Deutsches Volksblatt': »Der neuernannte Gesandte in Wien Litchingmai stattete am jüngstverflossenen Samstag dem Minister des Äußeren Grafen Goluchowski seine Antrittsvisite ab, zu welcher derselbe im chinesischen Staatskleide erschien«. — Aus einem Rennbericht der ‚Neuen Freien Presse': »In einer Loge Frau Wärndorfer mit ihrer Tochter Frau Lisa des Renaudes und ihrer Schwiegertochter in angenehm abgetönten Farben: Braun, Grün, Grau.«

Geolog. Sie schreiben: Du hast recht, liebe ‚Fackel', und abermals recht. Die Lektüre der ‚Neuen Freien Presse' ist wirklich aufregend. Kaum hatte ich die Schrecken des Leitartikels im Abendblatt vom 19. d. M. über »die Erdbebenkatastrophe in Kalifornien« mit der anthropologisch bemerkenswerten Mitteilung: » . . . . die Menschen rennen bestürzt und schreiend durch die Gassen, aus deren Boden steigen verderbliche Dämpfe und Dünste auf . . .« übertaucht, nahm mich sofort eine noch größere Sensation gefangen. Eine Londoner Depesche erzählt: » . . . . . daß dieses Erdbeben das furchtbarste ist, welches jemals an der von seismographischen Störungen so häufig heimgesuchten pazifischen Küste erlebt worden ist.« — Daß aus dem »Boden« verderbliche Dämpfe und Dünste aufsteigen, könnte man noch begreifen, aber daß diese zarten, feinen seismographischen Apparate ganze Stadtteile vernichten können, das ist denn doch zu schrecklich. Ich weiß jetzt nicht, soll ich mein Aneroid hinauswerfen oder die ‚Neue Freie Presse'?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda und Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 2.

GEGRÜNDET 1862 TELEPHON Nr. 534

ALTESTE ÖFEN- u. HERDE-FABRIK

K. u. K. HOF- MASCHINIST

RUDOLF GEBURTH, WIEN

VII. KAISERSTRASSE 71, ECKE DER BURGGASSE

LAGER von SPAR-, KOCH- und MASCHIN-HERDEN

für jeden Bedarf.
Alle Gattungen
HEIZ- U. DAUERBRAND-
ÖFEN.

SPEZIAL-
KATALOGE
GRATIS u.
FRANKO.

DIE FACKEL

erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der „Fackel"

Wien, IV. Schwindgasse 3 (Telephon 7857, Postsparkassen-Konto Nr. 57.884)

als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	K 9.—
» »	18 » »	» 4.50
» das Deutsche Reich,	36 » »	» 10.50
» » » »	18 » »	» 5.25
» die Länder d. Weltpostv.,	36 Nummern, portofrei	» 12.—
» » » » »	18 » »	» 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl v. Nummern.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 201, 19. April): Ein Brief. — Das Problem der Provinz. Von Robert Scheu. — Weltbild. Von Karl Hauer (Lucianus). — Pilatus. Von Egon Friedell. — Splitter. Von Kyon. — Antworten des Herausgebers (Osternummern; Ein Brief der Frau Laura Beer; Wie man zu einer Bildergalerie kommt; Fibelliteratur; Shakespeare-Übersetzer; Andenken an Algeciras; Ein Duell; Meinungsverschiedenheit; Der christlich-soziale Frühling, Libretti; Von Heine, Aus meiner Sammlung; Der frische Hamlet; Strindberg-Briefe; Marya Delvard

Krondorfer natürlicher alkalischer **SAUERBRUNN**

CARL GÖLSDORF K.u.k. Hoflieferant

Karlsbad, Wien, Budapest, Berlin, Krondorf.

Herren-Anzug . . . . . K 30.—
Knaben-Kostüm . . . . . K 12.—
Herren-Ueberzieher . . . . . K 24.—
Knaben-Bordjacke . . . . . K 13.—
Mädchen-Kostüme und Jacken.

KLEIDERHAUS

M. NEUMANN

k. u. k. Hof- Lieferant

WIEN, I. KÄRNTNERSTRASSE Nr. 19

Illustrierte Kataloge gratis u. franko.

ANNONCEN

für sämtliche

ZEITUNGEN

und

KALENDER

der Welt

besorgt

bestens und billigst

die

ANNONCEN-EXPEDITION

EDUARD BRAUN

WIEN. I.

Rotenturmstrasse Nr. 9.

Zeitungs- und Kalenderkatalog für Inserenten gratis und franko.

Im Verlage **„DIE FACKEL"** s
unter anderem erschienen und du
alle Buchhandlungen oder direkt
beziehen:

Karl Kraus:

Sittlichkeit und Kriminalit

Irrenhaus Österreich

(Die Affaire Coburg)

Der Fall Hervay

Die Kinderfreunde

(Zum Prozess Beer)

—

Preis jeder Broschüre 40 h, portofr
50 h.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hinterer Zollamtsstrasse 3.

. 203. 12. Mai 1906 VIII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 30 Pf.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL“, IV. Schwindgasse 3.

VITA

REINSTE NATÜRLICHE NATRON-QUELLE

Die „Vita-Quelle" wirkt vorzüglich bei harnsaurer Diathese, Gicht, Rheumatismus und Blasenleiden. In überraschender Weise behebt sie die hartnäckigsten Magenkatarrhe, beseitigt prompt das peinigende Sodbrennen und ist ein Stoffwechsel-Regulator von höchster Vollkommenheit. Vorrätig in allen Apotheken und Depôts.

Generalvertrieb durch die Mineralwasser-Großhandlung

S. Ungar jr., k. u. k. Hoflieferant, Wien I.

Jasomirgottstraße 4.

Prospekte, Analysen und Beschreibungen gratis und franko.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12[illegible]

versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospe[illegible]

Nr. 2 der „FACKEL"

vom Verlag rückzukaufe[illegible]

gesucht.

Die Fackel

Nr. 203 WIEN, 12. MAI 1906 VIII. JAHR

Sätze

von Marquis de Sade.

Die Romane des »berüchtigten« Marquis de Sade — am bekanntesten sind zwei, die nach ihren Heldinnen »Justine« und »Juliette« betitelt sind — zerfallen in zwei scharfgetrennte Hälften: in einen Wust von erotischen Szenen, die durch die wilde Grausamkeit und Zügellosigkeit der Phantasie und durch eine häufig blitzartig aufleuchtende souveräne Kenntnis menschlicher Begierden einer gewissen Größe nicht entbehren, die aber in ihrer monotonen Wiederholung unerquicklich wirken, — und in theoretische Erörterungen, die in ziemlich regelmäßigen Abständen in jene Szenen eingestreut sind. Diese philosophischen Exkurse enthalten aber, zum Erstaunen ihrer wenigen Leser, eine solche Fülle tiefer und heute noch überaus zeitgemäßer Bemerkungen, daß wir in ihnen den eigentlichen und wertvollen Marquis de Sade zu suchen haben. Die nachfolgende Auswahl einiger verblüffenden Sätze aus den ersten Bänden der »Juliette« — das Brevier soll fortgesetzt werden — mag einem vorurteilslosen Leser die Überzeugung beibringen, daß der Marquis de Sade (1740—1814) nicht nur ein »freier Geist« im Sinne Nietzsches war, sondern daß man ihn als solchen selbst mit Montaigne oder — um einen Zeitgenossen de Sades zu nennen — mit Chamfort ruhig vergleichen kann. Wenn er hinter den Genannten etwa an schriftstellerischer und persönlicher Eigenart zurückstehen sollte, so übertrifft er beide an Kühnheit und Konsequenz und vor allem durch die selbst dem Kurzsichtigsten deutliche Modernität seiner Ansichten. Karl Hauer.

Der Ruf ist ein wertloses Gut, — er entschädigt uns niemals für die Opfer, die wir ihm bringen.

*

Die Religion beansprucht Glauben für ihren Propheten und der Prophet für die Religion.

*

Damit ein Mann das egoistische Vergnügen, die Erstlinge ernten zu dürfen, genieße, sollen fünfhundert andere eine Einbuße erleiden? ... Je öfter eine Frau sich hingibt, desto liebenswerter ist sie. Je mehr sie liebt, desto mehr Leute macht sie glücklich und desto nötiger ist sie für das Glück der Allgemeinheit.

*

Die Natur gestattet die Fortpflanzung, aber man muß sich hüten, diese Erlaubnis für einen Befehl zu halten.

*

Die Kleidung einer Frau kann sie mehr in Verruf bringen als zwanzig Liebhaber.

*

Der Name »Hure« möge euch nicht erschrecken; eine Hure ist ein liebenswürdiges Geschöpf, das seinen Ruf dem Glück anderer opfert und dadurch allein des höchsten Lobes wert ist.

*

Das Mitleid verweichlicht und entnervt unsere Seele und nimmt ihr den Mut, dessen sie später vielleicht zum Ertragen der eigenen Leiden bedarf.

*

Man sagt manchmal, daß der Jünger der Tugend in ihr selbst einen Genuß finde. Das mag sein, — aber es gibt keine Narretei, die nicht dasselbe bieten kann.

*

Eine Frau liebt einen Mann über alles — und trotzdem betrügt sie ihn mit einem andern. Denn einem Zweiten schenkt sie nicht ihr Herz, sondern ihren Körper.

*

Eine Frau kann ihren Geliebten oder Gatten vergöttern — und sich doch auf den ersten Blick in den jungen Mann verlieben, der ihr den Hof macht. Sie kann sich ihm hingeben, ohne ihre Gefühle gegen den ersten zu ändern.

*

Es gibt nichts Komischeres, als diesen Haufen von Gesetzen, die der Mensch täglich schafft, um sich glücklich zu machen, während im Gegenteil

jedes dieser Gesetze ihm einen Teil seines Glückes stiehlt.

*

Das sogenannte Band der Brüderlichkeit kann nur von den Schwächeren ausgedacht worden sein, denn es ist natürlich, daß die Stärkeren es nicht benötigen. Und es ähnelt verdammt der Anrede des Lammes an den Wolf: »Du darfst mich nicht fressen, denn ich habe vier Füße wie du.«

*

Die Welt ist voll von Frauen, die ihre Pflichten gegenüber ihren Gatten erfüllt zu haben glauben, wenn sie ihre Ehre wahren; mit ihrer höchst mittelmäßigen Tugend geben sie aber ihr säuerliches Wesen mit in Kauf, ihre Frömmelei, namentlich aber ihre ablehnende Haltung gegenüber jedem Vergnügen, das von dem Erlaubten abweicht. Beständig auf ihrer Tugend herumreitend, bilden Frauen solcher Art sich ein, man könne ihnen nicht genug Ehre erweisen, und daß sie sich nach alledem die übertriebenste blöde Ziererei mit Fug erlauben dürfen: wer wollte da nicht eine noch so liederliche Frau vorziehen!

*

Von allen Banden werde ich stets zu dem Eigennutz das größte Vertrauen hegen.

*

Nächst der unverzeihlichen Narretei, in eine Frau verliebt zu sein, ist zweifellos die größte die, auf sie eifersüchtig zu sein.

*

Möglicherweise könnten wir die Natur durch unser Mitleid beleidigen, indem wir ihre Absichten kreuzen.

*

Man wird vertraut mit dem, den man täglich sieht. Tiberius auf Capri flößte den Römern mehr Respekt ein als Titus im Zentrum von Rom, da er die Armen tröstete.

*

Es kommt nicht auf den Gegenstand des Kultus an, — es genügt, daß es Priester gibt.

*

Das tiefste Glück des Menschen liegt in seiner Einbildungskraft.

*

Wenn der Mensch einige Vorteile vor den Tieren hat, — wie viele haben nicht diese vor ihm!

*

Wer seinen Leidenschaften etwas versagen wollte, möge daran denken, daß er nur ihretwegen erschaffen ist, daß alle Wirkungen dieser Leidenschaften, welcher Art sie auch sein mögen, Mittel sind, die Zwecke der Natur zu fördern, der wir beständig dienen, ohne es zu ahnen und ohne daß wir uns dagegen wehren könnten.

*

Nur der Minderwertige wird das lächerliche System der Gleichheit predigen. Er kann sich nicht zum Höheren emporschwingen, deshalb will er ihn zu sich herunterziehen.

*

Das oberste Gesetz für jede Frau sei, sich niemals anders als für Geld oder aus souveräner Begierde hinzugeben. Da sie gar oft gezwungen sein könnte, für die Männer Opfer zu bringen, die ihr gefallen, so muß sie trachten, sich einen Fond dafür zu schaffen, indem sie Diejenigen Opfer bringen läßt, mit denen sie sich abgibt, ohne daß sie ihr gefallen.

*

Eine Frau soll nie einen eigenen Charakter haben wollen. Sie soll sich vielmehr geschickt dem Charakter jener Leute anbequemen, an denen sie das meiste Interesse hat.

*

Es gibt nichts Grausameres als die Frau, — selbst die nicht ausgenommen, die uns heiß liebt. Denn wenn wir uns ihrer erfreuen, will sie uns unterjochen; lassen wir uns nicht unterjochen, so rächt sie sich und sucht uns zu schaden. So kommt es, daß von allen menschlichen Leidenschaften die Liebe die gefährlichste ist.

*

Mit der Liebe ist es wie mit der Idolatrie, beide beruhen auf einer Illusion. In der Liebe wollen wir von einer Seele Besitz ergreifen, während es uns in Wahrheit zu einem Körper hinzieht. In der Idolatrie verehren wir eine Idee und wollen ihr einen Körper verleihen.

Tory und Whig.

Das jeweils letzte Wort der wissenschaftlichen Erkenntnis und die überragenden Erfolge einzelner Zeitgenossen vereinigen sich zu jenem geheimnisvollen Effekt, den man geistige Mode nennt. Die Summe derjenigen Grundsätze, Methoden und Alluren, die sich aus diesen beiden mächtigen Quellen ableiten lassen, bilden den Zeitgeist. Die letzten faktischen Erfolge, wie beispielsweise glänzend gelungene kommerzielle Operationen, überwältigende Waffensiege, überraschende Verbreitung eines Buches in vielen Auflagen, durchschlagende Wirkung eines Theaterstückes — diese stellen den variablen, schwankenden, den psychologischen Bestandteil des Zeitgeistes dar. Der letzte Standard der Wissenschaft ist sozusagen die fixe Größe, die Unterlage, das Kapital des Zeitgeistes. Die gegenseitige Durchdringung dieser Elemente schafft jene eigentümliche Atmosphäre, deren Gewalt sich niemand zu entziehen vermag, die über der ganzen Produktion der Zeitgenossen wie ein Schicksal waltet. Sie schafft eine natürliche Zuchtwahl, die nur Gleichartiges und Verwandtes durchdringen läßt, indem sie auf der einen Seite Hemmungen erzeugt, auf der andern hinwegräumt.

Das in den feinsten und vorgeschrittensten Köpfen geistig Errungene setzt sich in Volksbewegung um und wird in entsprechend verflachter Form populär. Die allgemeine

Volks- und Zeitstimmung ist das nachhallende Echo der Gipfelerscheinungen und entsteht nach denselben Gesetzen wie der ästhetische Geschmack. Genau so wie die üppigen Frauen Makarts, die schlanken Gestalten Burne Jones, ursprünglich gewählt von einem individuellen malerischen Geschmack aus der sexuellen Notwendigkeit einer eigenartigen Persönlichkeit, eines Tages auf dem Straßenkorso Fleisch und Blut gewinnen, — oder wie das Volk seine Toiletten von der Aristokratie, dem Theater und einzelnen führenden Beautés aus zweiter und dritter Hand bezieht, — wobei Mißverständnis und Übertreibung ihre verzerrende Rolle spielen —, genau so wird die Denkleistung der führenden Köpfe im Wege der Nachahmung und Auslese in den allgemeinen Volksgebrauch übergeleitet.

Wie vollzieht sich das? Zuerst, indem ein gelungenes Werk, ein schöpferischer Gedanke durch das starke Wohlgefallen, das er auslöst, zur Nachzeugung reizt. In jedem produzierenden Menschen ringen die verschiedenen Impulse, Geschmacksrichtungen, Ausdrucksmöglichkeiten miteinander und hemmen sich gegenseitig. Das wohlgestalte Vorbild bringt die gleichgestimmten Nerven zum Klingen. So kommt es, daß beispielsweise literarische und malerische Moden wie Endemien um sich greifen. Alle diese Schriftsteller könnten ebensowohl klassisch als romantisch schreiben. Eines Tages schreiben sie alle romantisch. Warum? Weil das siegreiche Vorbild als Stimmungsreiz den romantischen Neigungen und Regungen das Übergewicht leiht. Eine ähnliche Erscheinung wie in der Natur. Auf einem Hügel streiten junges Laub und Nadelholz. Eine einzige Nacht des Frostes — das weniger widerstandsfähige weiche Laubholz geht ein und nach zwanzig Jahren erhebt sich dort ein prächtiger Nadelwald. Wäre der Frost um einige Tage später gekommen, so hätte das Laub gesiegt.

Hat sich einmal die Mode in den oberen Regionen durchgesetzt, so wirkt sie weiterhin auf den bewußten Geschmack, es gilt alsdann für unelegant, die anderen Stimmungswerte durchbrechen zu lassen, sie hat ihre Alleinherrschaft etabliert. Jetzt kann es so weit kommen,

daß schwächere Begabungen zurückgedrängt und in ihrer produktiven Kraft gelähmt werden, weil sie in der Zeitstimmung den ihrem Talent günstigen Stimmungsreiz nicht vorfinden.

Die Gesamtsumme des geistigen Materials in einem bestimmten Zeitmoment läßt nur eine bestimmte ideale Zusammenfassung zu. Nicht jede Zeit ist in der Lage, einen beliebigen Denkprozeß auszuführen, die jeweils mögliche Synthese hängt von dem erreichten Standard der Erkenntnisse und Methoden ab. Der Gedankenreichtum der Menschheit gleicht einem großen Anlagekapital, dessen Rente nur zu gewissen Terminen fällig wird. Das in einer bestimmten Zeit Erreichte begünstigt jeweils eine ganz bestimmte Krystallisation. So hat beispielsweise die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einsetzende historische Rechtsbetrachtung das Erscheinen konservativer Köpfe angekündigt. Die anders veranlagten Köpfe werden entweder nicht erzeugt oder finden in dem vorhandenen Zeitinhalte kein Auslangen, sie sind in sich zerfallen, fühlen sich unglücklich. Ein bestimmtes geistiges Materiale des Zeitalters gibt den Nährboden und die Unterlage für das Emportauchen der adäquaten Persönlichkeiten, deren Anlagen gerade auf die Ausbeutung des vorhandenen Denkstoffes zugeschnitten sind. So wird beispielsweise in Zeiten, wo die Naturwissenschaft noch kindlich stammelt, selbst ein starkes naturwissenschaftliches Talent nicht die Zeitherrschaft an sich reißen können, sondern innerhalb seiner Wissenschaft künftige Siege vorbereiten. Damit eine Persönlichkeit und Begabung zeitbeherrschende Gewalt erlange, muß sie das nötige Rüstzeug vorfinden, muß sie einen solchen Stand der Erkenntnisse antreffen, daß sie durch deren Zusammenraffung und Vereinigung überhaupt produktiv werden kann.

Die Entwicklung der Menschheit, der Wissenschaft und der Geschichte schafft abwechselnd Konstellationen, die einen bestimmten Typus der Geister in ihrer Fruchtbarkeit und Herrschaftsmöglichkeit begünstigen oder hemmen.

Insofern verlangt das Volk instinktiv und mit vollem Recht, daß eine Idee ihre macht- und blutvollen Repräsentanten entsende, sich durch solche erweise. Mit Recht werden Ideen an ihren Repräsentanten gemessen. Denn die jeweilige Phase der Entwicklung eines geistigen Systems drückt sich mit verräterischer Klarheit in seiner Fähigkeit aus, Vollpersönlichkeiten zusammenzuballen; der Geist erweist sich erst durch seine Fleischwerdung, durch seine Apostel. Darum verlangt das Volk einerseits Zeugen, Blutzeugen, andererseits Persönlichkeiten, die durch ihre Vollkommenheit die Krystallisation des Gedankens zur plastischen Erscheinung bringen. Selbst Stil und Sprache müssen Beweis machen. Wenn der Zeitpunkt für eine bestimmte Krystallisation reif ist, dann schafft er sich seine markigen Repräsentanten und verleiht ihnen eine mit rotem Wein gefüllte Sprache, eine pralle gesunde Haut, unter der das heiße Blut pocht.

Das Anschwellen konservativer oder reaktionärer Volksgesinnungen wird sich daher auch stets in dem Erscheinen machtvoller und fruchtbarer Persönlichkeiten nachweisen lassen, die den Akkord angeschlagen haben. Das Steigen der radikalen Welle hat das vorhergehende Auftreten synthetischer Freigeister zur Voraussetzung, die ihrerseits wieder von dem Vorhandensein aufgespeicherter unverwerteter Materialrückstände bedingt sind. Nicht die Persönlichkeiten machen den Zeitgeist, auch nicht umgekehrt, sondern sie *sind* der lebendige Zeitgeist, die sichtbare Inkarnation, die Sprachrohre der Idee.

In dem ewigen Widerstreit der konservativen und freien Geister wallt auf und ab, webt hin und her wie Ebbe und Flut das Leben der Geschichte. Die wechselnde Regierung der Whigs und Tories hat ihre allgemeinen ewigen Gründe.

Ein Voltaire, Rousseau, Diderot, Helvetius waren der volle restlose Ausdruck ihres Zeitalters, sie fanden in dem Gesamtmaterial ihrer Zeit keinerlei innere Hemmungen vor, sie konnten mit fröhlicher Energie die Krystallisation ihrer Zeit vollziehen und sich Enzyklopädisten nennen. Sie konnten bezaubern und siegen; aber das Hochzeits-

kleid kann man nicht an jedem Tag anziehen. Es müssen feierliche Zeiten da sein, es muß hoch an der Zeit sein. Aber der Schatz der Zeit erschöpft sich, er läßt nur eine gewisse Ausbeute zu, die silberne Ader gibt nur während einer begrenzten Periode blinkende Stufen, später verarmt sie, der feurige Strom erkaltet und erstarrt. In geistigen Dingen haben feste Resultate keinen Wert und keine Berechtigung, der Geist besteht nur in der Bewegung, im Gegensatz. Darum kann uns der Rationalismus eines Voltaire hinreißen, weil er noch vom Gegensatz gespeist ist und seinen strahlenden Regenbogen auf der purpurnen Wand des Ancien Regime spannt. Heute denselben geistigen Inhalt einfach wiedergeben wollen, ist kein Verdienst, es bedeutet Flachheit.

Denn gerade von der höchsten Perspektive aus muß gesagt werden, daß die konservativen Mächte die Vermutung für sich haben, daß sie geistiger sind als der Rationalismus. Es geht dies eigentlich aus dem Vordersatz hervor, daß die revolutionären Mächte die materiellen, die ökonomischen Notwendigkeiten durchsetzen, während die konservativen ihnen entgegentreten. Diese müssen, da sie nicht materielle sein können, eben geistige sein. Je leidenschaftlicher die Reaktion vordringt, desto geistiger müssen ihre Motive sein, weil sie sich im Widerspruch zu Lebensforderungen behaupten können. Wäre dies nicht der Fall, so wäre der Rückschritt nur ein scheinbarer, würde sich ein tieferer Fortschritt darin verbergen. Es ist demzufolge für den fortschrittlichen Gedanken viel schwieriger, sich zu vergeistigen. Er siegt daher nur fallweise, wenn ihm dies gelingt. Es ist dies der letzte Grund, warum die konservativen Ideale gerade viele tieferen Geister — wie beispielsweise die Romantiker — anziehen; in der Krankheit steckt eben mehr Geist als in der Gesundheit, sie verfügt über eine kompliziertere Dialektik. Nur durch das Erscheinen tieferer farbenprächtiger Persönlichkeiten kann daher die Reaktion besiegt werden, durch Persönlichkeiten, die das Prinzip der Revolution dem Rationalismus entreißen.

Der Fortschritt beruht allerdings auf der Vernunft, aber die Vernunft allein vermag nicht zu siegen, einzig

der Geist vermag dies. Aber die Vernunft ist oft geistlos. Rationalismus und Liberalismus können heute keinen Zauber mehr ausüben, keine imponierende Vornehmheit mehr entfalten, keine Vollblutpersönlichkeiten mehr kristallisieren, sie sind, kurz gesagt, unfruchtbar geworden.

Die Frage der Niederwerfung der Reaktion ist daher eine Frage des Aufkommens freier Persönlichkeiten, die den großen konservativen Erscheinungen ebenbürtig sind. Solche Persönlichkeiten können aber weder zufallsweise, noch über einfachen Wunsch entstehen, sondern nur infolge der entsprechenden Konstellation, die sie geschichtlich fordert.

Ist eine solche Konstellation in Sicht? Es hat den Anschein.

Die Zeit lechzt nach solchen Persönlichkeiten, die an die Stelle der ausgeleerten, schaal gewordenen Tory-Herrschaft die Führung übernehmen.

Die letzte Reaktionsepoche, die wir erlebt haben, entstand dadurch, daß sich der Fortschritt auf die positive Arbeit geworfen und dabei zersplittert hat. Heute marschieren die Truppen der Kultur auf hundert Linien der Walstatt zu. Ein imponierender Aufmarsch! Was ist in Kunst, Naturwissenschaft, Sozialpolitik erarbeitet worden! Engster Anschluß an das Material, Stoffbeherrschung war die Devise. Auf diesen Linien marschiert die Kultur, in viele Korps geteilt, aber sicher, wie am Wasserlauf der Flüsse, die alle im großen Meer zusammenmünden. Die Reaktion hat gesiegt wie die Österreicher bei Königgrätz, nämlich solange als nicht die gesamte preußische Armee auf dem Schauplatz stand. Als aber, wie genau vorausberechnet, der preußische Kronprinz eintraf, verwandelte sich der vermeintliche Sieg in eine Niederlage. Die Renaissance des Freigeistes wird umso vollkommener sein, je schwieriger die Synthese ist, je spannkräftigere Persönlichkeiten sie daher erfordert und infolgedessen erzeugen wird.

Die Kultur darf nicht schlafen, sie darf sich nicht auf vergangene Verdienste berufen, sie hat die Verpflichtung, ihre produktive Kraft gegenüber der konservativen Weltanschauung immer wieder neu zu beweisen. Die konser-

vative Weltanschauung hat ihr Schwergewicht in sich. Aber die Kultur ist wertlos, weil geistlos, wenn sie nicht in ihrer Fruchtbarkeit unerschöpflich ist. Die Reaktion wird an dem Tage geschlagen sein, wo das gesamte Material der Zeit in seinem unerhörten Reichtum, in seinen blendenden Widersprüchen, in seiner traumhaften Entfaltung innerlich bezwungen, geistig bewältigt und in blutvollen Persönlichkeiten verkörpert sein wird.

Robert Scheu.

* * *

Ein Leitartikel.

Immer wieder werde ich gefragt, warum ich das hohe Roß der Politik nicht besteige, immer wieder wird mir das Beispiel Maximilian Hardens, des Ziergärtners einer tropischen Kultur von Stilblüten und Lesefrüchten, vorgehalten. Darum habe ich beschlossen, es einmal ganz so wie er zu machen und einen politisch-mythologischen Leitartikel zu schreiben, der vom »Advent« bis zum »Jultag« reicht, den tiefsten Fragen »die Lösung findet« und deshalb den Titel »Monomachos« oder »Prodromos« führen kann. Hier ist er, nachdem ich ihn mit Mühe und Not druckfertig gestellt habe. Die Setzer wollten nämlich durchaus, daß »Europa« sächlichen Geschlechts sei, daß es »Schachermacherei« und nicht »Schachermachei« heiße und daß man »Meinungsfabriken« und nicht »Meinungfabriken«, »die Redaktionsweisen« und nicht »Redaktionweisen« schreibe:

Advent. Die in die Kulifrohn gespannten Söhne des unheiligen Geistes hatten der Frage nachgegrübelt, wann endlich in der betagten Europa welkem Schoß sich dem Ratschluß der Hohen ein neuer Gedanke, die dem stärksten Beispiel gereiften Sinnens vergleichbare Tat sich entbände. Im Holzpapierreich der Meinungfabriken hatte mählich die angestammte Schachermachei der Redaktionweisen dem eifrig Zeitfragen nachspürenden Tatsachensinn der Jüngeren Platz gemacht, hatte die leis nur und zagend sich kündende Entwicklung Sems Sprossen, die keines neuen Heils Botschaft wirren kann, gesänftigt. Das bloß mehr auf Brettergerüsten mit feinster Kunst und mit einer

neidenswerten Treue gespielte Treiben der sich Helden dünkelnden Domestiken muß endlich auch dem blödesten Auge, muß dem Wahn der an Parteidogmen Glaubenden als Stümperleistung erscheinen. Mögen annoch im Fritzenstaat vor der Zeitung-feudalherren Wink die Staatskommis erzittern. mag, wie der Eunuchen klanglose Rede geht, Herr Möller auf verunreinigtem Holzpapier Tag vor Tag deutschem Handel die Willensrichtung suchen, die Schrecken der Annoncenpacht schüchtern heut keinen Denkenden mehr, und bald wird ihr der zu starken Taten wieder, zu neuem Pflichtengefühl erwachte Preußensinn verlorner Tage peinvolles Erinnern in die Grube rufen. Der wälsche Kömmling, der die geputzte Fassade modischer Reichsverderbnis betrachtet und heimischen Maßen bürgerlicher Zwietracht die vom Monomachengeist Schritt vor Schritt verdrängte Bänkermoral vergleicht, wird in bei gutem Wind erraffter Glückslaune der vorragenden Geltung deutscher Gafferpolitik die Ziele weisen; wird dem Makronenmagen unserer Tiergärtnerinnen die festere Nahrung politischer Erkenntnis nicht weigern. Wo der in bismärckischer Zucht geübten Tugend der Willenskanal nicht völlig verstopft ist, mag die von Sensationenhändlern mit flinkem Finger entblößte Scham deutschen Geistes sich selbst die Hülle, die im Brunstschrei verlorne, wiederfinden. Aber dem vergreisten Sinn mit dem Volkswohl spielender Portefeuilletonisten, deren Schmeichlergeist höchstens noch die Keuschheit gunstgeiler Holzböcke ins Bett der Reichsbotenmehrheit kirrt, ersteht am Jultag, da sich der Sonnenwende deutschen Glücks die Feuer entzünden, kein willensstarker Retter mehr.

Der Tod des Herzogs von Gandia.

Von **Detlev v. Liliencron.**

Caesar Borgia, wie heißen deine Waffen?
Erdrosselung, Gift, Mord: das sind die drei.
Siehst du die Wunden deines Bruders klaffen?
Wer war der Mörder? Wer war mit dabei?
Ließ Eifersucht Juan Gandia hinraffen?
Hörst du Lucrezias, eurer Schwester, Schrei?
Incest? Zwei Brüder Borgia im Besitz?
Wars des Giovanni Sforza Racheblitz?

Ducha di Gandia: Mondhell war die Nacht.
Die Maske hinter dir auf deinem Pferde
Flüstert ununterbrochen: Herr, gib Acht!
Da springen plötzlich Bravi von der Erde.
Neun Messerstöße. Gurgelschnitt. Vollbracht.
Und der, der sank, ist ledig aller Fährde.
Weg Alles. Leer der Platz. Ein Käuzchen fliegt,
Wo einsam jetzt im Blut der Herzog liegt.

Weiter. Am Tiber huscht ein Kerl. Er hält.
Dann einer, der am Strick ein Maultier führt,
Dem eine Last nach beiden Seiten fällt:
Kopf, Arme rechts, die Beine links verschnürt.
Und wo der Kehricht sich dem Strom gesellt,
Ist bald die Leiche mit hineingerührt.
Der rote Mantel löst sich, schwimmt, hell, grell;
Durch nachgeworfne Steine sinkt er schnell.

Wer war der Mörder? Nie wards aufgeklärt.
Nur Alexander Sextus hats gewußt,
Doch niemals hat sein Schmerz Einblick gewährt,
Er trug ins Grab das Schweigen seiner Brust.
Nun, Cesare, hat dich der Mord beschwert?
Wars ein Orsini? Blöder Fragenwust.
O du genialer Unmensch, Gott und Tier,
In deinem Wappen weidet stur ein Stier.

Lucrezia Borgia, hätt ich dich gekannt!
Voll Anmut mitten drin im Satanskessel,
Flohst du an einen fernen Künstlerstrand
Und schmücktest frauenhaft Ferraras Sessel.
Weshalb bist ewig du von uns verbannt?
Weshalb erlöst dich niemand aus der Fessel?
Ich wills dir sagen: Das ist tief der Grund:
Wir Menschen sähn dich gern im Höllenschlund.

Wir Menschen: weil wir einen haben müssen,
Der unsre Schuld, für uns zu tragen hat.
Frau Fama hilft uns, und mit Judasküssen
Verdammen wir ihn in die Sündenstadt,
Damit wir uns, lammgleich, in Erdgenüssen
Scheinheilig wiegen auf dem Lilienblatt.
Ein grauenhafter Zug in unserm Wesen;
Zwar ist das im Gesetzbuch nicht zu lesen.

Rodrigo-Alexander wußt es nur.
Servus servorum. Sua Santità.
Wir sehn des rätselhaften Manns Kontur.
»Die schönen Weiber von Valencia.«
Vannuzza. Julia Farneses Spur.
Wir sind in Rom, und nicht in Altona.
»Die Liebe aber —« wird den Haß euch mindern:
Die Liebe Roderichs zu seinen Kindern.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Leser. Ich erhalte die folgende Zuschrift: »Warum schweigen sogar Sie über die jüdische Protestbewegung gegen die Russengeschäfte des Herrn v. Taussig und über die Vorgänge im Kultusvorstand, wo der frondierende Herr v. Gutmann zum Schweigen bewogen worden ist? Sie kontrollieren ja sonst so scharf, was die großen Zeitungen aus dem und jenem Grunde unterschlagen; diesmal aber schweigt sogar Ihre Kontrolle. Wir sind auf die nächste Nummer der ‚Fackel' neugierig«. Ich bringe diese Zuschrift zum Abdruck, damit der mißtrauische Herr sehe, daß ich zum Schweigen nicht »bewogen« wurde und kein schlechtes Gewissen habe. Es ist eine alte Erfahrung, daß ich mich

für die »wichtigsten Dinge« nicht interessiere und unwichtigen meine volle Aufmerksamkeit schenke. Kann man's ändern? Herr Taussig soll eine große Gemeinheit begangen haben. Nur die Überraschten haben Grund, sich mit der Sache zu beschäftigen.

Schulmann. Einiges aus österreichischen Lehrbüchern: Vaterlandskunde von Zeehe-Schmidt, S. 18: »Die Teilnahme Österreichs an den wichtigsten Ereignissen im Reiche. Diese waren : . . . d) Verhältnis der Babenberger zu den Kaisern.« S. 126: »Auch in der Musik bezeichnet die Regierung unseres jetzigen Kaisers einen Wendepunkt.« Aus keinem Lehrbuch der Naturgeschichte ist zu ersehen, daß es zwei menschliche Geschlechter gibt. Alle Andeutungen, daß Mann und Weib verschieden sein könnten, sind sorgfältig ausgemerzt, während der Schüler über die Fortpflanzung der Pflanzen genauestens unterrichtet wird. Lindner-Lukas, Psychologie, 2. Aufl. § 169: ». . . . Begierde, Wunsch, Vorsatz, Absicht, Entschluß und andere hier nicht aufgezählte Namen wie Bedürfnis, Gelüste, Sehnen, Verlangen, Streben, Drang, Trieb, Neigung, Hang und Leidenschaft, sind Namen usw.« Schubert, Einleitung zu Sophokles' König Oedipus: »Die Blüte der Tragödie beginnt mit Aischylos und wird von Sophokles zur höchsten Stufe emporgeführt, um im Euripides neben bereits sich ankündigenden Zeichen des Verfalls ihren Abschluß zu finden.« Motto der Freytagschen Klassiker-Schulausgaben: per aspera ad astra. Die Schüler legen es sinnig aus: Durch Schulausgaben zu den Klassikern. Maria Stuart: »Kennedy: ‚Vor ihrem Buhlen habt ihr sie verhöhnt!' Maria: ‚Vor Lesters Augen hab' ich sie erniedrigt! . . .'« Wer könnte das mißverstehen? Die Schulausgabe bemerkt: »Buhlen = Lester«. Ihr pädagogischer Leitsatz: »Stellen, welche vom Standpunkte des erziehenden Unterrichtes aus betrachtet bedenklich erscheinen, werden, wo es der Zusammenhang erlaubt, weggelassen oder, wo dies untunlich ist, in angemessener Weise abgeändert.« So werden die Schüler zu vergleichenden Studien angeregt. Aber auch die Freytagschen Anmerkungen können den Text unbedenklich machen: Hermann und Dorothea, IV. Vers 794: ». . . die Braut in die Kammer zu führen, daß dir werde die Nacht zur schönern Hälfte des Lebens . . .« Anmerkung: »In diesem meist unrichtig zitierten und vielfach mißverstandenen Verse muß das Schwergewicht auf: ‚Hälfte des Lebens' gesetzt werden. Im Gegensatz zu den ‚wenigen Stunden' Schlaf (V. 789), die ihm als Junggesell genügen, werde er nun die halbe Zeit der dringend nötigen Nachtruhe widmen.« In einem Lesebuch der

8. Klasse (5. Auflage) stehen zum Schluß eines Aufsatzes über die Romantiker 17 Zeilen über Kleist, dessen Werke, unter denen »Penthesilea« und »Familie Schroffenstein« nicht einmal genannt sind, »zu schönen Hoffnungen berechtigten«. Vom Unterrichte sind gänzlich ferngeblieben, ohne ihre Absenz zu entschuldigen: Jean Paul, Immermann, Grabbe, Heine, Hauff, Reuter, Gustav Freytag, Bodenstedt und viele andere. Den Herren Rosegger aber und Josef von Hammer sind je 10 Zeilen mehr gewidmet als Kleist und Hebbel! Die Verfasser des Buches sind — so klingt der Notschrei meines Einsenders aus — »zwei lebende Menschen und heißen Kummer und Stejskal.« Wie tief sie von der Bedeutung Hammers durchdrungen sind, geht aus dem folgenden Doppelzitat hervor; sie haben mit demselben Hammer zweimal auf den Kopf der Schuljugend losgedroschen:

S. 385. Anmerkung zu Lesestück 48, Z. 39.

Josef von Hammer (1774 bis 1856) aus Graz, Zögling der Wiener Orientalischen Akademie, dann seit 1799 bei der österreichischen Botschaft in Konstantinopel angestellt, von wo aus er den Orient bereiste und sich gründliche Kenntnisse in den orientalischen Sprachen erwarb, die er seit seiner Rückkehr nach Wien (1807) durch zahlreiche Übersetzungen und Bearbeitung orientalischer Dichtungen, sowie durch historische und literarische Werke verwertete. Er wurde Hofdolmetsch, Hofrat, Freiherr (Hammer-Purgstall) und Präsident der im Jahre 1847 ins Leben gerufenen Akademie der Wissenschaften.

S. 272. Lesestück 52, Z. 15.

Josef von Hammer, 1774 in Graz geboren, 1856 in Wien gestorben, wurde in der Orientalischen Akademie in Wien gebildet, bereiste von Konstantinopel aus, wo er seit 1799 bei der österreichischen Botschaft angestellt war, den Orient, erwarb sich gründliche Kenntnisse in den orientalischen Sprachen und verwertete diese seit seiner Rückkehr nach Wien (1807) zu zahlreichen Übertragungen und Bearbeitungen orientalischer Dichtungen, sowie zu geschichtlichen und literaturhistorischen Werken. Er wurde Hofrat, Präsident der 1847 gegründeten Akademie der Wissenschaften und in den Freiherrnstand mit dem Prädikate Hammer-Purgstall erhoben. (Es folgt eine kurze Würdigung.)

Jetzt bleibt nur die Frage offen, welche der beiden Biographien der Kummer und welche der Stejskal beigesteuert hat.

Politiker. Einer der kundigsten Thebaner ist fraglos Herr Stefan Großmann, der in der Sozialdemokratie eingefriedete »Individualist«. Sein Amt ist es, eine Meinung zu haben, wenn sich der Todes- oder Geburtstag eines Dichters zum hundertsten Male jährt, und zu solchem Ereignis flink in der ‚Arbeiterzeitung' sein feuilletonistisches Sprüchlein zu sagen. Die Welt, die man gestern noch aus den Angeln heben

wollte, mit freundlichen Brockhaus-Augen zu sehen, mag ein eigenartiges Vergnügen sein. Dabei kann man freilich zu weit gehen. So ist dem bürgerlichen Sozialdemokraten mit Anastasius Grün, dessen hundertster Geburtstag jüngst journalistisch begangen wurde, Sonderbares passiert. Das »beste Stück« in der langweiligen Sammlung »Spaziergänge eines Wiener Poeten« nennt Herr Großmann Grüns »Salonszene«:

Aber einen sah ich wandeln, jeder Blick folgt seiner Bahn,
Doch nur wenig der Erkornen sind's, die's wagen, ihm zu nahn.
Er ist's, der das rüstige Prachtschiff »Austria« am Steuer lenkt,
Er, der im Kongreß der Fürsten für sie handelt, für sie denkt.

Wie welke Blumen, zerstückt er Königreiche; reißt Königskronen von gesalbten Häuptern. »Mann des Staates, Mann des Rates!« apostrophiert ihn Anastasius Grün und empfiehlt ihm Österreichs Volk, das vor der Tür steht und ganz artig bittet: »Dürft' ich wohl so frei sein, frei zu sein?« Herr Großmann erwähnt, dieses Gedicht habe »dem Kaiser Franz gegolten«. Dem guten Kaiser Franz. Jeder Gymnasiast erkennt in jeder Zeile das Porträt Metternichs. Man sollte meinen, der patriotischeste Sozialdemokrat müsse sich den Kaiser Franz anders vorstellen.

Nachtlicht.

Freundlichen Lesern, die mir teilnahmsvolle Grüße sandten, will ich heute meinen aufrichtigen Dank aussprechen. Und will sie bitten, die Ungeduld, mit der sie seit dem Anblick sichtlich gefälschter Zeitungsberichte das Erscheinen dieses Heftes erwartet haben, bis zum Tage des Prozesses zu meistern. Die Verhandlungsberichte werden lückenhaft sein, aber gewiß nicht so lügenhaft, daß nicht ein klares Bild des Unglaublichen, das in der Nacht vom 29. auf den 30. April gegen mich verübt wurde, sich von selbst ergäbe. Die Lokalberichterstattung gehört nicht zu den Gewohnheiten der ‚Fackel', wohl aber die Rücksicht auf eine schwebende Prozeßsache zu ihren gesetzlichen Pflichten. So darf ich, muß ich mich auf die Vorgeschichte und auf die Darstellung jener psychologischen Momente beschränken, die die Tat in jenem Nachtlicht der Tücke, der Heuchelei und der Reklamesucht erscheinen lassen, in dem auch eine größere Lady Macbeth ihre Hände besah . . .

Der Leser wird sich erinnern, daß ich meine volle Sympathie für ein in Wien um die Jahreswende gegründetes Cabaret, meine Wünsche für sein Gedeihen durch die entschiedene Erklärung bekundet habe, daß ich an seiner Gründung nicht beteiligt sei. Ich wollte journalistischer Ungunst wehren, wollte nicht, daß die Schöpfer und Mitarbeiter des jungen

Unternehmens durch ein törichtes Gerücht zu Schaden kommen sollten, an dem sie fast so unschuldig waren, wie ich selbst, und das nur in einer Stadt entstehen konnte, für deren Bewohner die Kaffeetischverbindung schicksalsvolle Bedeutung hat. Ich leugnete die mir hartnäckig nachgesagte Geburtshilfe, weil ich der neuen Schöpfung wohl wollte, weil ich wußte, daß die Presse nicht die Freundin meiner Freunde ist und daß die neue freie Mißbraucherin der Wiener Unmündigkeit alles, was sie in der entferntesten Beziehung zu mir vermutet, in ihren Todschweigebann zieht.

Ich hatte vom Cabaret beiläufig die Verwirklichung jener Kunstabsichten erhofft, die später ein Cabaretier in einem sachlichen Aufsatz der ‚Fackel' dargestellt hat. Daß aus einem Bollwerk gegen das Philisterium eine vor ein Champagnergeschäft gehängte Liedertafel wurde, war meine private Enttäuschung. Ich fühlte mich nicht verpflichtet, ihr publizistischen Ausdruck zu geben. Mein Bekanntenkreis hatte sich daran gewöhnt, statt eines Kaffeehauses nach dem Abendessen das Cabaret-Lokal aufzusuchen. Wenn ich so und so oft dort erschienen bin, so kann man mir's glauben, daß mich nicht das Verlangen trieb, jeden Abend, wenn die Tante Clara ihre sanften Formen abgelegt, dabei zu sein. Auch nicht der Drang verführte, mir von Herrn Dörmann immer wieder versichern zu lassen, daß man seine müden Sinne mit rasenden Wollustküssen, »vielleicht sogar mit Blut« werde aufpeitschen müssen. Nicht einmal der Wunsch, mich an dem Anekdotenschatz des Herrn Roda Roda, der den Humor der Militärgrenze vertritt, zu erfreuen. Und auch nicht das Bedürfnis, dies fortwährende Schwanken eines Kunstbetriebs zwischen Opernbässen und Variétésopranen zu kontrollieren. Ich habe mit privatem Tadel nicht gegeizt. Vom ersten Tage an Frau Delvard für die überschätzte Technikerin ihrer Linie gehalten; nie begriffen, daß ein modernes Cabaret jenen Herrn Dörmann, der ein meisterlicher Übersetzer fremdsprachiger Verse ist, aber aus eigenem Empfinden nur die totesten Worte holt, und dessen Erotik mit ihrem Witzblattpathos der achtziger Jahre, mit ihren schwellenden Divans und Ampeln von Sandor Jaray eingerichtet scheint, einen ganzen Winter hindurch seine Ekstasen offerieren lassen kann. Daß Herr Henry, ein geschickter Chansonnier mit dürftigem Repertoire, sich als Direktor möglich findet, war mir rätselhaft, und der echte Wert der nach Wien geretteten Scharfrichterei schien mir — nie habe ich ein Hehl daraus gemacht — ausschließlich in der Mitarbeit des vorzüglichen Musikers Hannes Ruch zu liegen. Cabaretiers waren auch Ludwig Scharf, Erich Mühsam, Friedell. Solcher Künstler Gesellschaft zog mich ins Cabaret. Und vor allem

die Sorge um ein ungewöhnlich begabtes Geschöpf, auf dessen Entdeckung für die Bühne – sie trat vor einem Jahr in der »Büchse der Pandora« auf — ich stolz bin: die kleine Ingrid Loris (Irma Karczewska), die mit einem Blick ins Publikum mehr Leben in die Bude bringt als ein Dutzend ausgewachsener Chansonnièren mit einem Repertoire wohlstudierter Gesänge. Ich bin gezwungen, eine Art Rechenschaftsbericht abzulegen, und darum muß es mir erlaubt sein, die Tendenz, die Sorge um die Erhaltung eines wertvollen Menschenexemplars in den Bereich des Kulissenklatsches zu ziehen, für eine Schufterei zu erklären. Ich hatte mich daran gewöhnt, das Cabaret als ein Stück meines Privatlebens zu betrachten, und der Schriftsteller durfte nicht zur Feder greifen, wenn die Dinge, die er zu sagen hatte, allzu eng verwoben waren mit Erfahrungen, die er dem Privatmann verdankte. Ich war — vielleicht manchen Hoffnungen zum Trotz — stets peinlich darauf bedacht, den Publizisten in der Garderobe abzulegen und zum Publikum zu gehören. Natürlich zum zahlenden. Wenn ich, ein kunstfreundlicher Stammgast, aus Gefälligkeit die Regie eines Einakters geführt hatte, so ging ich zur Kasse, um als Gast den Saal wieder betreten zu können, – auch wenn's bis zum Schluß der Produktion nur mehr eine Viertelstunde dauerte. Dies ahnungsvolle Bestreben, meine kritische Unabhängigkeit pedantisch zu betonen, habe ich heute nicht zu bedauern. Wer mir die geringste Verfehlung gegen die Hausordnung meiner publizistischen Moral in diesem Chaos der Eifersüchte und Eitelkeiten vorwerfen will, lügt. Ich war Privatmann und wußte als solcher stets, was ich dem Publizisten schuldig war, — nicht umgekehrt.

Nur als Frau Delvard jenen Artikel im ‚Fremdenblatt' veröffentlichte und vom Podium meines Privatlebens in die meiner speziellen kritischen Obhut anvertraute Zeitungssphäre hinaufstieg, sah ich mich zum erstenmal genötigt, etwas zu tun, was dem stadtüblichen Witz von der ‚Fackel', die ein Nachtlicht sei, den Garaus machen konnte. Mit keinem Wort bin ich der Ehre der Dame nahegetreten, mit keinem Wort der Eitelkeit der Frau. Bloß dem Größenwahn der Künstlerin, der sich in einem noch nicht dagewesenen Naturschauspiel entlud. Gewiß, es gibt »wichtigere Themen«. Aber es gibt auch geistreichere Einwände, als diesen. Und es muß einmal den Tröpfen, die die Qualität des Schützen nach der Größe der Scheibe beurteilen, gesagt werden: Für einen ironischen Stilisten ist jenes Thema das wichtigste, das er am glücklichsten gestaltet. Wer der Notiz nicht das Vergnügen an der Behandlung der Sache, sondern »persönliche Motive«, die –

ich beeide es — nicht vorhanden sind, anriecht, ist zunächst ein Esel und dann erst ein Lügner. Künstlerische Eitelkeit ist Gottseidank weder juristisches noch ethisches Schutzgut. Und ich habe nicht einmal gesagt, Frau Delvard sei eine Null neben der Yvette Guilbert, sondern schlicht die Behauptung der Frau Delvard zitiert, daß die Guilbert sie um ihren Gesang beneide. Welchen Lächerlichkeitsgehalt muß ein Feuilleton haben, wenn seine bloße Zitierung schon verletzend wirkt! Die Cabaretleute waren zunächst »enttäuscht«, und einer von ihnen sagte es mir geradeheraus, daß man erwartet habe, meine Feder werde mindestens Geschäft und Gemütlichkeit schonen, wenn sie den Cliqueninteressen schon nicht dienstbar zu machen sei.

Nun wurde schlau politisiert. Von mir war nichts mehr zu erwarten. Umso mehr von der Presse, wenn man sie wissen lassen könnte, daß man mit mir nichts mehr zu schaffen habe. Ausrufe wie: »Ich schlage ihn tot!« und »Es wird uns bei der Presse nützen!« wurden abwechselnd zwischen Gong und Trommelwirbel des »armen Kunrad« vernommen. Jetzt galt es den Konflikt zu verschärfen. Ein einziges Mal seit dem Erscheinen der Notiz war ich im Cabaret aufgetaucht. Später erzählte Herr Henry einem Reporter, ich sei täglich in einer Loge erschienen und mit »übereinandergeschlagenen Beinen« dagesessen. Dadurch habe er sich unerhört provoziert gefühlt. »Ja, wenn das wahr ist!« sollen die mir wohlwollendsten Leser des Lügenartikels ausgerufen haben. Aber ich weiß nicht mehr, ob ich das eine Mal, da ich im Cabaret war, mit übereinandergeschlagenen Beinen dagesessen bin. Herr Henry erklärte auch, er habe mir schon vor der Notiz »zu verstehen gegeben, daß er nicht mehr mit mir zu verkehren wünsche«, und erzählte von einem »Krach« zwischen uns, den er geträumt hat, aus Gründen, die er ebenfalls geträumt hat. Ich habe schon so vielen Menschen meine Abneigung gegen den Verkehr mit ihnen zu verstehen gegeben, daß ich einigermaßen weiß, wie man das anstellt. Ich glaube, Herr Henry hat es nicht geschickt, nicht deutlich genug gemacht. Als ich ihm und der Frau Delvard einmal als Zeuge der Behandlung einer ohnmächtig gewordenen Künstlerin in schärfster Tonart meine Meinung sagte, fand er die Worte: »Schweig' Marya, ich werde mich nicht verfeinden deinetwegen mit Karl Kraus«, bat mich, Wedekinds Rabbi Esra zu spielen, und überstürzte sich in zutunlichster Freundlichkeit. Am Abend vor dem Erscheinen meiner Notiz wollte ich einen Bekannten vom Cabaret abholen. Herr Henry kam auf die Straße, machte mir die bittersten Vorwürfe — über meinen seltenen

Besuch des Cabarets, und holte den Bekannten selbst heraus. Und ich verstand noch immer nicht, daß mir Herr Henry den Verkehr kündigen wollte. Nachdem die Notiz erschienen war, habe ich mich ihm förmlich aufgedrängt. Ich wagte nämlich — drei oder viermal — jenes Casino de Paris zu besuchen, in dem er mit seiner Gesellschaft verkehrt. Hier endlich sollte der Presse gezeigt werden, daß Herr Henry mit mir definitiv fertig war.

Und nun kommt die berühmte Altenberg-Episode, nach deren Darstellung im Dreckblatt des Herrn Lippowitz (das Altenberg stets in der niederträchtigsten Weise verhöhnte) ich als ein Geldprotz dastehe, der die mir abgekehrte Gesinnung eines armen, aber ehrlichen Dichters mit einer Spende von zehn Kronen versuchen, oder als ein Gassenjunge, der einen angesehenen Schriftsteller verächtlich machen wollte. Ich fürchte, das Blatt Papier, das ich beschreiben soll, zu bespeien. Der Schutzwall der Heuchelei, der sich plötzlich um die ökonomische Unschuld Peter Altenbergs getürmt hat, ist imposant. Soll ich wirklich die Psyche dieses sonderbarsten Literaturheiligen, der seine besten Freunde Verbrecher und Mörder nennt und den sie dennoch lieben, erläutern? Er wird sich schon selbst seiner Schützer erwehren, er wird einmal gerecht sein und gegen die unerhörte Verdrehung harmlosester und freundschaftlichster Absicht protestieren. Er wird mit der genialischen Fähigheit, sich selbst nicht ernst zu nehmen, bekennen, daß seine Bereitwilligkeit, Geldgeschenke zu empfangen, weder an die Höhe des Betrags noch an die Form der Überreichung, noch an die Person des Spenders gebunden ist. Das unterscheidet ihn ja von so manchem Tropf, dessen ethischer Korrektheit man eine Spende von zehn Kronen nicht zumuten darf. Ich kann nicht genug über die Dreistigkeit von Leuten staunen, die mir nach meiner fünfzehnjährigen Bekanntschaft mit Altenberg — ich habe seine ersten Skizzen drucken lassen — die Form vorschreiben wollen, in der ich ihm gefällig zu sein wünsche. Wenn einer, so kenne ich diese wundervolle Mischung aus einem Troubadour, der immer »adelig-mysteriös« schwärmt, und einem Alberich, der immer jammert, daß man ihm zwar das Rheingold nicht gibt, dafür aber die Rheintöchter wegnimmt. Wenn ihn nach einem heftigen Zornausbruch wegen der Ungunst der Verhältnisse (im doppelten Sinne des Wortes) drei Kronen besänftigen, so können ihn zehn nicht beleidigen, und nur Philister mögen die Annahme verächtlich, die Zumutung verletzend finden. Daß er sich den Dichterpreis, der ihm für »Wie ich es sehe« versagt wird, kronenweise zusammenbetteln muß,

ist am allerwenigsten für den armen Dichter beschämend. Wenn die Herren Henry und Genossen Peter Altenberg auch weiterhin von der Annahme praktischer Freundschaftsbeweise (selbst wenn sie in so diskreter, von einem Teil der Gesellschaft ausdrücklich gebilligter Scherzfaçon wie neulich im Casino de Paris geboten werden) abhalten sollten, dürfte sich schließlich doch P. A. für die Überspannung seines ökonomischen Ehrgefühls undankbar erweisen.

Glücklicherweise hat aber nicht jeder, der es mit Altenberg gut meint, die Frau Delvard angegriffen. Vielleicht einigen wir uns überhaupt dahin, daß wir sagen: Herr Kraus hätte seinem alten Freund gefällig sein können, ohne dafür von Herrn Henry verprügelt zu werden, wenn nicht usw. Einigen wir uns dahin, daß wir bekennen: Wegen einer satirischen Notiz, in der der künstlerischen Eitelkeit einer Sängerin nahegetreten wurde, ist ein integrer Schriftsteller attackiert, bis zur Bewußtlosigkeit geschlagen, kurzum so behandelt worden, als ob er einen jener Eingriffe in das Privatleben von Frauen verübt hätte, wie sie das ‚Neue Wiener Journal' hundertmal im Jahre verübt. Hundertmal im Jahre drohen Herrn Lippowitz Prügel, und ein einzigesmal heult er auf — vor Freude, daß sie ein anderer bekommen hat. Meine Todfeinde in der Wiener Tagespresse sind der Meinung, daß hier die leibliche Sicherheit des geistigen Arbeiters zur Diskussion stehe, und daß, was heute einem Verhaßten geschah, morgen den getreuesten Söhnen der Mutter Konkordia geschehen könne. Nur Herr Lippowitz ist anderer Ansicht. Der Hundspeitsche der Gräfin Festetics kaum entronnen, winkt er, da hier nur die Feder, nicht die Schere nützen kann, seine Redakteure herbei und befiehlt, seiner Freude publizistischen Ausdruck zu geben, weil ein Schriftsteller zu Boden geworfen und mit Faustschlägen in jenen Zustand der Wehrlosigkeit gebracht worden ist, in dem sein Gesicht einen Schlag von Frauenhand empfangen konnte. Die Redakteure weigern sich. So findet sich ein Reporter, der unter der Strafsanktion der Entlassung jenen Artikel schreibt, der an Roheit alles überbietet, was je die Kenner der Sensationspresse schaudern gemacht hat, und der ein »Interview« mit dem Helden des Tages draufgibt, das in jedem Satze wie eine Übertreibung der Ansicht klingt, die etwa Mark Twain einen amerikanischen Wahlagitator von meinen Beziehungen zum Cabaret auftischen lassen könnte. Die vollständigste Sammlung aller Lügen, die auf diesem Gebiet möglich sind, wird in alle Winde telegraphiert, und ein Zeitungsausschnittbureau ver-

sorgt mich täglich mit einem Dutzend Wiederholungen derselben Schändlichkeit. Denn siehe, Herr Lippowitz kann ausnahmsweise einmal seine Originalnachrichten in anderen Blättern finden.

Leben wir nicht in der besten aller gesetzlich geschützten Welten? Ich werde als stummer Gast eines Lokals beschimpft und geprügelt, der Täter rühmt sich in Erklärungen, die er an die Blätter abgibt, der Tat. Wo's den Ruhm erhöht, habe ich mich »widerstandslos züchtigen« lassen. Wo's prozessualen Nutzen bringt, habe ich den Gegner schwerer verletzt als er mich. Wo das journalistische Prestige es will, hat er zielbewußte Rache für »unerhörte Provokation« genommen, wo die kriminelle Aussicht es heischt, war er betrunken. Einerseits hat sich lange angesammelter Groll »endlich Luft gemacht«; anderseits bin ich ein Halluzinator, der »überall Ohrfeigen sieht«. Mindestens ein Stänkerer, der wildfremde Menschen vom Tische ruft, ein Feigling, der vor Schimpfworten Reißaus nimmt, und zugleich ein Raufer, der ohne Veranlassung plötzlich an den Ort der Gefahr zurückkehrt. Im Ganzen und Großen ist es das Bild eines gelinden Paralytikers, das der Zeitungsbericht von mir entwirft. Wenn ein radebrechender Franzose dem Interviewer sagt, ich sei »auf eine Sessel gelegt« (statt gesetzt) worden, so steht, da der Reporter den Sessel und nicht das »legen« für falsch hält, in fünfhundert Telegrammen aller Provinzblätter, ich sei »von barmherzigen Kellnern auf einen Tisch gelegt worden«. Über all dem Chaos aber erstrahlt in vollster Reinheit der Kretinismus des ‚Deutschen Volksblatts', das den Überfall unter der feinsinnigen Spitzmarke meldet: »Karl Kraus — ohnmächtig« . . .

Gibt's für derlei Ungemach eine Genugtuung? Die Polizei hat sich des Falls, der ihr durch einen von Herrn Henry inspirierten Zeitungsbericht zur Kenntnis gelangte, sofort angenommen und wird die Untersuchung demnächst abschließen. Nicht Genugtuung für das, was geschehen ist, brauche ich. Die Strafe erfülle den Zweck, zu verhindern, daß die mit Journallob garnierte Scheußlichkeit zum verlockenden Beispiel werde. Sie lehre Zeitungsschreiber, die dem brachialen Vergelter einer Kritik huldigen, sich wenigstens selbst zu verachten.

In letzter Stunde erhalte ich die folgende Zuschrift:

Sehr verehrter Herr Kraus!

Mit tiefer Empörung hörte ich von den gemeinen Niederträchtigkeiten, die dieser Achille Vaucheret, der mit seinem eigenen Namen auf so gespanntem

Fuß steht, daß er sich schlechtweg Monsieur Henry nennt, und seine Gefährtin Marya Delvard an Ihnen begangen haben. Überrascht haben mich diese Gemeinheiten allerdings nicht. Den Monsieur Henry kenne ich aus dreijährigem geschäftlichen Verkehr aus der Zeit der Elf Scharfrichter als einen Menschen, der sich durch seinen unqualifizierbaren Charakter noch in jeder Situation, in der er sich befunden, über kurz oder lang unmöglich gemacht hat. Und seine Gefährtin Marya Delvard suchte sich ihrer hübschen Kolleginnen bei den Elf Scharfrichtern dadurch zu entledigen, daß sie von ihnen erzählte, sie litten an ansteckenden Geschlechtskrankheiten. Sie wurde wegen solcher Verleumdungen vor etwa drei Jahren vom Landgericht München zu einer beträchtlichen Geldstrafe verurteilt.

Es ist mir unter den obwaltenden Umständen nun im höchsten Grade widerwärtig, daß von diesen Personen im Cabaret zum Nachtlicht allabendlich meine Verse und Melodien öffentlich vorgetragen werden. Leider bin ich Frau Marya Delvard gegenüber vollkommen machtlos, denn wenn ich ihr den Vortrag meiner Verse verbiete, ernte ich bei der übermenschlichen Verachtung, mit der diese Dame auf jeden hinunterblickt, dem sie zu Dank verpflichtet ist, nur Spott und Hohn. Deshalb wende ich mich an Sie, verehrter Herr Kraus, mit der Bitte, Ihren geehrten Lesern und dem Wiener Publikum überhaupt, soweit es nur irgend möglich ist, mitzuteilen, daß ich die von mir herrührenden Verse, die im Cabaret zum Nachtlicht vorgetragen werden, lieber nie geschrieben haben möchte, als daß sie aus dem Munde von Menschen, die sich durch solch gemeine Niederträchtigkeiten hervortun, wie Herr Henry und Frau Delvard, dem Publikum zur Unterhaltung dienen.

In der Zuversicht, daß Sie mir die Erfüllung meiner Bitte gewähren, mit herzlichsten Grüßen Ihr

Berlin, 9. Mai 1906. Frank Wedekind.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jaboda und Siegel. Wien. III. Hintere Zollamtsstraße 3.

GEGRÜNDET 1862. TELEPHON Nr. 584.

ALTESTE ÖFEN- u. HERDE-FABRIK

K. u. K. HOF- MASCHINIST

RUDOLF GEBURTH, WIEN

VII. KAISERSTRASSE 71, ECKE DER BURGGASSE

LAGER von SPAR-, KOCH- und MASCHIN-HERDEN

für jeden Bedarf.
Alle Gattungen
HEIZ- u. DAUERBRAND-ÖFEN.

SPEZIAL-KATALOGE GRATIS u. FRANKO.

DIE FACKEL

erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel',
Wien, IV. Schwindgasse 3 (Telephon 7857, Postsparkassen-Konto Nr. 57.884)
als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	K 9.—
» »	18 » »	» 4.50
» das Deutsche Reich,	36 » »	» 10.50
» » »	18 » »	» 5.25
» die Länder d. Weltpostv.,	36 Nummern, portofrei	» 12.—
» » » »	18 » »	» 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl v. Nummern.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 202, 30. April): Abfälle. — Ein Vorschlag. Von Reformator. — Bohème. Von Erich Mühsam. — Ein Schmerzensschrei. Von Egon Friedell. — Der Diener der Diener. Novelle von August Strindberg. — Gedichte. Von Maria Heim. — Antworten

Kronsdorfer natürlicher alkalischer **SAUERBRUNN**

CARL GÖLSDORF K.u.K. Hoflieferant

Karlsbad, Wien, Budapest *Berlin, Krondorf.*

Herren-Anzug . . . . . K 30.—
Knaben-Kostüm . . . . . K 12.—
Herren-Ueberzieher . . . . . K 24.—
Knaben-Bordjacke . . . . . K 13.—
Mädchen-Kostüme und Jacken.

KLEIDERHAUS

M. NEUMANN

k. u. k. Hof- Lieferant

WIEN, I. KÄRNTNERSTRASSE Nr. 19.

Illustrierte Kataloge gratis u. franko.

ANNONCEN

für sämtliche

ZEITUNGEN

und

KALENDER

der Welt

besorgt

bestens und billigst

die

ANNONCEN-EXPEDITION

EDUARD BRAUN

WIEN, I.

Rotenturmstrasse Nr. 9.

Zeitungs- und Kalenderkatalog für Inserenten gratis und franko.

Im Verlage **„DIE FACKEL"** sind unter anderem erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Karl Kraus:

Sittlichkeit und Kriminalität

Irrenhaus Österreich

(Die Affaire Coburg)

Der Fall Hervay

Die Kinderfreunde

(Zum Prozess Beer)

—

Preis jeder Broschüre 40 h, portofrei 50 h.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.

Nr. 204. 31. Mai 1906 VIII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 30 Pf.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL', IV. Schwindgasse 3.

VITA

REINSTE
NATÜRLICHE
NATRON-QUELLE

Die „Vita-Quelle" wirkt vorzüglich bei harnsaurer Diathese, Gicht, Rheumatismus und Blasenleiden. In überraschender Weise behebt sie die hartnäckigsten Magenkatarrhe, beseitigt prompt das peinigende Sodbrennen und ist ein Stoffwechsel-Regulator von höchster Vollkommenheit. Vorrätig in allen Apotheken und Depôts.

Generalvertrieb durch die Mineralwasser-Großhandlung

S. Ungar jr., k. u. k. Hoflieferant, Wien I.

Jasomirgottstraße 4.

Prospekte, Analysen und Beschreibungen gratis und franko.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12804

versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekt

Nr. 2 der „FACKEL"

vom Verlag rückzukaufen gesucht.

Alleinige Annoncen-Annahme durch die Annoncen-Expedition

Die Fackel

Nr. 204 WIEN, 31. MAI 1906 VIII. JAHR

Der Nachdruck dieses Artikels ist nur mit ausdrücklicher Bewilligung des Verlages der ‚Fackel' gestattet.

Oskar Wilde im Gefängnis.*)

Von einem Aufseher des Zuchthauses zu Reading.
(Aus dem englischen Manuskript.)

Es gibt entscheidende Augenblicke im Menschenleben, wie es in der Geschichte der Völker epochale Ereignisse gibt, die sich in scharfen Konturen von den vielen anderen Geschehnissen abheben, aus denen sich die Gesamtsumme ihres Seins zusammensetzt. Solch ein entscheidender Augenblick im Leben Wildes war es, als er, ein geschlagener Mann, die Anklagebank in Old Bailey verließ, umschwebt von der furchtbaren Gewißheit einer zweijährigen Kerkerstrafe.

Es gibt Tage, Monate und Jahre im Leben mancher Menschen, die ihnen wie eine Unendlichkeit

*) Dieser Bericht, der den Mord, den eine Nation an einem ihrer größten Menschen begangen hat, zum Himmel schreit und der manchmal an die ergreifende Stimmung der Szene »Richard II. in Pomfret« anklingt, wird in einer Biographie Oskar Wildes enthalten sein, die ein Jugendfreund des Dichters, Robert H. Sherard, verfaßt hat und die im Herbst in englischer und deutscher Sprache erscheinen wird. Das Kapitel ist von einem Manne namens Martin geschrieben, der in der Zeit von Oskar Wildes Gefangenschaft Aufseher im Zuchthause zu Reading war. Die ausdrückliche Bedingung, unter der es dem Biographen überlassen wurde, war, daß es vollkommen gleichlautend mit dem Manuskripte, ohne die geringste Änderung auch nur eines Satzes oder Wortes veröffentlicht werden sollte. Diese Bedingung wird getreulich eingehalten und der Bericht in genauer Übereinstimmung mit dem Originaltexte wiedergegeben. Die Übersetzung hat Alfred Neumann besorgt. Anm. des Herausgeb.

vorkommen: Für sie hat die Hand der Zeit aufgehört, sich zu bewegen, die Glocke schlägt nicht länger die Wiederkehr der Stunde. Ihnen dämmert, ihnen leuchtet kein Tag mehr — zuweilen vielleicht ein leichter Schimmer, denn, wie das Sprichwort sagt: »Hoffnung sprießt ewig in der Menschen Brust« — sie leben eine lange, entsetzliche Nacht — eine Nacht des Schreckens, eine Nacht furchtbarer Finsternis, in der auch nicht ein Stern leuchtet, eine Nacht des Elends und der Verzweiflung.

Zwei Jahre Zuchthaus bedeuteten für den Dichter eine lange, dunkle Nacht — eine Nacht, zugebracht in einem Inferno, eine ewiggleiche Nacht, eine Nacht ohne Träume: Ohne Träume, aber voll Alpdrücken, die doppelt entsetzlich waren in ihrer grauenhaften Wirklichkeit, Alpdrücken, aus denen es kein Erwachen gab, Alpdrücken, in denen er Menschen gemartert, Menschen hingerichtet sah.

Auch Andere — dies sei zugeben — waren vor dem Dichter im Gefängnis, waren es von jeher und sind es auch jetzt noch. Oh ja, aber es waren und sind keine Dichter in dem Sinne, in dem er es war. Ihre Qualen sind zweifelsohne groß, aber die seinen waren größer. Aufgewachsen im Schoße des Reichtums, umweht von einer Atmosphäre der Kultur und Verfeinerung, wurde er, der Apostel des Ästhetizismus, jäh von dem stolzen Gipfel hinabgefegt, auf den ihn sein Genius gestellt hatte, und ohne irgendeine mildernde Zwischenstufe zu berühren, fand er sich plötzlich hinter starren Mauern und eisernen Gittern. Er, der früher die höchsten Kunstwerke geschaffen, mußte jetzt in einer trüben Zelle geteerte Seile zerzupfen. Er, der die künstlerische Schwäche für Putz besaß, ging jetzt in der düstergrauen Tracht gekleidet, die den Schränken eines Zuchthauses entstammte. Er, für den das Wort Leben — nein, mehr als das Leben — bedeutete, ward plötzlich zu einem Schweigen verurteilt, das lautloser war als das Grab. Und er,

der einen in der literarischen Welt berühmten Namen erworben hatte, trug jetzt nur eine Nummer. Was er litt, war mehr als Leiden; es war eine Tragödie, und zwar eine der größten, die das neunzehnte Jahrhundert aufzuweisen hatte.

Während der ersten achtzehn Monate seiner Gefangenschaft wurde die ganze Strenge des Systems ihm gegenüber unbarmherzig angewandt. Er hatte sein Quantum Werg zu zupfen oder sichere Strafe zu erleiden, hatte, zugleich mit seinen Mitgefangenen, immer wieder an der Kurbel zu drehen, durch die das Zuchthaus mit Wasser versorgt wurde. Er mußte die einfältigen Bücher aus der Gefängnisbibliothek lesen oder seine Zelle durchschreiten, eine Beute seiner eigenen traurigen Gedanken, bis seine Gesundheit bei dieser unnatürlichen Lebensweise zusammenbrach; um ihn nicht ins Irrenhaus schicken zu müssen, wurde ihm die Begünstigung erteilt, eine bestimmte Anzahl eigener Bücher zu besitzen, die ihm von Freunden zugesandt wurden und dann unter weniger absonderlichen ihren Platz auf den Regalen der Gefängnisbibliothek fanden.

Späterhin wurde ihm eine noch viel wichtigere Erlaubnis gegeben — die Erlaubnis, zu schreiben — und dieser Gnade verdankt die Welt »De Profundis«. Er schrieb meistens an den Abenden, wenn er sich ungestört wußte. In seiner Zelle waren zwei hölzerne Gestelle, auf die er seine Pritsche legte. Das war nun sein Schreibtisch, und wie er selbst bemerkte: »Sogar ein sehr guter Schreibtisch«.

Sein Zinngeschirr hielt er peinlich rein; und am Morgen, wenn er es in seine bestimmte Ordnung gebracht hatte, konnte er zurücktreten und das Ganze mit einer Miene kindlicher Zufriedenheit beschauen.

Es machte ihm furchtbaren Kummer, daß er seine Schuhe nicht putzen und sein Haar nicht bürsten durfte. »Wenn ich nur wüßte, daß ich sauber

bin«, sagte er, »so würde ich mich nicht so schrecklich unglücklich fühlen. Diese scheußlichen Stoppeln« — mit einem Griff an das Kinn — »sind schauderhaft.« Bevor er seine Zelle verließ, um einen Besucher zu empfangen, war er immer ängstlich bemüht, sein unrasiertes Kinn soweit als möglich mit Hilfe seines roten Taschentuches zu verbergen. Er verriet große Aufregung, wenn ein Besuch angekündigt wurde. »Denn ich weiß niemals«, sagte er, »welch neuer Schmerz jetzt wiederum mein Leben betroffen haben mag und mir auf diesem Wege zugetragen wird, damit ich ihn in meine Zelle nehme und ihn in meinem übervollen Speicher, in meinem Herzen, aufbewahre. Mein Herz ist der Speicher meiner Schmerzen!«

Es war in der letzten Zeit der Gefangenschaft des Dichters, als die Verfügung getroffen wurde, die »erstmals Abgestraften« seien von den anderen Gefangenen abzusondern. Man bezeichnete sie durch zwei rote Sterne, von denen der eine auf der Bluse, der andere auf der Mütze getragen wurde, und sie hießen infolge dessen die »Dekorierten«. Diese Verfügung, die keine rückwirkende Kraft hatte, bezog sich daher auch nicht auf den Dichter, und so mußte er, gleich den anderen, mit seinem Gesichte zur Mauer gewendet stehen, wenn irgendeiner von den »Dekorierten« an ihm vorüberkam. Die Urheber dieser Vorschrift waren zweifelsohne von den besten Motiven geleitet, aber die allzu wörtliche Auslegung brachte es mit sich, daß sie recht lächerlich wirkte. Ich sah, wie der Dichter mit seinem Gesichte zur Wand gekehrt stehen mußte, während ein abscheulich aussehender Galgenvogel, der verurteilt worden war, weil er sein armes Weib beinahe ermordet hatte, an ihm vorüberkam. In der Tat war er fast täglich gezwungen, diese unwürdige Stellung einzunehmen, die ihm hätte erspart werden können, wenn nicht die krasse Borniertheit der Bureaukratie es gehindert hätte.

In der Kirche schien den Dichter Langeweile zu plagen. Er saß mit übergeschlagenen Beinen in teilnahmsloser Haltung da, den Arm auf die Rücklehne seines Stuhles gestützt, und starrte träumerisch um sich und zur Decke.

Es gab Zeiten, in denen er seine Umgebung so gänzlich vergaß und so sehr in seine Gedanken versunken war, daß es eines freundschaftlichen »Rippenstoßes« bedurfte, um ihn daran zu erinnern, daß ein Hymnus angestimmt worden war, und daß er aufstehen und seine Psalmen singen oder wenigstens dergleichen tun müsse.

Wenn der Prediger sich an seine geschorenen, graugekleideten Schäflein wandte und ihnen vorhielt, wie verkommen sie alle wären und wie dankbar sie alle sein sollten, daß sie in einem christlichen Lande lebten, wo die Regierung gleich einem Vater ebenso ängstlich um das Heil ihrer Seelen wie um die Bewahrung ihrer elenden Leiber besorgt sei; daß die Gesellschaft sie nicht zu strafen wünsche, obwohl sie geirrt und gegen die Gesellschaft gefehlt hätten; daß sie jetzt einen Prozeß der Läuterung durchmachten und daß das Gefängnis ihr Fegefeuer sei, aus dem sie so rein und fleckenlos hervorgehen könnten, als ob sie nie und nimmer gesündigt hätten; daß, wenn es ihnen gelänge, die Gesellschaft ihnen entgegenkommen und sie mit offenen Armen aufnehmen werde; daß sie die verlorenen Söhne der Gemeinde seien, und daß die Gemeinde, gegen die sie sich früher versündigt hätten, Kälber mäste, um sie zu bewirten, wenn sie nur in den Pferch zurückkehren und gute Bürger werden wollten — dann konnte der Dichter lächeln. Aber nicht sein gewöhnliches Lächeln, sondern ein zynisches, ein ungläubiges Lächeln, das oft nur Verzweiflung verbarg. »Ich sehne mich darnach, aufzuspringen«, sagte er, »und den armen, enterbten Elenden um mich zuzuschreien, daß das nicht wahr ist, ihnen zuzurufen, daß sie die Opfer

der Gesellschaft sind, und daß die Gesellschaft ihnen nichts anderes zu bieten hat als den Hungertod auf den Straßen, oder den Hungertod und Qualen im Gefängnis!«

Ich habe mich oft darüber gewundert, warum er es nicht getan hat und wie er es aushielt, Tag für Tag die düstere, endlose Runde eines mühsamen Daseins zu machen — eines Daseins voll Kummers, lähmend in seiner entsetzlichen Eintönigkeit, eines Daseins des Jammers und des Todes.

Er aber unterwarf sich getreulich den Regeln und beobachtete gewissenhaft die Vorschriften, die von der Gesellschaft für jene erlassen werden, denen sie die Behausungen des Jammers anweist. Ich weiß, daß er einmal wegen Sprechens bestraft wurde. Die näheren Umstände sind mir für meine Person nicht bekannt, aber soviel weiß ich, daß es beinahe ein Wunder wäre, wenn einer, der zwei Jahre Gefängnis abzusitzen hat, nicht einmal angezeigt würde. Einige von den Vorschriften sind nur dazu erlassen, um verletzt zu werden, damit sich ein Vorwand ergibt, die Strafen zu verschärfen.*) Jedenfalls konnte er nicht, wie berichtet wurde, mit vierzehntägiger, abgesonderter Verschließung bestraft werden. Ein Zuchthausverwalter ist nicht befugt, mehr als drei Tage zu diktieren. Vierundzwanzig Stunden Wasser und Brot sind die gewöhnliche Strafe für Sprechen, und der Gefangene kommt, wenn dies seine erste Verfehlung ist, gewöhnlich mit einer Verwarnung davon.

Während der Zeit seiner Einkerkerung litt die Gesundheit des Dichters, aber er beklagte sich selten bei dem Doktor. Er unterließ es aus Angst, auf die Krankenabteilung gebracht zu werden und zog die Einsamkeit seiner Zelle vor. Hier durfte er laut denken, ohne die Blicke oder die leise geflüsterten

*) Der Verfasser ist, was nicht vergessen werden mag, Aufseher in einem Gefängnis.

Bemerkungen der schwerfälligeren Menschen auf sich zu ziehen. Hier konnte er allein sein — allein mit dem Gespenste seiner Vergangenheit, mit seinen Büchern, mit seinem Gott!

Als ich anfangs März einmal seine Zelle an einem düsteren, rauhen Morgen betrat, fand ich ihn noch zu Bett. Das war ungewöhnlich und ich zeigte mich überrascht. »Ich hatte eine schlechte Nacht«, erklärte er. »Innerliche Schmerzen, Krämpfe und der Kopf will mir zerspringen«. Ich fragte ihn, ob es nicht besser wäre, wenn er sich krank meldete. »Nein«, sagte er, »nicht um alles in der Welt; es wird mir im Laufe des Tages vielleicht besser werden. Kommen Sie in einigen Minuten wieder, wenn ich aufgestanden bin«.

Ich kehrte wenige Minuten später in seine Zelle zurück und fand ihn auf, aber so entsetzlich schlecht aussehend, daß ich ihm wieder riet, den Doktor zu rufen. Er lehnte jedoch ab, indem er bemerkte, es werde sich schon geben, wenn er einen warmen Trunk bekommen hätte.

Ich wußte, daß er im regelmäßigen Gange der Dinge vor frühestens einer Stunde nichts erhalten würde, und so beschloß ich, etwas zu suchen, um es ihm selbst in der Zwischenzeit zu geben. Ich eilte weg und wärmte Bouillon auf, füllte sie in eine Flasche, verbarg die Flasche unter meinem Rocke, und kehrte zu seiner Zelle zurück. Während ich die Stiege hinaufeilte, rutschte mir die Flasche unter das Hemd. Es war eine sehr heiße Flasche . . . Ich wußte, daß beim nächsten Treppenabsatz eine unbesetzte Zelle sei und beschloß, dorthin zu eilen, um die Flasche von diesem unangenehmen Platze wegzunehmen. Aber im selben Augenblicke rief mich eine Stimme von der Haupthalle unten an. Ich blickte hinab und sah den Oberaufseher, der mir zuwinkte. Ich kehrte um. Er wünschte Aufklärung über einen Widerspruch in dem Aufnahmsprotokoll der letzten

Nacht. Ich suchte das Geheimnis zu lüften, wieso sich zwei Gefangene im Gefängnis befanden, die keinerlei Anspruch auf seine Gastfreundschaft besaßen. Ich fürchte, daß ich nur wenig Licht in diese mysteriöse Affaire brachte, denn ich war in einem qualvollen Zustand. Die heiße Flasche sengte meine Brust wie geschmolzenes Blei. Ich habe erwähnt, daß »es entscheidende Augenblicke im Menschenleben gibt«. Das waren entscheidende Augenblicke für mich. Ich hätte in meinem Schmerze aufbrüllen können, wagte es aber nicht. Die kalten Schweißperlen sammelten sich auf meiner Stirne. Ich wand und drehte mich nach allen Richtungen, um mich von dem schrecklichen Alp zu befreien, aber vergebens. Ich konnte die höllische Flasche nicht wegschieben — wie sehr ich mich auch bemühte. Sie lag auf meiner Brust wie ein heißer Umschlag, aber heißer noch als irgend einer, der je von einer starrköpfigen Mutter oder einer starrköpfigen Wärterin aufgelegt worden war. Und das Seltsame an der Sache war, daß, je länger sie dalag, sie um so heißer wurde. Der Oberaufseher betrachtete mich mit seltsamen Blicken. Ich glaube, er hielt mich für betrunken. Sicher ist, daß ich unzusammenhängendes Zeug redete. Zuletzt ging er weg und ließ mich allein, wofür ich ihm wirklich dankbar war. Ich raste die eiserne Treppe hinauf, betrat die Zelle des Dichters und erzählte, während ich die glühende Flasche hervorriß, unter Schnauben und Verwünschungen mein qualvolles Erlebnis. Erst lächelte der Dichter während meiner Erzählung, dann lachte er — bei Gott, er lachte. Ich hatte ihn niemals vorher wahrhaft lachen gehört und kann mit der selben Einschränkung hinzufügen, daß ich ihn seither nie wieder lachen hörte.

Ich wurde böse, weil er lachte und sagte ihm auch, ausgelacht zu werden, sei ein schlechter Dank für alles, was ich erlitten hätte; und indem ich dies

sagte, ging ich hinaus und schlug die Tür zu — schlug sie mit einem lauten Krach zu.

Als ich ihm sein Frühstück brachte, war er ein Bild der Zerknirschung. Er sagte, er wolle das Frühstück nicht berühren, wenn ich nicht verspräche, ihm zu verzeihen.

»Nicht einmal den Kakao?«, fragte ich.

»Nicht einmal den Kakao«, antwortete er und blickte begehrlich darnach hin.

»Nun, ehe ich Sie verhungern lasse, will ich Ihnen lieber verzeihen.«

»Und gesetzt den Fall, daß ich wiederum lache?«, fragte er mit einem Lächeln.

»Dann werde ich Ihnen nicht wieder verzeihen«, sagte ich.

Am kommenden Morgen übergab er mir einen Bogen blauen Bureaupapieres. »Hier ist etwas, was jetzt keinen großen Wert hat, aber vielleicht einmal einen solchen besitzen wird, wenn Sie es lange genug aufbewahren«.

Ich hatte damals keine Gelegenheit, sein Schreiben zu lesen, aber als ich es dann gelesen hatte, war ich betroffen von der Macht und Schönheit seiner Ausdrucksweise. Es war betitelt: »Eine Rechtfertigung« und in seinem alten, originellen und eigenartigen Stile geschrieben. Der Fluß feinen Humors, der Witz und Charme der vielen eingestreuten Gedanken, das Ungezwungene mancher persönlichen Anspielungen war bestrickend. Ich als Verehrer feinen Stiles war bezaubert, und sagte es ihm auch. »Ach«, sagte er, »ich gedachte diesen Stil nie wieder zu verwenden. Ich hatte ihn aufgegeben als ein Ding der Vergangenheit; aber gestern morgen lachte ich — ein Beweis meiner Perversität —, obwohl Sie mir wirklich leid taten. Ich hatte gar nicht im Sinne, zu lachen, denn ich hatte gelobt, nie wieder zu lachen. Dann aber, als ich das eine Gelöbnis verletzt hatte, schien

es mir richtig, auch das andere zu brechen. Ich hatte zwei Gelübde abgelegt und habe beide übertreten, jetzt aber habe ich sie erneuert und bin willens, nie wieder zu lachen und auch nie wieder etwas zu schreiben, was die anderen zum Lachen bringen könnte. Ich will nicht länger mehr der Sirius der Komödie sein, sondern habe feierlich geschworen, mich mein Lebelang nur mehr mit Tragödien zu befassen. Falls ich noch Bücher schreiben sollte, so werden sie bloß den Zweck haben, eine Sammlung von Klageliedern zu bilden. Sie werden in einem Stile geschrieben sein, den der Kummer erzeugt hat, in Sätzen, die in der Einsamkeit geschrieben und mit Tränen interpunktiert wurden. Sie werden ausschließlich für jene geschrieben sein, die gelitten haben oder noch leiden. Sie verstehe ich und sie werden auch mich verstehen. Für die Welt der Lust werde ich ein Rätsel, für die Welt des Jammers aber ein Sprachrohr sein.«

In seiner Unterhaltung war der Dichter vollkommen vernünftig. Jede seiner Handlungen während des Tages war vernünftig, aber, wenn er des Abends sich selbst überlassen war, vollzog sich mit ihm eine Änderung, oder um es besser auszudrücken, eine Wandlung. — Es geschah, wenn er sich allein in seiner Zelle befand, wenn die Tore mit doppelten Riegeln verschlossen waren, wenn das Gas aufflackerte, wenn die Schatten der Nacht sich herabsenkten, wenn alles stille, alles tot war. Der finstere, wachsame Aufseher macht seine Runde mit schleichendem Tritt. Es herrscht eine tote, schreckliche Stille — eine Stille sogar in des Aufsehers Filzschuhen, ein Schweigen in den Zellen, ein Schweigen in der Luft. Der schwarze, düstere Schatten macht Halt an der Türe jedes der lebendigen Gräber und blickt hinein; er späht durch das gläserne Guckloch, um sich zu überzeugen, daß es nicht wirklich ein Grab geworden, daß es noch immer einen Lebenden enthält, daß keiner

gewagt hat, dem Gesetz ein Schnippchen zu schlagen und die Justiz zu durchkreuzen.

Das Schauspiel ist beinahe überall gleich: eine graue, geisterhafte Gestalt kauert auf einem Schemel und vollendet des Tages Arbeit, die um acht Uhr eingesammelt wird; oder, wenn sie ihre Arbeit schon beendet hat, sitzt sie mit leeren Augen ins Leere stierend da oder sucht ihren Trost im Gebetbuch.

Der wachsame Schatten gleitet weiter: jetzt macht er Halt, blickt in eine andere Zelle nahe am Ende des Korridors. Die Zelle ist bezeichnet mit: »Z. 3. 3.« — es ist die Zelle des Dichters! Im ganzen Umkreise der lebendigen Gräber kein Anblick wie dieser, keiner, der mehr Schmerz und Jammer, keiner, der mehr Ehrfurcht einflößte! Der Dichter ist allein! Allein mit den Göttern! Allein mit der Muse!

Er durchmißt seine Zelle — eins, zwei, drei. Drei Schritte, und er muß wieder umkehren. Die Hände auf dem Rücken, mit einer Hand das Gelenk der anderen umspannend, so geht er vorwärts und zurück, hin und her, das Haupt zurückgeworfen und l ä c h e l n d — aber, beim Himmel! mit welch einem Lächeln!

Seine Augen — diese wundervollen Augen! — fliegen förmlich hin und her. Jetzt blicken sie aufwärts zur Decke — aber weit über die Decke, weit über die Höhen des Ätherraumes hinaus, ins Unendliche. Und jetzt lacht er! Welch ein Lachen! Schneidend, durchdringend, bitter. Wie viel ist in diesem entsetztlichen Lachen enthalten! Seine mächtige Phantasie ist jetzt am Werke. Obwohl sein Leib in Fesseln liegt, ist seine Seele doch frei — denn wer vermöchte die Seele eines Dichters in Fesseln zu schlagen? Sie durchstreift mächtige und steile Höhen — hoch über den Wohnstätten der Menschen. Jetzt schwebt sie noch höher, über den silbernen Wolken

und findet einen Ruhepunkt in den bleichen Schatten des Mondes.

Dann aber fährt sie mit einem furchtbaren Aufzucken, wie der Blitz vom Himmel, wieder zur Erde — zurück durch das eisenvergitterte Fenster, zurück in die Kerkerzelle. Horch! ... Er spricht ... Er lispelt den geheiligten Namen der Mutter, er ruft sein Weib beim Namen! Er vergießt eine Träne, sie glänzt auf seiner Wange, und, siehe, ein Engel naht — und es trocknet die Träne. Und so ward sein ganzes Leben, soviel er auch verbrochen haben mag, durch eine heiße Träne von aller Schuld befreit, eine Träne, die einem durch Leid geläuterten und entsühnten Herzen entstieg. Und horch! Er spricht wieder. Er wendet sich an einen Freund, den ihm die Einbildungskraft vorgaukelt, die Hände gegen seinen kleinen Sessel ausgestreckt:

»Lang, lang ist's her, in meiner Jugend Jahren, hatt' ich ein hohes Streben,
Ich wollt' die Welt verschönern, wollt' sie aus ihren Angeln heben.
Ich hab' zuviel gewollt — durch Kunst allein — wollt' allzu hoch mich stellen,
Mein Freund, dafür siehst du mich jetzt am Riff der Pein zerschellen.«

Er lacht wieder auf und wiederholt die letzten Worte:» Am Riff der Pein zerschellen. Unversieglicher Pein.« Er wendet sich ab und nimmt seine melancholische Wanderung wieder auf; dann macht er noch einmal vor dem Besucher seiner Einbildung Halt und hebt den Finger: »Die Welt«, sagt er mit einem Anflug von Selbstgefühl, »steht doch nicht gar so fest. Ich kann sie durch einen Gedanken bewegen und mit einem Gedicht erschüttern.«

Noch einmal lacht er auf, dann sinkt er auf seinen Kerkersessel und senkt das Haupt. Und jetzt wollen wir ihn mit seinen Gedanken allein lassen — allein!

Möge niemand diese nächtlichen Szenen bespötteln und sagen, daß der Dichter nicht aufrichtig war. Im Gefängnis war er von ganzer Seele aufrichtig. Bedenket, daß im Kerker niemand eine Maske tragen kann. Man mag den Verwalter, den Prediger, den Doktor täuschen — den Aufseher aber kann niemand täuschen. Sein Auge ruht auf euch, wenn keines Anderen Auge euch sieht, in den Stunden eures Schlummers und in den Stunden eures Wachens.

Was der Dichter war, bevor er in das Gefängnis kam, ist mir gleich, und was er getrieben hat, nachdem er es verlassen, weiß ich nicht. Eines aber weiß ich, daß er, während er im Gefängnis war, wie ein Heiliger lebte, oder wenigstens soweit gleich einem Heiligen, als es ein armes Menschenkind vermag.

Sein sanftes Lächeln milder Heiterkeit konnte man nicht vergessen. So muß Bunyan gelächelt haben, als er im Kerker zu Bedford lag und seine wundervollen Träume träumte. Es muß ein ähnliches Lächeln gewesen sein, das das edle Antlitz des heiligen Franz von Assissi verklärte, als er »von seinem Bruder dem Wind und seiner Schwester dem Regen« sprach.

Wäre Hugo ein Künstler mit dem Pinsel gewesen, wie er es mit der Feder war, so hätte er ein Wildesches Lächeln um das Antlitz des guten Bischofs spielen lassen, als er jene gewichtige Notlüge sprach, um den armen Jean Valjean zu retten. Und wer könnte sagen, daß der Herr des Friedens selbst ein solches Lächeln des eigenen Antlitzes unwert gehalten hätte, da er die holden Worte der Einladung zu den Kindlein sprach, die seine Jünger von ihm fernhalten wollten? Man kann ein solches Lächeln in die Erinnerung rufen, wenn auch die Feder versagt seine Anmut zu schildern, wie sie versagt, wenn man den süßen Duft der Rose schildern will. Es war ein

Lächeln der Entsagung, ein Lächeln der Güte, der Unschuld, der Liebe.

Leb wohl, du tapferes Herz! Möge dein Schlaf so friedlich sein wie dein Lächeln. Mögen, wenn du tot bist, die Engel dein Grab umschweben, wie sie dein Grab umschwebten, als du noch lebtest. Und würde dir alles fehlen, was den vollkommenen Menschen ausmacht, dieses Lächeln würde dir als Geleitbrief durch die Tore des Paradieses dienen und weiter noch bis zum lichten Thron des Herrn!

Leb wohl! Ich habe mein Versprechen gehalten, habe deiner gedacht während all der Jahre, die verflossen sind seit jenem denkwürdigen Tage, da wir uns die Hände schüttelten und Abschied nahmen in deiner kalten, freudlosen Zelle. Du batest mich, deiner zuweilen zu gedenken. Ich habe deiner stets gedacht; kaum ein Tag ist seitdem vergangen, an dem ich nicht deiner gedacht hätte — deiner, der du gleichzeitig warst mein Gefangener und mein Freund.

Ibsen.

Ibsen war der größte Wohltäter der modernen Menschheit. Er vollbrachte, was nur das Genie zu vollbringen vermag: er hob die Gegensätze der Zeit auf, indem er sie in seiner Persönlichkeit vereinigte, die genug Umfang hatte, um Widersprechendes harmonisch erscheinen zu lassen. Er vermählte Natur und Kunst, oder vielmehr: er zeigte, daß beide in der Wurzel eins sind. Er versöhnte die idealistische und die realistische Weltansicht, oder vielmehr: er zeigte auch hier, daß beide im Grunde dasselbe sind.

Indem er seine Kunst der Natur aufs äußerste annäherte, erreichte er zugleich eine Vergeistigung, wie sie bisher niemand geahnt hatte. Seine Werke sind voll von Symbolen und Zauberformeln, sie sind so symbolisch, wie nur die Natur selbst es sein kann. Er war der größte Symbolist, weil er der größte Naturalist war.

Und weil er der größte Naturalist war, darum war er auch der größte Idealist. Er war so durch und durch idealistisch, wie nur die Natur selbst es sein kann. Er ist der Entdecker und Gestalter der Romantik des Alltags. Der Romantiker alten Schlages war mit der gegebenen Welt unzufrieden, denn sie schien ihm nichts Poetisches zu enthalten. Darum bevölkerte er sie mit allerlei historischen und mythischen Wesen, die es nicht gibt. Der orthodoxe Naturalist dagegen brachte die Welt genau so, wie sie ist oder vielmehr scheinbar ist: er dichtete gleichsam mit der Lupe in der Hand. Aber für Ibsen, den romantischen Naturalisten, war die Welt weder ein fiktiver Zauberwald noch ein poesieloses Agglomerat toter Atome: er zeigte, daß die Wunder und Geheimnisse überall vorhanden sind und ihre Macht ausüben, daß wir uns der Poesie in dem Maße nähern, in dem wir uns der Natur nähern; denn der romantischeste Roman ist die Natur selbst. Er erklärte die Natur, tiefer und vollkommener als es je ein Dichter bisher versucht hatte, aber indem er sie erklärte, entdeckte er ihre Wunder.

So schuf er jene unbegreiflichen Meisterwerke, die sich unter den landläufigen Begriff des Kunstwerks nicht mehr einordnen lassen wollen. Denn sie haben nichts kunstvoll Konstruiertes und Erdachtes, man spürt nirgends in ihnen die kluge und geschickte Hand, die alles das zustande bringt und leitet. Sie führen, losgelöst von ihrem Schöpfer, ein völlig eigenes Leben für sich. Da sind Menschen, die schon vor Beginn des Dramas existiert haben und noch

weiterleben, wenn der Vorhang zum letzten Mal gefallen ist. Niemand würde sich wundern, wenn sie die Bühne verließen und ins Parterre hinabstiegen. Wenn man ein Drama von Shakespeare, Goethe oder Kleist einigemale liest, so wird sich die Kenntnis der einzelnen Figuren vertiefen, aber ihre Umrisse stehen von Anbeginn an fest vor uns. Anders bei Ibsen: mit jeder erneuten Lektüre tritt uns ein neuer Mensch entgegen, ganz wie im wirklichen Leben, wo auch jede neue Zusammenkunft uns neue Seiten an den einzelnen Menschen enthüllt.

Darum wird es nie eine Ibsenschule geben. Nur ein Geist von ähnlichem Umfang wie Ibsen könnte es wagen, auf Ibsensche Manier zu dichten. Bei allen anderen Dichtern, selbst bei Shakespeare, können wir uns ganz gut ausrechnen, daß wir es ebensogut könnten, wenn wir eben um soviel mehr Phantasie, Temperament, Geistesschärfe, Menschenurteil, Charakter u. s. f. hätten. Aber Ibsens Kunstwerk ist das Mysterium an sich, die große Unbegreiflichkeit, das Absurdissimum der Weltliteratur.

Ibsen tat nach Schiller und Wagner den dritten und letzten Schritt, um die Bühne zu einem zeitgemäßen künstlerischen Ausdrucksmittel umzuschaffen. Schiller entdeckte den Theatermenschen: die Theaterpsychologie, Theaterethik, Theaterlogik und ihre Gesetze. Wagner brachte die notwendigen äußeren Raffinements hinzu. Ibsen tat das Letzte und Größte: er machte die Theaterkunst zu einer aristokratischen, zu einer Kunst des Schweigens und Verschweigens. Seine Technik ist die eines Malers, der durch ausgesparte Stellen und durchbrochene Linien seine höchsten Wirkungen erzielt. Wir sehen nur die scharfen Schlagschatten, die das Leben im grellen Rampenlicht über die Bühne wirft. Er wußte nicht nur jenen Teil des Daseins naturgetreu nachzuzeichnen, den jedermann hört und sieht, sondern er verstand es auch, uns jenes verdeckte

Leben zu zeigen, das sich für gewöhnlich unseren Blicken entzieht, ja oft so sehr entzieht, daß wir glauben, es sei gar nicht vorhanden. In dieser Kunst war er nicht nur absoluter Meister, sondern auch völlig allein.

Aber seine Dramen sind mehr als technische Meisterwerke. Sie wären nichts Unentbehrliches in unserm Leben, wenn sie bloß das wären. Sie sind Instrumente der Welterkenntnis, die das vollkommenste Hirn und das vollkommenste Herz sich geschaffen haben. Sie sind mehr als schön. Sie weisen über sich hinaus: auf Schlösser, die sie zu erschließen, Leichen, die sie zu erwecken, Träume, die sie zu enträtseln vermögen. Wir können sie in jeder Lebenslage ans Ohr halten und befragen. Sie sind uns immer und überall im Blute, auch wenn wir ihre Worte nicht hören, ihre Gestalten nicht sehen. Denn in ihnen lebt das größte Herz, das unserer Zeit geschlagen hat.

Es wird in diesen Tagen nicht an den üblichen Anekdoten fehlen, die Ibsens Grobheit, Unzugänglichkeit, ja Hartherzigkeit von neuem illustrieren sollen. Aber was soll uns dieser Kaffeeklatsch? Hier sind seine Werke. Wer Ibsens Herz kennen will, der frage die kleine Hedwig Ekdal, den unglücklichen Ulrik Brendel, den Doktor Stockmann, den Kaiser Julian! Der wird erkennen, daß Herz und Genialität dasselbe sind. Wir Alltagsmenschen haben ein Privatherz für die Base, den Bruder, die Braut, den Kanarienvogel. Aber das Genie mag nichts von diesen Privatdingen wissen, es braucht sein Herz für die Gesamtmenschheit. Unablässig stellt es sich dieselbe Frage, die eigentliche Genie-Frage: Wie kann ich die Menschen ein Stückchen weiterbringen? Es kennt nur einen Gegenstand zärtlicher Neigung: die Evolution der Menschheit.

Diese Frage bohrte und hämmerte unaufhörlich in Ibsens Lebenswerk. Ihn trieb der Motor, der jedes Genie treibt: der schrankenlose, konzessionslose

Idealismus. Unter der Herrschaft dieser weltbezwingenden Kraft wurde sein Auge zum Mikroskop, Teleskop und Röntgenapparat. Er sah alles. Er blickte in sein großes Herz, in dem ein Spiegel der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Welt lag, und wußte alles.

Dieses Herz, das größte unserer Zeit, hat nun zu schlagen aufgehört. Wir aber nehmen seine Bücher zur Hand, in denen die Akten der kommenden Menschheitsentwicklung Punkt für Punkt protokolliert sind, und freuen uns, daß die Weltkultur auf Jahrhunderte hinaus Leben und Seele bekommen hat.

Egon Friedell.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Wiener. Denn er war unser. Ibsen nämlich. Alle großen Männer sind Österreicher. Wenn nicht ihrer Abstammung nach, so doch im Grunde ihres Herzens. Herr Hugo Wittmann, das Paderoß der ‚Neuen Freien Presse' bei den großen literarischen Begräbnissen, vergißt nicht, daran zu erinnern, daß sich der »elektrische Funke in Ibsens Dichterseele« eigentlich auf österreichischem Boden, in Miramare, entzündet habe. Auch sonst ist die Entwicklung Ibsens vielfach mit österreichischen Erlebnissen verknüpft. Da ist zum Beispiel die berühmte Zusammenkunft Pernerstorfers mit Ibsen in Drehers Bierhalle, die den Lesern der ‚Arbeiterzeitung' das zugeknöpfte Genie des Mannes erschließt. Auch Herr Dr. Emil Reich bleibt für die Nachwelt in untrennbarer Verbindung mit des Dichters Gehrockschössen. Ibsen hat ihm für die Zusendung eines schlechten Ibsen-Buches mit konventioneller Freundlichkeit gedankt, Herr Dr. Reich gab neue Auflagen heraus, um neue Postkarten einzuheimsen, und siehe da, ein schlechtes Ibsen-Feuilleton besiegelt das Bündnis zweier Großen. Noch ist Rudolf Lothar nicht zu Wort gekommen. Wir können warten. Zu den markantesten Persönlichkeiten, die Ibsen als Vertreter der Wiener Geisteswelt entgegenkamen, gehört unstreitig Klinenberger, der sich vor einigen Sommern sogar persönlich an das Krankenbett des Dichters begab, um ihm zu versichern, daß die Herausgeber der ‚Neuen Freien Presse' ihn im Auge behalten. In der Tat scheint hier ein Umschwung eingetreten zu sein. Während nämlich

vor ein paar Jahren noch Herr Nordau Ibsen einen Faselhans nannte, gibt jetzt Herr Wittmann zu, daß das XIX. Jahrhundert in Ibsen »einen der größten dramatischen Dichter gefunden hat, seinen größten, wenn man nur das letzte Viertel des Jahrhunderts in Anschlag bringt.« Vorher hat eben Mosenthal für die Bühne geschrieben. Und wer würde bezweifeln, daß Shakespeare einer der größten Dramatiker der elisabethinischen Periode war, der größte, wenn man deren zweite Hälfte in Anschlag bringt? Auch Herr Professor Minor hat sich bereits für Ibsen erklärt. Seiner Unsterblichkeit steht somit nichts mehr im Wege. Einem Reporter des ‚Neuen Wiener Tagblatts' gab Minor die folgende interessante literaturhistorische Auskunft: »Mit Ibsen ist der größte unter den lebenden Dramatikern gestorben. Das werden wohl alle sagen, die ihn gekannt haben. Ibsen war ein großer Realist in der Form, im Inhalte aber immer ein sehr großer Idealist .... Man kann ruhig sagen, daß seit Lessings ‚Emilia Galotti' in technischer Hinsicht, was die geschlossene Form anlangt, kein solcher Fortschritt gemacht worden ist wie durch Ibsen. Aber auch inhaltlich...« (»Lessings Emilia Galotti und Ibsens Hedda Gabler. Ein Vergleich«). Herr Minor erklärt ferner: »Die dramatische Literatur wandelte eine Zeitlang völlig die Bahnen Ibsens und tut dies zum Teile auch heute noch.« Natürlich hat der Herr Professor auch persönliche Erinnerungen an Ibsen. Er hat ihn in Wien kennen gelernt und läßt durchblicken, daß Ibsen aus den Gesprächen mit ihm und mit dem Dichter Leo Hirschfeld, dem bekannten Schüler Minors und Anwärter der Minor-Preise, viel Anregung geschöpft hat. Minor schließt: »Wie ich Ihnen schon vorhin sagte, erhielt ich über Ibsens Befinden direkte Nachrichten aus seiner Umgebung, und da ist vielleicht folgende Einzelheit nicht ohne Interesse. Zu Weihnachten des vorigen Jahres weilte ein Universitätsprofessor aus Norwegen in Wien, mit dem ich befreundet bin und dem ich auch Grüße an Ibsen auftrug. Damals hatte Ibsens Gedächtnis schon sehr gelitten. Er erinnerte sich kaum mehr der Personen, die er in Wien kennen gelernt hatte, und war, wie man mir mitteilte, bereits völlig apathisch.« Die ‚Neue Freie Presse' behauptet, daß »die Leuchte langsam versickernd erloschen und daß dennoch die Todesnachricht (wohlgemerkt: nicht der Tod Ibsens) ein großes Ereignis sei«. Der Referent, der der Vorstellung der »Wildente« beiwohnte, kann nicht schreiben. Das wußte man zwar schon früher, aber diesmal wird ein

Grund angegeben: »Ibsen ist tot, dem Referenten zittert die Feder in der Hand . . .« Die Leser der ‚Neuen Freien Presse', die im Theater sitzen, drücken ihre Bestürzung ursprünglicher aus. Ihr Blatt erzählt: »Als Direktor Brahm mitteilte, daß Ibsen heute gestorben sei, hörte man Rufe: ‚Schrecklich! Das ist fürchterlich!'« Aber diese Rufe stammen in Wahrheit aus einer früheren Zeit, da man demselben Vergnügungspöbel in Anwesenheit Ibsens zum erstenmal die »Wildente« vorspielte, und jetzt dürfte sich die Erschütterung durch die Todesnachricht höchstens in den Worten Luft gemacht haben: »Was Sie nicht sagen! Nebbich!«

Delegationsmitglied. »Meine einzige, letzte Hoffnung, Hilfe zu finden, ist auf Sie gerichtet . .« Die unglückliche Frau, die diesen Notschrei an mich gelangen läßt, heißt Josefine Sztaja, wohnt Berlin, Preußische Straße 5 pt. und ist mit einem k. u. k. öst.-ung. Konsulats-Offizial in Berlin vermählt. Im Dezember 1904 wurde sie von ihrem Gatten böswillig verlassen und dem Elend preisgegeben. Alle Schritte, die sie sowohl beim Konsulat als auch beim k. u. k. Ministerium des Äußern unternahm, um den Gatten zur Erfüllung der Alimentationspflicht zu zwingen, blieben erfolglos, oder haben vielmehr ein Resultat gezeitigt, das wirklich niemand voraussehen konnte: Das k. u. k. Ministerium des Allerhöchsten Hauses und des Äußern hat sich mit Herrn Georg Sztaja solidarisch erklärt und hat alles daran gesetzt, um ihn vor den Ansprüchen seiner Gattin zu schützen. Zuerst gab man ihm einen dreimonatlichen Urlaub und dann versetzte man ihn von Berlin nach Bukarest. Das war ein Mißgriff. Der dortige General-Konsul zeigte kein Verständnis für die Intentionen der »maßgebenden Stelle« und versuchte Herrn Sztaja zu veranlassen, für seine Frau zu sorgen. Die Folge war, daß Herr Sztaja sofort nach Madrid versetzt wurde. Jetzt tritt in der Affaire eine Wendung ein, die sie noch viel sensationeller erscheinen läßt: In ihrer Verzweiflung — Gesuche an den Grafen Goluchowski und Majestätsgesuche hatten auch keinen Erfolg — wandte sich Frau Sztaja um Schutz und Hilfe an die deutsche Botschaft in Wien! Es ist allgemein bekannt, daß österreichische Staatsangehörige z. B. in der Türkei, wenn sie wirkliche Förderung ihrer Interessen finden und irgend einen Anspruch durchsetzen wollen, sich an reichsdeutsche Vertretungen wenden müssen. Daß aber eine in Berlin lebende Österreicherin und Wienerin die deutsche Botschaft in Wien um Schutz gegen ihren Gatten, einen österr.-ung. Konsulatsbeamten angehen muß,

dürfte sich doch zum erstenmal ereignet haben. Aber selbst diese, in der Türkei wie gesagt stets wirksame Hilfe hat hier versagt. Die reichsdeutsche Intervention hatte nur die Folge, daß Herr Sztaja wieder einen dreimonatlichen Urlaub bekam und dann nach New-York versetzt wurde, d. i. auf Staatskosten nach Amerika durchgebrannt ist. Worauf seiner Gattin die Antwort erteilt wurde, ihr Fall gehe als Privatsache die Behörde nichts an, sie solle den Gerichtsweg betreten. Die Frau hat selbstverständlich keine Mittel und Wege, diesen Rat zu befolgen. Für die Beamtenfreundlichkeit des Ministeriums des Äußern ist dieser Fall ein glänzender Beleg; um den Herrn Offizial Sztaja in seinem Kampf gegen die Alimentationsansprüche seiner Frau zu unterstützen, hat es ihm binnen anderthalb Jahren zwei Urlaube zu je drei Monaten gewährt und ihn dreimal auf Staatskosten versetzt, was je 600 Mark Umzugskosten ausmacht. Die Lösung des Rätsels soll darin zu suchen sein, daß sich Herr Sztaja auf irgend eine Weise sehr hohe Protektion zu verschaffen gewußt hat. Vielleicht findet sich doch im Abgeordnetenhause, oder in den Delegationen, ein Neugieriger, der vom Ministerium des Äußern nähere Auskünfte über diesen Fall verlangt, der ein internationaler Skandal zu werden droht.

Reichsdumamitglied. Ein Russe schreibt mir: In der vorletzten Nummer der ‚Zukunft' verkündet Maximilian Harden in einem Leitartikel, dessen Titel »Gossudarstwiennaja Duma« den Eindruck unfehlbarer Vertrautheit mit russischen Angelegenheiten zu erwecken, wenn nicht geeignet, so doch sicher bestimmt erscheint, die folgende Weisheit: »In dem taurischen Palast, den sie für ihren Patiomkin bauen ließ (so hieß der schlaue und nicht nur im Bette emsige Barbar, der, seit Graf Ségur den Namen falsch geschrieben hat, in Europa Potemkin genannt wird) . . .« Graf Ségur hat den Namen des taurischen Fürsten richtig geschrieben, das heißt so, wie ihn die Russen selbst — abgesehen vom Unterschied der Lettern — schreiben, nämlich Potemkin, was allerdings ungefähr wie »Patiomkin« ausgesprochen wird. Herr Harden verwechselt die phonetische Transkription eines Wortes mit dessen Orthographie. Er wäre imstande, einen Engländer zu belehren, daß er den Namen »Marlborough« falsch geschrieben hat, der bekanntlich ungefähr wie »Malbru« ausgesprochen wird. Herr Harden ist viel zu gebildet. Darum muß man es besonders genau mit ihm nehmen. Er könnte im Leser leicht den Verdacht wecken, daß seine stupende Kenntnis der russischen Geschichte und Politik nichts anderes als ein »Patiomkinsches Dorf« sein dürfte.

Psycholog. Sie machen mich auf einen feinsinnigen Beitrag zur Naturgeschichte der Prostituierten aufmerksam, den das ‚Neue Wiener Journal' vom 22. Mai liefert: »(Der Roman einer Waise.) Der in dem alten Teile der Windmühlgasse im VI. Bezirke wohnende Josef M. hat vor vierzehn Jahren die damals zehnjährige Aloisia B. an Kindes Statt angenommen. Er bemühte sich, aus dem Kinde, das schön und sehr aufgeweckt war, ein braves, anständiges Mädchen zu machen. Doch Aloisia B., die Begabung für Poesie und Sinn für alles Schöne hatte, verdarb. Sie gab sich einem leichtsinnigen Lebenswandel hin und verließ schließlich das Haus ihrer Zieheltern. Frei und durch keine Rücksichten gebunden, wohnte sie allein in der Friedrich Kaisergasse im XVI. Bezirke und ging zahlreiche Liebesverhältnisse ein. In der vorigen Woche hatte sie mit einem ihrer zahlreichen Verehrer beim Stahlehner im XVII. Bezirk einen skandalösen Auftritt, an dem sie sich so aktiv beteiligte, daß sie eine Vorladung zu gewärtigen hatte. Trotz ihres Lebenswandels war sie noch warmer Empfindungen fähig. Sie hatte die Bekanntschaft eines jungen Mannes gemacht, von dem sie hoffte, daß er sie aus dem Schlamme ziehen werde. Doch auch diese Hoffnung schlug fehl, und gestern bekam sie von diesem Verehrer Rudolf einen Abschiedsbrief, der ihr in dürren und harten Worten den Laufpaß gab. Sie beschloß zu sterben und ging, um Abschied zu nehmen, in die Wohnung ihrer Zieheltern, VI,, Windmühlgasse 37; dort traf sie wohl die Tür offen, aber niemand daheim. Allein im Zimmer nahm sie 250 Gramm Lysol und verletzte sich innerlich lebensgefährlich . . .« Es unterliegt keinem Zweifel, daß es sich hier um einen ungestohlenen Originalbericht des ‚Neuen Wiener Journals' handelt.

Dieb. Ein Preßkuriosum. Im Bezirk Favoriten erscheint ein herziges Blatterl, das seit Jahr und Tag Artikel der ‚Fackel' stiehlt. In der Inneren Stadt erscheint ein weniger herziges Blatt, das alle Blätter der Welt bestiehlt. Dieses Blatt brachte ausnahmsweise einen Originalartikel, und der war ein wüstes Geschimpf auf mich und die ‚Fackel'. Was tut nun das Favoritener Blatterl, das aus Artikeln der ‚Fackel' besteht? Es stahl dem Diebsblatt den Schimpfartikel gegen die ‚Fackel'. Er bleibt also in der Familie.

Nationaler. Es gibt eine Zeitschrift, die sich ‚Mitteilungen des Vereines für Güterbeamte' nennt. In der Aprilnummer dieser Zeitschrift findet sich ein Artikel über das kuriose Thema: »Sprachenaneignung

durch Kindertausch«. Der Verfasser ist dagegen. Er schreibt: »Wie ich mich noch erinnere, war es früher Usus, die Kinder ‚auf Tausch' zu schicken, und ich weiß, wie ich selbst aus einem Dorfe in Mähren als kleiner Bub, nur böhmisch sprechend, nach Sternberg geschickt wurde, um dort deutsch plappern zu lernen, ohne daß ich dabei Gelegenheit hatte, meine Muttersprache zu vervollkommnen.« Der Tausch, meint der Verfasser, »erzieht entschieden keine Charaktere, wie wir sie heute absolut brauchen. Das von slavischen Eltern erzogene Kind wird, in eine deutsche Umgebung versetzt — ein Idiot, und umgekehrt«.

Publikum. Wie lange wirst du dir 's gefallen lassen? Referate über ein Stück von Mädele Grazie: ‚Neue Freie Presse': »Lärmenden Zuruf hat man bei psychologischen Stücken nicht zu erwarten. Das Publikum folgte mit gespannter Aufmerksamkeit, und zum Schlusse wurden einige Laute des Widerspruchs mit Leichtigkeit vom Applaus übertönt.« — ‚Zeit': »Der dünne Applaus, der sich schüchtern hervorwagte, erregte den Protest energischer Zischer, die bald die Oberhand gewannen und das Schicksal der drei Akte entschieden.« — ‚Neues Wiener Journal': »Dieses klägliche Stück ist selbst dem kleinen Häuflein Publikum, das mutig zur Première erschienen war, zu dumm gewesen. Nachdem es noch anfangs eine wohlwollende Haltung bewahrte, riß ihm bald die Geduld und nach dem letzten Akt wurde die Verfasserin nach allen Regeln der Kunst angeblasen.«

Habitué. ‚Neues Wiener Tagblatt': »In dem erstgenannten kleinen Stücke machte Fräulein Schiff durch eine verständnisvolle Mitwirkung an der zarten psychologischen Studie einen günstigen Eindruck, und in der großen anstrengenden Rolle der »Elga« bewies sie, daß sie schon trotz ihrer Jugend auch starke dramatische Wirkungen zu erzielen vermag.« Die »Mitwirkung« an einer psychologischen Studie glaubt der Prüfer vom ‚Neuen Wiener Tagblatt' auch einem jüngeren Jahrgang zutrauen zu können. Aber um dramatische Wirkungen zu erzielen, dazu muß eine Schauspielerin älter sein. Wie riefen die guten Mürzzuschlager, als sie der Marie Zeller ansichtig wurden? »Ein so junges Madel und schon Raubmörderin!«

Armer Kunrad. Die Nacht ist die Freundin der Diebe, und vice versa ist das ‚Neue Wiener Journal' dem »Nachtlicht« günstig. Unter vielen Lesern, denen ich wieder für die Kundgebungen ihrer Sympathie danken muß, fragen mich manche, ob mich denn die Beschimpfungen

des Lippowitzblattes gar nicht alterieren. Sie wissen noch immer nicht, daß mein Gemüt den Stachel der Niedertracht nicht spürt, wenn es von der Dummheit narkotisiert wird. Daß ich und warum ich auf ödes Geschimpfe, das nicht die geringste ehrenrührige Tatsache zu seiner eigenen Begründung anzuführen weiß, nicht mit einer Beleidigungsklage reagiere, habe ich oft erklärt. Bleibt nur zu erklären übrig, warum sich Herr Lippowitz neuestens wieder so sehr ärgert. Daß das ‚Neue Wiener Journal' ein von der ‚Fackel', der ‚Frankfurter Zeitung', von zahlreichen autorrechtlichen und kriminalistischen Fachblättern oft und oft gebrandmarktes Diebsblatt ist, könnte allein die letzten Eruptionen nicht rechtfertigen. Aber ich habe erzählt, daß Herr Lippowitz unter seinen Redakteuren keinen fand, der bereit gewesen wäre, über die gegen mich verübte brachiale Attacke zu frohlocken, und daß er einen Reporter erst durch Androhung des Hinauswurfs zu der Abfassung des Artikels brachte. Das ist buchstäblich wahr und die Kränkung, die Herrn Lippowitz durch die Anständigkeit seiner Angestellten und nun gar erst durch meine Indiskretion widerfuhr, mußte er gleich in mehreren Artikeln der Öffentlichkeit preisgeben. In einem Zusatz zu meiner Berichtigung, in einer Gemeinheit gegen Frank Wedekind und in dem Bericht über den Prozeß. Meine Berichtigung, die jeden Satz des ersten Artikels und des »Interviews« mit Herrn Henry als eine gottverdammte Lüge entlarvte, war Herrn Lippowitz an und für sich nicht angenehm. Er half sich, indem er seinen Schreiber — er selbst ist nur Schneider — erklären ließ, meine Berichtigung enthalte bloß »unbedeutende Richtigstellungen«. Die Hauptsache, die für mich »so schmachvolle nächtliche Prügelszene« hätte ich nicht in Abrede gestellt. Das ist nur zu wahr. Ich stellte sie so wenig in Abrede, daß ich sie sogar vor Gericht zugab und nun die breiteste Öffentlichkeit aus der Tatsache, daß meinen Gegnern ein Monat Arrests, beziehung sweise300 Kronen diktiert wurden, erfährt, daß ich wirklich überfallen worden bin. Die Hauptsache stelle ich — ist das nicht bezeichnend? — nicht in Abrede. Zum Beispiel: Das ‚Neue Wiener Journal' behauptet eines Tages, ich hätte die Verwirrung bei einem Brand, der in meiner Wohnung ausgebrochen ist, benützt, um meine Mitwohner zu berauben, und es bestehe überhaupt der Verdacht, daß ich den Brand gelegt habe, um die Versicherungssumme zu verdienen. Ich berichtige nun, daß ich meine Mitwohner nicht beraubt und den Brand nicht gelegt habe. Und siehe da, das ‚Neue Wiener Journal' schreibt augenzwinkernd, die Hauptsache, den für mich

so schmachvollen Brand, der in meiner Wohnung ausgebrochen ist, hätte ich nicht in Abrede gestellt. Und nun erst die Gerichtsverhandlung! Das Urteil, welches das Bezirksgericht Josefstadt gefällt hat, ist für mich so schmachvoll, daß das ‚Neue Wiener Journal' sich nicht enthalten kann, es unter der dicken Aufschrift »Die Züchtigung des Karl Kraus vor Gericht« zu besprechen. Freilich ist es nach Ansicht des Herrn Lippowitz für den Richter ebenso schmachvoll, und das ‚Neue Wiener Journal' sieht sich sogar veranlaßt, in punkto Schuld und Strafe an die höhere Einsicht eines ungenannten Wiener Advokaten zu appellieren. Herr Lippowitz wirft dem Richter Unabhängigkeit vor. Er hätte sich dadurch beeinflußen lassen sollen, daß der Beleidigte ein Individuum ist, das die höchsten Funktionäre, den Statthalter, den Justizminister und den ersten Staatsanwalt, wiederholt angeflegelt hat. Den Justizminister, dessen Protektion mir bekanntlich — wie in anderen Saublättern behauptet wurde — die Richter im Prozeß Bahr-Bukovics günstig gestimmt hat. Man bekommt einen Schwindelanfall und muß unbedingt vomieren. Ich weiß nicht, wann ich den Leiter des Justizministeriums angegriffen habe. Hätte ich's getan — das Gegenteil wird mir gleichzeitig von Trotteln auch jetzt wieder als Grund richterlichen Wohlwollens ausgelegt —, ich hätte es unter voller publizistischer Verantwortung getan. Ein anonymer Kuli des Herrn Lippowitz mutet aber einem Richter zu, daß er sein Urteil von den Wünschen hochgestellter Personen abhängig mache, beschuldigt ihn, daß ihn die Aussicht auf mein publizistisches »Speziallob« zu einem »strammen Rächer« meiner körperlichen Sicherheit gemacht habe. Denselben Richter, der mich wiederholt in Preßsachen verurteilt oder abgewiesen und der einmal zu gunsten des ‚Neuen Wiener Journals', das ich wegen einer Schimpferei vor dem Bezirksgericht klagen wollte, eine mir recht unbequeme prinzipielle Entscheidung gefällt hat. Hoffentlich wird nun die Verachtung, die dieser Richter für das Preßgeschmeiß übrig hat und deren Kontinuität er nur ein einzigesmal — ich beklagte es damals rückhaltlos — durchbrochen hat, himmelhoch wachsen. Wäre aber die Advokatenkammer nicht gesonnen, jenem Ehrenmann auf die Spur zu kommen, der sich dazu hergibt, im Dreckblatt des Herrn Lippowitz einen Richter wegen einer gesetzmäßigen Entscheidung anzufallen, weil sie zufällig einem Publizisten zur Genugtuung verhilft, der in den Kreisen der Scherendiebe und Expensenwucherer nicht beliebt ist? Was sagt die Advokatenkammer zu jenem Herrn, der sich für sein unerlaubt stupides Gutachten von Herrn Lippowitz »einen unserer

ersten Anwälte« und »den hervorragendsten Juristen« nennen läßt? Nun, am Ende stellt sich heraus, daß sich kein Wiener Advokat für das ‚Neue Wiener Journal' blamierte und prostituierte, sondern daß der schon bekannte gefügige Reporter einfach Herrn Lippowitz über seine juristische Meinung interviewt hat. Und das Urteil des Herrn Lippowitz ist gewiß von keiner persönlichen Empfindung beeinflußt. Er soll bloß am Tage nach dem Überfall zur Feier des Ereignisses ein Festessen veranstaltet haben, bei dem launige Trinksprüche auf eine künftige intensivere Erschütterung meiner Gesundheit ausgebracht wurden. Und nun ist ein Richterspruch gefällt, und Herr Lippowitz muß besorgt in die Zukunft blicken.

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Wien, den 23. Mai 1906.

Herrn Karl Kraus, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur der ‚Fackel', Wien. Im Vollmachtsnamen des Fräulein Marya Delvard ersuche ich unter Bezugnahme auf § 19 Pr. G. am Aufnahme nachstehender Berichtigung der in der Nr. 203 der ‚Fackel' veröffentlichten Zuschrift des Herrn Frank Wedekind, ddo. Berlin, 9/5 1906. Es ist unwahr, daß Marya Delvard sich ihrer hübschen Kolleginnen bei den Elf Scharfrichtern dadurch zu entledigen suchte, daß sie von ihnen erzählte, sie litten an ansteckenden Geschlechtskrankheiten. Es ist unwahr, daß Marya Delvard wegen solcher Verleumdungen überhaupt und insbesondere vor etwa drei Jahren vom Landgerichte München zu einer beträchtlichen Geldstrafe verurteilt wurde. Wahr ist es, daß Marya Delvard in München durch Herrn Frank Wedekind in einen Ehrenbeleidigungsprozeß verwickelt worden war, wahr ist es, daß dieser Prozeß vor Fällung eines gerichtlichen Erkenntnisses gütlich ausgetragen wurde. Hochachtungsvoll Dr. Herzberg-Fränkel.

Unkenntnis des Gesetzes schützt diesen Advokaten, der seinen Doppelnamen so gern gedruckt sieht, nicht vor der Strafe, daß ich seine Berichtigung wirklich abdrucke. Er hat mir auch ein § 19-Schreiben

»im Vollmachtsnamen« des Herrn Achille Vaucheret geschickt, dessen Veröffentlichung ich jedoch taktvoll unterlasse, weil sie einer allzu grausamen Verspottung der juristischen Kenntnisse des Herrn Dr. Herzberg-Fränkel gleichkäme. Aber er hat sich nicht damit begnügt, für seine beiden Klienten ungesetzliche Berichtigungen zu verfassen, sondern freudig die Gelegenheit benützt, seinen eigenen Namen mit dem eines Frank Wedekind zu verknüpfen, und so sich persönlich unter Bezugnahme auf § 19 zum Vertreter der Unwahrheit gemacht. Wenn nämlich die Klientin dieses oftgenannten Advokaten, wenn Marya Delvard wirklich nie von einer hübschen Kollegin bei den Elf Scharfrichtern erzählt hätte, was in dem Brief Frank Wedekinds zu lesen ist, so hätte unmöglich in der Nr. 294 vom 28. Juni 1902 der ‚Münchener Neuesten Nachrichten' in balkendicken Lettern das Folgende erscheinen können:

Bekanntmachung.

In der Privatklagesache der Schauspielerin Olga Stoe, genannt Bernhardy, gegen

1. Achille Vaucheret, genannt Henry, Schriftsteller,
2. Marie Biller, genannt Delvard, Sängerin,

kam in der öffentlichen Sitzung des Schöffengerichtes beim königl. Amtsgerichte München I vom 19. Juni 1902, bei welcher teilgenommen haben der k. Oberamtsrichter Pemerl, die Schöffen Oberst Heinrich, Privatier, Gruber Josef, Privatier, folgender Vergleich zu stande:

1. Herr Achille Vaucheret, genannt Henry, erklärt, daß er die klagsgegenständigen Äußerungen nicht getan habe und daß er auf das tiefste bedauere, falls er durch irgend eine Äußerung zur Verbreitung der bezüglich der Privatklägerin im Februar oder März l. J. umlaufenden Gerüchte beigetragen habe.
2. Fräulein Marie Biller, genannt Delvard, erklärt, daß sie die klagsgegenständigen Äußerungen nicht getan, daß sie aber allerdings durch eine Äußerung zur Verbreitung jener Gerüchte beigetragen habe, dies aufs tiefste bedauere und sich verpflichte, binnen vierzehn Tagen von heute ab eine Buße von M. 50 — fünfzig Mark —, welche an die Unterstützungskasse des Journalisten- und Schriftsteller-Vereines abgeführt werden soll, zu Handen des klägerischen Vertreters zu bezahlen.

3. Die beiden Privatbeklagten erklären weiterhin, »daß jene Gerüchte nach ihrer Überzeugung jeder tatsächlichen Grundlage entbehren.«

4. Beide Angeklagte übernehmen sämtliche Kosten des Verfahrens einschließlich der der Privatklägerin erwachsenen notwendigen Auslagen und willigen ein, daß der gegenwärtige Vergleich auf ihre — der beiden Privatbeklagten — Kosten einmal in den Münchner Neuesten Nachrichten veröffentlicht werde.

Vorstehendes gebe ich als Vertreter des Fräuleins Olga Stoe, genannt Bernhardy, auf Grund richterlicher Ermächtigung bekannt.

Dr. von Pannwitz, Rechtsanwalt.

Eine Aburteilung im technisch-juristischen Sinne ist nicht erfolgt. Gewiß eine im moralischen Sinn. Gerade die Behauptung Wedekinds ist ein Beweis dafür, daß man damals — vor vier Jahren — in allen künstlerischen und literarischen Kreisen Münchens, in denen man heute über die nachtlichtgeborenen Taten empört ist, die »gütliche« Austragung der Affaire als regelrechte Verurteilung der beiden Angeklagten empfand. Die Klägerin hat ja bei diesem Ausgleich keine andere Konzession gemacht, als daß sie nicht auf der Bestrafung bestand. Sie hat der Beklagten gegenüber nicht einmal ihr Bedauern darüber aussprechen müssen, daß sie hübsch sei. »Meiner Liebenswürdigkeit« — so schreibt mir Fräulein Olly Bernhardy — »verdanken es die Angeklagten, daß ich nicht auf dem Äußersten bestand, was ihnen eine Freiheitsstrafe eingetragen hätte. Ich hätte dadurch meine übrigen Kollegen empfindlich geschädigt, weil alsdann das Cabaret der Elf Scharfrichter unmittelbar zusammengebrochen wäre«. Und in dem Gerichtssaalbericht der ‚Münchener Neuesten Nachrichten' heißt es wörtlich: »Nach langen Verhandlungen, bei denen immer wieder betont wurde, daß die Sache im Interesse des Unternehmens aus der Welt geschafft werden wolle, kam folgender Vergleich zustande usw.« Es ist also pure Undankbarkeit der Herrschaften, sich heute auf das hohe Roß der Unbescholtenheit zu setzen, in einer Zuschrift an das Schandblatt des Herrn Lippowitz so zu tun, als ob überhaupt nichts gewesen wäre, und mit dem formalen Unterschied zwischen »gütlicher« Austragung und einem Gerichtsurteil imponieren zu wollen, der doch in Wahrheit höchstens für einen späteren Richter bei der Vorstrafenfrage in Betracht kommt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda und Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

GEGRÜNDET 1862. TELEPHON Nr. 584.

ALTESTE ÖFEN- u. HERDE-FABRIK

K. u. K. HOF- MASCHINIST

RUDOLF GEBURTH, WIEN

VII. KAISERSTRASSE 71, ECKE DER BURGGASSE

LAGER von SPAR-, KOCH- und MASCHIN-HERDEN

für jeden Bedarf.
Alle Gattungen
HEIZ- U. BADEEINRICHTUNGEN

SPEZIAL-KATALOGE GRATIS u. FRANKO.

DIE FACKEL

erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel',
Wien, IV. Schwindgasse 3 (Telephon 7857, Postsparkassen-Konto Nr. 57.884)
als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern,	portofrei	K 9.—
» »	18	»	»	» 4.50
» das Deutsche Reich,	36	»	»	» 10.50
» » » »	18	»	»	» 5.25
» die Länder d. Weltpostv.,	36	Nummern,	portofrei	» 12.—
» » » » »	18	»	»	» 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl v. Nummern.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 203, 12. Mai): Sätze von Marquis de Sade. — Tory und Whig. Von Robert Scheu. — Ein Leitartikel. — Der Tod des Herzogs von Gandia. Von Detlev v. Liliencron. — Antworten des Herausgebers (Taussig; Aus österreichischen Schulbüchern; Kaiser Franz und die ‚Arbeiter-Zeitung'). — Nachtlicht. — Ein Protest von Frank Wedekind.

Krondorfer natürlicher alkalischer **SAUERBRUNN**

CARL GÖLSDORF k.u.k. Hoflieferant

Karlsbad, Budapest V, Wien IX. Krondorf, Berlin

Herren-Anzug . . . . . K 30.—
Knaben-Kostüm . . . . . K 12.—
Herren-Ueberzieher . . . . . K 24.—
Knaben-Bordjacke . . . . . K 13.—
Mädchen-Kostüme und Jacken.

KLEIDERHAUS

M. NEUMANN

k. u. k. Hof- Lieferant

WIEN, I. KÄRNTNERSTRASSE Nr. 19.

Illustrierte Kataloge gratis u. franko.

ANNONCEN

für sämtliche

ZEITUNGEN

und

KALENDER

der Welt

besorgt

bestens und billigst

die

ANNONCEN-EXPEDITION

EDUARD BRAUN

WIEN, I.

Rotenturmstrasse Nr. 9.

Zeitungs- und Kalenderkatalog für Inserenten gratis und franko.

Im Verlage **„DIE FACKEL"** sind unter anderem erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Karl Kraus:

Sittlichkeit und Kriminalität

Irrenhaus Österreich

(Die Affaire Coburg)

Der Fall Hervay

Die Kinderfreunde

(Zum Prozess Beer)

—

Preis jeder Broschüre 40 h, portofrei 50 h.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3.

Nr. 205. 11. Juni 1906 VIII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 30 Pf.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL', IV. Schwindgasse 3.

VITA

REINSTE NATÜRLICHE NATRON-QUELLE

Die „Vita-Quelle" wirkt vorzüglich bei harnsaurer Diathese, Gicht, Rheumatismus und Blasenleiden. In überraschender Weise behebt sie die hartnäckigsten Magenkatarrhe, beseitigt prompt das peinigende Sodbrennen und ist ein Stoffwechsel-Regulator von höchster Vollkommenheit. Vorrätig in allen Apotheken und Depôts.

Generalvertrieb durch die Mineralwasser-Großhandlung

S. Ungar jr., k. u. k. Hoflieferant, Wien I.

Jasomirgottstraße 4.

Prospekte, Analysen und Beschreibungen gratis und franko.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801)

versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

Nr. 2 der „FACKEL"

vom Verlag rückzukaufen gesucht.

Die Fackel

Nr. 205 WIEN, 11. JUNI 1906 VIII. JAHR

Ibsen.

Lieber Herr Kraus,

ich darf wohl annehmen, daß Sie den Hymnus auf Ibsen des Herrn Friedell in Nr. 204 der ‚Fackel' als objektiver Herausgeber einer Revue hauptsächlich seiner ausgezeichneten stilistischen Qualitäten wegen veröffentlicht haben und kritische Einsprache in den Tagen der Totenfeier unterlassen wollten. Denn Sie, der Bewunderer der klaren und sinnlichen Kunst eines Wilde, eines Rops, eines Strindberg, eines Wedekind, müssen der blassen Charadenkunst des späteren Ibsen unbedingt wesentlich kühler gegenüberstehen. Von Herrn Friedell aber, dessen feinen Humor und dessen ernstes Verständnis für Novalis und Emerson ich schätze, ist es mir unverständlich, wie er den lapidaren Satz schreiben konnte: »Ibsen war der größte Wohltäter der modernen Menschheit« ... Nun ist die Begeisterung zwar eine schöne Sache, aber sie sieht erstens nur ihr Objekt und zweitens anscheinend durch ein mächtiges Vergrößerungsglas. Und so begeht sie häufig das Unrecht, einen Großen an die Stelle der Größten zu setzen.

Ich unterschreibe meinetwegen, daß Ibsen der größte Dramatiker seiner Zeit ist, wenn ich an die imposante Reihe von Dramen denke, unter denen kein einziges technisch minderwertiges ist, wenn ich vor allem an die Meisterwerke des jugendlichen Ibsen, an »Peer Gynt« und »Die Kronprätendenten« denke. Im einzelnen allerdings halte ich beispiels-

weise Strindbergs »Fräulein Julie« für zwingender, tiefer und origineller als »Hedda Gabler«, Wedekinds Kindertragödie »Frühlingserwachen« für subtiler, moderner und artistischer als »Klein Eyolf«, Hauptmanns »Weber« für dichterischer als »Die Stützen der Gesellschaft« und die »Pippa« für innerlich wahrer und tragischer als etwa Ibsens »Nora«. In der Wedekindschen Lulu scheint mir mehr wirkliche Weiblichkeit zu leben als in sämtlichen mehr oder weniger blutarmen Ibsenschen Frauengestalten und in Wildes »Salome« (dieses Wunderwerk mußte sich jetzt die Kastrierung zu einem Opernkitsch mit »modernster« deutscher Kapellmeistermusik gefallen lassen!) steckt mehr Kunst, Feinheit und Stimmung als in einem halben Dutzend Ibsen-Stücken zusammen. Dennoch halte ich Ibsen für den größten Dramatiker seiner Zeit. Was aber einen Menschen von säkularer Bedeutung ausmacht, ist nicht die Kunstgattung, die er meistert, sondern die von ihr losgelöste Qualität des Psychologen, des Denkers und Kämpfers, des Bildners. Und hier beginnt mein eigentlicher Widerspruch.

Unter den Zeitgenossen Ibsens sind Dostojewskij und Maupassant die Psychologen, ist Nietzsche der Denker und Kämpfer und — wenn neben diesen Größten ein dritter in gebührendem Abstande genannt werden darf — Wilde der Bildner, der Artist ersten Ranges. Dostojewskij und Nietzsche verdankt der menschliche Geist in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts seine kostbarste Bereicherung. Sie sind die größten geistigen »Wohltäter« der modernen Menschheit. Ibsen aber ist zunächst zu abhängig vom Schriftsteller in ihm, er ist — obzwar er dies stets sorgfältig verschleiert — zu egozentrisch und eitel, um bestimmend auf den Geist der Menschheit einzuwirken. Er ist der Mann der Velleitäten. Er will die Menschheit belehren oder — wenn wir ihm genau zusehen — er will sie eigentlich nur verblüffen. Er arbeitet in der Pose

und mit den Mitteln eines Zauberkünstlers, der sein Publikum durch unerklärliche Triks solange den Atem zurückhalten läßt, bis jedem einzelnen das bekannte Mühlrad im Kopfe herumgeht. Und weil Ibsen so sehr mit seinen Triks beschäftigt ist, deshalb ist in seinen Stücken so gar kein Humor, so wenig lebenswarme Sinnlichkeit und so viel eingefrorener Hokuspokus. Was diesen »Magus« zeit seines Lebens am intensivsten intrigiert hat, war sicherlich die Kunst zu imponieren. Die »Idee« der Ibsenschen Stücke ist zumeist simpler als sie scheinen will: daß die »Würde« der Puppe es nicht verträgt, daß sie als Puppe behandelt wird; daß die Söhne für die Sünden der Väter büßen müssen; daß die Wahrheit ein bitteres Kraut ist; daß die Alten nicht immer gern und freudig der Jugend ihren Platz einräumen; daß der Mensch die Lüge zum Leben braucht; daß die Stützen der Gesellschaft manchmal ziemlich angefault sind; daß ein Kassendieb unter Umständen auch ein Halbgenie oder ein Halbgenie mitunter ein Kassendieb sein kann . . . Ich finde im ganzen Ibsen keinen Gedanken, der für die Menschheit bedeutungsvoll wäre, wohl aber spüre ich hinter dem formaltechnischen »Revolutionär« überall einen zugeknöpften Reaktionär mit Gehrock, Zylinder, Glacés und Ordensband, der mit seinen »großen Zweifeln« überall dort einsetzt, wo bei Geradegewachsenen der ungebrochene gesunde Instinkt entscheidet. Gegen alle lebenserhaltenden Illusionen, gegen den künstlerischen Urtrieb, gegen die schaffende Phantasie, rennt er mit dem Moralinwort »Lüge« an, aber zur Beschämung der freien Sinnlichkeit beräuchert er die verlogenste, mondsüchtigste und fadenscheinigste Sorte von »Liebe«, und in jeder Art von Rausch und wirklicher Leidenschaft entdeckt er weiß Gott was für düstere, unheilschwangere »Mächte«. Sollte dieser frostige Thaumaturg wirklich Tag und Nacht an nichts anderes gedacht haben als »die

Menschheit ein Stückchen weiter zu bringen«? Heiliger Maupassant, bitt für uns!

Ich schicke Ihnen diesen Erguß auf die Gefahr hin, für einen unleidlichen Nörgler gehalten zu werden. Ich habe mich so kurz wie möglich gefaßt und werde die Leser der ‚Fackel' nächstens auf ein Buch aufmerksam machen, in dem — im erdenklichsten Gegensatz zu der Welt Ibsens — eine echt heidnische und echt südliche Luft schwingt. Eine Nietzschesche Formel erweiternd, möchte ich als wieder einmal zeitgemäße Forderung aufstellen: il faut méditerraniser l'art . . . (Vielleicht enthält diese Formel auch das Geheimnis der bösen »Pippa«, das den Reportern so viel Ärger verursacht: die Schönheit gedeiht im Norden nicht! ·)

Ihr sehr ergebener

Karl Hauer.

•

Dieser Entlarvung eines berühmten Spiritisten stimme ich durchaus zu. Nur daß ich ausdrücklicher meine tiefste Verehrung bekunden möchte für den großen Dichter, der »Kaiser und Galiläer« und »Die Kronprätendenten«, »Brand« und »Peer Gynt«, »Frau Inger« und »Die nordische Heerfahrt« geschaffen hat — und dann hinging, um ein Rationalist des Wunderbaren zu werden und aus der nüchternsten Sache von der Welt, der Gesellschaftskritik, ein dramatisches Abracadabra zu machen. In jenen Zustand von Nichtberauschtheit zu verfallen, in dem man bereits »weiße Pferde« sieht, und als genialer Proktophantasmist ein Zeitalter zu schrecken. In faustischen Nebel, den eine seltene Wortkunst erzeugte, vermag die Phantasie des Betrachters ihre Gestalten zu stellen. Der Nebel eines modernen Ibsen-Dialogs ist uneinnehmbar, einer kahlen Gedankenprosa antwortet kein Echo jener Fjordwand, die dem großen Dramatiker Ibsen einst die herrlichste Kulisse gewesen ist. Ibsen: »Und dann ist sie (die Wildente) auf den Meeresgrund gewesen.« »Warum sagen Sie Meeresgrund?« »Was sollt' ich sonst sagen?« »Sie könnten sagen: Boden des Meeres — oder Meeresboden.« »Kann ich nicht ebenso gut Meeresgrund sagen?« »Ja, aber für mich klingt es immer so

seltsam, wenn andere Leute Meeresgrund sagen.« Goethe: »Die Mütter sind es!« »Mütter!« »Schaudert's dich?« »Die Mütter! Mütter! — 's klingt so wunderlich!« Und doch wie anders!... Aber ist's nicht scheußlich, zu sehen, wie sich das Vernunftgesindel der Tageskritik, wie sich alte Literaturprofessoren, deren psychologisches Verständnis gestern noch bis zur Enträtselung von Raupach, und deren Modernität bis zur Billigung von Richard Voss reichte, plötzlich verständnisvoll um Ibsen bemühen? Wenn wir jüngeren Leute die Hand aufs Herz legen, müssen wir bekennen, daß wir vom Ibsen des bürgerlichen Dramas nicht viel mehr begreifen, als daß er der Apostel der Lehramtskandidatinnen geworden ist. Dieser lebertranige Moralist hat, soweit wir Zauberformeln verstehen, den Fortschritt der Menschheit in der geistig-sittlichen Belastung des Weibes gesehen und dem gedrückten »Weibchen« (Elvsted, Maja), in dem der echte Naturwille seine Erfüllung findet, jene Homuncula, die nur mehr der Trieb zu übersinnlichen Freuden gefährdet, gegenübergestellt; hat den Zwang, Puppe zu sein, als ein Problem der Frau erfaßt und nicht das Recht, Puppe zu sein. Er steht am Ende einer langen Reihe von Dramatikern, für die »Mann und Weib eins« sind und die, wenn sich ein Konflikt ergibt, den dramatischen Knoten aus einem verlorenen Jungfernhäutchen knüpfen. Er aber ist einer, der den Unterschied der Geschlechter so begreift, daß er die männlichen Eigenschaften auf die Frau überträgt. »Worauf es ankommt, das ist die Revolutionierung des Menschengeistes«. Aus dem Germanisch-Christlichen etwa ins Christlich-Germanische. Mit Wahrheit, Freiheit und Lebertran! Es gilt »Adelsmenschen« zu erschaffen. Hoffentlich werden sie auf das Ordensband des Herzogs von Meiningen nicht wenig stolz sein!

*

Schriftsteller Ibsen und »Baumeister Solneß«.*)

Ein kritischer Essay von **Frank Wedekind.**

In Frankreich hörte ich seinerzeit mehrfach von berufenster Seite das nämliche Urteil in den verschiedensten Variationen über

*) Frank Wedekind hat mir diese Studie, die — zehn Jahre nach Ibsens Werk — in einer kleinen Münchener Revue ‚Freistatt' (IV./28., 13. Juli 1902) erschienen und weiteren Kreisen völlig unbekannt geblieben ist, für die ‚Fackel' überlassen.

die Stellungnahme des französischen Publikums gegenüber Ibsen: Der alleinige Grund für die Möglichkeit, daß Ibsen bei uns in Frankreich Anerkennung gefunden, war der, daß man ihn nicht verstanden hat. Hätte man ihn verstanden, man hätte sich von vorneherein mit Händen und Füßen gegen ihn gewehrt. Man erlaube mir, diesem Ausspruch vorerst einige Aufmerksamkeit zu schenken, bevor ich an die gewissenhafte mathematische Lösung und Enträtselung einer Charade gehe, wie sie Ibsen der Welt in seinem Baumeister Solneß vorgelegt und zwar mit der entschiedenen Prätension und Hoffnung, daß sie nicht gelöst und verstanden werde.

Die künstlerische Qualität, durch die sich Ibsen bei den Franzosen Eingang und Achtung verschaffte, war in erster Linie die Stimmung in seinen Kunstwerken. Dieser Vorzug konnte dem feinempfindenden Romanen nicht entgehen, aber dabei blieb es auch. Erst mit der Zeit kam man dahinter, daß der Skandinavier all den Elementen gegenüber, die dem Romanen das Leben schätzenswert und teuer machen, die Verkörperung des Geistigen, Schönheit, Sinnlichkeit, die Heiligkeit der Leidenschaft, die Untrennbarkeit von Seele und Leib, daß Ibsen diesen sakrosankten Rassebesitztümern gegenüber der verständnislose Barbar, der beschränkte Bilderstürmer, der mit seiner Kritik in der Enge des eigenen Horizontes befangene Nörgler war. Greifen wir einen von Ibsens ethischen »Schlagern« heraus, wie die Sentenz, mit der Nora die Frau Linden bei ihrem ersten Besuch regaliert: »Den Einen liebt man und mit dem Anderen möchte man gerne zusammmen sein.« Bei dieser Antithese langt der Franzose sofort bei einer Beschimpfung dessen an, was er unter Liebe versteht. Was heißt es, eine Zigarre lieben? Sie gerne rauchen. Was heißt ein Leibgericht lieben? Es gerne essen. Was heißt, eine Person lieben? Ohne ihren Besitz nicht leben können; und dazu gehört doch wohl das Zusammensein! Wieso kann Nora trotzdem behaupten, daß sie den betreffenden Mann liebt? Weil — weil er nun einmal zufällig ihr Mann geworden ist. Dieses »Zufällig«, dieses »In der Welt nicht wissen, was wollen« ist nun bei Ibsen sehr wohl mit einem normalen, gutveranlagten Exemplar der Spezies Mensch vereinbar. Er erblickt darin eventuell noch gar etwas menschlich Wertvolles, einen ganz besonderen Reiz, den Ausdruck einer feineren Natur. Für den Franzosen ist es bei seinen

Begriffen von Selbstbewußtsein und Menschenwürde damit nicht vereinbar, auch wenn es sich nicht um eine Nora, sondern um eine Köchin handelt. Das »Zufällige«, das »Nicht wissen was wollen« ist für ihn der Ausdruck der Rasselosigkeit, der Schlechtigkeit im qualitativen Sinn. Wenn Nora ihren Mann aus praktischen Gründen geheiratet hat, so hat sie nicht das Recht, sich darüber in irgendwelchem Zweifel zu befinden, wenn sie nicht sofort jedes Interesse verlieren will. Und nun kommt die Hauptsache. Ibsen kann es nicht leugnen, daß er in seiner Nora ein persönliches Ideal gezeichnet hat, einen Charakter, der für ihn leibliche und geistige Reize besitzt. Für den Romanen aber fängt die Schönheit erst da an, wo die Rasse beginnt, wo die Menschen einen ihnen in Fleisch und Blut übergegangenen Begriff ihres eigenen Wertes, ihrer persönlichen Eigenart, ihrer leiblichen und geistigen Direktive besitzen. Alles, was darunter steht, ist schlechtes Menschenmaterial, ist nicht der Beachtung wert, ist uninteressant. Und wie kommt es nun, fragt sich der Franzose, daß Ibsen einer so häßlichen Erscheinung ein ganzes Drama widmet? Weil Ibsen keine schöneren Frauen kennt, antwortet er sich. Und nach dieser Erwägung kommt er zu dem Schluß, daß ihm eine Madame Forestier im »Bel-Ami« am kleinen Finger lieber ist, als sämtliche Ibsenschen Frauengestalten. Noras gibt es überall in der Welt, aber man geht ihnen aus dem Wege, auch bevor man Ibsen gelesen hat. Das sind die Gefühle, mit denen der Romane das Drama aus der Hand legt.

Vor einiger Zeit sagte mir einer der bedeutendsten deutschen Schriftsteller, daß er die Hilde Wangel in »Baumeister Solneß« für die einzig lebenswahr gezeichnete Frauengestalt in Ibsens sämtlichen Dramen halte. Das veranlaßte mich, der Dame etwas näher zu treten. Mir waren andere Frauenfiguren bei Ibsen, wie die behagliche Gina Ekdal, die verbitterte Frau Linden und selbst Hilde Wangel als herzloser Backfisch in der »Frau vom Meere« mit dem leisen Ansatz zur moral insanity weit eher durch diesen Vorzug aufgefallen. Ein von vornherein auf das Formlose angelegter, extravagant gedachter Charakter wie der der Hilde Wangel im »Baumeister Solneß« erschien mir schon an sich als ein künstlerisch nicht eben schwer zu bewältigendes Problem. Aber wo läge in ihrer Zeichnung etwas speziell gut Getroffenes, ein intimerer Zusammenhang mit der Natur, etwas wie innere, zwingende Not-

wendigkeit? Die Lösung des Widerspruches zwischen meiner Ansicht und der jenes bedeutenden Schriftstellers schien mir anfänglich banal, entbehrt vielleicht auch doch nicht allen Interesses.

Die Vermännlichung der Frauenfiguren hat in Ibsens Familiendramen von Stück zu Stück gradatim zugenommen. Die Stufenleiter wäre etwa: Frau Alwing, Nora, Lona Hessel, Hedda Gabler und Hilde Wangel. Der Dichter, seinem Beruf entsprechend im Wesentlichen rezeptiv, verfällt leicht darauf, an einer Frau nicht dasjenige zu lieben, was sie Weibliches an sich hat, sondern was sie Männliches an sich hat. Ein eklatantes Beispiel dafür ist eine vollkommen aus der Phantasie gezeichnete Figur in Gottfried Kellers »Sinngedicht«, eine Lucie, die aber Lux genannt wird, eine Erscheinung, die nicht einen wahren Strich an sich hat, und deshalb, wie sich wohl mit Recht schließen läßt, umsomehr die persönliche Sympathie des Autors verkörpert. Es läßt sich die Frage aufwerfen, ob und inwieweit nicht auch Mignon, diese mit aller Zartheit angelegte Traumerscheinung, ihre Entstehung einer solchen Anwandlung zu danken habe. Das Urteil eines der berufensten Autoren über Hilde Wangel im »Baumeister Solneß« schien mir nach einem einzigen Blick auf seinen eigenen Charakter auch nichts anderes zu erklären, als daß in diesem Falle seine persönliche Sympathie mit seiner künstlerischen Kritik durchgegangen.

Mir war Hilde Wangel vom ersten Moment an als eine oberflächlich individuell maskierte Allegorie erschienen. Dieser Eindruck verstärkte sich bei nochmaliger Lektüre des Stückes, und so kam ich denn dazu, ohne meinem Empfinden den geringsten Zwang anzutun, das Personenverzeichnis des »Baumeister Solneß« in folgender Weise zu interpretieren:

Baumeister Halvard Solneß — Schriftsteller Henrik Ibsen.

Frau Aline Solneß, seine Gattin — die alte, dramatische Schule (Ibsen als Theaterinstruktor in Christiania).

Dr. Herdal, Hausarzt — Ibsens Objektivität.

Knut Brovik, ehemals Architekt, jetzt Assistent bei Solneß — die alte Generation.

Ragnar Brovik, sein Sohn, Zeichner — die junge Generation.

Kaja Fosli, seine Nichte, Buchhalterin — Ibsens Familiendrama.

Fräulein Hilde Wangel — Ibsens Jugendidealismus.

Ich kann heute kein Porträt Ibsens mehr sehen, ohne das sardonische Lächeln in seinen Zügen direkt auf die Aufnahme zu beziehen, die sein Baumeister Solneß beim Publikum fand. Er führt uns eine Handlung vor, die, gestehen wir uns das offen, im wirklichen Leben durchaus ohne Sinn und Verstand ist. Den klarsten, einfachsten Sinn und Verstand hat sie auf einem anderen Gebiet als dem der wirklichen Welt, nämlich im Innern einer Menschenseele. Die Personen sind mehr oder weniger willkürlich erdachte abstrakte Begriffe. Der Autor verwischt mit großer Vorsicht alle Spuren, die den Mutterboden, auf dem seine Pflanze gewachsen ist, verraten könnten, und erlebt den Triumph, daß man seine künstlichen Figuren gerade deshalb, weil sie niemandem recht begreiflich sind, für ganz besonders lebenswahr, für ganz besonders gut individualisiert hält. Man möge mich nicht falsch verstehen; führte irgend eine Person ein wesentliches Wort im Munde, das nicht direkt ihrer abstrakten Mission entspräche, ich würde mich besinnen, ein solches Urteil zu fällen. Aber nachdem man den Schlüssel gefunden, entpuppt sich das ganze Schauspiel als Rechenexempel, und das Menschliche, das Wirkliche, das Lebendige an den Personen ist nichts als oberflächliche Draperie durch Gesten und Ausdrucksweise. Um nun zu verstehen, wie das Stück trotzdem auf einen gewitzigten, vielleicht durch Ibsens Lektüre selber am subtilsten gewitzigten Leserkreis wirken konnte, erlaube man mir folgendes Gleichnis:

Ein Komponist, der schon durch verschiedene Klavierpiecen unser lebhaftestes Interesse erregt, lud uns ein, seine neueste Komposition anzuhören. Er spielte, und wir waren stumm vor Staunen. Jeder erinnerte sich, etwas ähnliches, sei es auch nur im Traum, schon einmal gehört zu haben. Aber es war zu abstrus. Dennoch wagte Niemand zu lachen, da sich ein gewisser Gedanke, eine gewisse Harmonie dem Stück nicht absprechen ließ. Aber eine solche Eigenart, eine solche Gewagtheit, eine solche Monstrosität der Harmonie hatte noch Keinem in den Ohren geklungen. Nachdem sich unser Freund zur Genüge an der Bestürzung in den Gesichtern geweidet, erklärte er uns seinen Tric. Er hatte vor unserem Erscheinen das Klavier derartig verstimmt, daß kein Ton mehr das war, was er gewesen. Auf dem so zugerichteten Instrument hatte er uns eine seiner uns längst bekannten Sonaten vorgespielt.

Die innere und äußere Harmonie, die das Ibsensche Drama aus seiner mütterlichen Laboratoriumsatmosphäre in die wirkliche Welt mit hinübergenommen, sichert ihm unter allen Umständen die Qualität eines Kunstwerkes. Sie ist zugleich aber auch dasjenige Element, welches den Leser befangen hält, indem es ihn irreführt. Der »Baumeister Solneß« als Drama, ist kein Mensch, sondern ein Homunkulus. Das erfreulichste dabei ist der Umstand, daß sich der Autor in keinem seiner bisherigen Werke so aufrichtig zeigt, soviel Selbstkritik und sogar Selbstironie übt wie hinter der Maske, mit der er sich in diesem Drama unkenntlich macht und in undurchdringliches Dunkel hüllt.

Der Gang der Handlung ist folgender — die Sprache versagt mir. Ich frage mich, ob es eines anständigen Menschen nicht unwürdig ist, den alten Zauberer zu entlarven. Übrigens, wenn ich es tue, so tue ich es aus zwei Gründen. Erstens aus angeborener Abneigung gegen Symbolismus und Mystizismus, denen Ibsen in dem Stück übrigens auch ein Schnippchen geschlagen hat. Denn daß die symbolistische Richtung unserer Tage die Veranlassung zu »Baumeister Solneß« war — so wenig der Baumeister Solneß in seiner mathematischen Konstruktion mit dem, was die Symbolisten anstreben, zu tun hat —, steht für mich außer Frage. Ibsen fürchtete, wie wir gleich von ihm selbst hören werden, die junge Generation möchte sich seiner Führung entziehen, und hatte daher nichts eiligeres zu tun, als in Symbolismus zu machen, ebenso wie er sich seinerzeit, auch seiner eigenen Aussage gemäß, nicht aus eigener Sympathie, sondern nur deshalb dem Familiendrama zugewandt hat, um sich der jungen Generation zu vergewissern. — Was mich zweitens dabei bestimmt, ist die Tatsache, daß, so ungesund, so verwirrend, so geschmackverderbend das Stück auf jeden Unbefangenen wirken muß, sich andererseits kaum eine amüsantere, instruktivere, geistvollere Lektüre auf der Welt denken läßt, als »Baumeister Solneß«, wenn man den Personen die obenerwähnten Abstrakte substituiert. — Der Gang der Handlung ist folgender:

Schriftsteller Ibsen (Baumeister Solneß) steht im Begriffe, ein neues Stück zu schreiben (ein neues Haus zu bauen). Der Stoff des Stückes ist seine eigene Person. (Das Haus ist ein neues Wohnhaus für den Baumeister.) Dabei kommt ihm das Eigentüm-

liche seiner Lage zum vollen Bewußtsein. Er hat seinerzeit die alte Generation siegreich überwunden und sie sich, nachdem sie völlig lahm gelegt war, dienstbar gemacht. Er ist weit davon entfernt, die Vorzüge des alten Brovik zu unterschätzen: »Der ist nämlich ausgezeichnet zu verwenden bei Berechnung von Tragfähigkeit und Kubikinhalt.« Das bezieht sich auf die geschlossene Form und die künstlerische Wirkung, auf die sich die Alten so gut verstanden. Aber zu fürchten hat Solneß von der alten Generation nichts mehr. Das enfant terrible ist der Sohn des Alten, die junge Generation, die Ibsen aus vollem Herzen zugejauchzt hat, die er jahrelang in seinem Bann gehalten, und die nun mit jedem Tage von ihm abzufallen droht. Das Mittel, mit dem er sie gefesselt, war das Familiendrama (Kaja Fosli: »steht im Arbeitszimmer am Pulte, im Hauptbuch eintragend; sie ist ein zartgebautes, junges Mädchen von einigen zwanzig Jahren, aber von kränklichem Aussehen; ein grüner Schirm schützt ihre Augen.«) Wie das zugegangen, erfahren wir aus folgendem Gespräch zwischen Ibsen und seiner Objektivität — genannt »Hausarzt« —, bei dem ich nichts als die Personennamen ändere:

Ibsen: Jetzt passen Sie nur auf. Eines Tages also kommt dieses Familiendrama zu ihnen (das heißt zur alten und zur jungen Generation) herauf, um etwas auszurichten. War früher nie hier gewesen. Und als ich sah, wie herzlich die zwei (nämlich die junge Generation und das Familiendrama) in einander vergafft waren, da kam mir plötzlich der Gedanke: Hätte ich nur das Familiendrama hier im Bureau, dann bliebe vielleicht auch die junge Generation bei mir sitzen.

Ibsens Objektivität: Glauben Sie nicht, daß sie (das Familiendrama) es tat, um mit ihrem Bräutigam beisammen zu sein?

Ibsen: Anfangs war das auch meine Idee. Aber, nein, so verhielt es sich nicht. Der jungen Generation entglitt das Familiendrama sozusagen vollständig — als es erst hierhergekommen war, zu mir.

Ibsens Objektivität: Da glitt es wohl zu Ihnen hinüber?

Ibsen: Ganz und gar . . . Aber auf die Dauer fällt mir die Sache verdammt lästig. Begreifen Sie wohl. Da muß ich tagtäglich herumgehen und tun, als ob ich — Und es ist ja eine Sünde gegen das arme Ding. (Heftig.) Aber ich kann nicht anders. Denn rennt es mir fort, so macht sich auch die junge Generation auf den Weg.

Ibsen sagt darin mit klaren Worten, wie wenig er im Grunde genommen für das Familiendrama übrig hat. Er beherrscht es: »Es fühlt, wenn ich hinter ihm bin und es ansehe. Es bebt

und zittert, so oft ich nur in seine Nähe komme.« – Die alte dramatische Schule (Frau Solneß) sagt von ihm, dem Familiendrama:

Du kannst recht froh sein, Ibsen, daß du das Fräulein da bekommen hast.

Ibsen: Ja freilich, die läßt sich zu vielerlei Dingen verwenden.

Die alte Schule: Es scheint so.

Ibsens Objektivität: Tüchtig in der Buchführung (!) nebenbei?

Ibsen: Na – einige Übung hat sie sich immerhin angeeignet in den zwei Jahren. Und dann ist sie gutmütig und willig zu allem, was man von ihr verlangt.

Die alte Schule: Das muß allerdings eine große Annehmlichkeit sein –

Ibsen: Das ist es auch. Besonders wenn man nicht verwöhnt ist in dieser Beziehung.

Was die »Buchführung« heißen soll, darüber kann kein tantièmenfreudiger Dramatiker im Zweifel sein. — Wie Ibsen von der jungen Generation denkt, das ergibt sich aus seinem Gespräch mit der alten Generation, die ihn bittet, den Jungen doch selbständig arbeiten zu lassen.

Die alte Generation: . . . (ungeduldig) Aber er muß doch auch einmal Gelegenheit bekommen, auf eigene Hand zu arbeiten.

Ibsen (ohne ihn anzusehen): Glauben Sie, daß die junge Generation alle die rechten Anlagen hat?

Die alte Generation: Nein, sehen Sie . . . denn Sie sagten ja nie so viel wie — wie ein ermunterndes Wort über ihn. Aber dann scheints mir wieder, es ist unmöglich anders. Er muß die Anlagen haben.

Ibsen: Nun ja, er hat aber doch nichts gelernt — recht gründlich. Außer dem Zeichnen, versteht sich. (Zeichnen, Abzeichnen, im Gegensatz zu Bauen, Komponieren: das Realistisch-Formlose der jüngeren Literatur.)

Die alte Generation (blickt ihn mit geheimem Haß an und sagt mit heiserer Stimme): Sie hatten auch nicht recht viel vom Fach gelernt, damals, als Sie bei mir in Dienst standen. Aber Sie machten sich dennoch auf den Weg. (Er holt mühselig Atem.) Und kamen vorwärts. Und überholten sowohl mich wie – wie so viele Andere.

Ibsen: Ja, sehen Sie, das fügte sich nun so für mich.

Die alte Generation: Darin haben Sie recht. Alles fügte sich für Sie. Dann können Sie es aber auch nicht übers Herz bringen, mich ins Grab gehen zu lassen – ehe ich sehe, wozu die junge Generation taugt.

Und nun Ibsen vor der Peripetie des ersten Aktes seiner eigenen Objektivität gegenüber.

Ibsens Objektivität: . . . Wissen Sie was, Herr Ibsen, Sie haben wahrhaftig Glück gehabt.

Ibsen (mit einem scheuen Blick auf ihn): Jawohl, aber das ist's eben, wovor mir so entsetzlich graut.

Ibsens Objektivität: Es graut Ihnen? Darum, weil Sie Glück haben?

Ibsen: Früh und spät ist mir Angst und bang. Denn einmal muß doch wohl der Umschwung kommen, verstehen Sie.

Ibsens Objektivität: Ach was! Woher soll denn der Umschwung kommen?

Ibsen (fest und sicher): Der kommt von der Jugend.

Ibsens Objektivität: Pah! Die Jugend! Sie sind doch wohl noch nicht abgenutzt, sollte ich meinen. O nein — Sie stehen jetzt so festgemauert da wie vielleicht niemals zuvor.

Ibsen: Der Umschwung kommt. Ich ahne ihn. Ich fühle, daß er näher rückt. Irgend einer drängt sich heran mit der Forderung: Tritt zurück vor mir! Und alle die anderen stürmen ihm nach und drohen und schreien: Platz gemacht — Platz — Platz! Jawohl, passen Sie nur auf, Doktor. Eines Tages, da kommt die Jugend hierher und klopft an die Tür —

Ibsens Objektivität (lachend): Ja, du lieber Gott, was dann?

Ibsen: Was dann? Ja, dann ist's aus mit dem Schriftsteller Ibsen. (Es klopft an der Türe links.) —

Wer eintritt, ist aber nicht die vom Dichter so gefürchtete junge Generation, sondern Ibsens eigener Jugendidealismus: Hilde Wangel.

Daß diese Hilde Wangel, als menschliches Wesen genommen, nun eine im höchsten Grade bedenkliche Person ist, weit eher ein hysterisches, älteres Fräulein, denn ein junges Mädchen, und Bewegung und Denken so hart und klapprig, daß einem eine Gänsehaut nach der anderen über den Rücken schauert, ein weiblicher Straßenjunge, an dessen Seite sich die erste, beste Straßendirne noch als Lady ausnehmen würde, das hat jedenfalls einen psychologisch tieferliegenden Grund als das ganze Drama. Übrigens ist die Figur zudem verzeichnet. Der Autor kennt solche Naturen von ihrer Außenseite her und phantasiert etwas hinein, was sich unter keinen Umständen darin befindet. Eine Hilde Wangel ist in der Realität ein oberflächliches Geschöpf mit kurzem Gedächtnis und kurzen Sinnen. Der absolute Mangel weiblicher Reize bringt bei derartigem Temperament eine absolute Flachheit und Banalität der seelischen Funktionen mit sich. Solche Naturen gleichen einem seichten Wasser, das über holperige Kiesel fließt und daher eine bewegte Oberfläche zeigt. Eine Hilde Wangel wird nie einen Menschen auf zwei Gerüste schicken, um ihn eventuell herunter-

fallen zu sehen. Dazu gehört eine andere körperliche und geistige Konstitution. Sie ist im Gegenteil die erste, die in Ohnmacht fällt, wenn eine Maus im Zimmer erscheint oder ein Kind aus der Nase blutet.

Ibsens Jugendidealismus kommt, um seine Sachen ausbessern zu lassen, hat natürlich keinen Koffer, aber etwas Wäsche im Ranzen, die gewaschen werden muß, »denn sie ist sehr schmutzig.« Die alte dramatische Schule, Frau Solneß, empfängt das Mädchen mit überraschender Zuvorkommenheit, schon aus Abneigung gegen das Familiendrama. Ibsen fragt seinen Jugendidealismus, ob er nicht die Stelle als Buchhalterin annehmen will, aber davon will der Jugendidealismus nichts wissen: »Da kommen sie schön an! Nein, ich danke.« Auf Koffer und Geld »pfeift« Hilde Wangel, und das gefällt dem alten Herrn so recht an ihr. Und nun erinnert Hilde den Baumeister daran, wie er die Kirche in Lysanger baute. Kirche heißt hier idealistische Kunst. Ob diese Kirche, auf deren Turmspitze der Baumeister gesungen haben soll, daß es sich wie Harfen anhörte, das historische Schauspiel »Kaiser und Galiläer« sein soll, muß sich aus Ibsens Lebensgang leicht eruieren lassen. So viel ist sicher, daß er seither keine Kirche mehr geschaffen hat, sondern nur noch »Heimstätten für Menschen« d. h. Familiendramen. Und nun fragt ihn sein Jugendidealismus:

Konnten Sie denn nicht über den Heimstätten da so ein wenig — so Kirchtürme machen?

Ibsen (stutzt): Was meinen Sie damit?

Ibsens Jugendidealismus: Ich meine – etwas, was emporzeigt – frei in die Luft hinauf. Mit dem Wetterhahn in schwindelnder Höhe.

Ibsen (grübelt ein wenig): Merkwürdig genug, daß Sie das sagen. Denn das ist's ja eben, was ich am allerliebsten möchte.

Sein Jugendidealismus (ungeduldig): Aber warum tun Sie's denn nicht?

Ibsen (schüttelt den Kopf): Die Menschen wollens nicht so haben.

Sein Jugendidealismus: Denken Sie nur – daß sie das nicht wollen!

Ibsen (in leichterem Ton): Jetzt baue ich uns aber ein neues Heim. Hier gerade gegenüber.

Sein Jugendidealismus: Für Sie selber?

Ibsen: Jawohl. Es ist beinahe fertig. Und auf dem ist ein Turm.

Sein Jugendidealismus: Ein hoher Turm?

Ibsen: Jawohl.

Sein Jugendidealismus: Sehr hoch?

Ibsen: Die Leute werden gewiß sagen, daß er zu hoch ist; für ein Wohnhaus wenigstens.

Sein Jugendidealismus: Den Turm da will ich mir ansehen. Gleich morgen früh.

Hier haben wir es also mitten im Drama wieder mit dem Drama selber zu tun. Das Haus ist schon beinahe fertig, das Drama ebenso. Es ist ein Haus für den Baumeister selber, d. h. die Hauptfigur im Stücke ist der Dichter selbst. Das Problem ist, ob es dem Dichter gelingt, das Stück im realen Leben wurzelnd und dabei doch mit einem Fingerzeig nach Oben als Kunstwerk zu vollenden. Dabei versteht er sich zu einem rührenden Selbstbekenntnis: »Je mehr ich jetzt darüber nachdenke — da kommt's mir vor, als wäre ich lange Jahre herumgegangen und hätte mich damit abgequält, — hm — auf etwas zu kommen — so etwas Erlebtes« (aber sofort wie der Fuchs, der seinen Bau verläßt, verwischt er wieder die Spur im Sande): »von dem ich meinte, ich müßte es vergessen haben. Aber nie fand ich heraus, was das sein könnte.«

Dann kommt er auf seine Befürchtung zurück: ». . . daß die Jugend zu mir hereinstürmen wird.«

Sein Jugendidealismus: Dann meine ich, sollten Sie einfach herausgehen und der Jugend aufmachen . . . (was er de facto, ohne es zu ahnen, ja schon getan hat.) Freilich, daß die Jugend zu Ihnen hereindürfte. So in aller Güte.

Ibsen: Nein, nein! Die Jugend — sehen Sie — ist die Wiedervergeltung . . .

Sein Jugendidealismus (erhebt sich, blickt ihn an und sagt, indem es um seine Mundwinkel zuckt): Können Sie mich zu etwas brauchen, Baumeister?

Ibsen: Ja, jetzt kann ichs wahrhaftig: Denn Sie kommen auch gleichsam unter einer neuen Fahne, scheint es mir. Jugend gegen Jugend also! —

Hilde Wangel muß in der Kinderstube schlafen, da der Baumeister, wie im zweiten Akt auseinandergesetzt wird, genau genommen kinderlos ist.

Zu Beginn des zweiten Aktes finden wir die alte dramatische Schule (Frau Solneß) damit beschäftigt, dem Jugendidealismus »die Sachen auszubessern«. Der Plan zu dem vorliegenden Drama, das jetzt eben geschrieben wird, reicht also schon sehr weit zurück.

Ibsen ist übrigens der letzte, der die alte dramatische Schule unterschätzt. Er hatte auch, wie wir gleich sehen werden, zwei Kinder von ihr.

»Aline hatte auch ihre Anlagen zum Bauen . . . . Keine Häuser und Türen und Pfeiler — nichts von dem, was ich selber treibe . . . Kleine Kinderseelen aufzubauen, Hilde. Kinderseelen aufzubauen, so daß sie groß werden in Gleichgewicht und in schönen, edlen Formen. So daß sie sich erheben zu geraden, erwachsenen Menschenseelen. Das wars, wozu Aline Anlagen hatte. Und das alles, das liegt jetzt da ungebraucht — und unbrauchbar für immer.«

Ibsen macht sich allen Ernstes Gewissensbisse wegen der Verwüstungen, die sein Familiendrama in der Kunst angerichtet. Aber er ist ja genau genommen nicht schuld daran. Die Geschichte trug sich nämlich folgendermaßen zu: Die alte dramatische Schule besaß als Erbe von ihren Eltern her »eine garstige, alte Räuberburg«, »einen großen, häßlichen, dunkeln Holzkasten«, den Ibsen, als er heiratete, mit ihr zusammen bezog. Diesen alten Holzkasten hätte der junge Hausherr nun um alles gerne abbrennen sehen und setzte seine Hoffnung auf eine Ritze, die sich auf dem Dachboden im Kamin befand. Die alte dramatische Schule sollte bei dem Brande nicht umkommen; besaß der Hausherr doch selber zwei Kinder von ihr, Zwillinge. Sie sollte das Haus von ferne mit abbrennen sehen. So kam es aber nicht; der Brand brach nicht bei der Ritze, sondern in der Kleiderkammer aus; das Haus brannte nieder, die alte dramatische Schule wurde gerettet, die Zwillinge aber starben an den Folgen des Brandes.

Wer die Zwillinge sind, liegt auf der Hand. Es sind die Dramen »Brand« und »Peer Gynt«, das eine das Schicksal eines Menschen, der moralisch hypertrophiert und darüber intellektuell verwildert, das andere das Schicksal eines Menschen, der intellektuell hypertrophiert und darüber moralisch verwildert — religiöser Wahnsinn und moral insanity. Beide Stücke sind in Versen geschrieben und Ibsen mag es mit Recht dem Untergang der alten Kunst und der lebhaften Teilnahme, die sein späteres Familiendrama fand, zur Last legen, daß diesen beiden von echter, großer Poesie inspirierten Werken nicht die ihnen gebührende Anerkennung zuteil wurde.

Die Feuersbrunst in der garstigen, alten Räuberburg brach nicht infolge der Ritze im Kamin aus, sondern das Feuer entstand

in der Kleiderkammer; das heißt mit nüchternen Worten: die Kunst von gestern ging nicht an den inneren Schäden zu grunde, die Ibsen in ihr entdeckte und an denen er sie gerne hätte sterben sehen, sondern der Dichter gesteht offen ein, daß seiner Ansicht nach nur die veralteten, äußeren Formen, die veralteten Kostüme den Umschwung ins Leben gerufen. Wie kläglich sich nun aber die alte dramatische Schule zu diesen Tatsachen stellt, erfahren wir aus folgendem Geständnis der Frau Aline Solneß:

Ach nein, Fräulein Wangel; reden wir nicht mehr von den zwei Kleinen. Über die sollten wir uns bloß freuen. Die haben es ja jetzt so gut, wie man es nur wünschen kann. Nein, es sind die kleinen Verluste im Leben, die Einem weh tun bis in die Seele hinein. Wenn man das alles verliert, was andere Leute fast für gar nichts achten . . . Wie ich Ihnen sagte, lauter Kleinigkeiten. Da verbrannten z. B. alle die alten Porträts an den Wänden. Und alle die alten, seidenen Kleider, die der Familie weiß Gott wie lange gehört hatten. Und die Spitzen der Mutter und der Großmutter — die verbrannten auch. Und denken Sie nur, die Schmucksachen (schwermütig) und dann alle die Puppen!«

Der Jugendidealismus: Die Puppen?

Die alte dramatische Schule (mit tränenschwerer Stimme): Ich hatte neun wunderschöne Puppen (= die neun Musen!)

Der Jugendidealismus: Und die verbrannten auch?

Die alte dramatische Schule: Alle miteinander! Ach, wie ich mir das zu Herzen nahm!

Der Jugendidealismus: Hatten Sie denn alle die Puppen aufgehoben, von der Zeit an, da Sie klein waren?

Die alte dramatische Schule: Aufgehoben, nein. Ich und die Puppen, wir blieben immer beisammen.

Der Jugendidealismus: Nachdem Sie erwachsen waren?

Die alte dramatische Schule: Ja, lange nachher.

Der Jugendidealismus: Auch nachdem Sie verheiratet waren?

Die alte dramatische Schule: O ja. Wenn er (Ibsen) nicht dabei war, dann — da verbrannten sie ja aber, die armen Dinger. Die zu retten, da dachte niemand dran.

Von dem neuen Stück, das Ibsen schreibt, hält die alte dramatische Schule »gar nichts«.

Ibsen (verstimmt): Das ist allerdings verdrießlich für mich zu hören; denn ich habe es doch wohl hauptsächlich um deinetwillen geschrieben (»gebaut«).

Die alte dramatische Schule: Im Grunde tust du noch viel zu viel um meinetwillen,

Ibsen (mit einer gewissen Heftigkeit): Nein, nein, so was darfst du durchaus nicht sagen, alte dramatische Schule! Du wirst

schon sehen, wie gut du dich zurechtfinden wirst in dem neuen Stück (»da drüben im neuen Hause«).

Die alte dramatische Schule: Ach Gott · ich mich zurechtfinden —!

Über die junge Generation (Ragnar Brovik) vernehmen wir im zweiten Akt und zwar aus dem Munde des Familiendramas, daß sie noch nicht da ist: »Er muß noch ein wenig zu Hause bleiben und auf den Arzt (!!) warten. Aber nachher da wolle er herkommen und sich erkundigen« — und über die alte Generation (der alte Brovik), daß es ihr schlecht geht: »Er läßt sich recht sehr entschuldigen, daß er den Tag über liegen bleiben müßte.« Ibsen: Ach was, entschuldigen. Der soll nur ruhig liegen bleiben.

Das Familiendrama hat übrigens tückische Augen, wie die alte dramatische Schule beiläufig bemerkt. Ibsen beschwichtigt seine alte, treue Genossin: »Die? — Das arme, dumme Gänschen!« — alles unter dem erfrischenden, befreienden Einfluß, den sein wiedergekehrter Jugendidealismus auf ihn ausübt.

Und sein Jugendidealismus vermag den Dichter nun auch dazu, ferner seiner Engherzigkeit, seines Neides gegenüber der jungen Generation, die sich um alles in der Welt Geltung verschaffen will, Herr zu werden. Hilde Wangel kriegt den Baumeister Solneß so weit herum, daß er unter die Pläne seines Lehrlings Ragnar Brovik ein anerkennendes Wort schreibt. Damit schließt der zweite Akt.

Ibsen fürchtet die Jugend nicht mehr, da er in dem vorliegenden Stück ein Werk zu schaffen hofft, das ihn wieder über jede Konkurrenz emporhebt. Er selbst hegt zwar noch immer Zweifel, aber sein Jugendidealismus läßt ihm keine Ruhe: »Ist es wahr, daß mein Baumeister sich nicht getraut, nicht so hoch steigen kann, wie er selber baut?« — (Daß heißt, daß der Dichter vielleicht nicht imstande wäre, die hochragenden Konstruktionen seines Geistes mit wirklichem Leben auszufüllen.) Ibsen: Ich glaube, es ist bald kein Winkelchen in mir, das vor Ihnen sicher sein kann.

Zu Beginn des dritten Aktes steht die Sache sehr schief. Ibsens Objektivität (Hausarzt Herdal) spricht noch einmal vor, um den Dichter von seinem unsinnigen Unternehmen, bei dem er den Hals brechen kann, abzubringen. Dabei droht der Jugend-

idealismus plötzlich wieder abzureisen, bevor das Werk noch vollendet ist. Die alte Generation ist über Nacht glücklich am Schlage gestorben; aber die junge Generation kommt dafür mit einem Kranz angelaufen, mit ebendemselben Kranz, den Ibsen an der Turmspitze seines neuen Werkes aufhängen will. Er reißt seinem Schüler den Kranz ohne weiteres aus den Händen. – Die alte dramatische Schule läuft angsterfüllt umher und weiß nicht, was sie anfangen soll. Das Familiendrama (Kaja Fosli) bekommt endgiltig den Abschied. Mit seinem Jugendidealismus, der sich endlich doch entschlossen hat, bis zum entscheidenden Moment da zu bleiben, schmiedet der Dichter Pläne für die Zukunft, nämlich künftig nur noch Luftschlösser zu bauen, d. h. nur noch aus der freien Phantasie heraus poetisch zu schaffen, da das doch das dankbarste und behaglichste sei, aber – wie der eingefleischte Realist noch zu bemerken sich nicht enthalten kann — »mit einer Grundmauer darunter.«

Dabei fragt ihn sein Jugendidealismus: »Warum nennen Sie sich denn nicht Dichter (Architekt) wie die anderen?!« (weil immer nur von Baumeister, Schriftsteller die Rede ist.) Ibsen: Habe dazu nicht gründlich genug gelernt. Was ich kann, habe ich meistens selber ausgeheckt.

Baumeister Solneß steigt dann wirklich das Gerüst seines eigenen Hauses hinan, um den Kranz aufzuhängen, gelangt auch richtig bis zur Spitze, fällt herunter und bricht den Hals.

Das ist die vernichtende Kritik, die der Schriftsteller zum Schluß über sein eigenes Werk ausspricht, und die uns, wenn das Werk dieses Kommentares nicht absolut bedürftig wäre, jedes Wort ersparen würde. Vergegenwärtigen wir uns, daß es sich bei dem Herabstürzen um nichts anderes als um ein schließliches Mißlingen des Werkes handeln kann. Wozu das noch wiederholen, wenn es der Dichter selbst eingesteht? Aber das sind alles Winkelzüge, Vermummungen, Kniffe und Mystifikationen, die mit dem Wesen der ernsten Kunst nichts zu tun haben. Ohne Zweifel ist jede große Kunst, Faust, Hamlet, Antigone, symbolisch; aber dadurch, daß sie Menschenarten symbolisiert, nicht abstrakte Begriffe; dadurch, daß sie klare, große Normen fürs Leben zu schaffen sucht, nicht dadurch, daß sie mit dem Leser Verstecken spielt. Nimmt

man das Stück als dasjenige, was es ist, so steht die Symbolisierung darin auf der Stufe derjenigen, mit der uns in den Texten »Die schöne Helena« und »Orpheus in der Unterwelt« trojanische Helden vorgeführt werden, die nicht im Traum daran denken, für trojanische Helden genommen werden zu wollen. Nimmt man es aber als das, was es sein soll, so ist es eine Spekulation auf die Kurzsichtigkeit jenes oberflächlichen Lesers, der eine gemalte Architektur von einer in Stein aufgeführten nicht zu unterscheiden weiß. Ginge Ibsen ehrlich zu Werke, wozu dann die Geheimniskrämerei von kleinen Teufelchen und Eifersuchtsszenen, für die, wenn der Schleier fällt, kein Sinn und Verstand mehr übrig bleibt? Warum läßt er den Baumeister dann als nicht ganz bei Trost, als an seinem eigenen Verstande zweifelnd erscheinen, während der Dichter, der ihm Modell steht, nirgends mehr kalter, bewußter Verstandes-Mensch war als gerade in diesem Werke? Das sind alles Schleichwege, die den Leser hindern sollen, ihm hinter die Geheimnisse seiner Technik zu kommen. Unsere jungen Mystiker und Symbolisten mögen irregeleitete Toren sein; denn sie suchen das Licht in der Finsternis. Jedenfalls meinen sie es ehrlich mit der Kunst und glauben ihr Bestes zu tun. Der »Baumeister Solneß«, vom ernsten Kunststandpunkt aus betrachtet, behält leider auch für den begeistertsten Ibsenschwärmer viel Ähnlichkeit mit bewußter Falschmünzerei.

Aus einem Zyklus „Märchen des Lebens".

Von Peter Altenberg.

Der Schloßherr.

Es waren auf einer riesigen Wiese im Parke schneeweiße und hellrote kleine fast geschlossene Tulpen, unregelmäßig verstreut und dennoch gedrängt, wie Herbstzeitlose auf Obstbaumwiesen. Und um diese riesige rot-weiß getupfte Wiese herum war

zwischen dünnen schwarzen Gitternetzen ein breiter Kiesweg aus feinstem rotgelben Sande. Und auf diesem Sande spazierten hunderte von rosenroten Flamingos mit ihren fadendünnen eleganten Beinen und aristokratisch-elastischer Gangart, mitten zwischen den Spaziergängern des Gartens. Und diese mußten Acht haben, die Flamingos nicht zu beschädigen beim Dahinwandeln. Das Ganze war eine Caprice des Park-Besitzers, der gelähmt am Fenster saß des Schlosses.

»Haben Herr Baron eine bestimmte Absicht gehabt mit dieser merkwürdigen Veranstaltung?«

»Vielleicht. Aber ich kann sie in mir selbst nicht ergründen. Vielleicht möchte ich den Menschen ihren plumpen Gang vorhalten . .«

Der Dichter.

Sie hatte also den Andern geheiratet.

Da gedachte Herr Gerhardt jenes Abends, da er sie inständig bat, ihm an seinem Tische, ganz nahe, daß es die Anderen nicht hörten, das Lied zu singen: »The sorrow of miss May«. Und als sie es beendigt hatte mit ihrer süßen sanften Stimme, hatte er zu ihr gesagt: »Ich wünschte nicht das Lied zu hören, sondern nur den Hauch Ihres geliebten Athems in mich hineinzutrinken, während Sie es leise und eindringlich zu mir sangen — — —.«

Und sie erwiderte lächelnd: »Oh pig . . . .« Denn sie war eine junge Engländerin.

Nun hatte sie den Andern geheiratet, der es nicht erst nötig hatte, durch ein Lied sich den geliebten Hauch des Atems zu erstehlen!

Landpartie.

Er machte mit ihr eine Landpartie und dachte besorgt an Alles, was sie brauchen könnte. Er hatte Nadeln bei sich und Sicherheitsnadeln und Englisch-Pflaster, rot und weiß, und Chocolat Suchard Milka, und Soda-Mint, und Arnika gegen Gelsenstiche und selbstverständlich papier poudré. Aber irgend einmal bedurfte sie gerade einer Sache, an die er nicht hatte denken können . . .

»Und das nennt er liebevolle Fürsorge!« dachte die Dame.

Die Glückliche.

Die hellbraune wunderschöne Ente auf dem Schönbrunner Teiche ist die Glückliche unter Allen, Allen. Umgeben ist sie von

den Unglückseligen, den Geiern und Adlern, die in Käfigen sich nach den weiten Lüften sehnen. Der Condor trauert, der Königsadler trauert, der Mönchsgeier trauert. Der Uhu trauert und der Wanderfalke. Die Auerhenne trauert um ihr mysteriöses Versteck und um den Lockruf des Auerhahns im dämmerigen Bergwald. Die schwarzen Schwäne entbehren australische Seen und die Pelikane die endlosen Schilfufer. Alle, Alle um die hellbraune Ente herum trauern und entbehren. Nur sie lebt wie in Freiheit — bloß geschützter, vor Fuchs und Frettchen und vor Futtermangel. Nur eines fehlt ihr — — — sie weiß nichts von ihrer bevorzugten Stellung. Sie hält es leider für selbstverständlich.

* * *

Unverantwortliche Gedichte

von Paul Scheerbart.

Hohle Symbole.

Auf einer alten Papyrusrolle
Kann man, wenn man ägyptisch kann,
Folgende schöne Geschichte lesen:

Ein alter Ramses zeigte seinem Volk
Mit großem Pompe seinen Sohn,
Den jungen Ramses, seinen Erben;
Ganz Theben war voll Seligkeit.
Der Alte sagte schmunzelnd zu dem Jungen:
»Na? Ist das Fest nicht fein gelungen?
Die Krieger stehn in Reih und Glied
Und salutieren mit den Spießen,
Das Volk liegt auf dem Bauch und schwitzt,
In allen Tempeln brennt Parfum.«

Der Sohn ward so ernst wie ein alter Priester
Und sah den Vater lange an und sprach
Dann langsam, wie nun folgt:
»Das merkt ja wohl ein jedes Pferd,
Daß Heer und Volk mich fürchterlich verehrt.
Doch sieh nur all die dicken Pyramiden an;
Die liegen da, als wär nichts los.

Respektlos nenn ich diese faule Ruhe!
Befiehl doch, daß die Pyramiden
Sich rechts und links vom alten Nil
Aufpflanzen in zwei langen, graden Reihen
Mit Riesenspießen auf den Spitzen.«

Der alte Ramses zog sich still zurück
Und ließ die Pyramidenbauer kommen
Und klagte diesen seine liebe Not.
Da sprach ein jugendlicher Baurat dies:
»Mit Latten und Papyrus könnten wir
Herstellen solch ein mächtiges Spalier;
Wir haben ja Papyrus hier genug.
Der junge Ramses merkt kaum den Betrug.
Und wenn ers merkt, sagt man recht schlau,
Das seien selbstverständlich nur Symbole.
Da war der alte Pharao so froh
Und rief vergnügt:
»Denn macht das so!«

Und nach acht Tagen fuhr
Des Nachts mit seinem Sohn
Der alte Ramses in der Pharaonenbarke
Den Nil hinunter bei Guitarrenklang,
Und rechts und links am Ufer lagen
Papyruspyramiden, fein durchleuchtet,
Mit blanken Spießen auf den Spitzen.
»Es sind das selbstverständlich«, sagte scheu
Der alte Herr, »ja nur Symbole, darum freu
Dich auch mal so, wie ich es gerne hätte.«

Der Junge runzelte die Stirn
Und sagte schließlich sehr sehr bitter:
»Es sind Symbole — aber hohle!
Geh ab, Papa, mit Deinen Symbolen!
Die mag nur gleich der Negerteufel holen.
Hohle Symbole konnten Dir wohl genügen;
Mich wird man mit solchen Späßen nicht betrügen.
Ich will das Aechte — das Wahre —

Die Pyramiden aus festem Stein.«
Da schrie der alte Herr wie besessen:
»Hast Du den Respekt vor Deinem Papa vergessen?
Du übergeschnappter dammlicher Bengel!«

Weiter gehts nicht auf der Papyrusrolle,
Auf der diese schöne Geschichte zu lesen ist;
Mäuse haben den Schluß gefressen —
Die ganz echten Pyramidenmäuse.

Kosmischer Trost.

Der Mondball starrt den Erdball an.
Und auf der Haut der Erde spiegelt sich der Wille des Mondes.

Darum suchen wir nur Einen — immer nur Einen.
Und wir finden auch nicht mehr.
Ein wenig wenig scheint es uns oft.
Auf dem Saturn lebt sichs wohl besser; der hat ja mehr Monde — hat ja neun.
Dort kann sich Jeder freun mit Neun.
Ei, das muß ja köstlich wirken — immer sich zu freun — gleich mit Neun.

Doch der große Mond der Erde zeigt eine stolze Weltgeberde und ruft uns zu:
»Ihr könnt euch ebenso freun; ein Mond kann ja so groß sein wie neun.«
Das ist doch ein kosmischer Trost.
Ein Mond kann so groß sein wie neun.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Literaturforscher. Einige Esel fragen höhnisch an, wer denn unter dem Pseudonym dieses gebildeten und elegisch gestimmten »Gefängnisaufsehers Martin« den Bericht über Wildes Zuchthausleben in der letzten Nummer der ‚Fackel' verfaßt habe. Sie geben wohl zu, daß der Artikel aus dem englischen Manuskript übertragen sei, bezweifeln aber die Existenz dieses Martin. Ich habe nicht gewußt, daß es so viel Mißtrauen in der Welt gibt. Sonst hätte ich der bedeutungsvollen Publikation (die sogar das ‚Neue Wiener Journal' gestohlen hätte, wenn sie nicht zufällig Eigentum der ‚Fackel' wäre) eine Beglaubigung mitgegeben, die der tote Dichter

selbst seinem erbarmungsvollen Wächter ausgestellt hat. Daß es einen Aufseher Martin in Reading wirklich gegeben hat und daß er durch jene Eigenschaften des Gemüts ausgezeichnet war, die den Autor des Berichtes über Wildes Gefangenschaft charakterisieren, geht aus dem Brief hervor, den der Dichter an den Herausgeber der Londoner Zeitung ‚The Daily Chronicle' gerichtet hat und der in der deutschen Sammlung vorkommt, die die berühmte Wildesche Schrift »Der Sozialismus und die Seele des Menschen« enthält. Der Brief beginnt: »Mit großem Bedauern entnehme ich den Spalten Ihrer Zeitung, daß der Aufseher Martin aus dem Reading-Gefängnis von der Gefängnisinspektion entlassen wurde, weil er einem armen hungrigen Kinde ein paar Kakes gegeben hat.« Wilde spricht von der fürchterlichen Behandlung, die die Kulturnation den kleinsten Kindern in den Gefängnissen angedeihen lasse. »Die Grausamkeit, die man bei Tag und bei Nacht an Kindern in englischen Gefängnissen verübt, ist unglaublich für alle, die sie nicht selbst mit angesehen haben und die Brutalität des Systems nicht kennen«. Später schreibt er: »Das kleine Kind, dem der Aufseher Martin die Kakes gab, weinte am Dienstag morgen vor Hunger und war völlig unfähig, das Brot und das Wasser, das ihm zum Frühstück gegeben wurde, zu sich zu nehmen. Martin ging, nachdem er das Frühstück ausgegeben hatte, aus und kaufte dem Kinde lieber die paar Kakes, als daß er es vor Hunger leiden sah. Das war schön von ihm gehandelt, und es wurde von dem Kinde so dankbar empfunden, daß es, ohne eine Ahnung von den Gefängnisvorschriften zu haben, einem Ober-Aufseher erzählte, wie freundlich dieser Aufseher zu ihm gewesen sei. Die Folge davon war natürlich eine Anzeige und die Entlassung. Ich kannte Martin sehr gut; er war in den letzten sieben Wochen meiner Gefangenschaft mein Aufseher. Er hatte in Reading auf dem C-Flügel Dienst, in dem ich eingesperrt war, und so sah ich ihn fortwährend. Ich war überrrascht über die seltene Freundlichkeit und Menschlichkeit, mit der er zu mir und den übrigen Gefangenen sprach ... Er war immer mild und maßvoll ...« In diesem Briefe steht übrigens der Satz: »Wo im modernen Leben der Beamte anfängt, hört der Mensch auf.« ... Somit wäre der Gefängnisaufseher Martin durch Wilde selbst beglaubigt. Jetzt freilich werden die Mißtrauischen fragen, ob's denn einen Wilde wirklich gegeben hat.

Tempelherr. Es ist ja maßlos dumm, daß das offizielle Wien von dem Jubiläum Sonnenthals keine und die antisemitische Presse

hämische Notiz nimmt. Aber anderseits läßt sich nicht leugnen, daß aus den Festartikeln des Liberalismus und aus den Berichten über die Jubelvorstellung ein gehöriger Ganslebergeruch aufsteigt. Die Generalversammlung des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus, die da neulich im Burgtheaterparkett getagt hat, war vollzählig. »Mit sicherem Empfinden hat sich Sonnenthal für seinen Ehrenabend den Nathan erwählt« — berichtet die indiskrete ‚Neue Freie Presse'. »Überflüssig, ihn in dieser Rolle zu preisen« setzt sie in familiärstem Deutsch hinzu. Hätte er eine andere erwählt, so mancher Besucher hätte an seinen Nachbarn die schon aus der »Klabriaspartie« bekannte Frage gerichtet: »Wo bleibt Nathan heint?« . . Es ist peinlich, daß die Freude an einem so außerordentlichen Schauspieler wie es Herr v. Sonnenthal ist, immer wieder mit den Vorstellungen »Kultusgemeinde«, »Konkordia«, »Humanitas« und mit der Erinnerung an einen im Parkett herumspringenden Siegfried Löwy assoziiert sein muß. Schade, daß Herr v. Sonnenthal selbst über die konkordialen Wirkungen nicht hinausstrebt. Dreimal hat er in seiner Dankrede der Wiener Presse gedacht: »Das Wiener Publikum im Verein mit der Wiener Presse . . .«, »Die Presse war es, die mich . . .«, »Der immer wachsenden und auf's neue anregenden Förderung der Presse . . .« Und all dies, damit es am anderen Tage heißt: »Die Garderobe des Künstlers war in einen Blumenhain verwandelt.« Daß Sonnenthal, der seit fünfzig Jahren »mit von Tränen erstickter Stimme« spricht, an seinem Jubelabend gerührt war, mußten ihm die Blätter nicht erst bestätigen. Warum wälzte er die Ehren, die er sich als Schauspieler redlich verdient hat, auf die Häupter der Journalistik? Die ‚Neue Freie Presse' zeigte sich undankbar und brachte einen Festartikel des ehemaligen Hofschauspielers Josef Altmann. Dieser Herr ist nicht mehr am Burgtheater tätig, aber sein dramatisches R, das in dem Wort »Tradition« verröchelte, wird noch heute von Ärzten zum Gurgeln verordnet. Setzt man statt »traditionell« »rituell« und denkt man dabei an das Milieu des »Uriel Acosta«, so ist die Legitimation des Herrn Altmann, eine Spezialfeier Sonnenthals zu begehen, erwiesen. Herr Altmann begnügt sich natürlich nicht mit einer Würdigung des Schauspielers. Der Familiensinn Sonnenthals wird den Lesern der ‚Neuen Freien Presse' als der am stärksten ausgeprägte Sinn des Künstlers vorgeführt. »Der Mensch in Sonnenthal ist so stark, daß man nicht von ihm loskommt, und so möge mir denn am Schluß dieser Betrachtung gestattet sein, noch einmal an den Menschen anzuknüpfen. Die menschliche Be-

deutung Sonnenthals erschöpft sich nicht in den Beziehungen, die hier erörtert wurden, sie kommt noch viel stärker in dem Verhältnis zu seiner Familie zum Ausdruck. Leider muß ich mir versagen, darüber etwas mitzuteilen, denn er würde es verübeln, wenn sein innerstes Seelenleben der Öffentlichkeit enthüllt würde. Er hütet es wie ein heiliges Geheimnis, doch wie stark seine Empfindung gegenüber seiner Familie ist, das drückt eine Stelle in einer seiner Rollen am treffendsten aus. Als kluger und doch warmherziger Arzt De Silva ruft er dem unschlüssigen Uriel Acosta (Hat ihn schon!) die bedeutungsvollen Worte zu: ‚Tief in unserm Volke wurzelt der Zauber der Familie.' Die unvergleichliche Wärme, mit der er diese Worte spricht, verrät, daß in ihnen eine persönliche Saite mitklingt.« Ob es Herr v. Sonnenthal sehr verübelt, wenn »sein innerstes Seelenleben der Öffentlichkeit enthüllt« wird, mag nach der Generalprobe seines Jubiläums mindestens zweifelhaft sein. Neuestens wird nämlich an Vormittagen auf offener Bühne vor geladenem Publikum jubiliert und gratuliert. Jedenfalls muß man zugeben, daß die Familienliebe des Künstlers eine höchst private, für die Öffentlichkeit vollkommen uninteressante und für die künstlerische Bedeutung eines Schauspielers, wenn nicht gefährliche, so doch mindestens belanglose Eigenschaft ist. Indes, im Burgtheater ward offenbar eine Goldene Hochzeit gefeiert und ein in der Darstellung von Rabbinern bewährtes, aber sonst Gott nicht wohlgefälliges Mitglied wurde ausersehen, die Rede zu halten, zum Preise eines Mannes, der »ein israelitischer Mann« ist . . .

Armer Kunrad. Die Affaire hat in der Journalistik, so weit sie sich — mit Verlaub — der deutschen Sprache bedient, alle Elemente der stupiden Niedrigkeit entfesselt. Wie bildet sich das lesende Publikum in Wien, in den österreichischen Provinzen, in Berlin, Leipzig, Frankfurt, Breslau etc. seine Meinung über die Sache und die an ihr beteiligten Personen? Ein Wiener Schapsl hört, daß irgend etwas geschehen sei, wird läufig und interviewt den Angeklagten. Sämtliche österreichischen und reichsdeutschen Blätter drucken die phantastische Darstellung ab. Ich sende dem Blatt, das die Originalnachricht gebracht hat, eine Richtigstellung. Hat eines der tausend, die die Notiz übernahmen, die Anständigkeit, auch die Berichtigung zu übernehmen? Das Ausschnittbureau wälzt täglich ein paar Dutzend Nachdrucke herbei. Immer wieder, in Graz und Prag, in Aussig und Leoben, in Leitomischl und Steyr, die gleiche Gemeinheit. Dann der Prozeß. Hier werden schon zehn verschiedene Lügen in alle Winde telegraphiert. Das ‚Neue Wiener Journal' kann stolz sein; noch nie ist ein Dieb öfter bestohlen worden. Herr Lippowitz ist von dem Resultat des Prozesses konsterniert, und prompt erklärt ein Breslauer Schmock, der den Bericht des ‚Neuen Wiener Journals' ohne Quellenangabe übernimmt: »Das

Urteil erregt das größte Befremden in Wiener literarischen und auch juristischen Kreisen«. Die Wiener literarischen Kreise sind Herr Lippowitz und die Wiener juristischen Kreise sind Herr Löwenstein. Selbst die Angestellten dieser Kompagniefirma sind von dem Urteil befriedigt, drückten mir schon nach dem Vorfall — mündlich und schriftlich — ihre Sympathien aus. Bitten mich seit Jahren, von ihrem Broterwerb bei dem Dreckblatt nicht auf ihre Gesinnung zu schließen . . . . . So wie in Deutschland das »Wiener Café« populär geworden ist, so scheint man dort auch an den Wiener Zeitungssitten Gefallen zu finden. In München, Breslau, Dresden, Leipzig und Frankfurt drucken sie die Schäbigkeit, die das ‚Neue Wiener Journal' gegen Frank Wedekind verübt hat, frohgemut nach. Für das papierne Lumpengesindel ist ein Wedekind nicht mehr als der ehemalige Scharfrichterkollege eines Herrn Henry. Und dieser Herr Henry darf sich in hundert großen Blättern nicht bloß als Sänger zweier Bänkel, sondern als »geistiger und politischer Vermittler zweier Nationen« aufspielen . . . Prächtig hat sich wieder die antisemitische Berichterstattung bewährt. Die ‚Reichspost', jenes fromme Blättchen, das kurioser Weise Jahre hindurch von den Artikeln der ‚Fackel' sich sein Pfaffenbäuchlein gemästet hat, berichtet, ich sei »in einem Freudenhause« geprügelt worden und läßt sich durch keinerlei Feststellung des Prozesses von den Lügen und Verdächtigungen, die es plötzlich gegen mich zu ersinnen beliebt, abbringen. In Linz heißt's natürlich »Juden unter sich«. Und die ‚Deutsche Volkszeitung' in Reichenberg — wenn ich nicht irre, das Organ jenes Herrn Prade, der Obmann eines Reichenberger Leichenbestattungsvereines und »deutscher Landsmannminister« ist — stellt den Verlauf der Affaire folgendermaßen dar: »Beide Streitteile zogen den Fall in die Öffentlichkeit und bei dieser Gelegenheit nahm der Wiener jüdische Schriftsteller Frank Wedekind für Kraus gegen Henry Partei.« Ich hab's ja immer gesagt: Die Deutschnationalen sind doch die dümmsten . . . In fünfhundert Blättern lese ich den Satz: »Grund zu dieser Mißhandlung sollen seine beleidigenden Äußerungen über Henry gewesen sein«. So wird öffentliche Meinung gemacht! Es ist ein wahres Glück, daß es auch in England deutsche Blätter gibt. Was hält man in England für das wichtigste Detail des Prozeßverfahrens? Der ‚Londoner Generalanzeiger' bringt die Sensationsmeldung: »Der Schriftsteller Roda Roda schilderte die ganze Szene sehr dramatisch, nahm aber für keine Seite Partei.« Das war wirklich nobel von Herrn Roda Roda. Er war Zeuge und nahm trotzdem nicht Partei. Von einer feinsinnigen Pointe, die er bloß gegen einen andern Zeugen anbrachte, hat kein einziges Blatt Gebrauch gemacht. Herr Roda Roda wird dafür sorgen, daß sie nicht unter den Tisch fällt, und in den nächsten Wochen wird sie in sämtlichen europäischen Witzblättern, Familienblättern, Hotelanzeigern, Volkskalendern, Reisezeitungen und Postbüchern in Form von Anekdoten, Novelletten, Skizzen, Gedichten, Dialogen, Aphorismen und Witzen enthalten sein . . . Daß der Verurteilung meiner Gegner ein karikaturenhafter Prozeß gegen mich auf dem Fuße folgte, der dank der freundschaftlichen Hinterbringung einer Äußerung, die ich nicht getan hatte, zustandekam, haben die Leser aus den Zeitungsberichten kaum entnehmen können. Nie hat eine Klage ein zurückgezogeneres Dasein geführt als diese. Armer Kunrad!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda und Siegel. Wien. III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Im Verlage ‚Die FACKEL' sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität

Karl Kraus
Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).

Karl Kraus
Der Fall Hervay

Karl Kraus
Die Kinderfreunde (Zum Prozess Beer).

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

DIE FACKEL

erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel',
Wien, IV. Schwindgasse 3 (Telephon 7857, Postsparkassen-Konto Nr. 57.884)
als durch Buchhandler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei	K 9.—
» »	18	» »	» 4.50
» das Deutsche Reich,	36	» »	» 10.80
» » » »	18	» »	» 5.25
» die Länder d. Weltpostv.,	36	Nummern, portofrei	» 12.—
» » » » »	18	» »	» 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl v. Nummern.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 204, 31. Mai): Oskar Wilde im Gefängnis. Von einem Aufseher des Zuchthauses zu Reading. (Aus dem englischen Manuskript.) — Ibsen. Von Egon Friedell. — Antworten des Herausgebers Ibsen in Wien; Auf Staatskosten durchgebrannt; Potemkinsches; Zur Naturgeschichte der Prostituierten; Ein Preßkuriosum; Nationaler Kindertausch; Meinungsverschiedenheiten; Dramatische Wirkungen; Nachtlicht.) — Zum Briefe Frank Wedekinds.

Krondorfer natürlicher alkalischer **SAUERBRUNN**

CARL GÖLSDORF k.u.k. Hoflieferant
Karlsbad, Budapest V, Wien IX. *Krondorf, Berlin*

Herren-Anzug . . . . . K 30.—
Knaben-Kostüm . . . . . K 12.—
Herren-Ueberzieher . . . . . K 24.—
Knaben-Bordjacke . . . . . K 13.—
Mädchen-Kostüme und Jacken.

KLEIDERHAUS

M. NEUMANN

k. u. k. Hof- Lieferant

WIEN, I. KÄRNTNERSTRASSE Nr. 19.

Illustrierte Kataloge gratis u. franko.

ANNONCEN

für sämtliche

ZEITUNGEN

und

KALENDER

der Welt
besorgt
bestens und billigst
die

ANNONCEN-EXPEDITION
EDUARD BRAUN
WIEN, I.
Rotenturmstrasse Nr. 9.

Zeitungs- und Kalenderkatalog für Inserenten gratis und franko.

Im Verlage **„DIE FACKEL"** sind unter anderem erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Karl Kraus:

Sittlichkeit und Kriminalität

Irrenhaus Österreich
(Die Affaire Coburg)

Der Fall Hervay

Die Kinderfreunde
(Zum Prozess Beer)

—

Preis jeder Broschüre 40 h, portofrei 50 h.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3.

Nr. 206. 5. Juli 1906 VIII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Im Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 30 Pf.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL“, IV. Schwindgasse 3

VITA

REINSTE
NATÜRLICHE
NATRON-QUELLE

Die „Vita-Quelle" wirkt vorzüglich bei harnsaurer Diathese, Gicht, Rheumatismus und Blasenleiden. In überraschender Weise behebt sie die hartnäckigsten Magenkatarrhe, beseitigt prompt das peinigende Sodbrennen und ist ein Stoffwechsel-Regulator von höchster Vollkommenheit. Vorrätig in allen Apotheken und Depôts.

Generalvertrieb durch die Mineralwasser-Großhandlung

S. Ungar jr., k. u. k. Hoflieferant, Wien I.

Jasomirgottstraße 4.

Prospekte, Analysen und Beschreibungen gratis und franko.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801), versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

Nr. 2 der „FACKEL" vom Verlag rückzukaufen gesucht.

Alleinige Annoncen-Annahme durch die Annoncen-Expedition
EDUARD BRAUN, Wien, I. Rotenturmstraße Nr. 9. — Telephon 21 422

Die Fackel

Nr. 206 WIEN, 5. JULI 1906 VIII. JAHR

Sätze*)

von **Marquis de Sade.**

Wenn man das, was der Gesellschaft nützlich ist, Tugend nennt, so könnte man ja denselben Namen auch dem geben, was in den Interessen des Einzelnen liegt, — woraus allerdings folgen würde, daß die Tugend des Einzelnen häufig das Gegenteil der gesellschaftlichen Tugend wäre.

*

Alle unsere Handlungen sind weder gut noch böse, und wenn sie der Mensch so bezeichnet, so geschieht es nur im Hinblick auf die Gesetze oder die herrschende Gewalt. Aber in Beziehung auf die Natur sind alle unsere Handlungen untereinander vollkommen gleich ... Es gibt in Wahrheit kein »Verbrechen«.

*

Die Natur erneuert sich durch die Zerstörung, sie besteht fort durch das »Verbrechen« und lebt, mit einem Wort, durch den Tod — und eine durchaus tugendhafte Welt könnte keinen Augenblick bestehen. Das ist das tiefbegründete Gleichgewicht, das den Lauf der Welt beherrscht ... Nur durch das »Böse« gelangt die Natur dazu, Gutes zu tun.

*

Ein »Verbrechen« ist in Wirklichkeit ein natürliches Ereignis, dessen unfreiwilliges Werkzeug der Mensch ist, und dessen Spielball er wider Willen sein muß, wenn ihn seine Organisation dazu zwingt.

*

*) Vergl. Nr. 203.

Es ist unrichtig, zu sagen, daß es eine uneigennützige Tugend gibt, die darin bestehe, Gutes zu tun ohne Ursache; diese Tugend ist ein Hirngespinst. Es ist vielmehr sicher, daß der Mensch nur wegen seines Vorteils oder in Hinsicht auf eine etwaige Dankbarkeit die Tugend ausübt. Der Lasterhafte arbeitet in derselben Absicht, aber mit mehr Offenheit — und man muß ihn deswegen auch höher schätzen.

*

»Aus welchen Gründen haßt ihr den Despotismus?« — »Aus Neid und verletztem Stolz, beherrscht zu werden, und aus dem Wunsch, selbst zu beherrschen.«

*

Was in Paris ein Laster ist, kann in Peking eine Tugend sein, und was in Ispahan gerecht ist, kann in Kopenhagen höchst ungerecht sein.

*

Der Mensch möchte ewig leben: der Wunsch wird zur Hoffnung, die Hoffnung zur Überzeugung, die Überzeugung zum Dogma . . .

*

Die Gegenstände haben nur den Wert, den ihnen unsere Einbildung verleiht . . . Nun hast du wohl schon Spiegel gesehen, die die Gegenstände vergrößern oder verschönern oder verzerren. Jeder dieser Spiegel gibt ein anderes Bild, und wenn der Spiegel fühlen könnte, so würde jeder dieser Spiegel für ein und denselben Menschen, der sich darin abspiegelt, eine verschiedene Empfindung haben. Der Spiegel, der ihn verschönert sieht, würde ihn lieben, der Spiegel, der ihn verzerrt sieht, würde ihn hassen, der Spiegel, der ihn vergrößert sieht, würde ihn für groß halten . . .

*

Die Hoffnung auf das Jenseits oder die Furcht vor demselben: Als Teilchen des Unendlichen kehren wir bei unserem Tode auf einen Augenblick in den

Schoß der Natur zurück, um ihm in anderer Form wieder zu entsteigen. Dies geschieht aber ohne Bezug auf Tugend oder begangene Verbrechen, weil nichts imstande ist, die Natur zu beleidigen und weil alle Menschen auf Erden so gehandelt haben, wie diese gemeinsame Mutter es wollte.

*

Das Laster macht nicht glücklich, — wenn man auf die Tugend eingeschworen ist.

*

Ich weiß nicht, ob die sogenannten eingebildeten Genüsse nicht tausendmal mehr wert sind als die, welche die Wirklichkeit uns gibt.

*

Die Begierde erstickt in sich selbst, wenn sie, kaum entstanden, schon befriedigt wird. Der Widerstand ist die Seele der Wollust.

*

Es ist etwas anderes zu lieben, als zu genießen; es ist nicht nur nicht notwendig, zu lieben, um zu genießen, es genügt vielmehr, zu genießen, um zu wissen, daß man nicht liebe.

*

Ist es nicht ein Wahnsinn, daß der Mann seine Ehre und seine Ruhe auf die Aufführung seiner Frau aufbaut?

*

Man muß sich wohl hüten, zu glauben, daß das Heiraten ein Mädchen glücklich macht. Wenn sie einmal an den Altar Hymens gefesselt ist, hat sie neben vielen Unannehmlichkeiten bloß eine sehr kleine Menge von Vergnügen zu erwarten, während sie, wenn sie sich dem freien Leben hingibt, sich immer vor den Gewalttätigkeiten ihres Liebhabers schützen oder sich durch die große Zahl trösten kann.

*

Das Zartgefühl ist der Schatten, die Wollust der Körper und die Grausamkeit der Geist der Liebe.

*

Die Menschen werden nie verstehen, daß auch der bizarrste Geschmack ein Geschenk der Natur ist, und immer glauben, daß man ihn strafen dürfe. Und doch können weder Gesetz noch eigener Wille unsern Geschmack ändern.

*

In Kleinigkeiten wundern wir uns nicht über die Geschmacksunterschiede, sobald es sich aber um die Wollust handelt, geht der Lärm los.

*

Wenn die Anatomie genügend vorgeschritten wäre, würde sie uns die »Absonderlichkeiten« genau so als im Zusammenhang mit der natürlichen Veranlagung erklären wie das, was als »natürlich« gilt. Wo ist aber eure Weisheit, ihr Gesetzgeber und Pedanten, wenn erwiesen ist, daß diese oder jene natürliche Veränderung im Blutkreislauf oder im Nervensystem aus einem Menschen das macht, was ihr mit schrecklichen Strafen verfolgt?

* * *

Bildung.

(Zur Mittelschulfrage.)

Der Schmerz, den die heutige Schule in uns erzeugt, ist der Widerschein eines tieferen unbekannten Leidens, einer konstitutionellen Krankheit, die unseren ganzen gesellschaftlichen Körper in allen Teilen durchdringt. In der Schule drängt sich nur das Gewissen der Zeit zusammen. Es wird uns dort das Leiden offenbar, während uns die Schuld verborgen bleibt. Besitzen wir überhaupt eine geistig-ökonomische Gliederung, die imstande ist, eine Bildung zu schaffen?

Die unsere Zeitbildung beherrschende und genießende Klasse will Bildung ohne Kultur, an Stelle und als Ersatz der Kultur. Um sich den Unterschied zwischen Bildung und Kultur deutlich zu machen, versuche man sich auszudenken, was für eine Figur etwa Dante in unserer Zeit machen würde,

wenn er unversehens aus dem Grabe auferstünde. Er wäre nach unseren Begriffen ungebildet. Dennoch repräsentiert er eine der höchsten Kulturen die man je gesehen hat. Man wird geltend machen, er habe die Bildung seines Zeitalters besessen. Aber auch so, wie er ist, in unsere Zeit hineingestellt, wäre er uns durch seine persönliche Kultur und Geistigkeit überlegen, einfach darum, weil seine Bildung in Persönlichkeit umgesetzt und restlos aufgegangen ist. Bildung, die keine Lebenshaltung und Würde gibt, nicht in Blut und Rasse übergeht, keine Weltanschauung produziert, ist kulturlos und geradezu kulturfeindlich.

Unsere Zeit, richtiger: die Privilegierten unserer Zeit möchten den geistigen Besitz auf einen Schlag, in Bausch und Bogen, möglichst billig, anstrengungslos und in der Schulzeit zusammengedrängt bekommen. Es soll auch geistig ein arbeitsloses Einkommen geben. Sie sagen: So und soviel gebe ich für meine Bildung aus; aber damit genug; damit will ich ein für allemal meinen geistigen und gesellschaftlichen Rang sichern.

Das Bürgertum steht zur Mittelschule in einem verwandten Verhältnis, wie zur Prostitution. Die Prostitution soll der Abzugskanal der ganzen Gemeinheit und Roheit sein, um darauf als Überbau die intangible Ehe, den Idealismus der Familie zu errichten. Umgekehrt soll die Schule die Sammelstelle des ganzen Idealismus bilden, um von diesem das übrige Leben zu entlasten und es nunmehr desto unbekümmerter dem Geschäfte widmen zu können. Darum wird von der Schule eine möglichst fertige sogenannte allgemeine Bildung gefordert, die sich möglichst begriffsmäßig, das heißt unverlierbar gedächtnismäßig überliefern lassen soll.

Statt dessen erntet das Bürgertum Willensschwäche und Trivialität. Hier kommen wir zu der merkwürdigen Erscheinung der Trivialität, die allmählig zu einer Landplage wird und die Aufmerksamkeit aller feiner organisierten Menschen auf sich zieht. Die moderne, alles über-

wuchernde Trivialität ist geradezu eine Folge unseres Bildungsbetriebes.

Weininger hat Genialität für eine Pflicht erklärt. Genialität können und wollen wir nicht allgemein fordern, wohl aber das Abbild der Genialität, ihr Miniaturbild: Individualität. Wir fordern die Individualität als eine Pflicht. Wir würden ein Dasein für möglich und erreichbar halten, in dem jeder Lebende zugleich eine Individualität wäre und die Palette der Natur in unerschöpflichen Farben erglühte. Die Ahnung davon, daß die Natur reich genug wäre, Individualitäten in unbegrenzter Qualität und Quantität zu erzeugen, gibt unserm ganzen Erdenstreben seine Berechtigung, seinen Elan, diese Überzeugung ist die Seele der Freigeisterei. Sie macht uns in unsern Anforderungen gebieterisch, sie berechtigt uns zur Satire, sie gibt den purpurnen Untergrund unserer Leiden, unseres Pathos, unserer politischen Schwungkraft. Die Zuversicht zur Differenzierbarkeit des Menschengeschlechts ist unser letzter Optimismus, unser höchster Glaube.

Nun trägt allerdings schon der Menschheitsrohstoff alle Zeichen der Trivialität und Banalität an sich. Aber erst durch die Bildung werden sie zur Kalamität. Der ungebildete Mensch ist trivial vermöge seiner rohen Sinne, seiner trüben Wahrnehmung, seines dumpfen Gedächtnisses. Die Mehrzahl der Menschen sieht nur verschwommene Umrisse, verwechselt, hört schlecht, insbesondere fehlen die Qualitäts- und Quantitätsmaßstäbe. Zu sehen, daß Menschen nicht sehen können, erbittert. Gleichwohl ist dies die verbreitetste menschliche Eigenschaft. Das Generalisieren, das überstürzte Urteilen, das blind-mechanische Reagieren auf alle Reize, die hemmungslose Torheit, — das sind die Geißeln des menschlichen Verkehrs.

Der triviale Mensch denkt statt in Elementen, in groben Komplexen. Wundt behandelt einmal die Frage, ob die Tiere denken, und kommt zu dem Resultat, daß nicht einmal die Menschen regelmäßig denken. Belauscht man die Gespräche alter Betschwestern, so wird man gewahr, daß sie lauter ganze Sätze sagen, die man schon

anderswo gehört hat, daß sie Gespräche aus fertigen Sätzen bilden, die Sprachbestandteile geworden sind. Sie konversieren sozusagen in lauter Sprichwörtern. Es ist unzerlegtes Denken. Ihre Gehirne gleichen den Kinderbaukasten, die fertige Fenster, Türme und Tore enthalten, woraus das Kind nur eine beschränkte Anzahl von Kombinationen bilden kann.

Eine falsche Psychologie hält das Einfache für das Ältere, das Zusammengesetzte für das Spätere, baut darauf Sprachlehre, Sprachunterricht u. s. w. Noch unsere Urteilslehre krankte bis vor Kurzem darunter. Jetzt erkennt man immer deutlicher, daß Urteilen gleichbedeutend ist mit Zerlegen, Herausholen der Elemente aus dem Inhalt des Zusammengesetzten.

Die Trivialität entsteht nun dadurch, daß die trüben Intellekte, so wie sie in der Anschauung mit ganzen Umrissen operieren, so auch begrifflich und im Empfindungsleben in der Zerlegung zurückbleiben, in ganzen Komplexen statt in Elementen denken. Insofern dies ein Zurückbleiben in der Differenzierung, der höchsten ethischen Pflicht ist, empfinden wir die trivialen Menschen als widerlich, abstoßend und schändlich.

Es ist offenbar, daß die Trivialität durch alles begünstigt wird, wodurch größere unzerlegte Denkkomplexe bereit gestellt werden.

Das tut aber die kulturlose Bildung ganz allgemein. Der gebildete Mensch offenbart die ihm innewohnende Trivialität viel aufdringlicher als der ungebildete, beziehungsweise, Bildung kann geradezu trivial machen, indem sie ganze Komplexe von Anschauungen, Kenntnissen, Parteimeinungen an die Hand gibt, die unverdaut ins Bewußtsein eingehen. Der ungebildete Mensch foltert uns nur mit seiner Anschauungstrivialität. Der Gebildete verfügt überdies noch über ein gerütteltes Maß von Begriffstrivialität und wird dadurch zu einem Schrecken der Schrecken, zum enfant terrible der Bildung.

Daß aber das Bürgertum diese Trivialität in der Schule züchtet, das kommt wesentlich davon, daß es sie

braucht; weil es den Bildungsschein als soziale Versicherungsprämie zahlt,

Dies offenbart sich besonders eklatant in der sogenannten Frauenbildung. Frauen werden durch unsern Bildungsbetrieb besonders gern ins Rationalistisch-Triviale verschoben. Soll man daraus schließen, daß die Frauen in ihrem Wesen trivial sind? Ehe wir diesen verzweifelten Gedanken fassen, wollen wir lieber annehmen, daß die Bildung ihr wahres Wesen verschleiert und ihnen eine Maske aufzwängt; oder aber, daß sich echte und wirklich tiefe Frauenwesen gegen derartige Bildung instinktiv wehren und lieber aus ihrem Familienleben, Geschäft, Schauspielerberuf und dergleichen zu ihrer Art Bildung gelangen, die zugleich zweckmäßig und kulturvoll ist. Das Vorurteil gegen gelehrte Frauen ist wahrhaftig nicht Eifersucht der Männer, sondern gerade die besten und vom Frauenwert durchdrungensten fühlen sich durch die Beobachtung betrübt, daß die Frauen in der Bildung entweder verflachen oder ihre immanente Flachheit offenbaren.

Alle zwecklose, kulturlose Bildung rächt sich als Trivialität, untergräbt die Anschauungskraft, zerbricht das Rückgrat der Willensenergie. Daher umgekehrt bedeutende Menschen oft widerstrebend und mühsam lernen, weil sie ihre Bildung organisch erleben wollen. Die schmerzvoll empfundene Unwissenheit, wie wir sie etwa beim Proletariat finden, hat kulturell als treibender Faktor einen höheren Wert, als die blasierte Sattheit des planlos überfütterten Philisters.

Klassenherrschaft und hohe kulturvolle Bildung wäre im Prinzip nicht unvereinbar. Aber eben deswegen, weil es theoretisch möglich ist, beweist die Schulkrise auch eine ständische Schwäche und Zersetzung der Herrschaftsinstinkte. Unsere gebildeten Klassen wagen es gar nicht, die Schule ernst zu nehmen, weil sie mit ihrer sonstigen verfehlten Ökonomie in Konflikt gerieten. Das Klassenprivileg muß beispielsweise auf dem Prüfungswissen bestehen, weil die Prüfungen die Assekuranzprämien sind, durch die bestimmte Stellungen garantiert werden. Wie könnten

sich beispielweise die Militärprivilegien halten lassen, wie könnte man eine Hierarchie der Vorrechte aufbauen, wenn man anderseits Individualitäten, Persönlichkeiten erziehen wollte?

Die so hart angegriffenen Gymnasialprofessoren üben allerdings Gamaschendienst. Aber das ist ja ihr Zweck. Das Bürgertum kann seinen Dippold nicht entbehren, so wenig wie seine Gendarmerie, seine Polizei, die ihm ja allerdings zeitweilig lästig werden, die es gelegentlich bewitzelt, aber im Bedarfsfall doch immer wieder ruft. Die Mittelschule ist die systematische Selbstschwächung der Bourgeoisie, die unbewußte Rache, die sie an sich selbst übt, geängstigt von der Doppelfurcht vor dem Geschlecht und dem Genie.

Die soziale Ordnung zittert vor dem Geschlecht als jener Gewalt, die die gesatzte Ordnung am rücksichtslosesten durchbricht. Darum muß das Geschlechtsleben schon in der Schule als unsittlich gebrandmarkt und verdumpft werden. Eine zu reiner Geschlechtlichkeit erzogene Jugend möchte alle Hierarchieen sprengen und die Prostitutionsordnung hinwegfegen. Noch mehr wird das Genie gefürchtet, der Todfeind aller privilegierten Mittelmäßigkeit, der geborne Bedränger der Korruption und Pfründen. Die Genialität zu brechen, ist daher der leitende Gedanke der Mittelschule, ihre ständige Wachsamkeit. Alle Anstalten sind konsequent darauf gerichtet, es rechtzeitig zu erkennen, um es rechtzeitig zu zermürben.

Der Spießer, der das Genie im Leben niedertritt und aushungert, warum sollte er es in der Erziehung freigeben? Wie soll das Bürgertum, das sich am liberalen Leitartikel berauscht, imstande sein, eine Schule zu schaffen, die zur Produktiviät erzieht?

Der gesunde und starke Standpunkt eines Bürgertums wäre der, daß es sich zutraute, das Geschlechtsleben und die Genialität in sich organisch aufzusaugen und diesen Mächten ihren Platz einzuräumen. Wäre es dazu imstande, dann wäre es allerdings gerechtfertigt und gerettet. Derzeit sehen wir aber, daß es diese Kräfte verleugnet, fürchtet

und mit allen Mitteln zu Tode peinigt. Was es dabei eintauscht, ist die Korruption. Wären die privilegierten Klassen imstande, Bildung in Kultur umzuwerten, wären sie imstande, mit dem Genie Frieden zu machen und dem Geschlechtsleben ohne Lüge und Tartufferie gegenüberzutreten, dann dürften sie allerdings auch jene Rekrutierung der Schüler und Lehrer wagen, die zur Gesundung der Schule erforderlich ist. Die wahre Reform der Mittelschule müßte damit beginnen, daß wir die törichte Furcht vor den erhabensten Naturgewalten über Bord werfen und gleichzeitig die Korruption unseres ganzen sozialen Lebens mit Feuer und Schwert bekriegen.

Robert Scheu.

* * *

Sexuelle Ethik.

Jene nie erklärte Unfähigkeit des Menschen, sich dem Genusse hinzugeben, schuf auch die uralte Verknüpfung der beiden Begriffe Ethik und Sexualität. Als ob das Geschenk der Wollust zu allen Zeiten dieser Rasse zu groß gewesen wäre, als daß sie gewagt hätte, es anzunehmen und sich seiner zu erfreuen. Stets fügte sie hemmend zu dem Gefühl der Lust die Gedanken von Pflicht und Schuld; keine Bibel, die nicht ein Kapitel enthielte: sexuelle Ethik.

Von den mannigfachen Masken, unter denen sich jene Genußfeindlichkeit, die den Namen Ethik führt, verbarg, kann ich nicht umhin, die des göttlichen Gebotes für die beste zu halten. »Du sollst nicht begehren . . . .« Unangreifbar in ihrer lapidaren Unlogik war eben nur jene Ethik, die das Recht hatte, jeden Einwand der Vernunft mit einem endgültigen »Es steht geschrieben« abzutun. Weit schwieriger war es in minder glaubensfroher Zeit für den Verstand, dem Verzicht auf Sinneslust Berechtigung zusprechen zu können. Um hier der Logik nicht ins Gesicht zu schlagen, wurde das »ewige Gesetz« zu einem Tauschgeschäfte umgewandelt. Für jedes Opfer an Lust und Freude wird eine Rückerstattung des Vergnügens zu wucherisch hohen Zinsen verheißen. Das Stück irdischer Lust, das hingegeben wird, spielt die Rolle einer Polizze, mit der man sich auf eine kolossale Summe von Glück (fällig nach dem Tode) versichert.

Unsere Zeit ist gegen Kapitalsanlagen in fernen Himmelsstrichen mißtrauisch geworden. Sie schuf sich eine neue Ethik mit Vermeidung des Ortswechsels bei der Zahlung. Volksethik, Rassenethik. »Was du an eigenem Vergnügen in diesem Leben opferst, wird dir in deinen Nachkommen vergolten.« Das Lied vom Leben nach dem Tode mit einiger Änderung. Prüfen wir den innersten Gehalt dieser Verheißung, so zeigt sich, daß sie an Stelle des christlichen Fortlebens im Himmel den heidnischen Glauben an eine Seelenwanderung auf Erden zur Voraussetzung hat. Der Wechsel, den diese moderne Ethik auf das Individuum im Namen einer künftigen Menschheit zieht, ist eine genau so schwindelhafte Spekulation, wie die früher gebräuchliche Belehnung himmlischer Kolonien eine war. Die so gerne vergessene Wahrheit, daß mit dem Tode des Individuums auch seine Liebe und die Freude am Glück der anderen wie seine Kenntnis davon aufhört, vernichtet auch die Grundlage dieser Verstandesethik.

Der ernsteste Versuch, einer Ethik Vernunft und Sinn zu geben, geschah durch Kants Hinweis auf das Gewissen. Eine innere Stimme, die im Gefolge Lustgefühle oder Reue, Lohn oder Strafe hat — hier schien der feste Punkt gefunden um die Welt des Guten in die Angeln zu heben.

Es ist wohl nicht unangezeigt, diese Hochburg des Diesseits von Gut und Böse, als welche das Gewissen gilt, dem Verständnisse zugänglich zu machen. Dieses Verständnis ist notwendig, um jener Stimme, als der eines Gesetzgebers auf ethischem Gebiete, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der modernen Wissenschaft ist das Gewissen keine Stimme von oben und kein inneres ethisches Phänomen. Sie ist in der Lage, Eingriffe und Änderungen am Gewissen vorzunehmen, ja, selbst ein künstliches Gewissen zu erzeugen. Das alles mit dem Mittel der Suggestion. Wenn jemand im hypnotischen oder auch im wachen Zustande die Suggestion empfängt, späterhin unter bestimmten Umständen so oder anders zu handeln, so ist damit eine »innere Stimme« für ihn geschaffen, die ihm im gegebenen Momente ihre Befehle erteilt. Es wird bei ihm ein Gefühl der Befriedigung (Belohnung) ausgelöst, wenn er ihr gehorcht, und es wird sich ein Unlustzustand (Strafe) einstellen, wenn er Widerstand leistet. Das ist mehr als eine vollkommene Analogie mit dem Gewissen und seinen Folgezuständen. Man

kann in diesem Falle sehr wohl von einem künstlich hergestellten Gewissen sprechen, denn der Antrieb, den wir schlechtweg Gewissen nennen, ist dem so erzeugten im Wesen gleich. Er ist selbst nur die Folge von Suggestionen, die meist schon in der Periode der Kindheit gegeben und längst in Vergessenheit geraten, doch nicht aufgehört haben weiterzuwirken. Ein Vergehen gegen die Stimme des Gewissens hat als solches die gleiche ethische Bedeutung, die dem Nichtbefolgen eines beliebigen Befehles, den der Hypnotiseur seinem Medium erteilt, zukommt. Das ist: gar keine ethische Bedeutung. Ein Mensch von Gewissen, das ist ein Mensch von Suggestibilität.

Die hieraus resultierende wichtigste Erkenntnis lautet: Das Gewissen gleicht einem Phonographen, der nichts anderes zu spielen vermag, als was in ihn hineingesprochen wurde. Das Versehen des Apparates mit seinen Stücken fällt meistens in längst vergessene Zeit zurück. Die Bedeutung dieser »innern Stimme« für das menschliche Handeln (also auch für die sexuelle Betätigung) ist nur die einer Kritik; jener Kritik, die den Grundsätzen der Erziehung des Individuums entspricht. — Das ist die kurze Übersicht des Zustandes der ethischen Streitwaffen im Lichte des modernen Wissens. Wissenschaftliche Nüchternheit und ethische Begeisterung sind eben unvereinbare Gegensätze.

In einer Broschüre (»Sexuelle Ethik«, München 1906) hat Herr Dr. August Forel die Grundzüge einer Ethik und deren Anwendung auf das Sexualgebiet entwickelt. Es handelt sich um eine Ethik der Rasse. Sie baut sich auf einem Glaubenssatze auf: »Es gibt Pflichten gegen sich selbst. Es gibt dann Pflichten gegen unsere Familie und die Menschen, die uns näher stehen, gegen den Staat, gegen die jetzige Menschheit und gegen die zukünftige Menschheit. Letztere sind die höchsten.« Es genügt diese unglaublich verkehrte Voraussetzung zu machen, um zu den seltsamsten Resultaten zu gelangen. Schon die Tatsache, daß die Erfüllung der Pflichten gegen das Ich erst die Übernahme anderer Pflichten ermöglicht, läßt die Absurdität einer Rangeinteilung der Pflicht in diesem Sinne erkennen. Das Gewissen aber ist geduldig, und wenn einige Autoritäten wollen, daß es dieses Stück von den höchsten Pflichten spielt, so wird dies zweifelsohne bei einer Anzahl von Menschen erreicht werden. Das Gewissen fügt sich der Suggestion

und nicht der Logik. Deshalb kann nicht laut genug gegen den Unsinn Einspruch erhoben werden.

Sonst predigt Forel das alte Evangelium vom Jenseits, dem Opfer gebracht werden müssen. An die Stelle des »Jenseits der Erde« ist ein »Jenseits der Gegenwart« getreten Sinn und Irrtum sind die gleichen.

An mancher Stelle zeigt sich das Dogma, von dem der Autor ausgeht, für eine Ethik des Sexuellen geeigneter als die bis nun als Grundlage dienenden religiösen Dogmen. Gewisse Punkte der Anschauung sind sogar zweifellos Errungenschaften beim Streben nach Klarheit: »In den sexuellen Dingen sollst du die heutige Heuchelei, die unter dem Titel ‚Moral' segelt, durch Wahrheit und Recht zu ersetzen dich bestreben.«

Die Lösung der Frage vom Zusammenhang zwischen Ethik und Sexualität ist naheliegend genug. Da einerseits jede Ethik auf unbewiesenen Voraussetzungen und Lehrsätzen beruht und von Zeit und Ort abhängig ist in ihrer Geltung; da anderseits die sinnliche Empfindung gewiß und unzweideutig ist, so hat die ethische Norm sich der Empfindung anzupassen und nicht umgekehrt. Statt zu versuchen nach wandelbaren ethischen Grundsätzen die Sexualität einzurenken, möge man daran gehen, die Ethik, dieses Stiefkind des logischen Denkens, mit der stets siegreichen Wahrheit der Wollust in Einklang zu bringen, um es endlich lebensfähig zu machen. Otto Soyka.

* * *

Der Künstler im „Zukunftsstaat".

»Vergesellschaftung der Produktionsmittel« — das Wort schwirrt durch die Agitationsreden, -schriften und -versammlungen der »zielbewußten« Marxisten, als ob seine Verwirklichung gleichbedeutend wäre mit dem ewigen Heil der Menschheit, mit der letzten Glückseligkeit in allen irdischen Beziehungen. Man hat die von dichterischer Schönheit geweihte Messiaslegende »modernisiert«, man hat sie ihrer künstlerischen Reinheit entkleidet und an Stelle des Messias, des Heilands, der vom Himmel herniedersteigen soll, um die Welt vom Leide zu erlösen, ein wirtschaftliches Nützlichkeitsprinzip als Kreuz und Kirche vor den Blick der geknechteten

Menschheit gezeichnet. Den Glauben, den Aberglauben in seiner reinen Kindlichkeit hat man durch eine windige Wissenschaftlichkeit ersetzt, und statt des Bekenntnisses zur Hoffnung auf die dereinstige Befreiung durch himmlische Mächte, hat man der jeder Suggestion zugänglichen Masse die falsche Erkenntnis aufoktroyiert, auf Grund der von Karl Marx klüglich konstruierten »materialistischen Geschichtsauffassung« müsse laut Naturgesetz die Entwicklung der Dinge automatisch zum Heile, d. h. zur Vergesellschaftung der Produktionsmittel, führen . . .

Um meine eigene Auffassung vorweg zu nehmen: ich ziehe meine sozialistischen Forderungen viel weiter. Ich strebe den Kommunismus in seiner schroffsten Form an; ich wünsche die Vergesellschaftung nicht nur aller Produktionsmittel, sondern auch aller durch sie produzierten Produkte. Für ebenso wünschenswert wie die Gemeinschaft der Produktion, halte ich die Gemeinschaft des Konsums; ich verlange außer der freien Verfügung eines jeden über alle natürlichen und künstlichen Arbeitsmöglichkeiten auch das freie Genußrecht aller an allen überhaupt geschaffenen Produkten.

Marx, dessen Theorie der Beseitigung des Privateigentums auf nichts anderes hinausläuft, als auf die Verstaatlichung des Kapitalismus, entgleist überhaupt von dem sicheren Schienenstrang der ökonomischen Betrachtungsbasis in das steinerne Meer politischer Spekulation. Der Begriff des Staates, den sein Freund, der noch bösartigere Rabulist Friedrich Engels ganz richtig »die Exekutive der Besitzenden« nannte, wird von Marx in die sozialistische Gesellschaft wieder eingeschmuggelt, und aus der Verquickung der ganz unvereinbaren sozialistischen und demokratischen Ideen resultiert dann die öde Sensation des sozialdemokratischen »Zukunftsstaates«. Diese aus Irrtümern und Trugschlüssen geborene Verquickung veranlaßt Marx zu dem grotesken Unterfangen — und hier wird seine Theorie bewußt vergewaltigt —, die abenteuerliche sozialistische Republik in das Dogma der materialistischen Geschichtsauffassung miteinzubeziehen, also eine ganz willkürlich kombinierte politische Spekulation, die mit der Gestaltung der wirtschaftlichen Entwicklungen innerlich gar keinen Zusammenhang hat, mit einem kühnen Handgriff als naturnotwendige

Folgerung in ein, wenn auch logisch nicht haltbares, so doch scharfsinnig erdachtes philosophisches Gesetz zu zwängen.

Die Werbekraft des Zukunftsstaatsgedankens besteht nun darin, daß seine Verwirklichung, die mit etlichen Zugaben aus der persönlichen Phantasie ja immerhin möglich erscheinen kann, der werktätigen Masse fraglos eine gesicherte Existenz, vielleicht sogar einigen Luxus in der Lebenshaltung garantieren würde. Auch die Fürsorge für die arbeitsunfähigen Idioten, Krüppel, Greise, Frauen und Kinder hat der mit der christlichen Ethik der Masse wohlvertraute Marx bedacht. Vater Staat als einziger Arbeitgeber, als monopolistischer Ausbeuter, sorgt für ausgiebige Beschäftigung der Arbeitswilligen und übernimmt die Funktionen unserer Wohltätigkeits- und Versicherungsvereine in eigene Regie. Daß dadurch ein Beamten- und Bureaukraten-Regime geschaffen würde, gegen das etwa das Königreich Preußen ein wahres Findelhaus wäre, ficht natürlich die Masse der kommandogewohnten Arbeitsheloten nicht an. Ihr genügt zum Wohlsein und zur Zufriedenheit das allsonntägliche Huhn im Topf und das ihr von den marxistischen Pfaffen, dem Aufklärus, unentwegt suggerierte Bewußtsein, daß ihre, durch Arbeit den allgemeinen Interessen geleisteten Dienste ihr von der Allgemeinheit in gerechtem Verhältnis vergütet werden.

Damit aber rechnet die menschenfreundliche Lehre von der monopolistischen Ausbeutung und der Staatsbeamten-Plutokratie nicht, daß es außer den Idioten, Krüppeln, Greisen, Kindern und schwangeren Frauen immer noch andere, im medizinischen Sinne »arbeitsfähige« Individuen geben wird, die nicht geneigt sein werden, sich unter das zum Idol erhobene Do ut des-Prinzip zu fügen; daß manche Menschen sich mit der größten Leidenschaftlichkeit sträuben werden, die Produkte ihrer Tätigkeit einer aus Majoritätswahlen hervorgegangenen Instanz zur Wertabschätzung vorzulegen, um sich aus dem Ergebnis der Abstempelung die Größe des Huhns vorschreiben zu lassen, das sie in ihrem Töpfchen schmoren dürfen; daß es sogar verworfene Subjekte geben wird, die gar keine sinnlich wahrnehmbaren Produkte irgendwelcher Tätigkeit haben werden, für die sie sich einen Papierwisch ausstellen lassen können, der das heute übliche, viel handlichere Metallgeld ersetzen soll.

Schon daraus, daß diese »Schädlinge der Gesellschaft« gar nicht berücksichtigt werden, daß gar nicht geprüft wird, ob nicht ihre Sonderart eine Durchbrechung des ganzen Systems erforderlich macht, ergibt sich, daß der »Zukunftsstaat« als Institution gedacht ist, die eine Niedertrampelung aller individualistischen Regungen und eine Vergöttlichung des intellektuellen Durchschnittscharakters bedeuten würde, und die schon aus diesem Grunde von allen, denen die Förderung wahrer Kultur mehr wert ist, als die Verwirklichung eines höchst fragwürdigen Gerechtigkeitsprinzips, fanatisch zu bekämpfen ist.

Der Künstler — denn er kommt hier in erster Reihe als »Schädling« in Betracht — wäre in einem Staatswesen, das ihn der Möglichkeit der privaten Begönnerung beraubt, ohne Gnade der physischen und psychischen Vernichtung preisgegeben. Ihm wird zugemutet, seine Arbeit — d. h. sein persönlichstes Glaubensbekenntnis — als Ware dem Haufen der Mitmenschen feilzubieten, den »Wert« seiner Schöpfungen von einer Vertretung der kunstfremden »Mehrheit« abschätzen zu lassen und sich von berufsmäßigen Taxatoren die »Gemeinnützigkeit« seines künstlerischen Schaffens testieren oder aberkennen zu lassen. Und wenn sie ihm aberkannt wird, dann soll er sich womöglich dazu bequemen, »im Interesse der Allgemeinheit« seine Kunst schlafen zu heißen und Kloakenreiniger oder gar Schiedsrichter zu spielen.

Abgesehen davon, daß große Künstler, soweit die Geschichte einen Rückblick gestattet, von ihren Zeitgenossen sehr selten richtig gewürdigt wurden, und daß die im Zukunftsstaat zur vox dei gesalbte Volkesstimme ganz gewiß niemals im Stande sein wird, wahre Kunst zu erkennen; auch davon abgesehen, daß jeder Künstler Perioden der Unproduktivität kennt, und daß es Künstler — sogar ganz große — gibt und geben wird, die in ihrem ganzen Leben nie über die Intuition hinauskommen, deren Intuition aber, natürlich unrevidierbar, eine große Zahl gleichgestimmter Künstler befruchtet und Konzeption und Produktion erst ermöglicht: — abgesehen von dem allen ist der radikale Unterschied des Antriebes zu bedenken, der den Bürger zu einer gemeinnützigen Arbeit, den Künstler zu einer individuellen Lebensäußerung drängt.

Alle staatlichen Gemeinschaften werden auf Grund ethischer Übereinkommen geschlossen. Die Ethik, deren Macht sich am

stärksten erwiesen hat, die also ihre Bekenner in den Stand gesetzt hat, alle anderen Konventionen zu unterdrücken, zentralisiert die Gesamtheit unter den sich aus ihr ergebenden Gesetzen. Jede revolutionäre Bewegung ist das Aufbegehren einer unterdrückten Ethik gegen die herrschende. Die Ethik, die die heute geltenden Gesetze bestimmt hat, der wir uns also notgedrungen alle fügen müssen, wird von der werktätigen Masse, auf deren physische Kosten sie wirksam ist, unter dem Gesichtswinkel einer anderen Ethik bekämpft, die das unbedingte Recht der Mehrheit dekretiert und deren materielles Interesse als oberstes Gesetz über die Gesamtheit aufstellen will. Jede staatliche Zentralisation ist demnach das Resultat der Vergewaltigung einer Ethik durch die andere, jede Gesellschaftsordnung ist auf ethischen Prinzipien aufgebaut, und jedes Tun innerhalb der Rechtsgrenzen einer bestehenden oder zugunsten einer neu zu errichtenden Gesellschaftsordnung wird von ethischen Prinzipien geleitet. Ebenso wird jede Handlung aller Menschen von der ethisch erzogenen und ethisch handelnden und denkenden Masse von ethischen Prinzipien aus beurteilt.

Hier liegt die entscheidende Differenz zwischen Masse und Künstlern. Das Kennzeichen des Künstlers nämlich ist sein von Grund aus unethischer Charakter. Seine Handlungen, die Betätigungen seines Wesens, haben keinen ethischen, keinen Nutzzweck, sondern sind Selbstzweck. Jede Äußerung seines Wesens, sei sie eine künstlerische Produktion, sei sie ein Ausspruch oder eine irgendwie geartete Tat, geschieht ohne Einwirkung ethischer Tendenzen, ist ein persönlicher Stimmungsakt.

Damit ist nicht gesagt, daß ein Solidaritätsempfinden zwischen Künstlern und Volk ausgeschlossen sei. Ob es besteht oder nicht, hängt aber nicht von den Künstlern ab, sondern von dem kulturellen Niveau des Volkes. Die vorplatonische Zeit des alten Griechenland, gewisse Epochen der römischen Kaiserzeit, die mediceische Periode des sehr zu Unrecht geschmähten Mittelalters und in mancher Hinsicht das heutige Rußland beweisen, daß der Künstler unter bestimmten Kulturbedingungen für ein Volk von eminent sozialer Bedeutung sein kann. Wann der Künstler im sozialen Leben eine Funktion verrichten kann, das hängt nur von der ästhetischen Kultur eines Volkes ab. Die heutigen »Kulturländer«, vor allen Deutschland, sind wahrlich

nicht dazu angetan, die unethischen künstlerischen Elemente ihren ethischen Interessen nutzbar zu machen.

Daß die Organisation eines zentralistischen, demokratischen Staatsgebildes aus ethischen Gründen die Künstlerschaft gar nicht berücksichtigen kann, versteht sich daher von selbst. Schon Plato, der selbst ein Künstler aus dem Fundament war, betont in seiner »Πολιτεια« in richtiger Erkenntnis der ethischen Grundlagen jedes Staates, daß dem Künstler im Staate kein Raum gewährt werden könne. Am allerwenigsten wird das natürlich der sozialdemokratische »Zukunftsstaat« können, der den Masseninstinkten der Majorität nicht nur alle Entscheidungen über materielle Nützlichkeit oder Schädlichkeit einräumen, sondern ihnen sogar die geistige und seelische Wertabschätzung aller Menschen übertragen will.

Der Künstler wird durch alle diese Umstände naturgemäß in eine jeder Gesellschaftsordnung feindselige Stellung gedrängt Sein Selbsterhaltungstrieb führt ihn unweigerlich dezentralistischen, anarchistischen Tendenzen zu. Warum ich, der ich mich selbst als Künstler betrachte und dessen Solidaritätsgefühl sich im wesentlichen auf künstlerische Individualitäten beschränkt, diesen rein destruktiven Empfindungen die positive Forderung des kommunistischen Sozialismus an die Seite stelle, das will ich ganz klar, ganz brutal heraussagen: weil in der kommunistischen Gesellschaft der Künstler im weitesten Maße die Möglichkeit hat, der Parasit der ethisch gesinnten Gesellschaftsschichten wirklich zu sein, als der er in jeder Gesellschaftsinstitution ohnehin angesehen wird. Das »freie Genußrecht«, das unverkürzte Recht eines jeden an den Produkten der Gesamtarbeit, ist für mich der entscheidende Faktor, den Kommunismus als das Ideal einer Gesellschaftsform zu betrachten. Ich gestehe, daß ich mich damit in Gegensatz zu den maßgebenden Theoretikern des kommunistischen Sozialismus setze. Peter Kropotkin gibt ausdrücklich zu, daß diejenigen Individualisten, die auf Grund des freien Genußrechtes das Recht in Anspruch nehmen werden, sich ohne Gegenleistung an der Gesamtproduktion zu mästen, faute de mieux werden in Kauf genommen werden müssen. Aber eben wegen dieser wenigen Individualitäten, wegen dieser Schmarotzer, habe ich mich in die Kampflinie gestellt, und ich weiß nicht, ob ich nicht, hielte ich mich ausschließlich zur Wahrung der Interessen der Arbeiterschaft berufen – wäre es mir möglich,

das Wohl und Wehe der Künstler aus den Augen zu lassen —, den kollektivistischen Sozialismus dem kommunistischen vorzöge.

Der gegen den Kommunismus oft erhobene und immer wiederholte Einwand, er konstruiere eine Gleichheit aller Individuen, ist völlig hinfällig. Solange die Nivellierung der wirtschaftlichen Möglichkeiten von allen demokratischen Einflüssen ferngehalten wird, solange ist sie nicht nur kein Hinderungsgrund für die freie Entfaltung aller Persönlichkeiten, sondern fördert sie die Differenzierung der Individualitäten in der ausgiebigsten Weise. Grade die Gleichheit der ökonomischen Bedingungen, die der Mensch beim Eintritt ins Leben vorfindet, setzt ihn in die Lage, seinen persönlichen Anlagen und Neigungen entsprechend an der Produktion und seinen von den psychischen und intellektuellen Bedingungen abhängigen Bedürfnissen entsprechend am Konsum teilzunehmen. Es ist durchaus irrig zu glauben, daß, wenn jeder alles haben kann, jeder nach allem greifen wird. Auch der kapitalistisch erzogene Mensch unserer Tage findet nur das begehrenswert, was entweder seinen Bedürfnissen unentbehrlich ist, oder was im Preise so hoch steht, daß es der ärmere Nachbar nicht erwerben kann. Neidisch und begehrlich blicken wir nur auf die Dinge, die der Möglichkeit unserer Besitzergreifung entzogen sind.

In der kommunistischen Gesellschaft wird dem materiellen Neid so gut wie keine Nahrung mehr geboten. Das Streben nach Besitz wird sich also ausschließlich nach Neigungen und Bedürfnissen richten. Was heute Luxus heißt, weil es sich nur wenige leisten können; was also heute des guten Tons wegen die haben, denen es zumeist am übelsten ansteht, wird in die Hände derer fallen, deren inneres Wesen danach verlangt, und die Anhäufung von Kulturwerten in der Hand eines einzelnen wird sich im Verhältnis zu seiner seelischen und geistigen Höherwertigkeit gegenüber der Masse steigern. Die wirtschaftliche Nivellierung bringt also keine Versimpelung mit sich, sondern eine Differenzierung, wie sie in keiner anderen Gesellschaftsordnung denkbar ist. Für den Künstler aber bedeutet dieser Zustand die einzige Möglichkeit unabhängigen Schaffens und unabhängiger seelischer Entwicklung.

Trotz diesen günstigen Vorbedingungen zu künstlerischem Leben glaube ich keineswegs, wünsche auch nicht, daß zwischen Künstlern und Masse in der kommunistischen Gesellschaft eitel

Friedfertigkeit und gegenseitige Hochachtung herrschen wird. Im Gegenteil wird die Kluft viel tiefer klaffen als heute, wo viele Künstler durch Privatvermögen und, wie man erzählt, manche durch Mäcene (ich muß die Existenz dieser Fabelwesen wenigstens theoretisch zugeben), genug Möglichkeiten zur Bestreitung ihrer Lebensansprüche haben, um ihren natürlichen Charakter als Parasiten der Gesellschaft dem bürgerlichen Empfinden nicht deutlich werden zu lassen. Dieser Charakter tritt aber mit der Einführung des Kommunismus hell ins Licht. In einer Gesellschaft, die so wie die kommunistische lediglich auf der Ethik der gegenseitigen Hilfe basiert, verfällt derjenige, der sich dieser Ethik ostentativ entzieht, der einseitig, ohne sichtbare Aequivalente, die Bekenner der Ethik ausnutzt, und den man, ohne den ganzen Aufbau der Gesellschaft zu gefährden, materiell nicht strafen kann, ohne Erbarmen der sozialen Ächtung. In dieser von Natur gegebenen Notwehr liegt aber wiederum die Gewähr dafür, daß die Befürchtung ganz grundlos ist, der Kommunismus werde eine Armee wertloser Faulpelze heranzüchten, für deren Erhaltung der bessere Teil der Gesellschaft sich in unverhältnismäßiger Anstrengung werde abrackern müssen.

Nur ganz starke, nur intensiv künstlerisch veranlagte Naturen, sind so aller ethischen Instinkte, so alles sozialen Schamgefühles bar, daß sie die allgemeine Ächtung der Gesellschaft zu ertragen vermögen. Darauf gerade gründet sich mein künstlerischer Respekt vor den Kaschemmen und Landstraßen, daß ich hier Menschen weiß, die dem auf sie fließenden Speichel der Gesellschaft zum Trotz ihre Persönlichkeit den gebenedeiten Institutionen des kapitalistischen Staats entziehen. Tausendmal mehr wert als der im Kapitalistensold frohndende Fabriksarbeiter, ist mir der junge, kräftige Landstreicher, den ich vor einigen Jahren auf einer Walztour durch Mecklenburg traf, und der mir auf meine Frage, warum er nicht arbeite, antwortete: »So leben, wie ich leben möchte, kann ich weder als Arbeiter noch als Kunde. Hier bin ich aber wenigstens soweit mein freier Herr, als ich mich nicht von einem Ausbeuter schuhriegeln zu lassen brauche.« Dieser Mensch hatte mehr Künstlerblut in den Adern, als alle vom Berliner Hof protegierten Siegesallee-Kitscher zusammengenommen. Deshalb lasse ich auch einem starken, arbeitsfähigen Bettler, der meinen Weg kreuzt, viel lieber eine Spende zukommen, als einem Krüppel, weil seine Lebens-

art mir kein schwächliches Mitleid, sondern ehrliche Hochachtung vor wahrhaftem Protestantismus abnötigt.

Ich glaube aber, daß die richtige Formierung des Klassenkampfes, der sich heute als Kampf der Besitzlosen gegen die Besitzenden darstellt, daß die Formierung als Masse contra Individualitäten auch im eigensten Interesse der Masse selbst liegt. Wie viel vielleicht unerhört wertvolle Individuen mögen schon im Mutterleibe an Unterernährung zugrunde gehen! Wie viel Kinder mit den feinsten künstlerischen Anlagen mögen durch die unmenschliche Grausamkeit der Ausbeutung der Kindeskraft vorzeitig getötet oder doch intellektuell erdrückt werden! Wie viel starke Individualitäten werden durch den unsinnigen kapitalistischen Betrieb in falsche, ihrem Wesen ganz ungemäße Bahnen gedrängt und verkommen in Zucht- und Zwangsarbeitshäusern!

Auch in allen anderen Gesellschaftsschichten sind natürlich genug Ausnahmsmenschen, für die es sich lohnt einzutreten. Der Platz des Künstlers aber, dessen Temperament zur Mitwirkung an der Umgestaltung der Dinge drängt, ist im arbeitenden Volke. Bis zur Niederwerfung der kapitalistischen, bis zur Errichtung der sozialistisch-kommunistischen Gesellschaft hat Künstler und Masse einen Weg. Ist dieses Ziel erreicht, dann geht der Künstler seinen Weg weiter. Ihm schließen sich aus der Masse die individualistischen Naturen an, und der Halteplatz, auf dem das Volk, das nun nicht mehr ökonomisch getrennt ist, stehen bleibt, um seine ethische Pflicht der gegenseitigen Hilfeleistung aller zu einander zu erfüllen, ist für die kleine Minderzahl der künstlerischen Sondernaturen der Ausgangspunkt für die individuelle Entfaltung der seelischen Qualitäten. Die Vergesellschaftung der Produktionsmittel und weiterhin die Gemeinschaft des Konsums, das freie Genußrecht, ist also für den Künstler nicht der Zweck des revolutionären Kampfes, sondern erst das Mittel zum Zweck. Der Zweck aber ist, da der Künstler kein Zweckmensch ist, er selbst, die Entwicklung seiner Fähigkeiten und seines Temperaments, vor allem die weitestgefaßte Differenzierung seiner Persönlichkeit.

Daher vergibt sich der Künstler in seinem Werte garnichts wenn er sich in den Kampf stellt für eine radikale Umwälzung aller sozialen Einrichtungen; wenn er, den sich frommer Jungfrauenglaube, als weltfremden, in sich gekehrten Einsiedler vorstellt, mit Leiden-

schaft loswettert gegen den kapitalistischen Staat, der seinesgleichen tausendfältig im Keime erstickt, und wenn er noch wütender sich jenen in den Weg stellt, die einem »Zukunftsstaat« das Wort reden, der ihm, dem Träger aller Kultur, die letzte Möglichkeit zu freiem Atmen verstopfen, ihn zum Heloten einer verhaßten Ethik machen und so ihm und allen, die seiner Seele verwandt sind, den Lebensnerv abschneiden will. Erich Mühsam.

Hyazinthen.

Von **Detlev v. Liliencron.**

Vor mir auf dem Tisch stehn
Bläulichrote Hyazinthen.
Die krausen Sechsblättchen sind zurückgebogen.
Eine Geruchswelle wie von Leichen nach einer Schlacht,
Wie von Pestfeldern,
Kommt zu mir von den Blumen hergezogen.
Wie von dumpfen, trüben Trieben.
Gräßlich.

Da seh ich ein unendlich rührendes Bild:
Eine schöne, blasse, ernste junge Frau
Hat die Hyazinthen
Hart an ihre Brust gerissen.
Sie beugt die Stirn tief hinein,
Und schließt die Augen,
Und trinkt den Duft, wie aus einem Giftbecher,
Als ob sie den Tod ersehne.
Und sie öffnet die Lider
Und sieht visionär nach oben.
Dann schließen sich wieder die Lider.
Und auf ihnen gewahr ich
Feine, müde Äderchen.

Und noch einmal sah ich
Die bläulichroten Hyazinthen:
Ein heißer Julitag:
Ich gehe im Schatten eines Waldrands
In einem dicken Sandweg.
Die Aussicht nach der andern Seite
Ist versperrt durch ein Knick.
Eine Dame, ohne jede Begleitung,
Kommt mir im Paradegalopp entgegengeritten
Auf ihrem Hunter.
Als wir uns begegnen, bleib ich stehn
Und ziehe den Hut.
Und sie grüßt mich mit der Gerte,
Die sie senkrecht bis an die rechte Schläfe hebt,
Ihr Haupt zu mir neigend.
Ein Bündelchen Hyazinthen
Ist am Kopf der Gerte mit einem Bastbändchen
Festgenestelt.
Es ist dieselbe schöne, blasse, ernste junge Frau.
Und über alle die kleinen unschuldigen
Knick- und Waldrandblümchen weht,
Es ist nur wie die letzte Spur eines Hauchs,
Der fürchterliche Hyazinthenathem.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Wiener. Ausgleich hin — Ausgleich her. Glaubt man wirklich, daß der Graf Zichy und Herr Wekerle nicht bessere Manieren haben als die Hilfsbeamten und Greisler, die in Zuschriften an das ‚Deutsche Volksblatt' versichern, daß sie sich vor dem ungarischen Ministerium tadellos benommen haben, während die Minister und Delegierten »in einer geradezu empörenden und frechen Weise Fratzen und höhnische Gesten heruntermachten« und deren Damen »die Zungen vorstreckten«! Ein Magistratsbeamter unterzeichnet seine Zuschrift mit vollem Namen und gebraucht den Ausdruck »Judenblätter«. Wahrscheinlich einer jener Machthaber, deren Vorladung man Folge leisten muß, wenn es ihnen beliebt, einen wegen der »Militärtaxe« zu belästigen . . . Aus christlich-

sozialen Zuschriften: »Jetzt leistete sich einer am Fenster noch die Frechheit und spuckte ostentativ auf die Untenstehenden«. »Ostentativ« warf dann, wie der Schreiber zugibt, einer der Untenstehenden eine Handvoll Straßenkot hinauf. Ein Taschenmesser soll hinaufgeflogen sein? »Dies ist gänzlich unwahr; niemand sah ein Messer in der Luft fliegen und auch später konnte keines hinaufgeworfen worden sein, weil ja die Penster dann schon geschlossen waren.« Die Logik ist niederschmetternd. Der Herr weiß bestimmt, daß keiner der Tausende ein Messer fliegen sah. Das macht die Aussage der Delegierten, die es empfiengen, hinfällig. Die Fenster waren geschlossen. Trotzdem wird »von oben ein alter Stiefel mitten in die Menge hinuntergeworfen«. Ein Messer aber kann nur durch ein offenes Fenster fliegen. Daß dem Briefschreiber zum Schluß die Aussage entwischt: »Wir waren schon vorm Bankgebäude vorüber, als wir das Klirren eines gebrochenen Pensters vernahmen«, bringt sein christlichsoziales Gehirn nicht aus der Fassung . . . Die magyarischen Minister und Delegierten mögen eine kulturverlassene Horde sein. Gegen eine Gesellschaft, die Straßenkot oder gar das ‚Deutsche Volksblatt' in die Hand nimmt, darf man sie noch immer in Schutz nehmen.

Standesperson. Der Bürgermeister der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien hat an die Teilnehmer der Automobil-Wettfahrt eine Ansprache gehalten, die mit den Worten begann: »Fürsten, Grafen, Barone, meine Herren Vone und ohne Vone!« »Sie haben«, sagte der Bürgermeister, »einen mächtigen Förderer in dem Statthalter von Niederösterreich. Seine Exzellenz ist als Graf natürlich Automobilist und er fährt sogar zu den Hoffesten mit dem Automoperl.« »Der einzige, der gekränkt ist«, sagte der Bürgermeister, »ist der Polizeipräsident, mein lieber Freund, den Sie auch hier sehen können. Der wird von einem Schrecken in den andern gejagt. Zwei Tage lang hat er Angst gehabt wegen der Anarchisten, und jetzt hat er Angst vor den Automobilisten.« Ferner sagte der Bürgermeister: »Lassen Sie in meiner Vaterstadt so viel Geld da, als Sie überhaupt haben, und wenn es Ihnen ausgeht, so telegraphieren Sie nach Hause: »Lieber Vater oder liebe Frau Mutter, ich brauche Geld!« — »Stürmische Heiterkeit« verzeichnete der Bericht der christlichsozialen Presse bei jeder Stelle der Rede. Aber von stürmischer Heiterkeit erzählen auch die liberalen Blätter, wenn die Herren Treumann und Natzler vor dem Publikum erscheinen. »Was ist das alles gegen Girardi!«

Literat. Georg Brandes in Kopenhagen, als Essayst viel flacher und darum noch viel berühmter als etwa Ludwig Stein in Bern, aber sicherlich der bewährteste Literaturagent, schreibt in der ‚Neuen Freien Presse' über »Ibsens Weltruf«. Er beweist, daß Ibsen nicht nur auf dem nordischen Platz bekannt war, sondern seit Jahren auch nach dem Ausland exportiert hat. Wenn man das Feuilleton überblickt, stechen einem bloß Länder- und Städtenamen in die Augen: »In Österreich wie im Deutschen Reich . . . In England . . . In Nordamerika . . . Petersburg, Warschau, Prag und Budapest . . .« In derselben Nummer der ‚Neuen Freien Presse' nennt Herr Raoul Auernheimer Wedekinds »Erdgeist« einen »geistvollen dramatischen Ulk«. »Schon die Bezeichnung Tragödie«, meint er, »ist höchst scherzhaft, und bei dieser Gelegenheit von neuer Dramatik zu sprechen ist ebenso unsinnig wie die pathetische Verallgemeinerung der Lulu: ‚Das ist das Weib'. Daß dies das Weib ist, das glauben wohl nur noch aufgeregte Gymnasiasten in der Provinz.« Die abgeklärten Börseaner in der Großstadt sind längst davon überzeugt, daß der wahre Frauenpsycholog Herr Auernheimer ist.

Christenmensch. In den ‚Mödlinger Bezirksnachrichten', dem »christlich-sozialen Organ für Mödling, Ebreichsdorf und Liesing«, das Herr Hans Arnold Schwer herausgibt, wird eine Ibsen-Feier besprochen, die im Mödlinger Theater abgehalten wurde. »Das Theater war fast leer«, bemerkt das Blatt. »Nun? Wir schließen daraus, daß das Interesse für Ibsen in Mödling nicht allzu groß ist.« Das Mödlinger Publikum suche »nicht hohe künstlerische Genüsse, sondern Unterhaltung«. »Der Vogelhändler« sei »bei vollem Hause und reichem, lautem Beifall gegeben« worden. Und erst »Klein Dorrit« von Schönthan! »Das ist was Feines, Liebes, Lustiges und doch zugleich auch Ernstes, Bildendes. . . Durch das ganze Stück weht jene köstliche gesunde Luft, die leider den meisten modernen Stücken fehlt, jene gesunde Luft, in der es einem gewöhnlichen Christenmenschen behagt.« Von Ibsen aber, der im Feuilleton gewürdigt wird, heißt es: »Er kritisierte die Ehe, zwar nicht die echt christliche, sondern die gewöhnliche, romantische, die in Küssen besteht und Umarmungen«. »Uns Christen sollte er (Ibsen) nichts zu sagen haben; wir dürfen beruhigt die Wege gehen, die uns Christus und die Kirche weisen«. Franz v. Schönthan nicht zu vergessen! Am Rande der Seiten dieses Christenblattes liest man: »Mitbürger! Boykottiert alle ungarischen Erzeugnisse!« »Mitbürger! Stellt in Euren Geschäften keine Magyaren als Angestellte an!« »Mithürger! Kauft keine ungarischen Weine!« »Mitbürger! Vergeßt nie, daß Magyaren die Deutschen ‚Hunde' nannten!« »Mitbürger! Kauft kein ungarisches Mehl!« . . . O, du mein Niederösterreich!

Andersgläubiger. Ein Prager Leser schreibt: Als vor kurzer Zeit in Wien und Prag das falsche Gerücht umging, Dr. Lueger sei tot, war ich unfreiwilliger Zeuge des folgenden Gespräches in einer Rasierstube: »A: Wissen Sie was Neues ist? — — — Lueger ist tot. — B: Was Sie nicht sagen, tot ist er? — A: Ich sage Ihnen, er ist tot. — B: Sagen Sie mir, ist er einmal tot oder zweimal? — C: Leider nur einmal. (Gelächter). — A: Wissen Sie, was ich bedaure? Daß er ist so plötzlich gestorben. Ich hätt ihm gewünscht, er soll Jahre lang krank sein. — So einen Tod verdient der Mann nicht. Wissen Sie was der Mann war? — — — Eine Bestie, ich sage Ihnen eine Bestie. . . . Ich sage Ihnen, vor lauter Freud möcht ich heut noch nach Wien fahren. — B: Jetzt ist der Antisemitismus fertig! Was fängt er an ohne ihn? — A: Wissen Sie, ich kann mir denken, daß man ist Antisemit aus Überzeugung, das heißt man hat Pech gehabt mit die Juden, man ist bei ihnen um's Geld gekommen. Aber sagen Sie mir, was für einen Grund hat er gehabt, Antisemit zu sein?« —

Sachverständiger. Ein Mordprozeß: »Bezüglich des Knopfes sagen die Experten, daß derselbe nach genauer mikroskopischer und chemischer Untersuchung als gewaltsam abgerissen und nicht als abgeschnitten bezeichnet werden müsse. Wann dies geschehen sei, können die Experten nicht angeben.«

Scherenschleifer. Die ‚Deutsche medizinische Wochenschrift' (Berlin, 31. Mai) schreibt: »In der Wiener Ärztekammer, die seit ihrem Bestande die Zeitungsreklame verbietet, wurde vor einiger Zeit von gar zu liberaler Seite die Frage aufgeworfen, ob es denn nicht zeitgemäß wäre, die anständige Reklame zu erlauben. Darob große Debatten, gelegentlich deren sogar der Schriftführer der Kammer seine Stellung niederlegte, da er sich für das Annonzieren innerhalb gewisser Grenzen erklärte und es daher mit seinem Gewissen nicht für vereinbarlich hielt, weiterhin im Ehrenrat, dem er als Schriftführer der Kammer eo ipso angehören muß, annonzierende Ärzte zu verfolgen. Die Kammer lehnte im Plenum die Aufhebung des Annonzenverbotes ab. Mittlerweile war aber doch etwas von den heftigen Debatten in der Kammer durchgesickert und ausländische politische und medizinische Blätter wußten zu vermelden, daß eine Aufhebung des Annonzierverbots bevorstehe. Eine besonders schlaue Wiener Zeitung, der im gewissen Sinne ein medizinisch-chirurgischer Charakter nicht abzusprechen ist, da sie sehr viel mit der Schere operiert, wollte den

guten Wind rasch ausnützen und schickte an eine große Reihe von Ärzten eine Einladung, bei ihr zu inserieren; sie wollte einen eigenen ‚Ärzte-Anzeiger' in ihren Spalten etablieren. Um nun die Ärzte zu fangen, legte sie ein Muster ihres projektierten Anzeigers bei, indem sie die Annonze von 21 bekannten Wiener Ärzten vorgedruckt hatte, wodurch der Anschein erweckt wurde, als ob diese 21 Ärzte die Annonze im Wiener Journal bereits aufgegeben hätten. Exempla trahunt! Die Sache wurde aber ruchbar, und die Ärzte erfuhren von dem wenig ehrenbringenden Mißbrauch ihres Namens. Die Folge davon war, daß einzelne von den 21 Opfern gegen das Journal eine Ehrenbeleidigungsklage einreichten, weil durch die Aufnahme des Namens, der Adresse und der Ordinationsstunden in das Anzeigenmuster sowohl bei Laien als bei Ärzten die Meinung erweckt worden sei, daß die Ärzte den Insertionsauftrag bereits erteilt haben oder daß sie sich wenigstens bereit erklärt hätten zu annonzieren; da aber die ärztliche Annonze als standeswidrig und unanständig gilt, so bringe das Anzeigenmuster den als Beispiel dienenden Arzt in den Verdacht, eine gegen die Ehre und das Ansehen des Ärztestandes verstoßende Handlung begangen zu haben, und sei geeignet, ihn in den Augen der Ärzte und in der öffentlichen Meinung herabzusetzen und verächtlich zu machen.«

Volkswirt. »Auf Lombarden wurde heute der 4 prozentige Kurszuschlag festgesetzt. Der Börsevorstand setzte eine siebengliedrige Kommission ein behufs Regelung der Fälschung von Stempel auf Lombarden.« Also meldet die ‚Wiener Allgemeine Zeitung' am 1. Juni 1906.

Sammler. Eine Originalnachricht des ‚Neuen Wiener Journals' vom 11. Juni: »Der stärkste Firmtag war der Pfingstsonntag, an dem allein 8300 Kinder, darunter auch mehrere Erwachsene, gefirmt wurden«.

Hebamme. Eine der interessanten Persönlichkeiten des geistigen Wien ist Herr Dr. Julius Gans von Ludassy. Ihm verdanken wir ein Feuilleton »Die Naive und ihr Kind«, das er im ‚Berliner Tageblatt' (13. Juni) veröffentlicht hat. Ludassy weiß der merkwürdigen Tatsache, daß eine Wiener Burgschauspielerin ein Kind bekommen hat, die feinsten Pointen abzugewinnen. Er beginnt mit Maria Theresia, die einst dem Burgtheaterpublikum zurief: »Der Poldl hat an Bub'n krigt!« »Seither ist manches Jahr ins Land gegangen«. »Vieles hat sich verändert.« Eine ähnliche Szene, meint Ludassy, wäre heute sehr unwahrscheinlich. »Aber immerhin, eine gewisse Veranlassung wäre

vorhanden.« »Herr Direktor Schlenther könnte sich im Nachtgewande, das edle Haupt mit einer anmutigen Zipfelmütze gekrönt, in der Direktionsloge zeigen und den versammelten Scharen in dem unverfälschtesten Berlinisch zurufen: ‚Det kleene Röschen hat 'n Jöhr jekriegt!'« Damit schließt die Einleitung. Zweiter Absatz: »Ja, die Naive des Burgtheaters hat einen Buben.« Und Ludassy erzählt — mit herzhaftem Eingriff ins Privat- und Familienleben —, wie das geschehen ist. Ludassy weiß Alles. Sogar, daß der Kleine 3 Kilo schwer ist. »Was wird er werden?« »Ein Schauspieler? Ein Soldat? Wer weiß es! Des Menschen Schicksalswege sind oft kraus.« Der Vater war Offizier. Er mußte, da er sich mit einer Schauspielerin verbinden wollte, quittieren. Wie drückt das Herr Ludassy aus? »Amor hat ihm den Säbel entwunden.« Er besuchte die Universität. Wie sagt Ludassy? »Weg mit der Taktik, weg mit der Strategie! . . . In Kürze stülpt er auf das blonde Haupt, das so lustig den Tschako getragen, den Doktorhut.« Die Mutter ist eine Naive. »Gewiß, sie wird auch die Mutterrolle, die sie übernommen hat, mit jener Innigkeit durchführen, die sie kennzeichnet« . . . Julius Gans von Ludassy ist am 13. April 1858 in Wien geboren, steht also jetzt im 48. Lebensjahr.

Spitzel. Schmock versprach uns einmal spanisch zu kommen. In der Bombenaffaire von Madrid hat er sich bewährt. So stolz ist kein Spanier wie der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' auf sein Abenteuer, über das er unter dem Titel »Ein persönliches Erlebnis« den Wiener Lesern berichtet. Aus dem blödsinnigen Zeug ist nur zu entnehmen, daß er dem Täter auf der Spur zu sein glaubte. Wie stolz er auf seine Häschermission ist, geht aus der folgenden Stelle seines Berichtes hervor: »Bei der Tür standen zwei Polizisten, von denen einer mich ersuchte, ihm einen Wink zu geben, falls ein Unberufener eintreten sollte. Dies tat ich bei einem Individuum auch, welches sofort abgeschafft wurde.« Um die Sicherheit in Spanien muß es schön bestellt sein, wenn die Spezialkorrespondenten der Wiener Blätter Polizistendienste leisten! Wir erfahren, daß unser Schmock ganze Verhöre vornehmen durfte. Natürlich war die »Aktion« eine dumme Wichtigmacherei. Oder ein Konkurrenzmanöver? Der Herr hat nämlich einen deutschen Journalisten als Attentäter verdächtigt. Und just einen Mitarbeiter des ‚Neuen Wiener Tagblatts', der sich nun auch über sein »persönliches Erlebnis« vernehmen läßt. Er hatte sich dem Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' vorgestellt, um durch dessen Vermittlung Zutritt zu den Festlichkeiten zu

erhalten. »Dieser Korrespondent hatte nun den unerklärlichen Einfall, daß am Ende ich, als der Herr, der ihn um Vermittlung einer Karte ersuchte, der Attentäter gewesen sein könnte«. Auch uns drängt sich ein Verdacht auf: daß der Konkurrenzkampf zwischen den Herren Benedikt und Singer auf spanischem Boden ausgetragen werden sollte. Der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' hat sich blamiert, kommt sich aber großartig vor. Tiefsinnig bemerkt er am Schluß seiner grotesken Schilderung: »Konnte man da untätig bleiben? Nur durch Verfolgung jeder Spur, selbst der untrüglichsten, ist der Anarchismus mit Erfolg zu bekämpfen.« Und die neueste Errungenschaft dieses Kampfes ist die Kreierung eines neuen staatserhaltenden Typus: des Schmockspitzels."

Armer Kunrad. Ich erhalte die folgende Zuschrift: »Wien, den 12. Juni 1906. An den verantwortlichen Redakteur der ‚Fackel' Karl Kraus, Wien. Mit Berufung auf § 19 des Preßgesetzes fordern die unterzeichneten sämtlichen Redakteure des ‚Neuen Wiener Journal' die nachstehende Berichtigung der in Nr. 205 auf Seite 28 der ‚Fackel' enthaltenen Behauptungen: Es ist unwahr, daß selbst die Angestellten dieser Kompagniefirma von dem Urteil befriedigt sind, und Ihnen schon nach dem Vorfall — mündlich und schriftlich — ihre Sympathien ausdrückten und Sie seit Jahren bitten, von ihrem Broterwerb bei dem Blatte nicht auf ihre Gesinnung zu schließen. Wahr ist vielmehr, daß keiner von den Unterzeichneten Ihnen mündlich oder schriftlich seine Sympathien ausgedrückt, oder Sie gebeten hat, von seinem Broterwerb beim ‚Neuen Wiener Journal' nicht auf seine Gesinnung zu schließen. Die Gesamtredaktion: Alfred Deutsch-German, Norbert Ehrlich, Emil Eisler, Otto Fein, Max Foges, Balduin Groller, Ludwig Freiherr v. Poyßl, Willibald Riedl, Alfred Schik v. Markenau, Dr. Alfred Schwoner, Stefan Skrein, Ottokar Tann-Bergler, Alex. Engel, Leop. Jacobsohn.«

Das Berichtigungsgesetz verlangt, daß ich die Adresse des »armen Kunrad«, an die die folgenden Zeilen gewiß nicht gerichtet sind, mitschleppe. Der arme Kunrad, dessen Zeugenschaft in meinem Prozeß in Nr. 205 beiläufig gewürdigt war, kann für die voranstehende Berichtigung nicht das geringste. Ich mußte sie nicht drucken. Weil die Legitimation der vierzehn Herren bestreitbar ist. Weil ich gar nicht behauptet habe, daß diese Herren all das getan haben, was sie ableugnen. Und weil die Berichtigung den Text meiner Behauptung lückenhaft zitiert: ich habe nicht von dem »Broterwerb bei dem Blatt«, sondern von dem Broterwerb bei dem Dreckblatt gesprochen. Trotzdem bringe ich die Zuschrift. Weil sie meine Behauptung bekräftigt, daß die Rücksicht auf den Broterwerb bei dem Dreckblatt manches

vermag, was die Gesinnung nie vermocht hätte. Sie hat diese Berichtigung zustande gebracht. Und das ist mehr, als ich den Herren zugetraut hätte. Herr Lippowitz hatte es bei keinem seiner Redakteure durchsetzen können, daß er über den gegen mich verübten Gewaltakt juble. Herr Lippowitz mußte einen Reporter energisch dazu auffordern. Das ist eine Tatsache, die nicht aus der Welt zu schaffen ist. Ich lobte die Leute des Herrn Lippowitz dieser Haltung wegen. Das vertragen sie schon nicht und beugen sich dem Wunsche ihres Chefs, daß in der ‚Fackel' festgestellt werde, sie seien mir doch nicht so gewogen, wie ich geglaubt habe. Ich bin zerschmettert. Raffe mich aber doch auf, das Folgende zu erklären. Daß ich just die vierzehn Herren, die jetzt im Dienste des Herrn Lippowitz als Schreiber oder Zuschneider tätig sind, gemeint habe, steht nirgends geschrieben. J. J. David, der Novellist, der einst das Jammerlos erdulden mußte, für Herrn Lippowitz zu leitartikeln, jedenfalls der namhafteste Mitarbeiter, den das ‚Neue Wiener Journal' je gehabt hat, hat mich wiederholt seiner Sympathien versichert, mich wiederholt gebeten, von seinem Broterwerb beim ‚Neuen Wiener Journal' nicht auf seine Gesinnung zu schließen. Er und andere Mitarbeiter des Blattes — interne und gelegentliche — haben mir wiederholt bedeutet, daß ich ja gar nicht wisse, »wie recht« ich habe; daß mein Urteil begründet sei, mein Fehler bloß mangelhafte Information; wenn sie reden könnten u. dgl. Aber auch mancher der vierzehn jetzt noch von Herrn Lippowitz abhängigen Herren hat eine gute Meinung von mir. So schätzt er zum Beispiel meine Diskretion und ist felsenfest davon überzeugt, daß ich ihm jetzt nicht durch deutlicheren Hinweis und durch genauere Angabe der Umstände, unter denen er mich seiner Sympathien versichert hat oder versichern ließ, schaden werde. Er soll sich nicht in mir getäuscht haben. Und wenn der oder jener in der Berichtigung erklärte, er hätte mir seine Verachtung ausgedrückt, ich würde den Druck, unter dem solche Erklärung zustande kam, begreifen und keinem, dessen öffentliche Meinung anders als die private klingt, wehe tun. Es fällt mir also nicht ein, auf jenen unter den vierzehn besonders hinzuweisen, der vor allen möglichen Leuten, von denen er wußte, daß sie mir's zurücksagen, seine Entrüstung über die Tat, seine Befriedigung über das Urteil bekundet und geseufzt hat: »Wir sind ja alle für den Kraus. Er sollte nur so gerecht sein, uns nicht verantwortlich zu machen, und zwischen unserer Gesinnung und dem Broterwerb bei dem Mistblatt unterscheiden!« Ich bin so gerecht und unterscheide. Und es fällt mir

nicht ein, den Mann beim Namen zu nennen, der mich bei jeder literarischen Gelegenheit mit Komplimenten überhäuft. Mündlich. Vor seinem Eintritt ins ‚Neue Wiener Journal' auch schriftlich. Ich möchte darauf schwören, daß er über den Vorfall empört, von dem Urteil befriedigt war. Es fällt mir auch nicht ein, zu verraten, welcher der Herren mich als Angestellter des Herrn Lippowitz — freilich, ehe er mich im Auftrag seines Chefs mit der Hundspeitsche bedrohte — schriftlich seiner ‚Fackel'-Bewunderung versichert hat. Und es fällt mir nicht einmal ein, den Namen jenes Mitarbeiters des ‚Neuen Wiener Journals' preiszugeben, der eine Familienähnlichkeit mit einem der unterzeichneten Namen hat und der unter einem sieben Seiten langen Briefe stand, aus dem ich die folgenden Stellen zitiere: »— — Eine solche Niedertracht, Ihnen so entgegenzutreten, veranlaßt mich, mit vollem Namen für Sie Partei zu ergreifen. Obwohl Sie unser Unternehmen vor einem Jahr angegriffen haben, so beuge ich mich vor Ihrer genialen Feder . . . Nochmals, Herr Kraus, obwohl Sie unser Unternehmen (mit Recht!) angegriffen haben — bitte ich Sie um eine Unterredung.« Ob der Mann unter dem »Unternehmen« ein Münchener Blatt, für das er geschrieben hat, oder das ‚Neue Wiener Journal' verstanden wissen wollte, geht aus dem Brief nicht hervor. Ich weiß ferner nicht sicher, ob die Namensgleichheit auch auf eine Gesinnungsverwandtschaft mit einem der Berichtiger schließen läßt. So viel aber ist mir jetzt klar: Ich hatte behauptet, daß die Mitarbeiter des ‚Neuen Wiener Journals' eine anständigere Gesinnung haben als ihr Chef. Und nun berichtigen sie, daß dies nicht wahr sei. Das hab' ich jetzt davon.

Nachbarin. Die Redaktion des ‚Extrablatts' befindet sich in der Berggasse, und das Bordell der Frau Riehl in der Grünethorgasse. Die freudnachbarlichen Beziehungen haben plötzlich einen Riß bekommen. Warum, wieso, weiß man nicht. Einen Hinauswurf der Gesamtredaktion muß man nicht annehmen. Auch nicht dem Gerücht trauen, daß der Herr, der seit Tagen der Administration des ‚Extrablatts' durch seine »Enthüllungen« zu einem Bombengeschäft verhilft, zu den Enthüllungen innerhalb der Gemächer der Frau Riehl nicht mehr zugelassen worden sei. Billigen wir also dem Blatt getrost ein edles Motiv zu, nämlich Gewinnsucht. Natürlich habe ich nicht das geringste dagegen einzuwenden, daß eine habgierige Kupplerin wegen maßloser Ausbeutung ihres Personals gepackt wird. Nur daß das ‚Extrablatt' jetzt das Geschäft machen soll, will mir nicht

eingehen. Und ist es der Weg der Befreiung, den die armen Mädchen gehen, wenn sie sich aus der Nachtredaktion der Riehl in ein Bordell der öffentlichen Meinung flüchten? Ich glaube, daß die Einrichtung der Freudenhäuser mit all ihrem Mißbrauch der wirtschaftlichen und körperlichen Sicherheit tiefer in der Gesellschaftsordnung wurzelt als die Einrichtung der Zeitungsbureaus mit ihrem Mißbrauch der wirtschaftlichen und geistigen Sicherheit. Die Prostituierten der öffentlichen Meinung müßten sich von den Verlegern nicht so schamlos ausbeuten lassen, wie es täglich geschieht. Aber daß die Huren des Leibes von den Koberinnen mißhandelt und begaunert werden, verlangt jene liebe Weltordnung, die die Freudengabe mit dem Brandmal der Verachtung belohnt. Der Weizen wucherischer Erpressung blüht, wenn Staat und Gesellschaft den Geschlechtsverkehr in das dunkle Gebiet anrüchiger Verschwiegenheit weisen. Und nur die Gehirnweichheit kann sich über die Abschlachtung einer Prostitution entrüsten, die sie selbst wehrlos dem Henker ans Messer geliefert hat. »Humane« Bordellbesitzerinnen wären ein Auswurf der bürgerlichen Gesellschaft . . . Frau Riehl ist Inhaberin eines Hauses, das die liebe Behörde als »Kleidersalon« toleriert hat. Aber die Heimarbeiterinnen haben es nicht besser, die jeder ungehobelte Polizist von der Straße weisen oder vom Fenster jagen kann. Die wucherische Bordellwirtin ist ein Hilfsorgan der Behörde, ein Exekutivorgan der bürgerlichen Sittlichkeit. Daß eine Redaktion, die junge Männer zwingt, dem schmutzigsten Sensationsbedürfnis des Publikums zu frohnden, eine Kupplerin »Seelenverkäuferin« nennt, ist vermessen. Der Fahrlässigkeit der Behörde haben es die Zeitungssalons zu danken, daß ihre Insassen nicht hinter Milchscheiben ihr Handwerk verrichten müssen. Jede Wiener Kupplerin ist sympathischer als jeder Wiener Chefredakteur, hat mindestens mehr Humor als Herr Julius Bauer. Freilich wenn den Mitarbeiterinnen der Frau Riehl von dieser und von der verantwortlichen Redaktrice Pollak übler mitgespielt wurde, als es die bürgerliche Moral verlangt, wird die Behörde einzuschreiten haben. Und zwar ohne Zögern und ohne jene verdächtige Konnivenz, die es den Beschuldigten ermöglicht, die Zeugen rechtzeitig zu präparieren. Daß die Redakteure des ‚Extrablatts' im Hause Riehl nicht mehr verkehrten, muß den amtlichen Eifer nicht spornen. Aber er darf auch nicht erlahmen, weil Polizeibeamte dort gern gesehen waren . . .

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda und Siegel. Wien. III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Im Verlage „Die FACKEL" sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität

Preis jeder Broschüre 40 h, portofrei 50 h.

DIE FACKEL

erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel',
Wien, IV. Schwindgasse 3 (Telephon 7857, Postsparkassen-Konto Nr. 57.884)
als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	K 9.—
» »	18 » »	» 4.50
» das Deutsche Reich,	36 » »	» 10.50
» » » »	18 » »	» 5.25
» die Länder d. Weltpostv.,	36 Nummern, portofrei	» 12.—
» » » »	18 » »	» 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl v. Nummern.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 205, 11. Juni): Ibsen. Von Karl Hauer und Karl Kraus. — Schriftsteller Ibsen und Baumeister Solneß. Von Frank Wedekind. — Märchen des Lebens. Von Peter Altenberg. — Unverantwortliche Gedichte von Paul Scheerbart. — Antworten des Herausgebers (Wilde und der Gefängnisaufseher Martin; Sonnenthal; Nachtlicht).

Krondorfer natürlicher alkalischer **SAUERBRUNN**
CARL GÖLSDORF k.u.k. Hoflieferant
Karlsbad, Budapest V, Wien IX. Krondorf, Berlin.

Herren-Anzug . . . . . K 30.—
Knaben-Kostüm . . . . . K 12.—
Herren-Ueberzieher . . . . . K 24.—
Knaben-Bordjacke . . . . . K 13.—
Mädchen-Kostüme und Jacken.

KLEIDERHAUS
M. NEUMANN
k. u. k. Hof- Lieferant
WIEN, I. KÄRNTNERSTRASSE Nr. 19.
Illustrierte Kataloge gratis u. franko.

ANNONCEN
für sämtliche
ZEITUNGEN
und
KALENDER
der Welt
besorgt
bestens und billigst
die
ANNONCEN-EXPEDITION
EDUARD BRAUN
WIEN, I.
Rotenturmstrasse Nr. 9.
Zeitungs- und Kalenderkatalog für Inserenten gratis und franko.

Im Verlage „DIE FACKEL" sind unter anderem erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Karl Kraus:

Sittlichkeit und Kriminalität

Irrenhaus Österreich
(Die Affaire Coburg)

Der Fall Hervay

Die Kinderfreunde
(Zum Prozess Beer)

Preis jeder Broschüre 40 h, portofrei 50 h.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Karl Kraus.

Nr. 207. 23. Juli 1906 VIII. Jahr

Ausgabe nach der Konfiskation.

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Im Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 30 Pf

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL', IV. Schwindgasse 3.

VITA

REINSTE
NATÜRLICHE
NATRON-QUELLE

Die „Vita-Quelle" wirkt vorzüglich bei harnsaurer Diathese, Gicht, Rheumatismus und Blasenleiden. In überraschender Weise behebt sie die hartnäckigsten Magenkatarrhe, beseitigt prompt das peinigende Sodbrennen und ist ein Stoffwechsel-Regulator von höchster Vollkommenheit. Vorrätig in allen Apotheken und Depots.

Generalvertrieb durch die Mineralwasser-Großhandlung

S. Ungar jr., k. u. k. Hoflieferant, Wien I.

Jasomirgottstraße 4.

Prospekte, Analysen und Beschreibungen gratis und franko.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801), versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

Nach diesem Hefte tritt im Erscheinen der „FACKEL" voraussichtlich eine längere Sommerpause ein.

Ausgabe

nach der

Konfiskation.

Die Fackel

Nr. 207 WIEN, 23. JULI 1906 VIII. JAHR

Spiegel sterbender Welten.

Von Karl Hauer.

Von den drei Büchern, deren eminent kulturpsychologischen Sinn und Zusammenhang ich in den folgenden Studien klarlegen möchte, schildert jedes in ganz verschiedener Weise das Ende einer ungeheuren Epoche, den Zusammenbruch einer unermeßlichen Kultur, das Sterben einer Welt.

Im sogenannten »Satyrikon« zeichnet Petronius mit heiterer, überlegener Kunst das Fernbild eines Untergangs, den Beginn des großen Sterbens der Antike. Die Keime des Todes mehren sich zur Zeit des Petronius bereits im Riesenleibe der römischen Welt und diese fühlt auch schon ihr unaufhaltsam sich vollendendes Geschick; aber die Angst ist noch dunkel und unbewußt, ihr dumpfes Pochen ist noch unhörbar und ihre Larve ist eine sorglose Ausgelassenheit. Nur ist diese Sorglosigkeit etwas schauspielerisch und betont, und diese Ausgelassenheit etwas gierig. Der Rhythmus des Lebens und des Genusses ist merkwürdig hastig, wie von geheimen, unsichtbaren Stacheln gespornt, und wird immer hastiger, verändert sich unaufhörlich und verzerrt sich endlich zum Krampf des Sterbens . . .

Der mystisch-glühende Sklavensinn des Orients fand Einlaß durch tausend Kanäle und vergiftete das kalte, stolze Herz des Römers, das dekadente, nihilistisch-spekulative Griechentum schlich sich tief in seinen Geist, unaufhaltsam zuströmendes asiatisches und afrikanisches Gesindel zehrte an seiner Kraft, die vergrabene christliche Propaganda organisierte das zahllose Sklavenvolk zum Aufstand, nordische Barbarenhorden vollendeten das Werk der Zerstörung — — und aus dem Schutt des Imperiums erwuchs sehr langsam das Rom der Päpste und dehnte sich, die kühne Synthesis von Orient und Okzident, zum Wunderbau der Kirche des Mittelalters . . . . Aber nur der Leib des Heidentums ist be-

graben. Was dem Menschen einer lichteren Zeit göttlich und heilig war, ist nun unreine Lust, Sünde und Satan. In Satans Gestalt entsteigt die Seele des Heidentums dem Grabe und ringt als der »böse Feind« mit dem Christusreiche. Und Satan triumphiert! Die kirchliche Allmacht liegt am Ende dieser Epoche in Agonie, der Widersacher verwirrt mit entsetzlichem Wahne die Seelen der Getreuen, die kasteiten Leiber brechen, vom Versucher bewohnt, nieder, die epidemische Hysterie, die schrecklichste Seuche des Mittelalters, rast mit unerhörter Macht durch die Lande und die Besten und Stolzesten der Menschen werden unbegreifliche, erschreckende Monstra. In der Geschichte des Gilles de Rais, des »Marschalls des allerchristlichsten Frankreich«, des Beschützers der Jungfrau von Orléans und Kindermörders größten Stils zeigt uns Huysmans in »Là-bas« mit der kühlen, unfehlbaren Kennerschaft des Spezialpsychologen und mit der Schilderungskunst des großen Impressionisten das N a h b i l d dieses Einsturzes, den unmittelbaren Todeskampf des Mittelalters. Und in der Umrahmung dieser Geschichte, die das Fortwuchern des Satanskultes bis in unsere Tage schildert, hören wir gleichsam noch die letzten schattenhaften Schemen des Mittelalters verröcheln . . .

Als letztes Vermächtnis des Altertums war – über das Mittelalter hinaus – die Ungleichheit von Mensch und Mensch und die Idee des absoluten Herrschertums geblieben. Die hierarchische Kirche selbst, mehr und mehr vom Geiste des Heidentums verführt, wurde die Nährmutter des Absolutismus. Die weltliche Macht der Kirche und die Idee des Christentums, durch ein Weltalter gegensätzlicher, unversöhnlicher Entwicklung geschieden, stehen endlich gegeneinander auf und stürzen die Welt in ein Chaos von Krieg und Aufruhr. Die Endkonsequenz des Christentums fordert die allgemeine und völlige Gleichheit der Menschen und die gegen Königtum und Kirche gerichtete Revolution ist in Wahrheit der letzte Triumph der christlichen Idee über das Heidentum und die Verwirklichung des christlichen Ideals: die Allgewalt der uniformen Masse . . . Der Marquis de Sade hat den Tod der Aristokratie und des Absolutismus selbst erlebt. Das Schicksal dieses überzeugtesten und entschiedensten Aristokraten ist eine beispiellose Farce. Der Absolutismus wirft ihn, den Offizier des Königs, ins Gefängnis, der Revolutionsmob holt ihn daraus hervor,

und Napoleon, der es unternimmt, dem rollenden Verhängnis in die Speichen zu fallen und den Absolutismus zu retten, läßt ihn als lästigen »citoyen« ins Irrenhaus stecken. In seinem kunst- und formlosen, von unerquicklicher, satanistischer Erotik erfüllten Roman »Juliette ou les prospérités du vice« — zweifellos der elementarste, schrankenloseste und aufrichtigste Temperamentsausbruch der Weltliteratur — findet das Sterben (ich vermeide mit Absicht das dubiose Wort »Entartung«) der letzten vornehmen Kultur auf Erden für den, der gut zu lesen versteht, den erschütterndsten Ausdruck. Es ist das Sterben selbst, das hier schreit und stöhnt..

Das »Satyrikon« des Petronius.

Von Gajus Petronius, der mit höchster Wahrscheinlichkeit mit dem Verfasser jener 20 Bücher »Saturae« zu identifizieren ist, deren Torso unter dem Namen »Satyrikon« der Nachwelt erhalten blieb, entwirft Tacitus das folgende anmutige und ungemein charakteristische Bildchen: »Den Tag verbrachte er mit Schlafen, die Nacht mit dem Ordnen seiner Affairen und mit den Freuden des Lebens. Andere Menschen werden durch Fleiß berühmt, dieser wurde es in Untätigkeit. Er war kein gewöhnlicher Lebemann und Verschwender, der wie die meisten sein Vermögen verpraßte, sondern eher ein Gelehrter der Erotik. In seinen Reden und in seinen Ausschweifungen lag eine gewisse Geringschätzigkeit, welche aber unter der Maske einer noblen Schlichtheit jedermann angenehm war. Doch zeigte er sich als Prokonsul in Bithynien und gleich darauf als Konsul als einen Mann, der wohlbefähigt war, wichtige Geschäfte mit Eleganz zu erledigen. Nachdem er von Berufen frei war, zog ihn sein Hang zum Vergnügen wieder auf das Blumenlager verfeinerter Wollust und er wurde unter die wenigen Günstlinge des Nero als arbiter elegantiarum aufgenommen. Nero hielt nichts für genußvoll, wenn es ihm nicht sein Petronius dafür empfohlen hatte. Deswegen aber wurde Tigellinus auf ihn eifersüchtig und erachtete ihn als Nebenbuhler, der ihn in galanten Kenntnissen beiweitem übertraf. Tigellinus, auf die Grausamkeit, die Hauptleidenschaft des Monarchen, bauend, beschuldigte den Petronius, ein Mitverschworener des Scevinus zu sein, bestach einen Sklaven, der ihn denunzierte, und ließ den größten Teil seiner Familie verhaften, damit ihm alle Mittel

zur Verteidigung benommen wären. Von ungefähr reiste der Kaiser zu dieser Zeit nach Campanien bis Cumä, woselbst Petronius bewacht wurde. Dieser vermochte den Zustand zwischen Furcht und Hoffnung nicht länger zu ertragen; doch nahm er sich nicht plötzlich das Leben, sondern ließ sich die Adern öffnen und, wie es ihm gefiel, wieder verbinden und wieder eröffnen. Während dieser Zeit unterhielt er sich mit seinen Freunden, aber nicht von ernsthaften Dingen, als wenn er den Ruhm eines standhaften Philosophen hätte erwerben wollen, sondern er scherzte mit ihnen. Nichts wurde von der Unsterblichkeit gesprochen, von der Seele und den Lehrsätzen der Weisen, sondern verliebte Liedchen und graziöse Verschen wurden gesungen. Einige von seinen Sklaven bedachte er mit Geschenken, einige ließ er bestrafen. Er ging unter grünen Lauben spazieren und schlummerte bisweilen, sodaß er seinen gezwungenen Tod in den besten natürlichen verwandelte (66 n. Chr.)« Was Tacitus weiter erzählt, daß nämlich Petronius das Manuskript der »Saturae« dem Nero als »Testament« gesandt habe, und daß darin »die schändlichen Handlungen des Tyrannen« unter Decknamen beschrieben seien, ist eine müßige Legende, die von Tacitus mit gewohnter Kritiklosigkeit übernommen wurde. Die oberflächlichste Lektüre des »Satyrikon« belehrt uns, daß wir es mit keinem Schlüsselroman zu tun haben, sondern daß hier ganz realistisch und naiv das Leben in und um Neapel, die sonnige hellenische Kulturinsel auf italischem Boden, geschildert wird, und daß dem Petronius eher das tiberische als das neronische Italien vorschwebte.

Eine unbeschreiblich angenehme, eine klare, durchsonnte, freie Luft, h e i d n i s c h e Luft atmen wir in diesem Buche . . . . Ich kenne tatsächlich keinen eleganteren Schriftsteller als Petronius. Seine Meisterschaft ist unsichtbar, verschwindet völlig hinter seinem Werke. Das Schwierigste und Bedenklichste erscheint bei ihm leicht und unbedenklich, das Sorgfältigste und Überlegteste flüchtig und kokett, das Notwendigste und Wichtigste zufällig und belanglos. An keinem Buche merkt man weniger die »Arbeit«, nichts ist lautloser und diskreter als die Technik dieses Buches, dessen Inhalt der erste, unbewußte Angstschrei einer sterbenden Welt ist. Es klebt weder Schweiß noch Tendenz daran, es spricht sich keine «Persönlichkeit« darin aus, es bleibt keine »Weltanschauung« als

Destillat zurück. Selbst Stoff, Idee und Perspektive des Buches scheinen absichtslos gewählt, als bloßer Vorwand zu artistischer Gestaltung. Alle kostbaren Elemente der viel späteren romanisch-gallischen Satirenkunst (Bocaccio, Rabelais) sind in Petronius im höchsten Maße vorgebildet.

Unser nachchristlicher Sinn muß sich an die absolute Freiheit eines literarischen Kunstwerkes von ethischer und persönlicher Belastung erst nach und nach gewöhnen und unser an umschlossene Horizonte gewöhntes Auge vermag in dieser unbegrenzten Weite zunächst nichts zu erkennen. Die Helligkeit und Klarheit über diesem Werke blendet uns und macht es uns dunkel. Titel und Ruf des Werkes (in Literaturgeschichten heißt es: »Die entsetzliche Sittenlosigkeit, welche Petronius enthüllt«) lassen uns eine derbe Satire auf manche Ausschreitungen der römischen Kaiserzeit mit moralischen Posaunentönen vermuten und diese vorgefaßte Idee dürfte die totale Verkennung verschulden, die das »Satyrikon« von den meisten seiner Leser erdulden muß. (Der sonst vortreffliche Heinse, der durch seine Übersetzung, deren er sich später so tief und ergötzlich schämte, das »Satyrikon« den Deutschen vermittelte, ist eben zu deutsch, d. h. schwerfällig, um petronische Delikatesse restlos wiederzugeben.) Dem Spötter Petronius ist, wie jedem guten Spötter, unbekannt, was »Entrüstung« ist. Seine Satire ist jenseits von Moral und Unmoral, sie ist Selbstzweck, sie dampft nicht. Sein Spott schwebt schwerlos und unbekümmert über Menschen und Dingen und beißt nicht. Petronius karikiert niemals (auch der gute Protz Trimalchio, der sich einen silbernen Pißtopf nachtragen läßt und einen griechischen Sänger hält, ist durchaus Porträt, allerdings ein scharf charakterisiertes, zum Typus erhobenes), er belichtet nur mit einem wunderbar kräftigen Scheinwerfer, den er gelassen im Kreise dreht, Personen und Ereignisse, die dann, ohne sein Zutun, zur Karikatur ihrer selbst werden. Unter diesen durchdringenden, ruhig und stetig wandernden Strahlen wird auch das »Filigran der Dinge«, wie Nietzsche es nennt, sichtbar und die minutiöse Mechanik des menschlichen Fühlens und Handelns liegt hier plötzlich wie ein entblößtes Uhrwerk vor uns. Alle die manchmal ungeheuer modern anmutenden Episoden, die der Scheinwerfer erhellt, sind Bilder für sich. Aber unmerklich greifen sie ineinander

über, verweben sich zu einem grandiosen Gesamtaspekt – und aus dem mit höchster Kunst komponierten Rahmen eines scheinbaren schäbigen Kolportageromanes lacht uns das heitere Spiegelbild einer bereits müden, etwas morbiden Welt, einer Welt im Beginne einer langen Agonie entgegen . . . Die Heiterkeit des Petronius ist die seltenste und intensivste Art von Heiterkeit. Sie taucht aus einem Schauspiel des Unerquicklichen empor, sie erhebt sich über ein tiefes Ahnen des Verfallens. Es ist jene Heiterkeit vor dem Verhängnis, die das Leben doppelt auskosten will, und es ist nicht Galgenhumor, sondern tiefstes Glücksgefühl, das hier zum Ausdruck gelangt: amor fati. Reifgewordenes verschwendet sich hier, lacht des eigenen Unterganges, und der von Tacitus beschriebene Tod des Petronius wird uns erst durch die Lektüre des »Satyrikon« ganz verständlich . . .

Der alte, ewig gleiche halkyonische Himmel wölbt sich über dem Italien des Tiberius, aber fremdartige Elemente sind in seinen Leib eingedrungen wie giftige Keime in einen gesunden Körper. Alle Völker des Erdballs hat Rom unterjocht und beraubt, reich und verlockend ist es geworden, und nun schwärmen Barbaren begehrlich um die glitzernde Herrin.

Eine Weltherberge ist die italische Halbinsel geworden. »Nicht von eigenen Bürgern belebt, sondern von der Hefe der ganzen Welt erfüllt«, findet sie Petrons Zeitgenosse Lucanus, der Verfasser der »Pharsalia«. Das tiefgesunkene Griechentum hat sich über das ganze Imperium verbreitet und vergiftet den römischen Geist mit dem Pesthauch seiner negativen Dialektik. Aus Achaia und den griechischen Kolonien siedelte sich allerlei Händler- und Schwindlervolk im Süden der Halbinsel an und baute eine Staffel nach dem Norden. Griechische Sophisten werden massenhaft Lehrer und Erzieher bei allen vornehmen römischen Familien und bei Hof ist der griechische Einfluß in raschem Steigen begriffen. Der Römer vermag sich des Griechentums nicht mehr zu erwehren, aber trotz ihrem Einflusse stehen die Griechen in schlechtem Rufe und »Grieche« ist dem vornehmen Römer der petronischen Zeit ein Synonym für »Streber« und »Hundsfott«. Auch das Judentum, das sich der griechischen Sprache oder vielmehr eines griechischen Jargons bedient, hat im ganzen Reiche Niederlassungen. Asien und Afrika sandten ihren Menschenüberfluß nach Italien, und die schlechthin undefinierbare

Schar der Chreistos-Anbeter verstand es, sich überall ein unterirdisches, verborgenes Dasein zu schaffen, und fast überall ist sie mit dem Griechentum eng liiert. Griechische Philosophie und christliche Lehre verschmelzen sich allmählich zum spätern Gebäude kirchlicher Dogmatik.

Das Heidentum, im vornehmen Römer verkörpert, wehrte sich gegen die neue Lehre, die ihre Anhänger »frohe Botschaft« nannten, verzweifelt, und in den ersten Jahrhunderten war das Christentum im buchstäblichsten Sinne eine Sklavenreligion. Aus den unzähligen Sklaven und Freigelassenen rekrutierten sich fast ausschließlich die ersten Christen in Italien. Und unnötig zu sagen, daß hauptsächlich die Weiber die eifrigsten Anhängerinnen und Werberinnen der Christuslehre wurden. Es muß eine unbegreiflich zähe Kraft in dieser Schar gesteckt haben, man höre nur, was der streitbare Tertullian um das Jahr 200 schreiben konnte: »Würde es uns etwa, wenn wir nicht Rache im Verborgenen, sondern offene Feindseligkeit üben wollten, an Zahl und Menge fehlen? Wir sind von gestern, – und schon haben wir euer ganzes Gebiet erfüllt, die Städte, Inseln, Kastelle, Munizipien, Flecken, selbst die Lager, die Tribus, die Dekurien, den Palast, den Senat, das Forum.« Der Wackere übertreibt wohl, aber das Selbstbewußtsein dieser Rede und das Wort von der »Rache im Verborgenen« sprechen Bände! . . .

Im bunten Volksgemengsel der »griechischen Stadt« Neapel erlebt Enkolpius seine ganz und gar nicht heroischen und nach modernen Begriffen ziemlich unsauberen Abenteuer. Er ist, gleich seinem Freunde Ascyltus, je nach den Umständen Student, Lustknabe vornehmer Ritter, Liebhaber hochmögender Damen oder Kourtisanen, Dieb, Räuber und Schmarotzer. Er liebt den lockigen kleinen Giton, der ihm und Ascyltus halb Sklave halb Geliebter ist, und diese keineswegs romantisch-verstiegene, sondern recht sinnliche Liebe ist neben der Not des vagabundierenden Lebens das Movens der Ereignisse. Strichjungen, Lustknaben, Huren, Kuppler, Kupplerinnen, vornehme Kourtisanen und Wegelagerer wimmeln fortwährend durch den Plan dieser durchaus dem damaligen alltäglichen Leben entnommenen Begebenheiten. Und jede dieser Figuren ist mit dem geringsten Aufwand von Strichen absolut lebenswahr gezeichnet und steht leibhaftig vor uns. Jeder

Mensch spricht seine eigene Sprache, der Plebejer redet plebejisch und der Gebildete gebildet, der Händler redet in Handelsausdrücken und die Hure gebraucht die Vokabeln, die ihrem Gewerbe geläufig sind, der Literat spricht eine reine und gezierte Sprache und der Fremdling seinen Jargon. Petronius ist der erste und unübertroffene künstlerische Naturalist. Ein Zola'scher Roman, unmittelbar nach Petronius gelesen, erscheint kunstlos, umständlich, unintelligent, derb. Nicht zu reden von Witz und Grazie! Das Erstaunlichste an den petronischen Gestalten ist, daß sie in ihrer strotzenden Realität lauter ewige Typen sind: Enkolpius und Ascyltus — der zwischen Bourgeois und Proleten stehende, zu allem bis auf Arbeit entschlossene, sich vom Leben treiben lassende Bohème mit Halb- oder Dreiviertelbildung; Quartilla und Circe – das unersättliche sexuelle Vollweib; Trimalchio – der gutmütige, ungebildete Parvenu; Eumolpius — der halbverrückte, größenwahnsinnige Dichter, der stets verkannt wird. Wir finden den reichen Geizhals, den unaufhörlich gehörnten Ehemann, die verschlagen-lüsterne Ehefrau, den groben Hauswirt, die alte Zauberin und Kurpfuscherin, die vertraute Dienerin, die gewandte Erbschleicherin und den bestechlichen Richter . . Die himmelschreiend geschmacklose Gastfreundschaft des Trimalchio ist mit derselben subtilen Kleinkunst beschrieben wie die verzagte Feigheit der Menschen auf dem Schiff, das vom Meeressturme erfaßt wird, oder das schamlos-verlogene Treiben der Erbschleicher in der Stadt Crotona. Petronius schildert sicherlich nur Selbstgesehenes und Selbsterlebtes.

Was die sogenannten Ausschweifungen betrifft, so ist es klar, daß sie dem Petronius nicht als solche erschienen und daß er seine Satyre am wenigsten gegen die Sinnlichkeit des Altertums richten wollte. Er findet es natürlich, daß die Schönheit überall und in jeder Form Begierden auslöst; er findet es gewiß natürlich, daß der Dichter Eumolpius im Ton bramarbasierender Greise der Zeiten gedenkt, da er noch schöne Jünglinge verführte; er findet es sicherlich natürlich, wenn auch komisch, daß die zauberkundige Matrone, die den Enkolpius auf Circes Geheiß von seiner Impotenz kurieren soll, in unendlichen Jammer ausbricht, als Enkolpius aus Ungeschick eine Gans tötet, die das Glück aller älteren, würdigen Matronen war. O Schwan der Leda! . . . Die Sinnlichkeit waltet in diesem Buche noch so frei, daß sie unbelastet von jeder Ethik

und Tragik ist, die Knabenliebe ist noch weit entfernt, »unnatürlich« zu sein, und der Phalluskult äußert sich noch völlig naiv. Die Scham ist noch nicht erfunden, Leib und Seele sind noch eins und persönlich-tragisch ist in sexualibus nur — das Unvermögen . . Im übrigen flammen Begierden auf und befriedigen sich nach Möglichkeit, Eifersucht tobt wohl auch ein bißchen — und vergißt wieder. Hier ist noch reines Heidentum. Von dem gleichzeitigen, versteckten Souterrain-Reiche, in dem die »Sünde« erfunden ward, scheint Petronius nichts zu wissen. Umfang und Bedeutung dieses Reiches ist ihm jedenfalls unbekannt. Nur im Unterbewußtsein regt sich manchmal eine bange Ahnung des kommenden Verfalls. In dem Gedicht über den Bürgerkrieg läßt Petronius die Fortuna durch den Mund des Dichters Eumolpius ausrufen: »— ich hasse die Macht, die ich dem stolzen Rom gegeben! Die ungeheure Größe soll zerstürzen!« Die römische Welt scheint lachend zu jubeln: Ich will leben! Aber insgeheim, wenn niemand sie belauschen kann, flüstert sie manchmal ganz leise, gleich der Sybille in der Flasche, von welcher der einfältige Trimalchio erzählt: Sterben will ich . . .

Gilles de Rais in Huysmans »Là-bas.«

Dunkler Laubwald umschattet die Burg Tiffauges in der Bretagne. Hieher zog Gilles de Rais, den das Volk später Blaubart nannte, vom Hof- und Kriegsleben sich zurück, um das Geheimnis der Goldmacherkunst zu ergründen. Dieser stilvollste, vornehmste, grausamste und verbrecherischeste Mensch des 15. Jahrhunderts wurde um das Jahr 1404 an der Grenze der Bretagne und des Anjou im Schlosse Machecoul geboren und kam als junger Mann von ungewöhnlicher, bezwingender Kraft und Schönheit und als der reichste Baron Frankreichs an den Hof Karls VII., der nicht nur — zu jener Zeit — der ärmste König, sondern auch die weibischeste Memme war, die je einen Thron verunzierte, und sich zu Chinon in talentlosen Ausschweifungen über das seiner Herrschaft drohende Verhängnis tröstete. Gilles de Rais kämpfte als »bon et hardy capitaine« gegen die Engländer, und als Jeanne d'Arc erschien, wurde er ihr Begleiter und Beschützer. In seinem 25. Lebensjahre ernannte ihn der König zum »Maréchal de France«, aber schon ein Jahr später finden wir ihn eingeschlossen in

Tiffauges. Die Gefangenschaft und der Tod der Jungfrau sowie die erbärmliche Charakterlosigkeit des Königs scheinen seinen Verzicht auf das Hof- und Kriegsleben bewirkt zu haben. Er richtet Tiffauges mit verschwenderischer Pracht ein, der Luxus seines Haushaltes und seiner Gastfreundschaft ist königlich. Die Burg ist erfüllt von kostbaren Kunstwerken und birgt — als seltensten Schatz — die reichhaltigste Handschriften-Bibliothek jener Zeit. Künstler und Gelehrte, angelockt durch diese Schätze und den Glanz des Haushaltes, sind in Menge zu Gaste und erkennen im Marschall einen Mann von erlesenem Kunstgeschmack und hoher lateinischer Bildung. Sein unerhörter Aufwand führt zur Verpfändung und Entäußerung einzelner Güter und die um das Erbe besorgte Familie erwirkt im Jahre 1436 vom Könige ein Edikt, das dem Marschall den weiteren Güterverkauf verbietet und so seinen Kredit unterbindet. Die Folge davon ist, daß der Marschall sich um seine Frau und Tochter nicht mehr kümmert, die Beziehungen zum Hofe endgiltig abbricht und sich völlig der Magie und Alchymie ergibt.

Zweifellos hat den Marschall zu den okkulten Wissenschaften des Mittelalters zuerst jene angeborene Neigung zum Mystizismus hingeführt, die ihn auch in die Nähe der Jungfrau zog und die an dieser seltsamen und wunderbaren Erscheinung erstarkte und wuchs. Später aber mag ihm die Entdeckung der Goldmacherkunst auch als die einzige Rettung vor dem immer näher rückenden finanziellen Ruin erschienen sein. Die Künstler und Leute von Welt werden immer seltener in Tiffauges und dafür mehren sich die Magier aller Länder, die übrigens im 15. Jahrhundert das Patriziertum des Geistes repräsentierten, in der Burg. Bald auch nach seinem Einzug in Tiffauges muß die Überzeugung in Gilles de Rais entstanden sein, daß Satan, der Herr aller alchymistischen Geheimnisse, nur durch die entsetzlichsten Verbrechen gewonnen werden könne. Denn schon im Jahre 1432 beginnt die ungeheuerliche Serie von Kindermorden, die acht Jahre hindurch fortgesetzt werden und denen wenigstens achthundert Kinder beiderlei Geschlechtes von sechs bis dreizehn Jahren zum Opfer fallen. Waren diese Kindermorde zunächst nur der Ausfluß einer okkulten, satanistischen Theorie, ein Mittel zur Erlangung alchymistischer Geheimnisse, so werden sie bald Selbstzweck und Gilles findet

nur mehr in ihnen seine höchste Lust und Befriedigung. Die Pausen zwischen den einzelnen Morden werden immer kürzer, der wachsende homosexuelle Trieb in ihm bevorzugt schöne Knaben und fügt zum Morde die Schändung, seine Grausamkeit raffiniert sich und macht das Verbrechen zur sorgfältig ausgeklügelten Szene, zum Theater des Sadismus — und der Größenwahn des Satanisten findet keine Grenzen mehr. »Il n'est personne sur la planète«, ruft er aus, »qui ose ainsi faire!« . . .

Immer mehr Kinder verschwinden spurlos, das Volk schöpft endlich Verdacht, aber niemand wagt es, den Grandseigneur zu beschuldigen. Gilles verlegt den Schauplatz seiner Verbrechen von Tiffauges nach dem Schloß von Camptocé, von hier nach dem Kastell von La Suze und nach Nantes — und überall weinen die Mütter. Die Täterschaft des Marschalls kann nicht mehr zweifelhaft sein, aber der König ist weit und der Herzog der Bretagne zögert und kann sich nicht entschließen, gegen den mächtigen Granden aufzutreten. Die Kirche allein ist noch eine so gewaltige Macht, daß sie den stolzen Baron zur Rechenschaft ziehen kann. Jean de Malestroit, der Bischof von Nantes, erhebt im Jahre 1440 die Anklage wider ihn und hierauf endlich entschließt sich Johann V., der Herzog der Bretagne, ihn gefangen zu nehmen. Gilles de Rais erscheint vor dem geistlichen Gerichtshofe in Nantes voll Zorn und Trotz, der wochenlange währt, plötzlich aber verwandelt sich sein Herz. »Der Schlächter von Sodom verleugnet sich und der Begleiter der Jungfrau ersteht wiederum« und er legt ein volles, langes Geständnis seiner Sünden ab, ob deren die Richter erzittern. »Und dieser trotzige und hochmütige Baron, der angesehenste seines Standes, demütigt sich. Er wendet sich zum Volke und ruft schluchzend aus: ‚Ihr Eltern derjenigen, die ich so grausam hingemordet habe, leiht, o leiht mir die Hilfe eurer frommen Gebete!' Hierauf erstrahlt in ihrem weißen Glanze die Seele des Mittelalters in diesem Saale. Jean de Malestroit verläßt seinen Sitz und hebt den Angeklagten auf, der mit seiner Stirne verzweifelt die Fliesen schlägt. Der Richter in ihm ist verschwunden, der Priester allein ist geblieben, er umarmt den Schuldigen, der seine Sünden bereut und beweint. Und durch die Zuhörerschaft geht ein Zittern, als Jean de Malestroit zu Gilles, der vor ihm steht und das Haupt an die Brust des Priesters lehnt, die

Worte spricht: ‚Bete, auf daß der gerechte und fürchterliche Zorn des Höchsten schweige! Weine, auf daß deine Tränen die Bilder der Greuel von deiner Seele waschen!' Und der ganze Saal kniet nieder und betet für den Mörder.« Gilles de Rais wird mit zweien seiner Genossen zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt. »Während man ihn zum Scheiterhaufen führt, zieht das Volk in langer Prozession durch die Stadt. Die Menge singt Psalmen in den Straßen und gelobt in den Kirchen, drei Tage hindurch zu fasten, um der Seele des Marschalls durch dieses Mittel die ewige Ruhe zu sichern.«

Und so stirbt Gilles de Rais mit 36 Jahren desselben Todes, den die Jungfrau erlitten . . .

– – – – – – – – – – – – – – – – – – – –

Dieser pittoreske Ausschnitt aus dem Mittelalter bildet den Kern des Meisterwerks von Huysmans, der von seinen vlämischen Ahnen jene sinnliche Bildhaftigkeit des Stils geerbt hat, welche uns bei manchen Szenen so lebhaft an Jordaëns erinnert. In der Lebensbeschreibung der heiligen Lydwina von Schiedam hat Huysmans noch einen zweiten Ausschnitt aus dem Mittelalter geschaffen, der — obwohl er sich von einem unsäglich traurigen Hintergrund von Leid und Martyrium abhebt — ein lichtes, rührendes Gegenstück zur düsteren, erschütternden Geschichte des Marschalls bildet. In der Gestalt der Heiligen und des Satanisten zeichnet Huysmans, der beste Kenner der mittelalterlichen Seele, die ganze innere Geschichte des Mittelalters. Die formidable Figur des Marschalls repräsentiert den innerlichen Zusammenbruch des Mittelalters uud die abgezehrte Erscheinung der Heiligen den innerlichen Triumph und Höhepunkt desselben. Die Heilige und der Fanatiker des Verbrechens — es sind die Symbole der beiden einander ablösenden Phasen des geistigen Christentums, die beiden komplementären Typen des Erzchristen!

Die Entwicklung der christlichen Idee in der einzelnen und in der Gesamtpsyche vollzieht sich infolge der konsequenten Verinnerlichung aller individualistischen Bestrebungen (bei langsamer, aber stetiger Nivellierung der Gesellschaft und Untergrabung der aristokratischen Gefühle) in seelischen Krisen. Die eigentliche Geschichte des Christentums ist eine Geschichte psychischer Katastrophen. Die erste Katastrophe war die

Idee der Gleichheit vor Gott, die alle Realitäten des Lebens mit einem Schlage aufhob und sich alsbald zu einem insgeheimen, verhaltenen, aber glühenden Gefühl der inneren Überlegenheit verdichtete, welches die christliche Seele in die seltsamste Art von Größenwahn stürzte, die es bisher auf Erden gab. Dieser Größenwahn erzeugte jene imposante Zahl von Märtyrern, die durch ihren Glaubensstolz die antike Welt verblüfften und sie vor ein unlösliches Rätsel stellten. (Die Antike stand dem Phänomen der christlichen Märtyrer völlig verständnislos gegenüber, sie war noch in ihrer äußersten Dekadenz zu gesund und realistisch, um von christlicher Psychologie überhaupt etwas zu begreifen.) Die zweite Katastrophe war die Idee der Sünde, die sämtliche natürlichen Triebe des Menschen durch einen schauderhaften Wust von metaphysischem Irrsinn ins Übersinnliche umzudeuten und zu ersticken versuchte. Die Sündenidee produzierte Asketen, Heilige und andere Typen der Psychose in Menge und machte (in der Form des »Gewissensbisses«) die ganze Christenheit hysterisch. Eine dritte Katastrophe war die Entdeckung Satans, d. h. der unterdrückten Natur, die sich nicht besiegen, sondern eben nur verleumden und depravieren ließ. Diese Katastrophe zeitigte das faszinierendste und effektvollste Schauspiel des Christentums: den Satanismus. In den Krämpfen der Besessenen, in den Versuchungen der Heiligen, im Wahn der Magier, im Inkubat und Sukkubat, in den wilden Halluzinationen der Hexen, in der unersättlichen Mordlust der Blaubarts (dieser Beiname wurde im Mittelalter und zum Beginne der Neuzeit vom Volke vielen Lust- und Massenmördern, unter anderen auch dem Gilles de Rais, gegeben) und in dem kindisch-scheußlichen, in der Anbetung Satans kulminierenden Irrsinnsakt der »schwarzen Messen« rächte »der Böse« die mißhandelte Natur des Menschen . . .

Der christliche Mensch ist gefangen in der christlichen Idee. Eine undurchdringliche Umwallung schließt ihn von der Freiheit des Lebens und Empfindens ab. Sein Lebensdrang, sein Ichgefühl, sein Stolz — alles nimmt den Weg nach innen, nach dem Selbst. Der heidnische Mensch (im weitesten Sinne: der Mensch der Aktion) läßt sein Ich in die Welt ausströmen, der Christ (im weitesten Sinne: der Mensch der Reflexion) strömt in seine eigenen Tiefen, seine »Seele« besteht in zurückbehaltenen Reaktionen, sein Nervensystem ist überreizt, sein Bewußtsein ist eine Kette von

Exaltationszuständen. Ich spreche natürlich vom überzeugten Christen, der zugleich auch als Mensch eine Individualität ist. (In der neueren Literatur begegnen wir zwei ausgeprägten christlicher Individualisten: Pascal und Kirkegard.) Die Kräftigsten und Stolzesten mußten zu jenen Zeiten, da die christliche Idee alleherrschend war, fast notwendigerweise zu Monstren entarten. Und hier sind wir im Herzen der Psychologie des Marschalls. Er ist der Erzchrist, der Mensch der Extreme und der plötzlichen Umschläge. Die Inbrunst der Frömmigkeit erreicht, wenn sie durch Mystik genährt wird, bei stolzen Naturen leicht einen Grad, bei dem sie sich unvermittelt in ihr Gegenteil, in die Adoration der Sünde und den Fanatismus des Verbrechens verwandelt. »Du mysticisme exalté au satanisme exaspéré, il n'y a qu'un pas«, läßt Huysmans sein literarisches Selbstporträt, den Schriftsteller Durtal, sagen. Und tatsächlich ist dem Christentum von den ersten Zeiten an der Satanismus beigesellt gewesen. Selbst in unserer heutigen Freigeisterei steckt noch sehr viel Adoration der Sünde. Der »Freigeist« liebt es noch, sich durch Gotteslästerung durch ein gewisses Protzentum mit Sünden zu legitimieren und beweist dadurch, — daß ihm noch viel zum freien Geiste fehlt . . .

Die vornehme alte Welt gieng an maßloser Machtentfaltung zugrunde, vor allem durch die ungeheure Ausdehnung der Sklavenwirtschaft; sie wurde schließlich aufgefressen. Das geistige Mittelalter erstickte an der Absurdidät seiner Metaphysik; es starb, als Vernunft und natürliches Empfinden wieder erwachten.

Der Marquis de Sade und sein Roman »Juliette«.

Neben die Kolossalfigur des Marschalls Gilles de Rais gestellt, erscheint der Marquis de Sade als schwächlicher, literarisierter Epigone, unzweifelhaft aber existiert eine enge Seelenverwandtschaft zwischen beiden. Als eminent philosophischer Kopf allerdings, als echter Sohn des hellgeistigen 18. Jahrhunderts hat der Marquis allen metaphysischen Aberglauben des Mittelalters gründlich abgeschüttelt, in seinem Unbewußten aber, in seinen Instinkten und Leidenschaften, in seinem Empfinden und Stil ist er der wahre Epigone des Marschalls, der satanistische Christ, der Antichrist — also Erzchrist, der Antimoralist — also Erzmoralist! Man denke: Dieser Mensch, der ein langes Leben hindurch mit niedagewesener

Leidenschaftlichkeit und mit einem erstaunlichen Aufwand von Geist die christliche Moral bekriegte, der die Leser seiner Romane durch ein Meer von Schmutz und Wollust, von Grausamkeit und Sünde führt, schmeichelte sich nebenbei ganz ernstlich, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, durch seine allerdings ziemlich abschreckende Schilderung des »Lasters« der Menschheit die sublimste Lektion der Moral gegeben zu haben. Er glaubte an die Moral, er war von ihrer Unbesieglichkeit ebenso überzeugt wie von ihrer Unsinnigkeit. Und am Ende seines Lebens, als das Greisenalter sein beispielloses Temperament gebrochen hatte, schreibt er ein Testament voll verbitterter Verzweiflung, in dem er anordnet, daß der Boden, unter dem er liegen werde, keine Zeichen eines Grabes aufweisen solle, »auf daß die Spuren meiner Ruhestätte von der Oberfläche der Erde verschwinden, wie ich auch hoffe, daß mein Andenken im Gedächtnis der Menschen verlöschen wird«. Hierin kommt der Desperado zum Durchbruch, der Nihilist, — der Christ . . .

Nur in seinem ausgeprägten aristokratischen Gefühl negiert er den Christen völlig, und auch darin ist er ein Verwandter des Marschalls. Während jedoch Gilles de Rais, im Vollbesitze aristokratischer Macht, sein Herrentum auslebte, erzeugte es in de Sade — der, als Sproß eines uralten, berühmten gräflichen Geschlechtes, in relativer Armut lebte und den ein raffiniert grausames, groteskes Schicksal zu einem Leben im Gefängnis, im Exil der Flucht und im Irrrenhaus verdammte — einen krankhaften, exaltierten Machthunger. Trotz gelegentlicher Wutausbrüche gegen das monarchische Prinzip, dessen Vertreter ihn ins Gefängnis warfen, und trotzdem er sich den Revolutionshelden gegenüber, denen er vorübergehende Befreiung verdankte, gerne als »concitoyen« aufspielte, vertrat er doch stets mit der größten Entschiedenheit die Idee der Gewaltherrschaft und auch seine Erotik schwelgt am liebsten in Vorstellungen des extremsten Despotismus. Es gibt da übrigens etwas schwer zu Fassendes: seltsam, wie alles an diesem seltsamsten aller Menschen, ist es, daß sogar das vornehme, durchaus unchristliche Selbst- und Grundgefühl dieses zweifellosen Vollblutaristokraten, sobald es auf dem Umweg der Erotik bewußt, oder besser halbbewußt wird, ungeachtet alles ideellen, theoretischen Heiden- und Immoralistentums eine verdächtig christliche Färbung gewinnt, —

die Note des Tyrannisch-Unbedingten, des Unnatürlich-Extremen, des Monomanischen, — — des Moralischen! (Es ist vielleicht der lehrreichste Fall der tiefgehenden, unheilbaren Korrumpierung aller vornehmen Empfindungen durch das Christentum.) Der »Sadismus« des Marquis de Sade ist von der bereits krankhaften, aber kaltblütigen und realen Grausamkeit des Gilles de Rais ebensoweit entfernt wie diese von der antiken gesunden und naiven Lust und Freude an der Grausamkeit. Der Sadismus des Marquis ist nervöse Gedankengrausamkeit, ein System von Zwangsvorstellungen, die Grausamkeit eines Menschen, an dem das Schicksal grausam war. Die Grausamkeit des Marquis — krank, christlich und abstrakt — ist eine Ausschweifung des Geistes und von dieser Ausschweifung gilt das Wort Nietzsches: »Die Mutter der Ausschweifung ist nicht die Freude, sondern die Freudlosigkeit.«

De Sade wurde (1740) scheinbar unter einem Glücksstern geboren. In einer Art von autobiographischem Roman (»Aline et Valcour ou le Roman philosophique, écrit à la Bastille un an avant la Révolution«) schreibt er: »Durch meine Mutter mit den vornehmsten Familien der Provinz von Languedoc alliiert, geboren zu Paris, im Schoße des Luxus und Überflusses, glaubte ich, sobald ich denken konnte, daß Natur und Schicksal sich vereinigt hätten, mich mit ihren besten Gaben zu überhäufen; ich glaubte es, weil man dumm genug war, mir es zu sagen, und dieser lächerliche Glaube machte mich hochmütig, despotisch und aufbrausend, es schien mir, daß alles mir nachgeben müsse, daß das ganze Universum meinen Launen schmeicheln müsse, und daß es mir allein zukomme, Launen auszubilden und zu befriedigen.« Er wurde der Spielkamerad des Prinzen von Condé (Louis-Joseph von Bourbon), aber das hochfahrende Wesen des jungen Marquis verhinderte das Entstehen einer Freundschaft, die ihm für die Zukunft einen mächtigen Protektor gesichert hätte. »Geboren und erzogen im Palais des erlauchten Prinzen, der ungefähr gleichalterig mit mir war, beeilte man sich, mich ihm beizugesellen, damit ich, wenn wir von Jugend auf bekannt wären, später seine Unterstützung in allen Lebenslagen genießen könne. Aber meine jugendliche Eitelkeit, die noch nichts von solchen Berechnungen verstand, fühlte sich eines Tages beleidigt, weil er mir etwas abstreiten wollte, und mehr noch deshalb, weil er sich offenbar in-

folge seines großen Titels und durch seinen Rang hiezu berechtigt glaubte. Ich rächte mich für seinen Widerstand durch sehr ausgiebige Schläge, ohne daß irgend eine Überlegung mich zurückhielt, so daß ich nur mit größter Mühe und Kraft von meinem Gegner getrennt werden konnte.« Infolge dieses Vorfalls brachte man ihn zu einer Großmutter nach Avignon, »deren verblendete Zärtlichkeit alle meine Laster nährte«, dann zu einem geistlichen Onkel und endlich in ein Erziehungsinstitut, wo er sich durch eine hocharistokratische Faulheit auszeichnete. Mit 14 Jahren wurde er in das Elitekorps der Cheveaux-légers der königlichen Garde aufgenommen, fünf Jahre später erfolgte seine Ernennung zum Kapitän der Kavallerie. Er war ein guter Soldat, aber ein schlechter Offizier, unverträglich und verhaßt, und schaffte sich bald den Ruf eines Roués. Es ist anzunehmen, daß er nach dem alten Soldatenspruch »servir le roi, servir les dames« mehr noch den Damen als dem König diente. Im Jahre 1763 wurde er beurlaubt, und seine Familie benützte diesen Umstand, um ihn mit der gleichalterigen Renée-Pélagie de Montreuil zu vermählen. Während der Marquis nach den übereinstimmenden Aussagen seiner Zeitgenossen ein schöner, schlanker und eleganter, lebhafter Mann war, wird die Marquise de Sade als keineswegs schöne, doch zarte und durch ihre sanfte Schüchternheit gewinnende Erscheinung geschildert, die aber durch den Glanz ihrer schönen und pikanten jüngeren Schwester Louise verdunkelt wurde. Der Marquis, der ursprünglich um Louise angehalten hatte, entschloß sich, der größeren Mitgift wegen, Renée-Pélagie zu nehmen, und diese hing ihrem Gatten mit einer geradezu fanatischen Liebe und Vergötterung an. Der Marquis kümmerte sich jedoch wenig um seine Gattin, die er als ihm von seiner Familie aufgezwungen betrachtete, führte sein kostspieliges Junggesellenleben weiter, hielt sich ganz offen Maitressen und häufte Schulden an. Er besaß in Arceuil ein kleines Landhaus (im 18. Jahrhundert gehörten die »petites maisons« zu den unentbehrlichen Einrichtungen eines Lebemannes), das seinen galanten Abenteuern diente, und hier begann auch sein Grausamkeitsgelüste sich praktisch zu betätigen, ziemlich spielerisch übrigens, aber doch so weit, daß es ihn — auch zufällige Umstände wirkten ungünstig für ihn mit — wiederholt (und beim dritten Male für lange Zeit) ins Gefängnis

brachte. Seine erste Haft in Vincennes (1763) dauerte nur kurze Zeit und genügte nicht, ihn zu witzigen.

Im Jahre 1768, ein Jahr nach der Geburt seines ersten Kindes, eines Sohnes, führte er eine junge Prostituierte, Rosa Keller, in sein »petite maison«, schloß sich mit ihr ein, band sie nackt auf einem Bette fest, bedrohte sie, packte verschiedene chirurgische Instrumente vor ihr aus und schwur, sie lebendig in Stücke zu zerschneiden. Tatsächlich brachte er ihr auch mit einem Messer einige sehr leichte Wunden bei, die er dann mit einer heilenden Salbe bestrich, knebelte sie und ließ sie schließlich angebunden im abgesperrten Zimmer liegen. »De Sade«, sagt einer seiner Biographen, »war zunächst ein Blasierter, der sich seltene Sensationen zu verschaffen suchte, dann aber auch ein passionierter Mystifikator.« Die Mystifikation gelang ihm nun in diesem Falle besser als für ihn gut war, denn das mißhandelte und bedrohte Mädchen fand in seiner Todesangst die Kraft, sich der Fesseln zu entledigen, und den Mut, mit einigen aufgerafften Kleidungsstücken durch ein Fenster ins Freie zu springen. Sie lief halbnackt ins Dorf, erzählte, daß man sie in Stücke zerschneiden wollte, und zeigte ihre Wunden. Die Sache, phantastisch aufgebauscht, machte viel böses Blut, und der Marquis mußte zum zweitenmale ins Gefängnis. Er war über die »vexations«, die ihm die Obrigkeit zufügte, sehr entrüstet. De Sade, der ein gründlicher Frauenkenner, einer der erfolgreichsten Frauenhypnotiseure und — ein seltener Fall — zugleich ein maßloser Frauenverächter war (auch ein christlicher Zug!), begriff nicht, wie man ihn wegen solcher »Bagatellen« zur Verantwortung ziehen konnte. Auch diesmal verschafften ihm die Anstrengungen seiner Familie nach sechs Monaten die Freiheit. Im Jahre 1772 aber hatte ein Abenteuer schlimme Folgen. Er gab den Inwohnerinnen eines Bordells in Marseille gelegentlich eines von ihm arrangierten Soupers Kantharidenpillen, deren Wirkung wohl ihn selbst am meisten überrascht haben mochte. Die Dosis war, sicherlich ohne sein Wissen, so stark, daß das Quartier sich alsbald in ein Haus des Wahnsinns verwandelte und ein Hexensabbat entstand, dessen wilder Lärm die entsetzten Bewohner der halben Stadt zusammenströmen machte, ohne daß jemand den Mut fand, in das Haus einzudringen, denn alles war überzeugt, daß hier, unter der Führung Satans selbst, Fürchterliches sich abspiele. Die Wirklichkeit war weniger romantisch, die Wirkung

der Pillen verlor sich gegen Morgen und nur zwei Mädchen erkrankten ungefährlich und waren bald wiederhergestellt. In der Stadt aber liefen die ungeheuerlichsten Gerüchte um; der Marquis selbst war ungewiß über die Folgen seines grotesken Abenteuers und floh, als der Prozeß gegen ihn eingeleitet wurde, nach dem Schloß seiner Schwiegereltern. Hier traf er seine schöne Schwägerin Louise allein an. Er hatte seit seiner ersten Werbung nie aufgehört, sich für sie zu interessieren, und nun, in seiner Aufregung, gestand er ihr pathetisch seine Liebe und bewog sie, die seiner Suggestion rasch unterlag, zur gemeinsamen Flucht nach Italien. Dort aber wurde Louise de Montreuil von Gewissensbissen gepeinigt und das Liebespaar kehrte nach Frankreich zurück, wo der Marquis verhaftet wurde. Man brachte ihn nach dem Schloß von Miolans, aus dem er jedoch 1773 mit Hilfe seiner Frau – die ihn trotz des Verrates mit ihrer Schwester noch immer abgöttisch liebte – entwich. Er lebte nun mit seiner Frau, der er durch den offensten Cynismus das Leben so gründlich als möglich verbitterte, zuerst in Italien, dann, verborgen, in Frankreich. Auf einem seiner häufigen Ausflüge nach Paris wurde er in der Wohnung einer seiner Maitressen abermals verhaftet (1777) und nach Vincennes gebracht. Einmal noch gelang ihm eine Flucht, aber er wurde wieder ergriffen und zurückgebracht. In Vincennes und in der Bastille (in die er 1784 überführt und aus der er erst durch ihre Erstürmung befreit wurde) schrieb er die meisten seiner Bücher, unter anderen die zusammenhängenden, sehr umfangreichen Romane »Justine ou les malheurs de la vertu« und »Juliette ou les prospérités du vice«.

Alle rastlosen und rührenden Bemühungen der Marquise, ihren Gatten zu befreien, waren fruchtlos und erst der Revolution sollte dies gelingen. Der Marquis aber, der sich unschuldig fühlte (mit einigem Rechte, denn er hatte sich mit der Kantharidenaffaire nur einen jener groben Scherze erlaubt, die damals bei den Aristokraten gang und gebe waren), war einer der ungeduldigsten und aufgeregtesten Gefangenen. In zahllosen Briefen beschwerte er sich bei allen über alles und befand sich in einem fast ununterbrochenen Wutzustand. Nur wenn wir dies stets im Auge behalten, sind die zwei erwähnten Romane überhaupt verständlich: als das Produkt eines zügellosen, dabei geistig hochstehenden Temperamentsmenschen und Erotomanen während einer langen, nach seiner Idee unverschuldeten Haft. Ein Riesenkatarakt von überhitzter, rein

phantastischer Sinnlichkeit und Grausamkeit, von Greueln und Scheußlichkeiten, von Schmutz und Wahnwitz stürzt auf den Leser herab. Dieser wunderlichste aller Schriftsteller kennt kein Maß und keine Grenzen, wirkt an tausend Stellen lächerlich, an zehntausend abstoßend und widerlich, rollt in fürchterlicher Monotonie immer wieder dieselben Bilder und Szenerien auf, — und doch liegt eine gewisse Größe darin, die in unserem zahmen Zeitalter sehr selten ist: die Größe der Maßlosigkeit, die Größe eines ungeheuren, ungebändigten Temperamentes. Wir empfangen die überwältigende Impression eines vielfältigen Unglückes, des Unglücks einer gefesselten Persönlichkeit, eines eingesperrten Lebensdranges, des Unglücks eines degenerierten Standes, der am schlechten Gewissen erkrankten Aristokratie, und des Unglücks einer ganzen Epoche, die sich sterbend und stürzend fühlt . . . All die Schlächtereien, die er in der Einsamkeit des Gefängnisses schilderte, und das Stöhnen und Jammern, das aus seinen Romanen herausschreit, sollten bald zur Wirklichkeit werden, und die Männer, die das Schlachten ausführten und den Jammer erschallen ließen, waren die Erstürmer der Bastille, die den Marquis befreiten! Der aufgeregte Pöbel erwartete in der Bastille hunderte von Gefangenen in unterirdischen Verließen angekettet und mit den Spuren unmenschlicher Torturen zu finden — und fand drei oder vier gesunde, recht human untergebrachte Häftlinge, darunter den Marquis de Sade . . .

De Sade war ein wunderbarer Psycholog der Leidenschaften er kannte alle, selbst die geheimsten und uneingestandensten Regungen, deren das menschliche Herz im Bösen fähig ist, und zerrte den ganzen Bodensatz, den Schlamm der christlichen Seele rücksichtslos ans Licht. Auch der tiefste Psycholog vermag an de Sade noch etwas zu lernen. Insbesondere in der Erotik ist sein Wissen souverän; neben seiner umfassenden und durchdringenden Kenntnis der sexuellen Psychopathie sind alle modernen Werke über dieses Gebiet, speziell Krafft-Ebing, dilettantisch, die Arbeit bloßer Systematiker. In den zahlreichen in seine Romane eingestreuten theoretischen Erörterungen zeigt sich überhaupt eine geistige Freiheit und Schärfe des Urteils, die selbst im geistesfreien 18. Jahrhundert erstaunlich ist. Religions- und Bibelkritik, die Probleme des Sozialismus, Verbrecherpsychologie, die Entwicklungslehre, die Systematik der psychopathia sexualis — kurz alle die

eigentlichsten Wissenschaften des 19. Jahrhunderts finden sich unter einem Wust wertloser Szenenschilderungen und Banalitäten in den Sadeschen Romanen vorgebildet und mit überraschender Klarheit aufgefaßt. Die Hauptsätze der Nietzeschen Lehren beispielsweise sind in de Sade fast mit wörtlicher Übereinstimmung enthalten. Gewiß war nie jemand weniger irrsinnig als dieser bewundernswürdig klare Geist, der, nach vorübergehender Freiheit während der Revolution im Jahre 1801 wegen eines Schlüsselromanes, in dem er Napoleon und Josephine verhöhnte, in verschiedene Irrenhäuser gesteckt wurde und in Charenton im Alter von 75 Jahren starb (1814). Er war ein Erotomane und in seinen Instinkten degeneriert, auch ging sein Temperament allzuhäufig mit ihm durch, aber über seinen hellen Verstand ist niemals ein Hauch von Irrsinn gekommen. Er hat in »Juliette« eine Glorifikation des Lasters entworfen, die viel Geist und noch viel mehr Abstrusitäten und Wahnwitz enthält, aber er hat selbst nicht an diese Glorifikation geglaubt. Wo er gegen die Verlogenheiten einer dummen »Tugend« polemisiert, redet der Verstand aus ihm, wo er aber überflüssigerweise das »Laster« verherrlicht, braust nur das Temperament in ihm auf. Niemand wußte besser als der Marquis de Sade und niemand hat es auch öfter ausgesprochen, daß es gar kein Laster gibt . . . Daß er freilich sich vom Glauben an die Tugend nur mit dem Verstand, nicht ganz mit dem Herzen lostrennen konnte, daß er mit seiner leidenschaftlichen Liebe zum »Laster« nur eine tief in ihm ruhende und ihn beunruhigende »Tugend« ausrotten und betäuben wollte, — das eben stempelt ihn zum Menschen des Zwiespaltes zwischen Vernunft und Herz, zum Menschen des »Gewissens«, zum Vorläufer des modernen, freigeistigen Christen . . .

Der Schädel des Marquis war nach dessen Tode noch die Ursache einer wissenschaftlichen Groteske. Er ward nämlich präpariert und einem Phrenologen, dem man den Namen des einstigen Besitzers verheimlichte, zur Untersuchung übergeben. Der berühmte Phrenologe examinierte den Schädel sehr aufmerksam und fand an ihm die charakteristischen Erhebungen — der platonischen Liebe und des Zärtlichkeitsgefühles.

Der Herrensitz in U.

Von Peter Altenberg.

Er besaß ein riesiges Gut in U. Man fuhr drei Stunden lang mit der Bahn hin, dann noch eine Stunde mit dem Wagen, respektive eine Viertelstunde mit dem Automobil, falls die Straßen fest und sicher waren, was selten oder nie sich ereignete. Die Straßen waren gleichsam angelegt wie Sümpfe vor der Festung Königgrätz. Das Gut war sehr ergiebig, aber keineswegs für den Naturfreund. Auf diesem Gute erbaute sich der Besitzer in modernstem einfachstem Stile – weiße gekörnte Mauern, breite viereckige Spiegelscheiben-Fenster, rostrotes Dach – ein wunderschönes Herrenhaus mit 12 Zimmern, alle eingerichtet in schwedischem Birkenholz und mit niedrigen Messingbetten und riesigen Pendeluhren in Krystallgehäusen. »Nun wird es vielleicht zum Heiraten kommen«, dachte er. Aber es kam nicht dazu. Zu diesem Hause engagierte er eine erstklassige Köchin und einen jungen Diener, der französisch sprach, und eine alte Wirtschafterin, die die beiden beaufsichtigen sollte in ihrer Arbeitslosigkeit. Denn da entstehen die meisten Ungehörigkeiten. Nun wurde es aber das verzauberte Herrenhaus und niemand wußte, wozu das Alles eigentlich da sei. Am wenigsten der Gutsherr selbst, der sich künstlich binden wollte an etwas, was nicht band.

Eines Tages brachte er eine freundliche junge Dame mit. Sie sollte den verzauberten Herrensitz ein wenig beleben, und sei es nur, daß sie mit Köchin und Diener zankte oder sich gütlich bespräche. Aber sie tat nichts dergleichen und fand alles fade und gleichgiltig. Man fuhr sie auf einem Dampfpfluge auf die Zuckerrübenfelder hinaus und auf die Kukuruzfelder, man zeigte ihr den herrlichen Beschäl-Hengst namens »Vita« und andererseits die herrlichen Mastochsen. Sie erwiderte: »Wann könnte ein Brief aus D. hier ankommen? Er ist ein Tepp, aber ich brauch das für meine Nerven. Er will sich wegen mir umbringen.« Man sagte ihr, daß ein Brief wahrscheinlich nie anlangen werde und daß man sie deshalb jedesfalls nicht hierherbefördert habe. Daraufhin beruhigte sie sich und meinte, sie habe sich nur erkundigt aus Langweile. Es liege ihr nichts an dem »Teppen«. Nur die Fini dürfe ihn nicht kriegen. Unter keiner Bedingung. Der Besitzer des Gutes sah nun ein, daß er auch mit dieser Acquisition sein Herrenhaus nicht besonders beleben könne und die zwölf Zimmer

mit den zwölf Messingbetten und den schwedischen Birkenholz-Kästen und den Pendeluhren in riesigen Krystallgehäusen. Infolgedessen sagte er zu den drei Dienstboten, sie mögen nur Alles in peinlichster Ordnung erhalten, es könne jeden Augenblick etwas Unerwartetes sich ereignen. Aber er hatte keine Ahnung, was.

Hie und da sagte irgend eine freundliche junge Dame: »Du, ich möchte für vierzehn Tage auf dein Gut.« Aber er erwiderte: »Es geht nicht. Es ist alles besetzt — — .«

Und die Köchin begann zu stehlen wie ein Rabe und der französisch parlierende Diener machte ihr ein Kind und der Wirtschafterin ebenfalls, um sie zu beruhigen und aus Langweile. Da ließ der Gutsherr seinen schönen Herrensitz wieder auf und verkaufte sogar die Uhren in den riesigen Krystallgehäusen. Er dachte: »Wenn erst so eine kalte hochnasige pünktliche gekommen wäre, bei der alles am Schnürchen hätte gehen müssen! Oder so eine leichtsinnige verschwenderische Maitresse à la Pompadour — —?! Sogar die Uhren habe ich günstig angebracht!«

* * *

Gedichte.

Von Margarethe Beutler.

Den Vorübergegangenen.

So wilde Andacht hab' ich nun gehalten,
Verstrickt in meines Waldes Dunst und Schwüle! —
Zermorschte Wurzeln zwang ich mir zum Pfühle
Und grub die Hände in der Moose Falten.

Da mußte diese Seele Euch gestalten,
Und Euch im Sturm unfaßbarer Gefühle
Aus längst verrollter Zeiten Erdenkühle
Entfesseln zu laut fordernden Gewalten.

Und Mann für Mann — nur rätselvolle Schatten,
Ungreifbar, doch im Tiefsten mir verbunden
Durch Rausch und Qual vergilbter Liebesstunden —
Erstandet Ihr. — Und Eure niemals satten
Begierden haben meinen Puls gefunden
Im reifen Duft der übersonnten Matten . . .

Tanzlied.

Mir ist, ich trage rote Schuh — –
Muß tanzen, tanzen immerzu . . .

Es quillt das Laub, das Laub welkt hin,
Wer sagt mir, ob ich glücklich bin?

Ich weiß es nicht. Mein Kind wird groß –
Die roten Schuh werd' ich nicht los . . .

Sie tanzen Nacht, sie tanzen Leid
Und wildes Licht und Seligkeit – –

Bis mich der Mann, der meiner wert,
Herr Henker Tod, zum Weib begehrt,

Der in die kleinen Schuh verliebt –
Sie lächelnd in die Tasche schiebt . . .

Verheißung.

Wenn aber nun die Wolken ruhn
Auf ihren Firnenkissen,
Dann will ich Deinen Händen tun
So Liebliches, daß sie nicht wissen,
Wie sie sich biegen, schmiegen müssen! – –

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Österreicher. »Nach etwa dreimonatiger Arbeit ist nunmehr im neuen Trakt des Wiener Landesgsrichtes in Strafsachen ein Paternosteraufzug fertiggestellt worden, der den großen Parteienverkehr in den ausgedehnten Räumlichkeiten des Hauses bequemer gestalten soll.« Ein Paternoster-Lift! Zwei Welten in einem Worte! Der Geist Österreichs macht die Verbindung erklärlich. Man möchte glauben, daß die Bezeichnung in der »Armen Sünder-Zelle« erträumt wurde. Aber Paternoster-Aufzüge gibt's wirklich. »Paternoster-Werk« ist ein Kettenapparat; das Wort entstammt wohl dem frommen Sinn eines Technikers, der bei der Umlaufsbewegung der Kette an die Abhaspelung eines Rosenkranzes dachte. Daß gerade dieses Lift-System in österreichischen Amtsgebäuden

bevorzugt wird! Beruhigend klingt das Wort eben nicht. Ein Aufzug, bei dessen Besteigen es sich empfiehlt ein Vaterunser zu beten. Und wenn man im vierten Stock des Landesgerichts angelangt ist, fühlt man sich zu einem gloria in excelsis deo verpflichtet.

Soldat. Ein Leser entdeckt eine interessante gedankliche Parallele zwischen Robert Scheus Aufsatz »Kanonen aus Kirchenglocken«, der seinerzeit starkes Aufsehen machte, und dem folgenden Gedichte des Japaners Sakino († 1860), deutsch von Enderling, das dem Verfasser des Aufsatzes unbekannt war:

Die Glocken schmolz man zu Kanonen um!
. . . Nun klingt nicht mehr beim ersten Sternenschein
Ihr helles Abendlied ins Land hinein,
Die Höhen sind, die Täler stumm.

Die Blumen selbst, die auf dem Felsen wohnen,
Vergessen, wartend auf den Nachtgesang,
Des Welkens gar . . . Voll blüht der Bergeshang,
Seit man die Glocken umschmolz zu Kanonen.

Humorist. Der Deutschheit ganzer Jammer faßt mich an, wenn ich ihre Witzblätter älteren Stils zur Hand nehme. Freilich, selbst der ‚Simplicissimus' ist — dank Herrn Roda Roda — auf dem Sprunge, in die Läusesucht des deutschen Anekdotenhumors zu verfallen. Seine philiströse Belletristik bietet längst den passenden Rahmen für solche Verwandlung. Glücklicherweise bewahrt ihn die zeitsatirische Kraft seiner Zeichner vor der Gefahr, dem Behagen der Mikosch und Schulze zu opfern. Einen Anblick des Grauens aber bietet der illustrierte Humor, den Deutschlands »harmlose« Geister aus der Welt der Dackeln, Schwiegermütter, Schwipse und Pumpversuche von Woche zu Woche hervorzuzaubern wissen. Welch ein Bacchanale der Ledernheit! Und die gehirnöde Gesellschaft, die sich daran ergötzt, ist eine »Kulturnation«! Nichts bezeichnet die Grazie ihrer Lustigkeit besser als das System der Witzüberschriften in den Blättern, die sie am liebsten liest. Damit der deutsche Mann den Humor der Sache besser verdaue oder von dem Geist, der ihm geboten wird, nicht überrumpelt werde, steht über jedem Sätzchen ein Titel, der die Meinung des Witzkopfs verdeutlicht. Ein Humor, der sich fortwährend selbst auf die Hühneraugen tritt, durch die er die Welt betrachtet. Man schlage irgendeinen dieser vollständigen Kataloge deutscher Geistesarmut auf und man wird den Einfall suchen müssen, dessen dürftige Pointe nicht schon im Titel verraten wäre. Eine kleine Kollektion der beliebtesten Aufschriften: »Bos-

haft«, »Übertrumpft«, »Gut gegeben«, »Durch die Blume«, »Abgeblitzt«, »Versteckte Bosheit«, »Recht erfreulich«, »Ganz einfach«, »Empfindlich«, »Bescheiden«, »Bitter«, »Kleines Mißverständnis«, »Gut angewendetes Zitat«, »Schlechte Ausrede«, »Unbegreiflich«, »Immer derselbe«, »Ein Schwerenöter«, »Ein Praktikus«, »Kostspielig«, »Ja, ja«, »Ach so!«, »So, so!«. Man liest zum Beispiel den folgenden Dialog: »Fräulein: Warum sind Sie eigentlich noch nicht verheiratet, Herr v. Schulze? — Herr v. Schulze: Ich konnte noch immer nicht die Rechte finden. — Fräulein: Und dabei haben Sie doch ein paar Jahre die Rechte studiert!« Jetzt denke man über den dümmsten »Titel« für diesen wundervollen Einfall nach, der natürlich durch ein im Salon sitzendes Paar illustriert ist. Er lautet: »Illustriertes Wortspiel« . . . Und das Ganze führt den Titel: Eine Kulturnation!

Sprachkünstler. In einem Nachruf für den ehemaligen Direktor der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, Martin Ritter von Cassian, schreibt die ‚Neue Freie Presse': »Er gehörte zum alten Typus der Direktoren an der Spitze von Transportanstalten . . .« Wie sieht so etwas aus? Herr Benedikt — die Diktion dieses bocksprunghaften Stilisten, die Benediktion, die an verstorbenen Finanzleuten geübt wird, ist unverkennbar — hätte gewiß nicht schreiben können: »Er gehörte zum alten Typus des Direktors einer Transportanstalt«. Erst durch die stilistische Unmöglichkeit, durch die Entfernung des Wortes »Transportanstalt« vom »Typus«, wird die begriffliche Unmöglichkeit, die Entfernung der phantastischen Kulissenwelt des Herrn Benedikt von der Wirklichkeit, offenbar. Wie also sieht der alte Typus der Direktoren an der Spitze von Transportanstalten aus? Anderen Donau-Dampfschiffern hätte Herr Benedikt einen verständlicheren Nachruf gehalten. Etwa: »Er war ein Mann: nehmt alles nur in allem . . .«

Hallstätter Kretin. Das ‚Deutsche Volksblatt' läßt sich unter dem schwer belastenden Titel: »Aus dem Vorleben der Mizzi« aus »Ofen-Pest« (nicht Budapest), 6. Juli, die folgende »eigene Drahtnachricht« schicken: »Mizzi Zeller war auch in Ofen-Pest Büfettmädchen und wohnte während dieser Zeit bei einer gewissen Frau Beer (!!), der sie eine Photographie hinterließ mit der Widmung: ‚Der lieben Frau Beer zum Andenken. Mizzi.'« Diese Enthüllung, in der die beiden Rufzeichen den Kommentar oder das »Kommentar überflüssig« vertreten, wird nicht verfehlen — —

Makler. Ein Dokument schäbigster Weltanschauung, wie es in ähnlicher Schlichtheit, Prägnanz und Unabsichtlichkeit nicht oft im

Reiche liberaler Druckerschwärze geboten wird. Sonst braucht man einen Leitartikel, um diesen Abstand zwischen Kultur und Börseanergefühlen erkennen zu lassen. Diesmal genügte ein Sätzchen in einem unscheinbaren Telegramm. ‚Neue Freie Presse', 4. Juli: Große Feuersbrunst in Hamburg: »... Gegenstände aller Art wurden aus den Fenstern geworfen, andererseits waren viele Abgebrannte ratlos, ließen Wertpapiere liegen, brachten aber Katzen, Kanarienvögel etc. in Sicherheit.« Der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' war nicht ratlos, sondern sprachlos. So etwas hätte er nicht für möglich gehalten! Man rettete Tiere und ließ Wertpapiere liegen! Und das versteht die ‚Neue Freie Presse' offenbar unter den »herzzerreißenden Szenen«, die sich bei dieser Feuersbrunst abgespielt haben sollen. Wertpapiere opfern, für die man doch Katzen, Kanarienvögel und Journalisten kaufen kann, so viel man will!

Ethiker. In die Volksschullesebücher kommender Zeiten wird zur Illustrierung des Sprichwortes: »Üb' nimmer Treu und Redlichkeit« die folgende Geschichte aufgenommen werden: »Vor einem Wiener Bezirksgerichte hatte sich ein Fahrradhändler wegen bedenklichen Ankaufes zu verantworten. Er hatte nämlich auf ein Fahrrad, das ihm zum Kaufe angeboten worden war, eine Anzahlung von zwanzig Kronen geleistet, den Restbetrag von vierzig Kronen dem Verkäufer nachgesandt und gleich darauf eine Anzeige bei der Polizei freiwillig erstattet, weil ihm nachträglich Bedenken aufstiegen. Es stellte sich auch heraus, daß das Rad einem Rechnungsfeldwebel gestohlen worden war. Nunmehr wurde gegen den Fahrradhändler die Anklage wegen bedenklichen Ankaufes erhoben. Nach Feststellung des Tatbestandes verurteilte ihn der Richter — es war der Dr. Schachner — zu einer Geldstrafe von hundert Kronen... Bei der Verkündigung des Urteils geriet der Verurteilte in große Aufregung und schrie: ‚Das ist eine Ungerechtigkeit; das lasse ich mir nicht bieten! Ich erstatte die Anzeige und werde verurteilt! Unerhört!' Da er trotz allen Begütigungsversuchen nicht zu beruhigen war und fortlärmte, wurde er überdies noch zu einer Disziplinarstrafe von 24 Stunden verurteilt, die er sofort antreten mußte.« Und die Schüler werden erkennen, daß das Urteil bedenklicher war als der Ankauf. Tatsächlich bestärkte es damals viele Fahrradhändler in dem Entschluß, bei bedenklichen Ankäufen doch lieber zu warten, bis diese von anderen angezeigt würden. Die »bedenklichen Ankäufer« wurden nicht alle, aber sie wußten sich wenigstens der Strafe, die auf die Anzeige

gesetzt war, zu entziehen. Es war eine merkwürdige Zeit, in der eine merkwürdige Rechtsmoral regierte. Hätte der Fahrradhändler die 60 Kronen, um die er geschädigt wurde, irgendjemand veruntreut und vor der Anzeige zurückgegeben, so wäre ihm nichts geschehen. Da er selbst der Geprellte war und die Anzeige machte, mußte er büßen ... Hütet euch also! Die Gewissensbisse ob einer ehrlichen Tat sind schmerzlich.

Kriminalist. Die Berichterstattung ist eine unangenehme Belastungszeugin. Durch einen Beistrich kann sie Existenzen gefährden. Da las man in der ‚Neuen Freien Presse' (der man eine sorgfältigere Redigierung einer Aussage des Herrn Stukart zutrauen sollte) den folgenden Satz: »Dann gieng Prohaska wieder auf Friederike zu, die sich an seine Brust legte, und sagte: ‚Ich habe ja nur den Strick ein bischen zusammengezogen.'« Dies Bekenntnis will Herr Stukart aus dem Munde des Prohaska gehört haben, und ließ ihn dennoch auf freiem Fuße! Aber nein, der vertrackte Beistrich ist schuld, er hat Friederikens Worte dem Prohaska in den Mund gelegt ... Zu einem ebenso unbegründeten Verdacht hat auch die Berichterstattung der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung' verleitet. Der Vorsitzende ließ sich über die Finanzlage des Prohaska informieren. Durch eine fahrlässige Streichung des Textes hat der Reporter den folgenden fatalen Zusammenhang hergestellt: »Auf die Frage des Präsidenten, ob er feste Einnahmen gehabt habe, erzählt Prohaska, daß er damals für Graz engagiert war; der Kritiker der ‚Tagespost' habe ihn jedoch wegen seiner böhmischen Aussprache nicht goutirt und, als er in ‚Carmen' aufgetreten sei, geschrieben: Das ist kein spanischer, sondern ein böhmischer Soldat. Präsident: Sie haben doch immer schlecht gezahlt.« — Ein geflügeltes Wort haben wir dem Prozeß Zeller zu danken.

Konfisziert.

Im stenographischen Protokoll der 431. Sitzung des Abgeordnetenhauses (20. Juli) ist eine bemerkenswerte Interpellation enthalten. Auch deshalb bemerkenswert, weil sie, wie ich aus sicherster Quelle weiß, ursprünglich von den Namen sämtlicher Mitglieder einer Regierungspartei unterzeichnet war. Sie überlegten sich's, als die Interpellation schon auf dem Präsidententische lag, und zogen ihre Unterschriften »aus politischen Gründen« zurück. Nur zu begreiflich. Es waren nämlich Sozialdemokraten.

Interpellation

der Abgeordneten Choc und Genossen an den Herrn Justizminister über die Konfiskation der ‚Fackel':

Die Nr. 207 der in Wien erscheinenden Zeitschrift ‚Die Fackel' enthielt die folgende von der Wiener Staatsanwaltschaft konfiszierte Stelle:

Der Polizeirat Stukart gab an, er habe dem Bräutigam der Friederike Zeller, da dieser sie von sich stieß, zugerufen: »Prohaska, nur Mensch sein!« Endlich eine amtliche Devise, die das schon ein wenig schadhafte Programm »justitia fundamentum regnorum« zu ersetzen imstande sein wird! An Friederike Zeller soll die Scheußlichkeit einer legitimen Tötung begangen werden, hundertfach scheußlich, da sie ein junges Mädchen treffen soll. Möge die Menschlichkeit, die sich so unvermutet im Bureauzimmer eines Polizeirates etablierte, bei der Begnadigungsfrage nicht übersehen werden! »Prohaska, nur Mensch sein!«

Der Staatsanwalt hat in diesen Sätzen unerklärlicher Weise eine Majestätsbeleidigung erblickt. Dies ist umso auffallender, als es sich hier ausnahmsweise um eine wohlwollende Kritik der Haltung autoritärer österreichischer Stellen handelt. Zum Schlusse wird lediglich die Hoffnung ausgesprochen, daß der neue Geist der Humanität sich auch bei der Frage der Begnadigung eines zum Tode verurteilten Mädchens geltend machen möge. Die als Devise empfohlenen Worte »Prohaska, nur Mensch sein!« hat ein k. k. Polizeirat gebraucht, und zwar gegenüber dem Bräutigam des Mädchens, der Prohaska heißt und ein ausgesungener Tenor ist. Da bei der rigorosesten Auslegung des Gesetzes in der konfiszierten Stelle von niemand eine Majestätsbeleidigung erkannt werden kann und da der Herr Staatsanwalt selbst in Verlegenheit kommen dürfte, wenn er nach den Gründen für seine Anschauung gefragt werden sollte, so stellen die Gefertigten die Anfrage:

Ist Se. Exzellenz geneigt, an den Preßstaatsanwalt in Wien, Herrn Dr. Victor Pollak, eine Weisung ergehen zu lassen, die ihn künftighin von unbedachten Konfiskationen abzuhalten vermag?

Choc

Jaworski — *Klofáč* — *J. Cerný*
Dr. Kos — *Dr. Baxa* — *Sehnal*
Krempa — *Hybeš* — *Dr. Sobotka*
Kubik — *Cingr* — *Fresl*
M. Olszewski — *E. Breiter* — *Bojko.*
Sternberg

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Im Verlage ‚Die FACKEL' sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität

Preis jeder Broschüre 40 h, portofrei 50 h.

DIE FACKEL

erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel',
Wien, IV. Schwindgasse 3 (Telephon 7857, Postsparkassen-Konto Nr. 57.884)
als durch Buchhandler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	K 9.—
»	18 » »	» 4.50
» das Deutsche Reich,	36 » »	» 10.50
» » » »	18 » »	» 5.25
» die Länder d. Weltpostv.,	36 Nummern, portofrei	» 12.—
» » » »	18 » »	» 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl v. Nummern.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 206, 5. Juli): Sätze von Marquis de Sade. — Bildung. Von Robert Scheu. — Sexuelle Ethik. Von Otto Soyka. — Der Künstler im »Zukunftsstaat«. Von Erich Mühsam. — Hyazinthen. Von Detlev v. Liliencron. — Antworten des Herausgebers (Die antiungarische Demonstration; Eine Rede des Bürgermeisters; Literarisches; Ibsen in Mödling; Ein Gespräch; Ein Gutachten; Ärztliche Annonzen; Volkswirtschaftliches; Aus meiner Sammlung; Die Naive und ihr Kind; Schmocksnitzel; Eine Zuschrift [illegible]

Kronsdorfer natürlicher alkalischer **SAUERBRUNN**

CARL GÖLSDORF k.u.k. Hoflieferant

Kronsdorf, Berlin

Herren-Anzug . . . . . K 30.—
Knaben-Kostüm . . . . . K 12.—
Herren-Ueberzieher . . . . . K 24.—
Knaben-Bordjacke . . . . . K 13.—
Mädchen-Kostüme und Jacken.

KLEIDERHAUS

M. NEUMANN

k.u.k. Hof- Lieferant

WIEN, I. KÄRNTNERSTRASSE Nr. 19.

Illustrierte Kataloge gratis u. franko.

ANNONCEN

für sämtliche

ZEITUNGEN

und

KALENDER

der Welt

besorgt

bestens und billigst

die

ANNONCEN-EXPEDITION

EDUARD BRAUN

WIEN, I.

Rotenturmstrasse Nr. 9.

Zeitungs- und Kalenderkatalog für Inserenten gratis und franko.

Im Verlage **„DIE FACKEL"** unter anderem erschienen und d alle Buchhandlungen oder direk beziehen:

Karl Kraus:

Sittlichkeit und Kriminal

Irrenhaus Österreich

(Die Affaire Coburg)

Der Fall Hervay

Die Kinderfreunde

(Zum Prozess Beer)

—

Preis jeder Broschüre 40 h, po 50 h.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.

Nr. 208. 4. Oktober 1906 VIII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

INHALT:

Ein österreichischer Mordprozeß. — Die Konfiskation der ‚Fackel'. — Der Amtsdiener. — Die Maisonne eines Septemberlebens.

Die Katastrophenbahn. — Die Lage der Deutschen in Österreich. — Ein Betrug in der Straßenbahn. — Der Kaiser im Ischler Theater. — Die sozialdemokratische Hölle. — Ein Schlüsselfeuilleton. — Beer und Steger. — Causa Elbogen. — Der neueste Nordau. — Aus einem Saar-Nachruf. — Der Fall Odilon. — Theatersachen. — Strakosch. — Lippo. — Nachtlicht vor dem Appellsenat.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL', IV. Schwindgasse 3.

VITA

REINSTE
NATÜRLICHE
NATRON-QUELLE

Die „Vita-Quelle" wirkt vorzüglich bei harnsaurer Diathese, Gicht, Rheumatismus und Blasenleiden. In überraschender Weise behebt sie die hartnäckigsten Magenkatarrhe, beseitigt prompt das peinigende Sodbrennen und ist ein Stoffwechsel-Regulator von höchster Vollkommenheit. Vorrätig in allen Apotheken und Depôts.

Generalvertrieb durch die Mineralwasser-Großhandlung

S. Ungar jr., k. u. k. Hoflieferant, Wien I.

Jasomirgottstraße 4.

Prospekte, Analysen und Beschreibungen gratis und franko.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801)

versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekt

Alleinige Annoncen-Annahme durch die Annoncen-Expedition

Die Fackel

Nr. 208 WIEN, 4. OKTOBER 1906 VIII. JAHR

Ein österreichischer Mordprozeß.

Präsident: Es mußte also jemand nach Ihrer Darstellung in der Zwischenzeit in die Wohnung gekommen sein, um Ihren toten Mann noch toter zu machen. (Heiterkeit) . . . . Sind Sie freudig in die Ehe getreten? — Angeklagte: Ich wäre am liebsten davongelaufen. — Präs.: Warum sind Sie nicht davongelaufen? Es wäre ein Glück für beide gewesen! — Angekl.: Als ich in der Kirche stand, hatte ich Lust davonzulaufen. Aber mein Mann hat mich fortwährend angeschaut. — Präs.: Hat er Sie freundlich angeschaut? . . . . Sie sollen sehr schlüpfrige Gedichte gemacht und Ihren Freundinnen vorgelesen haben . . . . Ihr Mann war so gutmütig, daß er stets selbst den Kaffee gekocht hat. Die letzten vier Tage vor seinem Tode mußten Sie den Kaffee kochen. Das war so eine Art Disziplinarstrafe für Sie . . . . (Der Präsident bespricht die Beziehungen der Angeklagten zu August Baron Coreth, den sie als Fünfzehnjährigen verführt haben soll.) Angekl.: Ich weiß nicht, warum Sie das alles den Geschworenen sagen. — Präs.: Es geschieht, um Ihren Charakter zu zeichnen! . . . . Wie haben Sie es mit der Religion gehalten? Was für Anschauungen hatten Sie von der Religion? Sie sollen sich einmal sehr abfällig über die Auferstehung geäußert haben? (Der Präsident bespricht die Beziehungen der Angeklagten zu ihrem letzten Liebhaber, dem Juristen Sablic.) Wie hat Ihnen Sablic als Mann gefallen? — Angekl.: Sehr gut

Er war sehr stattlich. . . . Präs.: Wie oft ist Sablic zu Ihnen gekommen? — Angekl.: Muß ich das sagen? — Präs.: Er hat Sie jeden dritten bis vierten Tag besucht. — Angekl.: Es wird schon richtig sein. (Die Angeklagte gibt zu, daß sie wiederholt ihren Mann aufforderte, mit ihr ins Café Maximilian zu gehen, weil sie dort Sablic treffen wollte.) Präs.: Um mit ihm zu kokettieren! . . . . Sablic behauptet, daß er das Verhältnis mit Ihnen nur als Sport angesehen habe . . . . Hatten Sie außer Baron Coreth und Sablic noch irgend welche Verehrer? — Angekl.: Nicht von Bedeutung. (Der Präsident hält ihr vor, daß sie eine große Liebeskorrespondenz poste restante unterhielt.) Angekl.: Nur ganz flüchtige Sachen. — Präs.: Aber Sachen waren es doch. — Angekl.: Sie verspotten mich, Herr Präsident. — Präs.: Ich verspotte Sie nicht. Ich frage Sie nur, was ich Sie fragen muß . . . . Warum ist er bei Ihnen zu Besuch erschienen? Wahrscheinlich, um seinen Pflichten nachzukommen! . . . . Was hat Ihnen Sablic noch gesagt? — Angekl.: Ich habe ihn gebeten wegzugehen, mit den Worten: »Heute hapert's.« — Präs.: Sie sollen zu Sablic nicht gesagt haben: »Heute hapert's«, sondern »Heute kracht's« . . . . (Die Angeklagte erklärt, sie habe die ganze Nacht nicht geschlafen, sei müde und wolle nicht alles zweimal erzählen.) Präs.: Ihr Mann fand an dem kritischen Abend Ihren Liebhaber Sablic an Ihrer Tür. Was sagte er zu Ihnen? — Angekl.: Er sah mich durchdringend an und sagte: Diesmal ist er durch, ich habe ihm nichts getan. — Präs.: Und was sagten Sie? — Angekl. (unwillig): Lesen Sie doch die Protokolle, ich sage nichts mehr. — Präs.: Es ist meine heilige Pflicht, die Wahrheit zu erforschen und Sie über alle Einzelheiten zu befragen. (Der Präsident will noch einmal die Umstände der Tat erörtern.) Angekl.: Ich habe ja gestern schon alles angegeben. Ich werde doch heute nicht

die ganze Qual nochmals durchmachen! . . . . Präs.: Bevor Sie sich dem Gericht stellten, haben Sie sich um 20 Kreuzer Schinken und einen halben Liter Wein zum Frühstück gekauft. Haben Sie denn noch Appetit zum Essen gehabt? — Angekl.: Ich hatte Hunger, denn ich hatte schon lange nichts gegessen. — Präs.: Dazu gehört wohl ein guter Magen, nach einer solchen Tat ein derartiges Frühstück zu sich zu nehmen! Sie haben auch nach der Einlieferung in die hiesige Frohnfeste sehr gut geschlafen. — Angekl.: Weil ich sehr erschöpft war. — Staatsanwalt: Wenn eine Frau ihren Mann in Notwehr tötet, dann glaube ich, daß eine solche Frau sich halbnackt mit aufgelöstem Haar hinausstürzt und um Hilfe ruft, nicht aber, daß sie sich in aller Bequemlichkeit anzieht und noch soviel Sorgfalt auf Ihre Toilette verwendet, um selbst in der Nacht auf die Herren, die sie aufsucht, Eindruck zu machen. (Der Präsident zeigt den Geschwornen die blutbefleckten Wäschestücke, das Hemd, das Mieder und die Nachtjacke der Angeklagten. Die Angeklagte bezeichnet, zum Gerichtstische gehend, mit den Fingern den Geschwornen selbst die blutigen Stellen.) Staatsanwalt (entrüstet): Alteriert es Sie gar nicht, in dem Blute Ihres Mannes so herumzuklauben? — Angekl.: Jetzt bin ich schon fünf Monate hier im Hause und höre in der ganzen Zeit nichts als Blut! Blut! und wieder Blut! Fünf Monate werde ich hier schon gequält! — Staatsanwalt: Mindestens ist Ihr jetziges Benehmen eine Herzlosigkeit von Ihnen . . . . Präs.: Rutthofer mußte früher aufstehen, weil er Kaffee für seine Frau kochen mußte. — Zeuge: Jawohl, das war mir bekannt. (Heiterkeit.) — Angekl. (zum Präsidenten): Sie spotten ja schon wieder, Herr Präsident! .... Ein anderer Zeuge: Sie hat einmal gewünscht, daß ich mit ihr einen Operettentext ausarbeite; ich hatte aber keine Lust dazu. Eines Tages hat sie mir Gedichte

zur Begutachtung übergeben. — Präs.: Manche Gedichte waren sehr gepfeffert. — Zeuge: Das ist richtig .... Angeklagte: Herr Präsident! Sie verdrehen meine Worte! — Präs. (streng): Ich verdrehe nichts, ich erfülle nur mein Amt. Ich führe die Verhandlung objektiv durch.... (Die Angeklagte behauptet, daß der Untersuchungsrichter auf sie einen Druck ausgeübt habe. Der Präsident läßt den Untersuchungsrichter rufen.) Präs.: Ist auf die Angeklagte ein Druck ausgeübt worden? — Zeuge: Nein... (Der Zeuge Baron Coreth gibt an, eines Tages habe ihm Frau Rutthofer einen Kuß gegeben.) Zeuge: Ich war überrascht und wollte es der Mama sagen. Ich habe es aber nicht getan, weil ich mich geschämt habe.... Ich kann mich nicht erinnern, wie das Verhältnis mit Frau Rutthofer begonnen hat. Ich konnte sie eigentlich nicht recht ausstehen. Ich habe immer einen Widerwillen gegen sie gehabt und weiß nicht, wieso ich mich ihr geben konnte. (Die Angeklagte macht eine abwehrende Handbewegung, wie wenn sie nicht wolle, daß der Zeuge über diese Sache weiter spreche.) Staatsanwalt: Es muß sein! Es muß gesprochen werden. — Präs.: Weshalb sind Sie immer wieder zu ihr gegangen? — Zeuge: Weil sie mich gedrängt hat. (Er habe mit ihr durch zehn Jahre bis in die letzte Zeit verkehrt.) Präs.: Wann das letztemal? (Die Angeklagte macht eine abwehrende Bewegung und ringt verzweifelt die Hände.) .... Präs.: Ist sie in die Kirche gegangen? — Zeuge: Nein. — Präs.: Hat sie sonst auf Religion gehalten? — Zeuge: Sie hat sich über die Auferstehung abfällig geäußert. — Präs.: Hat sie Ihnen Geschenke gemacht? — Zeuge: Ja, eine Uhr hat sie mir gegeben. — Präs.: Auch Geld? (Der Zeuge schweigt) .... Präs.: Was haben Sie ihr damals gesagt? — Zeuge: Ich habe ihr gesagt: Geh' mach' keine Dummheiten! — Präs.: Waren Sie per Du mit ihr? — Zeuge: Ja .... (Der Zeuge Sablic gibt

an, daß er gegen 10 Uhr abends bei der Haustür mit der Angeklagten zusammengetroffen sei). Präs.: Was hat sie damals zu Ihnen gesagt? — Zeuge: Sie sagte: Heute hapert's. — Präs.: In der Untersuchung sagten Sie: Heute kracht's. (Der Verteidiger erklärt, daß er gegen den Untersuchungsrichter bezüglich der Protokollsabfassung Mißtrauen hege, und führt an, daß der Untersuchungsrichter vor zwei Jahren mit einem Burschen, den die Gerichtsärzte für einen Kretin erklärten, ein ausführliches Protokoll aufgenommen habe. Er sehe sich zu diesen Mitteilungen nicht aus Ranküne gegen den Untersuchungsrichter veranlaßt, wiewohl er offen zugebe, daß er diesem richterlichen Beamten persönlich nicht gut gesinnt sei.) Chor der richterlichen Beamten im Auditorium: Aha! Schau, schau! — Ein Geschworner: Der ganze Streit geht uns gar nichts an! (Folgt eine Kontroverse zwischen dem Staatsanwalt und dem Verteidiger.) Verteidiger: Ich werde Sie einmal klagen, Herr Staatsanwalt .... (Eine Zellengenossin der Angeklagten erzählt, diese habe gesagt, der Stich in den Unterleib ihres Mannes sei butterweich gegangen ... Geschworne kündigen im Wirtshaus an, daß sie die Mordfrage bejahen werden. Einer, ein Hafnermeister, erklärt, er betrachte die Aussage des Münchener Nervenarztes nicht als vollwertig, da dieser doch seinem Geschäfte schaden könnte, wenn er anders aussagte. Die Rutthofer aber wüßte »einen Dritten, und wenn sie den Dritten nicht sagt, dann soll sie auch für den Dritten büßen«. Der Verteidiger lehnt die Geschwornenbank wegen Eidbruchs und den Gerichtshof wegen Befangenheit ab. Das Oberlandesgericht weist die Anträge der Verteidigung zurück. Luise Rutthofer wird wegen Todschlags zu sieben Jahren schweren Kerkers verurteilt.)

* * *

Die Konfiskation der ‚Fackel'.

Am 17. Juli hatten die Angehörigen der Wiener »Platten« einen guten Tag. Die Polizei war anderweitig beschäftigt. Hunderte von Wachleuten trugen rote Pakete auf ihren Armen in das Landesgericht, wo sie die zärtlich gehegte Last ablieferten. Die roten Pakete bestanden aus den konfiszierten Exemplaren der Nr. 207 der ‚Fackel', die an jenem Tage erschienen war. Die Wachleute hatten sie den Verschleißern weggenommen und ihnen dafür — in den meisten Fällen — eine liederliche Bestätigung zurückgelassen, auf der mit Bleistift und in Ziffern die Zahl der saisierten Hefte angegeben war und die Kunst, aus einem Dreier einen Dreiunddreißiger zu machen, sinnfällig sich demonstrieren ließ. Vor Jahren habe ich die Polizeidirektion auf die Unwürdigkeit dieser Amtshandlung aufmerksam gemacht und durch den Nachweis, daß die Summe der konfiszierten Exemplare, die sich aus den Bestätigungszetteln ergebe, manchmal größer sei, als die ganze Auflage, die Einführung amtlicher Formulare durchgesetzt. Aber auf die Dauer hält sich keine vernünftige Maßregel in Österreich, und so ist diesmal wieder zu dem legitimen Schaden der Konfiskation der illegitime hinzugetreten, der durch ein Verfahren entsteht, das dem Mißbrauch Tür und Tor öffnet.

Die ‚Fackel' war also wieder einmal — wie das schöne Wort lautet — »beschlagnahmt« worden. Natürlich habe ich die Konfiskation als unbegründet aufgehoben, indem ich die gesetzliche Willkür der parlamentarischen Immunisierung einer verbotenen Stelle gegen die willkürliche Anwendung des Gesetzes durch den Staatsanwalt ausnützte. Zumeist waren es tschechisch-radikale Abgeordnete, die sich zur Immunsierung jener Stelle, bei deren Auslegung der Staatsanwalt eine Majestätsbeleidigung begangen hatte, bereitfanden. Die Sozialdemokraten hatten

die Interpellation samt und sonders unterschrieben, im letzten Moment sich aber auf ihre Loyalität besonnen und ihre Unterschriften zurückgezogen. Ein peinlicher Effekt für die sozialdemokratische Fraktion, für mich höchst erfreulich. Denn der leiseste Verdacht des Zusammenhangs der ‚Fackel' mit irgendeiner politischen Partei war damit zerstört. Daß man aus den Namen, die endgiltig unter der Interpellation standen, auf eine Unterstützung des ultratschechischen Parteiprogramms durch die ‚Fackel' schließen könnte, war ja nicht vorauszusehen, und wenn in Linzer Kaffeehäusern dennoch solche Schlüsse gezogen wurden, so darf ich dies als eine angenehme Bestätigung meiner Diagnose jener fortschrittlichen Gehirnerweichung empfinden, die die »Lage der Deutschen in Österreich« so verzweifelt erscheinen läßt.

Die Konfiskation der ‚Fackel' war also, ehe noch das Landesgericht in die Lage kam, sie zu bestätigen, bereits aufgehoben, und dank der österreichischen Monstrosität, die die uneingeschränkte Verbreitung einer behördlich verbotenen Druckschrift ermöglicht, ward dem konfiszierten Passus eine noch weit größere Beachtung zuteil, als sie ihm das bloße staatsanwaltliche Verbot sichern konnte. Nun erkannten auch Kreise, in die sonst die ‚Fackel' keinen Eingang findet, daß das Verbot unsinnig war. Wenn ich dem Herrn Dr. Viktor Pollak verriete, welche amtlichen Persönlichkeiten über diese Konfiskation erstaunt oder erheitert waren, er wäre erstaunt, aber nicht erheitert. Sie stehen höher im Range als der Herr Polizeirat Stukart, der so freundlich war, den Witz, dessentwegen die ‚Fackel' konfisziert wurde, in seiner Sommerfrische zu kolportieren und — leider — »glänzend« zu finden. Wenn Herr Dr. Pollak nicht schon durch seinen Ausspruch über die »Pflicht des Staatsbürgers, eine Majestätsbeleidigung anzuzeigen«, Karriere gemacht hätte, so könnte ich ihm verraten, daß sie ihm durch seine Konfiskation der ‚Fackel'

wegen Majestätsbeleidigung keineswegs gesichert wäre. Denn im Justizministerium ist man so undankbar, jene Konfiskationen wegen Majestätsbeleidigung nicht zu lieben, durch die die Majestätsbeleidigung erst ins Bewußtsein des Lesers getragen wird, und billigt die Diskretion des Berliner Staatsanwaltes, dem es nie eingefallen ist, dem alten Kaiser Wilhelm sich schutzbereit mit der Versicherung vorzustellen: »Ick heiße nämlich ooch Lehmann« . . .

Ja, am 17. Juli hatte die Wachmannschaft alle Hände voll zu tun. Und wenn an diesem einen Tag schon in den Nachmittagsstunden in den äußeren Bezirken Wiens eingebrochen wurde, so ist dies eben der unerhörten Gewissenhaftigkeit zuzuschreiben, mit der der polizeiliche Apparat an der Einziehung der ‚Fackel' arbeitete, die um zwei Uhr erschienen war und um sechs bereits im Landesgericht auflag. Man darf aber darum doch nicht glauben, daß die Polizei an diesem Tage für keine andere ihrer zahlreichen Agenden Sinn und Muße hatte. Bei voller Anspannung aller disponiblen Kräfte ist vielerlei zu erreichen, und so konnte denn damals im Wirbel jener Tätigkeit, die die Polizisten als Austräger der ‚Fackel' erscheinen ließ, und in einer Gegend, in der die wichtigsten Verschleißstellen der ‚Fackel' etabliert sind, eine Amtshandlung vorgenommen werden, die durch ein Abendblatt vom 17. Juli der Nachwelt überliefert ist. Es meldet: »Um halb 3 Uhr erblickte ein Wachmann auf dem Graben einen etwa achtjährigen einbeinigen Knaben, der mühsam mit einer Krücke über die Straße humpelte und den er für ein Mitglied jener Gilde von Straßenbettlern hielt, gegen die kurz zuvor eine polizeiliche Aktion angekündigt worden war. Er eilte raschen Schrittes auf den Knaben zu, der, zu Tode erschrocken, seine armselige Krücke noch krampfhafter zwischen Arm und Brustkorb preßte und wie ein Verzweifelter zu laufen — wenn man das so nennen kann — be-

gann. Und nun bekam das Publikum auf dem Graben eine Szene zu sehen, die an Widerwärtigkeit wohl nur schwer zu überbieten ist. Der Wachmann hatte offenbar vor der Krückentechnik des schwächlichen Knaben einen heillosen Respekt und rannte dem Knaben nach, der mit dem Aufwand all seiner Kräfte sich fortbewegte, und eine Weile lang dauerte dieser Wettlauf zwischen dem Wachmann und dem einbeinigen Krüppel auf dem Wiener Graben. Plötzlich stürzte der Knabe und lag hilflos auf dem Boden da, die Krücke unweit von ihm. Die Passanten, die über das Vorgehen des Wachmannes entrüstet waren, baten ihn, den Knaben, der schluchzend auf dem Boden lag, doch nicht überflüssigerweise und mehr als notwendig zu ängstigen. Der Wachmann aber riß den Jungen zornentbrannt vom Boden auf, ein zweiter Wachmann kam herbei und beide schleppten das krüppelhafte Kind unter fortwährenden Rufen der Empörung und Entrüstung der Passanten zu einem Einspänner, in dessen Fond der Knabe geworfen wurde. Mittlerweile hatte sich ein nach Hunderten zählendes Publikum angesammelt, das mit geschwungenen Stöcken und geballten Fäusten dem Wagen folgte, der zur Wachstube auf dem Petersplatz fuhr. Noch lange Zeit standen dann die Leute lebhaft diskutierend vor der Wachstube.« Dort waren inzwischen die ersten Exemplare der ‚Fackel' eingebracht, die wegen einer Mahnung zur Menschlichkeit konfisziert worden war.

* * *

Der Amtsdiener.

Der »Übermut der Ämter«, über den Hamlet klagt, steht hierzulande im umgekehrten Verhältnis zur »Rangsklasse«. So unerträglich der österreichische Bureaukretinismus im Ganzen ist, am unerträglichsten ist er dort, wo der Machtwahn, von schlechter Bezahlung üppig genährt, sich in unmittelbarer Reibung mit dem

Publikum austoben kann – in den subalternen Regionen. Einen Minister kann man anschreien; von einem Amtsdiener muß man sich anschreien lassen. Das österreichische Dogma, daß das Publikum eine zur Unbequemlichkeit der Bureaukratie erschaffene Einrichtung ist, zeitigt die groteskesten Erscheinungen. Man glaubt, daß der grobe Amtsdiener ein antiquiertes Possenrequisit sei, mit dessen Benützung sich ein moderner Bühnenschreiber blamieren müsse. Im Wiener Leben will die Figur nicht nur nicht aussterben, sie strotzt von Lebensfülle und Gesundheit. Der dreisteste Hausfriedensbruch wird hier tagtäglich zahllosemale von Exekutionsbeamten begangen, von Wachmännern fortwährend Einmengung in eine Privathandlung verübt. »Amtsehrenbeleidigung« heißt jenes Delikt, dessentwegen man verurteilt wird, wenn man von einer Amtsperson beleidigt wurde, und Strafprozesse, in denen der »Amtseid« eine die Wahrheit paralysierende Wirkung hat, stehen auf der Tagesordnung. Für jeden Vollsinnigen ist es klar, daß eine Amtsperson, die sich in einem Privathause pöbelhaft benimmt, keine Amtsperson ist und getrost hinausgeworfen werden kann. Nur für unsere Staatsanwälte ist dies nicht klar, die noch immer »Amtsehrenbeleidigungsklagen« in Arbeit nehmen, und für unsere Richter, die noch immer verurteilen. Noch immer wird eine Amtsehre geschützt, die man straflos mit einer Nickelmünze in Versuchung bringen kann.

Vor etlichen Monaten entwickelte sich zwischen einem Gerichtsdiener und einer Dame um halb neun Uhr abends das folgende Zwiegespräch: »Wohnt da der U.?« »Er wohnt nicht bei mir.« »Der U. muß da sein.« »Benehmen Sie sich in meiner Wohnung anständig!« »Sie werden mir mit Ihrem Schlieferl in Ihrer Breiten nicht imponieren!« »Wer sind Sie?« (Der Kerl hatte sich noch immer nicht in seiner amtlichen Eigenschaft zu erkennen gegeben.) »Das geht Sie einen Dreck an. Ich bin von der Behörde.« »Ich werde eine Beschwerde machen.« »Sie können mir einen Dreck machen.« »Sie sind frech! Mehr als frech!« Amtsehrenbeleidigung, Verhandlung. Geldstrafe. Und die Wiener lassen sich das ruhig gefallen. Ein zweiter Fall: In der Wohnung der Baronin Dirkens-Hammerstein wollen ein Amtsdiener und ein Sollizitator eine Pfändung vornehmen. Der Amtsdiener spricht mit dem Dienstmädchen »in sehr herrischem Ton«. Die Baronin geht

in das Vorzimmer, fragt, wer sich erlaube, in ihrer Wohnung in solchem Ton zu sprechen, und verlangt, daß der Mann sich legitimiere. Antwort: »Mit Ihnen rede ich nicht. Sie sind verrückt. Vor Ihnen werde ich mich nicht legitimieren.« Der Mann stand mit den Hut auf dem Kopf da. In der Aufregung gebrauchte die Baronin das Wort »Kerl«. Mit Recht. »Euch Kerlen werde ich schon zeigen!« soll sie gerufen haben, »Morgen seid ihr keine Beamte mehr und wenn ich zum Minister gehen müßte!« Ist sie dessen überwiesen, so hat sie ein gutes Wort zur rechten Zeit gesagt. Ganz abgesehen davon, daß jeder österreichische Minister jede Schubrette jedem Amtsdiener opfert. Natürlich wurde die Dame zu einer Geldstrafe verurteilt . . . Wenn ein Amtsdiener im Hause eines Barons zu exzedieren wagt, welche Orgien der Frechheit müssen dann erst bei Exekutionen gegen arme Leute gefeiert werden! Kein Napoleon kann das Hochgefühl des Triumphs nachfühlen, den ein k. k. Exekutionsdiener in einer Dachbodenkammer erlebt, wenn er eine rechtskräftige Forderung von zwei Kronen fünfzig in der Hand hält und eine ausgehungerte Armee von Familienangehörigen eines vazierenden Hilfsarbeiters ihm zu Füßen liegt: »Zaults, ös Bagasch!«

In »besseren« Häusern ist der Amtsdiener in der Regel nicht tyrannisch, nur frech. Auch meine Wohnung sollte in diesem Sommer vom Siegertritt eines k. k. Exekutionsorgans widerhallen. Ich war einer Zierde des Barreaus ein paar Kronen schuldig, hatte die gerichtliche Vorschreibung erst als ich von einer Reise heimkehrte, gefunden und sandte den Betrag durch die Post ab. Mit dieser Sendung kreuzte sich das Exekutionsgesuch des Advokaten, und ich mußte die Kosten der amtlichen Störung meiner Nachtruhe bezahlen. Um acht Uhr morgens vollzog sich die advokatorische Großtat. Auf das Aperçu des k. k. Amtsdieners: »Man hat um 8 Uhr auf zu sein«, das mir ans Bett gemeldet wurde, ward ich sogleich munter und eröffnete dem Mann, der noch einige Aussprüche didaktischer Natur nebst ein paar persönlichen Pointen zum besten gab und sich dabei fortwährend auf seinen Amtscharakter berief, daß ich auch den Ministerpräsidenten, der sich in meiner Wohnung flegelhaft benähme, hinauswürfe. Nicht ohne vorher ausdrücklich erklärt zu haben, daß mir die Amtshandlung mit der ersten frechen Bemerkung beendet scheine. Nach der Duplik:

»Schwalbeln Sie mir nichts vor!« öffnete ich die Tür und ersuche den k. k. Exekutionsdiener, dessen privater Verkehr mir nicht erwünscht sei, meine Wohnung zu verlassen. Ich hatte die ganze Nacht am Schreibtisch verbracht und mußte es ertragen, nach einstündigem Schlaf vom Staat, der die Forderung eines Advokaten pathetisch nimmt, geweckt zu werden. Das freche Benehmen seines Dieners brauchte ich mir nicht gefallen zu lassen. Ich begab mich ins Exekutionsgericht und schilderte dem Vorsteher mein Erlebnis. Nach einigen Tagen erhielt ich die folgende Zuschrift: »Wohlgeboren Herrn Karl Kraus, Herausgeber der ‚Fackel', Wien. Ihre Beschwerde über das Benehmen eines Vollstreckungs-Organs, das bei Ihnen eine Amtshandlung vorzunehmen hatte, hat mich veranlaßt, dem betreffenden Organ das Unpassende seines Benehmens vorzuhalten und es daran zu erinnern, daß durch § 82 Geschäfts-Ordnung sämtlichen bei Gericht angestellten Personen ein anständiges, ruhiges und höfliches Benehmen zur Pflicht gemacht ist. Ich glaube damit Ihren hier geäußerten Intentionen entsprochen und hiedurch den bedauerlichen Vorfall beigelegt zu haben. K. k. Exekutionsgericht Wien, am 23. Juli 1906. Der Amtsleiter . . .«

Ich schämte mich. Warum ward m i r diese amtliche Ehrenerklärung und anderen (die sich freilich nicht beschwert hatten) die Verurteilung? Einfach: weil ich die ‚Fackel' herausgebe. Ein klarer Fall von Korruption, an dem ich beteiligt bin. Ich habe mit der Waffe, die ich mein eigen nenne, nie Mißbrauch getrieben, sie niemals noch eigenem Interesse dienstbar gemacht, nie einem zitternden Gegner drohend gezeigt. Aber die bloße Tatsache, daß ich die ‚Fackel' herausgebe, schafft mir einen Vorteil, der anderen Staatsbürgern nicht gewährt wird: Recht gegen Unrecht zu finden. Eine jämmerliche Erkenntnis: daß in Österreich nur durch Korruption eine gesetzliche Behandlung zu erzielen ist. Und ich kann mich von ihren markanten Kostgängern nur dadurch unterscheiden, daß ich nichts dazutue, um den Macht- und Furchthabern in Erinnerung zu bringen, daß ich eine Zeitung besitze. Ich brachte die Zuschrift des Exekutionsgerichts zum Abdruck, weil ich meinen Verdacht bekunden wollte, daß weder die Dame, bei der der Amtsdiener abends eindrang, noch die Baronin Hammerstein jene Gerechtigkeit gefunden hätten, die mir eine Klage wegen Amtsehrenbeleidigung erspart hat. Ich schäme

mich. Mache aber die Ohnmachthaber in Österreich jetzt in aller Form darauf aufmerksam, daß ich eine Zeitung besitze. Nämlich, daß ich sie nicht besitze, um mir für meine Person Benefizien der Gesetzlichkeit zu verschaffen – die ich zwar nicht wie Freikarten von Bahnen und Theatern zurückzuweisen brauche –, sondern, um darauf zu achten, daß die Gesetzlichkeit auch allen jenen zuteil werde, die keine Zeitung besitzen!

Die Maisonne eines Septemberlebens.

Es ist bekanntlich eine Todsünde, an Ibsens Unsterblichkeit zu tasten, und wehe dem, der in annähernd so respektlosem Ton von ihm zu reden wagte, wie etwa Heine von Goethe: »Goethes Abneigung, sich dem Enthusiasmus hinzugeben, ist ebenso widerwärtig wie kindisch.« (Nebenbei auch wehe dem, der so respektlos von Heine sprechen wollte). Aber gegen den geräuschvollen Versuch, den Lebensabend Ibsens durch eine Ulrike Löwyzow verklären zu lassen, muß doch Einspruch erhoben werden. Die Briefe, die das Fräulein Bardach an Ibsen geschrieben hat, werden hoffentlich nie zum Vorschein kommen; die Briefe, die er ihr geschrieben und die die Kommissionsfirma für Nachruhm Georg Cohen Brandeis in Kopenhagen in der Sterbestunde Ibsens an ihre journalistischen Geschäftsfreunde geliefert hat, sind so nichtssagend, daß ihnen das Interesse künftiger Literarhistoriker gesichert ist. Man hätte also für alle Fälle warten und den Zeitgenossen des Fräuleins Bardach die Verkoppelung der Ibsenwelt mit dem Geiste der Wiener Jours ersparen können. Nach hundert Jahren werden nämlich auch die Gebräuche jener Gesellschaftskreise, in denen man auf die Frage: »Kennen Sie Ibsen?« bis vor kurzem noch antwortete: »Wie macht man das?« ehrwürdig sein, während die allzuplötzliche Einführung des Fräuleins Bardach in die Literaturgeschichte nur unsern Respekt vor dem tiefsten Frauenverkenner zu mindern vermöchte. Der ganze Rummel macht den Eindruck, daß eine

Wiener Familie, die in Gossensaß den Sommer verbrachte, ins Unglück gestürzt wurde, weil die Tochter, eine »gute Partie, wenn auch etwas überspannt«, dem jungen, gesunden Konzipienten mit reellen Absichten einen symbolistischen Dichtergreis vorgezogen hat. Aber Dichtergreise annoncieren nicht in der ‚Neuen Freien Presse': »Lebensabend zu verklären gesucht«, und so dürfte die hastige Publikation der Briefe darauf schließen lassen, daß das Fräulein Bardach schon bei der Annäherung an Ibsen von dem Wunsche, sich literarhistorisch zu versorgen, beseelt gewesen ist. Wenn Ibsen seine Hilde Wangel wirklich »aus dem Leben« geholt hat — ein Rückschluß auf die Fülle dieses Lebens wäre für Fräulein Bardach nicht eben schmeichelhaft. Wie wir sie heute sehen und die Rapidität bewundern, mit der sie ihre Beziehungen zu den Johannistrieben einer Berühmtheit nachweist, sich als »Maisonne eines Septemberlebens« legitimiert, scheint sie uns mehr ein Strindberg-, als ein Ibsenstoff zu sein. Daß der Norweger den Schweden für »verrückt« gehalten hat, wird uns von den Anekdotenerzählern jetzt bis zum Überdruß versichert. Wenn wir Toten erwachen und sehen könnten, wie es sich weist, daß eines Weibes Stärke unsere Schwäche ist, wir hielten den Strindberg nicht mehr für ganz so verrückt und anerkennten das Gebot der Klugheit, schon bei Lebzeiten die Frauen nicht zu überschätzen...

Selten noch hat das Wort »Nachlaß« so sehr nach einem Ausverkauf geklungen, wie diesmal. Und der fixe Kommis in der ‚Neuen Freien Presse' arrangierte Ibsens Liebesbriefe in der Auslage eines zwölfspaltigen Feuilletons. Herr Sil Vara — ich rate auf Silberer — ist unter den jungen Kräften des Wiener Journalismus, die erborgte Sentiments in ein elendes Deutsch kleiden, die allerbedenklichste. An derselben Stelle, an der einst Ludwig Speidel eine Mesalliance zwischen der deutschen Sprache und der ‚Neuen Freien Presse' glücklich zustande gebracht hat, schnäbelt die alte Schneppe mit frisierten Judenknaben, die sich auf Psychologie verstehen. Hier wurde am 3. August die Geburt einer »Zwillingsschwester der Ulrike von Levetzow« angezeigt. Herr Sil Vara beschrieb sie nach dem Bilde, das Herr Brandes seiner Publikation vorangestellt hat. »Mit diesen Augen hat sie ihn angesehen, als er im großen Saal des Wieland-Hofes speiste.« Die Frage, die der Schottenring stets frei hat an das Schicksal: »Was hat sie angehabt?«, beantwortet Herr

Sil Vara in einer Weise, die allerdings Ibsens Interesse für die Dame zu erklären vermöchte: »Wie eine Schlange ringelt eine überlange Federboa sich über eine Schulter und durch einen Arm hindurch«. Herr Sil Vara meint, daß »nur Jahre vergehen müssen«, und der rätselhafte Blick des Fräuleins Bardach könne »dem Lächeln der Monna Lisa ebenbürtig werden«. Wir können warten. Fräulein Bardach konnte es nicht. Herr Sil Vara selbst gibt zu, daß die Annäherung der Dame an Ibsen eine vorbereitete Sache war, findet aber gerade diesen Zug aus dem Leben des Fräuleins Bardach gewinnend. Er malt sich das ungeheure Erstaunen des mürrischen Dichters aus, der das Mädchen gefragt haben muß, »ob sie nicht gefürchtet hätte, auf ihre Anfrage barsch zurückgewiesen zu werden«. Sie aber, mit dem Stil und der Dialektik seiner weiblichen Gestalten wohl vertraut, dürfte schwärmerisch geantwortet haben: »Oh nein! Ich habe es ja in Schönheit getan.« Auf diese ungeheure Schmockerei hin kann sich Ibsen nicht mehr zurückhalten und muß im Deutsch und in der Gesinnung des Herrn Sil Vara reagieren. Unter anderm also denkt er: »Sie hat recht, daran hatte ich schon lange vergessen; und übrigens scheint sie alle meine Werke gelesen zu haben«. Was Ibsen mit dem Fräulein Bardach gesprochen hat, weiß niemand. Nur Herr Sil Vara vermutet, daß es ein Dialog aus »Baumeister Solneß« war und schreibt ihn darum ab. Mit kleinen neckischen Abweichungen. Ibsen im Bann einer höheren Tochter, Solneß auf der Spitze jenes Kirchturms, der gegenüber dem »Institut Jeiteles« steht. So für das Publikum einer Volkstheaterpremière appretiert, wird sich der »Magus« auch bei uns durchsetzen. Wenn er einmal nach Wien kommt, geben sich Bardachs gewiß die Ehre, ihn zum Jour zu bitten. Vorläufig geht die Familie von Gossensaß nach Ischl, wo auch der Konzipient sein wird... Ibsen ist bei der Kommentierung der Stelle von den Teufelchen angelangt. »Dann schwieg er wieder«, erzählt Herr Sil Vara, »vergaß an seine Nachbarin und versank in Grübeleien.« Und bei der Erinnerung an die Wikinger, die ein robustes Gewissen hatten und Weiber annektieren konnten, seien sie einig geworden. Aber Fräulein Bardach habe dennoch vergebens »auf das Wunderbare gewartet«... Dieser Ibsen hat nämlich immer entsagt. Schon in seiner Jugend, als ihn auf einem Balle »ein paar schöne Augen« — wie viel, gibt Herr Sil Vara nicht an, nur, daß sie

einem Mädchen gehörten — gefesselt hatten. Ibsen entsagte auch diesmal. Und Herr Sil Vara fürchtet, die »Maisonne eines Septemberlebens« könnte »in dunklen Wolken des Lebens untergegangen« sein. Immerhin nahm sie noch Gelegenheit, in Buchform mit Porträt und Vorwort zu erscheinen . . .

Alles in allem: Wir verdanken Herrn Brandes eine seltsame Produktion. Der Eisbär trägt ein blaues Mascherl, und durch die Nase wurde ihm der Schottenring gezogen. Ibsenfanatiker, die selbst auf der Kirchturmspitze des »Baumeister Solneß« kein symbolistischer Schwindel erfaßt, mögen es als schmerzliche Enttäuschung empfinden, daß seine Maisonne Bardach geheißen hat. Andere werden den Dichter, der dadurch endlich auch dem Verständnis weiterer Kreise nähergerückt ist, gegen die Vertraulichkeiten des Wiener Feuilletongeistes schützen, der dem Alten heute mit der Anrede »Septemberleben« auf die Schulter klopft.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Reisender. Auf der Strecke der berüchtigtesten Katastrophen-Bahn Österreichs, der Südbahnstrecke, ist zweimal binnen zwei Wochen Blut geflossen. Die journalistischen Kostgänger der Verwaltung, die sich am Pauschalet gütlich tun, dürfen sich aus rituellen Gründen mit dem Blut der Südbahngefallenen nicht verunreinigen. Dennoch konnten sie, was bei Pörtschach und bei Graz geschah, nicht ganz verschweigen. Darob Entrüstung in der Südbahndirektion, die ihren Anspruch auf eine weniger aufregende Berichterstattung vernehmlich geltend machte. »Da gibt man den Herren«, rief ein höherer Südbahnbeamter, »das ganze Jahr Freikarten, und wenn wirklich einmal etwas passiert, berichten sie darüber!« Ein nicht ganz unberechtigter Standpunkt. Und das journalistische Lärmschlagen bei einem Zusammenstoß klingt so, als ob die Südbahn, abgesehen von der Tötung oder Verletzung ihrer Passagiere, eine Musterbahn wäre. In Wirklichkeit ist ein Ende mit Schrecken, wie man es auf amerikanischen Bahnen zu erleiden pflegt, dem Schrecken ohne Ende, den jede Südbahn-Reise bedeutet, entschieden vorzuziehen. Daß sich ein Salonwagen der Südbahn an Eleganz, Kommodität und Sauberkeit etwa mit dem Klosett eines skandinavischen Waggons II. Klasse nicht vergleichen kann, versteht sich von selbst. Mit einem Wort: Lieber den Tod durch den Schienenstrang, als diese ruckweise durchgeführte Tortur Wien – Baden!

Deutschnationaler. Seitdem die Herren Prade und Derschatta ins Kabinet gegangen sind, scheinen sie die Aussicht auf den Hof der Aussicht auf die Straße vorzuziehen. Die Lage der Deutschen in Österreich ist zur Zeit mit dem Worte »auf dem Bauch« zu bezeichnen. Im Juli ward die Wocheiner Bahn eröffnet. Der Eisenbahnminister, der auf den kerndeutschen Namen Derschatta hört, richtete an den Erzherzog Franz Ferdinand eine Ansprache, die mit den Worten begann: »Eure kaiserliche und königliche Hoheit, durchlauchtigster Herr Erzherzog! Namens der treugehorsamsten Regierung Seiner kaiserlichen und königlichen apostolischen Majestät erlaube ich mir, Eure kaiserliche und königliche Hoheit gehorsamst zu begrüßen und den Gefühlen tiefsten Dankes dafür Ausdruck zu geben, daß Eure kaiserliche und königliche Hoheit durch höchstdero Anwesenheit der heutigen Eröffnungsfeier erhöhte Bedeutung und vermehrten Glanz zu verleihen geruhen.« Und mit den Worten schloß: »Ich wage die Bitte zu stellen, Eure kaiserliche und königliche Hoheit mögen die Eröffnung der neuen Bahnlinie gnädigst gestatten und die Strecke befahren.« »Höchstdero« ist ein Wort, das dem Sprachschatz älterer Schranzengenerationen angehört. Aber eine »treugehorsamste Regierung« hat es nie gegeben. Erst seit ihr Abgeordnete der »deutschen Volkspartei« zugehören, ist sie möglich.

Wiener. »Gestern hatte sich beim Bezirksgericht Josefstadt ein Bediensteter der städtischen Straßenbahnen, Josef Ch., wegen Betruges an den Straßenbahnen in der Höhe von sechs Hellern zu verantworten. Die Direktion hatte gegen ihn die Strafanzeige erstattet, daß er laut Meldung eines Revisors dabei betreten wurde, als er unbefugt eine Permanenzkarte, nämlich Freikarte für Straßenbahnbedienstete, zu einer Fahrt benutzte. Er dient bei den Straßenbahnen tadellos seit neun Jahren. Der Angeklagte brachte dem Richter Sekretär Dr. Schachner vor, daß er infolge von Krankheit und Unglücksfällen kleine Schulden nicht zahlen konnte, unbarmherzig gepfändet wurde und an dem kritischen Tag den Advokaten des Gläubigers aufsuchen mußte, um die Transferierung seiner Habe zu verhüten. Um rechtzeitig wieder im Dienst zu sein, habe er die Permanenzkarte eines Mitbediensteten benutzt. Der Richter fragte den als Zeugen erschienenen Revisor, ob eine eventuelle Verurteilung des Angeklagten seine Entlassung zur Folge habe. Zeuge erwiderte, das entziehe sich seiner Beurteilung. — Der Richter erkannte hierauf Ch. des Betruges schuldig und verurteilte ihn mit Rücksicht auf das Motiv und sein tadelloses Vorleben zu zwölf Stunden Hausarrests.« Wenn die Justiz eine Schutzvorrichtung ist, dann verdient auch diese Zeitungsmeldung die stereotype Aufschrift »Unter die Schutzvorrichtung geraten«. Ich stelle mir die Entdeckung des Betrugs, den jener Bedienstete begangen hat, durch die wachsame Straßenbahndirektion

so vor: Der Wagen, in dem er mit der Permanenzkarte eines Mitbediensteten fuhr, tötete sechs Menschen, zwei Männer, eine Greisin und drei Kinder. Ein Revisor wurde auf den Zwischenfall aufmerksam und entdeckte bei dieser Gelegenheit, daß ein Bediensteter als Passagier mit einer nicht ihm gehörigen Karte mitfahre. Dies verursachte einen längeren Aufenthalt und später eine eingehende Untersuchung durch die Straßenbahndirektion. . . Es gibt wohl keinen Menschen in Wien, keinen Passagier von Tramway und Omnibus, der die Existenz der Revisoren nicht oft schon als höchst lästigen Übelstand empfunden hätte. Es hat aber jedes Ding seinen Zweck, und hin und wieder geschehen eben Ereignisse, die einem sogar die Notwendigkeit der Revisoren begreiflich machen. Man kann über die Straßenbahndirektion und über die Justiz sich noch so sehr moquieren. Man braucht sie doch!

Staatsanwalt. ‚Neue Freie Presse', 21. August: »Aus Ischl wird uns berichtet: Der gestrigen Aufführung von Buchbinder-Raimanns ‚Wäschermädel' mit Hansi Niese in der Titelrolle wohnten bis zum Schlusse der Vorstellung bei: der Kaiser, die Erzherzoginnen Gisela, Auguste, Erzherzog Josef und Prinz Konrad von Bayern. Zu Direktor Door, der den Hof begrüßte, sagte der Kaiser beim Betreten des Hauses: ‚Ich höre, daß es heuer bei Ihnen recht gut geht. Das freut Mich.' Nach Schluß der Vorstellung sagte der Kaiser zu Direktor Door: ‚Ich habe Mich sehr gut unterhalten. Eine sehr lustige Operette. Die Niese ist reizend. Die ganze Vorstellung war sehr schön.' Auch die anderen Mitglieder des Hofes äußerten sich sehr befriedigt.« — 28. August: »Aus Ischl wird uns geschrieben: Der Kaiser hat in der vorigen Woche das Theater zweimal besucht, das erstemal gab man ‚Die Dame von Maxim' und das zweitemal ‚Die lustige Witwe'. Nach der Vorstellung des Schwankes äußerte sich der Monarch in schmeichelhaftester Weise zu Direktor Door über die Aufführung, vornehmlich über Fräulein Gerda Walde, welche die Titelrolle brillant spielte. Nach der Aufführung der von Lehar persönlich dirigierten Operette lobte der Kaiser die musikalischen Vorzüge des Werkes und das glänzende Spiel des Herrn Treumann und der Frau Keplinger vom Theater an der Wien. ‚Herr Treumann', bemerkte der Kaiser, ‚hat die Rolle auch vor dem König von England in Marienbad gespielt. Ich habe viel Schönes darüber gelesen.'« — Wer begeht eine Ehrfurchtsverletzung? Die ‚Fackel' durch den ernstgemeinten Appell an die Gnade und Barmherzigkeit des Monarchen oder der unverschämte Theaterreporter, der den Privatgeschmack des Kaisers zur Förderung der schlechtesten Theaterinteressen mißbraucht? Noch nie hat er gemeldet, daß der Kaiser ein Shakespearesches Werk sehr schön gefunden habe. Aber allsommerlich wird in Ischl eine Verbindung zwischen Kabinetskanzlei und Theateragentur etabliert und die Nachwelt, die davon überzeugt sein wird, daß unter der Regierung Franz Josefs I. Wissenschaften und Künste blühten, über eine angebliche

Vorliebe des Monarchen für die Richtung des Herrn Buchbinder informiert. Hier, lieber Pollak, liegt grobe Ehrfurchtsverletzung vor, hier müßten Sie konfiszieren! Denn wenn es wirklich erlaubt wäre, den Privatgeschmack der allerhöchsten Person — auch ein Kaiser hat ein Recht auf harmlose Abendunterhaltung — zu Reklamezwecken auszuschroten, dann wäre es auch erlaubt, den Privatgeschmack des Kaisers zu tadeln. Und das ist ganz entschieden nicht erlaubt. Die Majestät kann auch nie und nimmer als jene höchste Stelle im Staate aufgefaßt werden, die imstande ist, die Wirkung eines kunstkritischen Todesurteils aufzuheben. Herr Bernhard Buchbinder bleibt als der anrüchigste Theatersudler gerichtet, auch wenn es wirklich wahr sein sollte, daß der Kaiser sich bei seinem Stück unterhalten hat, und Fräulein Walde bleibt die peinlichste Wiener Soubrette, auch wenn es wirklich wahr sein sollte, daß außer dem Schah von Persien noch ein anderer Kronträger sich über sie in schmeichelhaftester Weise geäußert hat. Wenn zur Ehrfurchtsverletzung die Kritik eines kaiserlichen Kunsturteils genügt — und im Sinne, im Wahnsinne des österreichischen Majestätsparagraphen genügt sie —, so muß der Staatsanwalt der bloßen Zitierung eines kaiserlichen Kunsturteils entgegentreten. Aber wagt er denn gegen die große Tagespresse aufzubegehren? Sie kann durch ihre Inseratenagenten den schändlichsten Handel mit kaiserlichem Firmenlob treiben lassen, kann ihren Librettisten geschäftliche Förderung durch allerhöchste Reklame erwirken. Und wer bürgt dem Staatsanwalt, daß alle diese Blättermeldungen nicht Fälschungen sind, daß der Kaiser wirklich gesagt hat, was in den Zeitungen steht? Die wissen ganz gut, daß der Monarch nicht berichtigen wird, es sei unwahr, daß ihn das »Wäschermädel« entzückt habe, wahr sei, daß ihm der Sejour in Ischl schon längst durch die gleichzeitige Anwesenheit des Herrn Buchbinder verleidet sei.

Sünder. Auf dem Gebiete der sexuellen Moral wünschen die Sozialdemokraten keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, daß das Wort »Genosse« nicht von »geniessen« stammt. Die ‚Arbeiterzeitung' druckte am 8. September einen Artikel der gesinnungsverwandten ‚Münchener Post' über die »Schrecken von Capri« ab, den ganz gut das Wiener ‚Vaterland' aus dem bayrischen ‚Vaterland' hätte übernehmen können. Die Schrecken von Capri, das sind natürlich die Homosexualen, die auf Capri hausen. Was gehen — so fragt man sich — die Neigungen der Päderasten ein sozialdemokratisches Blatt an? Doch höchstens so viel, daß es sich hin und wieder der Kulturpflicht bewußt werde, gegen den Wahnwitz, der in rückständigen Staaten den Nervenwünschen die Richtung vorschreibt, zu protestieren und vernehmlich zu fordern, daß ein künftiges Gesetz dem homosexualen Triebe nur jene Schutzgebiete vorenthalte, die es dem »normalen« vorenthält: Unmündigkeit, Gesundheit und Öffentlichkeit. Aber so vernünftig wagen nur Publizisten zu sein, die auch den

Verdacht, pro domo zu sprechen, riskieren. Freisinnige und Klerikale sieden die Moral in einem Topf. Und Rot ist die Farbe des sozialdemokratischen Schamgefühls. Wenn ein homosexualer Kapitalist sich an einem Proletarierkind vergreift, so mag meinetwegen der sozialdemokratische Journalist das Motiv »Ihr schändet unsere Kinder!« zu einem Leitartikel komponieren. Aber eine ganz unsoziale und rein moralische Entrüstung ist es, die deutsche Genossen zu »Enthüllungen« über süditalienische Orgien treibt. Blödsinnigeres als die Kapuzinade sozialdemokratischer Blätter über die Ausschweifungen auf Capri kann auch im ärgsten Zentrumsblatt nicht gedruckt werden. Die ‚Münchener Post' und die Wiener ‚Arbeiterzeitung' sind über den Zweifel, ob die Päderastie ein Verbrechen sei, längst hinaus. In ihren Augen ist sie eine »Sünde«. Der Artikel bringt eine viel interessantere Enthüllung als die der Zustände auf Capri: Die sozialdemokratische Anschauung des sexuellen Lebens wurzelt in der christlichen Sündenlehre und entlehnt deren Terminologie. In der ‚Arbeiterzeitung' liest man plötzlich Sätze, die in einer Sonntagspredigt vorkommen könnten. Da wird Capri mit einem Paradies und einer Rose verglichen. »Ja, ein Paradies«, heißt es, »in dem ein verderbenbringender Teufel das Szepter schwingt, eine Rose, in deren Kelch ein scheußlicher Wurm frißt.« Denn Capri sei das Eldorado, der sichere Hafen für Päderasten. »In jedem anderen Lande wird diese Menschensorte aufs strengste verfolgt; nur hier dürfen sie sich ungehindert einnisten und unter einer braven, einfachen Landbevölkerung ihr Unheil stiften«. Der untere Teil der Insel sei der »Hauptsitz dieser Teufelei«. Niemand habe den Mut, den Schleier von dem »Sündenpfuhl«, der hier bestehe, wegzureißen. Den »Gipfel der Schlechtigkeit« habe ein Engländer erreicht, »der (im Ton des »Nachbarn« zu sprechen) von seiner Gattin geschieden, die er durch systematische Mißhandlung zur Untreue trieb, hier auf Capri mit seinen beiden kleinen Knaben sein Zelt aufschlug«, deren jüngerer der Mutter zurückgegeben wurde, deren älteren aber »dieser Unmensch zu seinen gemeinen, sündhaften Lastern benützt«. »Dinge, die jedem anständig denkenden Menschen Ekel, Abscheu und Wut verursachen«. »Daß es ein Weib sein mußte, das den ersten Anstoß gibt, Licht in die finsteren verbrecherischen Höhlen der Capri-Päderasten fallen zu lassen, ist eigentlich kein Ruhm für das italienische Sittlichkeitsgefühl«. »Ein Krebsgeschwür, das an dem Leben Capris frißt und durch das es bald einen Weltruf der Gemeinheit und Verworfenheit erlangen wird«. Gewiß, die ‚Arbeiterzeitung' wendet

sich nicht gegen den homosexualen Verkehr mündiger Leute, sondern gegen den Mißbrauch von Kindern auf Capri. Kinderschänden ist ein Verbrechen und wird hoffentlich auch im Zukunftsstaat eines sein. Aber daß die Sozialdemokraten auch den Teufelsglauben und die Worte Sündenpfuhl und Lasterhöhle hinübernehmen wollen, ist überraschend. Da lob ich mir die Klerikalen! Die haben schon in der heutigen Weltordnung durch die Institution der sogenannten »Schweinepfaffen« ein wenig Freiheit geschaffen.

Kammerdiener. Ich erhalte die folgende Zuschrift: »Der alte Graf X. hatte 4 Kinder: Egon, Franz, Marya, Ottokar. Franz heiratete eine französische Herzogin. Marya heiratete Herrn Felix Dörmann und ließ sich von ihm scheiden. Ottokar starb. Herr Dörmann aber nannte den Franz Ottokar und gab die Geschichte dieses seines Schwagers ohne die geringsten Veränderungen, ohne jedes Beiwerk (selbst der Zwicker Nr. 4 des alten Grafen stimmt) im Feuilleton des ‚Neuen Wiener Tagblatts' vom 5. August 1906 der Öffentlichkeit preis. Ich kann nur für die völlige Wahrheit der ersten Hälfte dieser Schlüsselerzählung bürgen. Eine noch viel größere Gemeinheit aber, als den vielen Wienern, die eben diese erste Hälfte kennen, die zweite zu enthüllen, wäre es, durch völlig durchsichtige, wahre Voraussetzungen eine erfundene, nicht gerade schmeichelhafte Geschichte als wahr erscheinen zu lassen. Sie würden gewiß eine gute Tat verrichten, wenn Sie, ohne den Skandal zu vergrößern, diesen merkwürdigen »Dichter« in der ‚Fackel' ins rechte Licht stellen wollten.« Da ich mit der gräflichen Familie nicht verwandt bin, habe ich aus dieser Zuschrift den Namen und einige von Herrn Dörmann aus dem Leben gegriffene Tatsachen entfernt. Herr Dörmann hat übrigens auch das Schicksal seiner in Baden ermordeten Tante, der Frau v. Biedermann, auf dem Cabaret besungen. Vielleicht bringen die Herren Singer und Pötzl, die gleichfalls der großen Familie der Biedermänner angehören und sich bei jeder Gelegenheit als die Lehrer publizistischen Anstands aufspielen, auch diesen Kantus in ihrem Blatt, das ja in der Tat ein »Familienblatt« ist, zum Abdruck. Die Redakteure des ‚Neuen Wiener Tagblatts' dürfen sich nicht darauf ausreden, daß sie das unglaubliche Feuilleton vor dem Druck nicht gelesen haben. Daß einige Grammatikfehler darin stehen geblieben sind, spricht entschieden dafür, d a ß sie es gelesen haben. (Ich hoffe, daß sich einige Dummköpfe finden werden, die sich des Lobes erinnern, das gerade vor einem Jahre in der ‚Fackel' der Versübersetzungskunst des Herrn Dörmann gespendet wurde, und mir auf die voranstehenden Bemerkungen hin Unzuverlässigkeit zum Vorwurf machen.)

Kriminalist. Aus einem Verhandlungsbericht: Prozeß Beer . . . »In der heutigen Verhandlung, die geheim durchgeführt wird, kamen neben der Erörterung sehr pikanter Details auch komplizierte geschäftliche und private Verhältnisse des Angeklagten zur Sprache, die auf

Initiative des Verteidigers Regierungsrats Doktor Steger den Nachweis liefern sollten, daß die Anzeige gegen den Arzt einen Racheakt bedeute.« Derselbe Steger, aber ein anderer Beer. Immerhin erfreulich, daß Herr Regierungsrat Steger überhaupt zugibt, daß eine Anzeige einen Racheakt bedeuten könne . . . Der Zahnarzt Beer wurde freigesprochen. Warum hat sich der Professor Beer nicht den Herrn Dr. Steger zum Verteidiger gewählt!

Idealist. Zwei Südbahnkatastrophen hintereinander und zwei Premièren des Herrn Dr. Elbogen. Und zwischen zwei Durchfällen auf dem Theater — der gefeierte Dramatiker ist auch als Advokat tätig — einer bei Gericht. Zieht man die Summe der dramatischen und der advokatorischen Bemühungen des Herrn Dr. Elbogen, so erscheint sie in der Feststellung gegeben, daß der »Phönix« im Deutschen Volkstheater rascher abgesetzt war, als der Kurator der Frau Odilon, Herr Dr. Camillo Müller. Nur dürften die Expensen, die Herr Dr. Elbogen vom Deutschen Volkstheater bezogen hat, noch immer größer sein, als die Tantièmen, die er für die Komödie der Vertretung einer Frau erhalten wird, die zur Erteilung von Vollmachten nicht berechtigt ist. Herr Dr. Elbogen scheint mit dem festen Vorsatz in die Saison eingetreten zu sein, die Reklame-Versäumnisse der letzten Jahre gutzumachen und der aufhorchenden Welt endgiltig zu beweisen, daß sie in ihm ein Genie verkenne und daß er, der in so vielen Künsten zu dilettieren vermag, mindestens den Anspruch habe, als »unstäter Geist« auf die Nachwelt zu kommen. Man kennt diese Genialität, die seit den Achtzigerjahren die Kurzwarenhändler des Franz Josefskais durch den blumigen Duft ihrer Sprache berauscht, und wir sollen nun die bedenklichen Wechsel, die in jener Gegend auf den Weltruhm des Mannes ausgestellt wurden, einlösen. Fällt uns nicht ein. Die Annahme seiner Theaterstücke durch zwei Wiener Theaterdirektionen ist durch die Ernennung des Herrn Dr. Elbogen zum Burgtheaterkritiker des ‚Neuen Wiener Journals' erleichtert worden. Theaterstücke verschwinden vom Repertoire, aber den Kritiker muß man doch wenigstens eine Saison lang ertragen. Und wir können uns auf allerlei »Schwungvolles« gefaßt machen, seitdem wir — bei der »Nora«-Aufführung — gesehen haben, wie Herr Dr. Elbogen sich für Henrik Ibsen ins Zeug gesetzt hat, als ob dieser eines Raubmords beschuldigt wäre: »Ich glaube nicht (meine Herren Geschwornen) an die Heilslehre evolutionistischer Fortentwicklung, ich glaube nicht an die Theorie des unmerklich-langsamen Wachstums, ich glaube nicht an

die Geburt führender Gedanken als eines Sammelprodukts einer ganzen Zeitepoche . . . Ibsen ist ein Tragbalken der deutschen Kunst geworden. . . Eine glühende Mitternachtssonne, die da plötzlich im Sturme und Wetter hoch im Norden aus windumbrausten Nebelmeeren aufgegangen ist . . . Ein germanischer Recke, der an allen Glockensträngen zerrte, um die schlummernden Geister zu wecken . . . Ich glaube, es ist Hermann Grimm, der von Schiller sagte, er wäre ein großer Volksredner geworden, wenn er nicht ein großer Dichter geworden wäre. Mit ebensoviel Recht darf von Ibsen behauptet werden . . . Ich wiederhole: es ist nicht leicht (meine Herren Geschwornen), die Wirkung Ibsenscher Dramen zu analysieren . . . Denn jedes Menschenleben, auch das gemeinste, ist ein Drama . . .« Und so bin ich davon überzeugt, daß Sie, meine Herren Geschwornen, die Sie nach bestem Wissen und Gewissen urteilen, den Angeklagten seiner Gattin, seinen Kindern, auf dem Repertoire des Burgtheaters erhalten werden . . . Aber Herr Dr. Elbogen darf sich darauf verlassen, daß seine eigenen Stücke von der Wiener Presse nicht weniger tüchtig verteidigt werden. Was wäre bei der Wiener Presse nicht möglich? In die Premièren des Herrn Dr. Elbogen werden nicht Kritiker, sondern Gerichtssaalreporter geschickt, dieselben, die er tagszuvor in seine Kanzlei beschieden hat, um ihnen mitzuteilen, daß ihm die Aufhebung der Kuratel der Frau Odilon »beinahe« geglückt sei. Was natürlich in die Morgenblätter kommt. Daß dann in den Abendblättern desselben Tages die Meldung erscheinen muß, das Gericht habe die provisorische Kuratel der Frau Odilon in eine definitive umgewandelt, bringt die Gerichtssaalreporter nicht aus der Fassung. Sie sind objektiv genug, Herrn Dr. Elbogen für einen großen Veristen der Bühne zu halten. Dafür halten ihn wieder die Literaten für einen großen Juristen. Das ist Herrn Hevesi passiert, der in seiner friedlichen Ahnungslosigkeit vor den Lesern des ‚Fremdenblatts' — also vor mehreren Leuten — behauptet hat, der Verfasser des »Phönix« sei ein »hervorragender, modern geeichter Rechtsgelehrter.« Das hat Herrn Dr. Elbogen noch niemand nachzusagen gewagt. Herr Hevesi, der offenbar die Herren Elbogen, Herzberg-Fränkel und Pollatschek mit Leuten wie Klein, Exner und Mitteis verwechselt, bespricht auch das Theaterstück nicht unfreundlich und hat den Mut zu der Schmockwendung: »Im ganzen konnte Themis mit Thalia zufrieden sein«. Und fast keiner merkt, wie sich Thalia vor dem Verteidigergeschwätz über das Problem der »Bescholtenheit« die Ohren zuhält. Sie

haben all in ihrer Weltfremdheit einen heillosen Respekt vor der »Weltanschauung« des Herrn Dr. Elbogen. Nur Herr Lothar, der ihn einen »glänzenden Juristen«, einen »brillanten Verteidiger«, sein Drama ein »hinreißendes Plaidoyer« nennt, wagt einen schüchternen Einwand: »Unsere Gesellschaft ist wie sie ist. Sie müßte von Grund auf reformiert werden, um die ideale Auffassung Elbogens zu ihrer Weltanschauung zu machen. Mit tausend Freuden gebe ich zu, daß Elbogen tausendmal recht hat ... Wer aber heute glaubt, mit einem Schlage die Gesellschaft zu bekehren, der ist ein Don Quixote«. Goldene Worte! Tatsächlich hat sich herausgestellt, daß nach den zwei Vorstellungen des »Phönix« das Volkstheaterpublikum ebenso verhärtet blieb, wie zuvor. Die ideale Auffassung Elbogens gipfelt nämlich in der Erkenntnis, daß ein — natürlich »genialer« — Chemiker, der in seiner Jugend einen Diebstahl begangen hat, ein ehrenhafterer Mann sein kann, als ein Verwaltungsrat, der noch mit keinem Strafparagraphen »in Konflikt geraten« ist. Oh über die Vorurteile dieser »elenden Welt«! Vielleicht schildert Herr Dr. Elbogen auch einmal ihre Engherzigkeit gegenüber den Advokaten der Diebe. Gewiß wäre sie imstande, ihren Boykott sogar auf den Verteidiger des Helden auszudehnen, wenn dieser mit dem gestohlenen Gelde sich vor Übernahme des Falles sein Honorar hätte bezahlen lassen ...

Leichenschänder. Der neueste Nordau (‚Neue Freie Presse', 29. September): »Es genügte dem phrasendrechselnden Gecken Oskar Wilde, wegen Sittlichkeitsverbrechen ins Zuchthaus zu kommen, um nach seinem Tode eine Gemeinde fanatischer Bewunderer um ihn zu sammeln, allerdings nicht in England, wo man ihn kennt. — Verlaine gilt vielen, die nie einen Vers von ihm gelesen haben, als großer Dichter, weil er obdachlos war und abwechselnd im Krankenhaus und in Nachtcafés nächtigte«. Welch ein Deutsch! Welch eine Gesinnung!

Dichter. Das ‚Neue Wiener Journal' schrieb über Ferdinand v. Saar: »Er war sogar, was noch keinem Dichter widerfahren, ins Herrenhaus berufen worden«. Da sieht man, wohin der Hang, Originalartikel zu bringen, führt! Das fremde geistige Eigentum ist in allen Fällen unanfechtbarer als das eigene. Daß Grillparzer Herrenhausmitglied war, das Vrchlicky es ist, hätte das ‚Neue Wiener Journal' erfahren, wenn es nicht den fatalen Ehrgeiz gehabt hätte, die Saar-Nachrufe anderer Blätter zu ignorieren. Mit Ehrlichkeit kommt man heutzutage auf keinen grünen Zweig!

Psychiater. Die Schmach des österreichischen Kuratelwesens dürfte dank den Bemühungen der Wiener Presse um die Affaire Odilon endgiltig befestigt sein. Wie der Fall jetzt liegt, scheint man dem Herrn Dr. Elbogen zuliebe eine gerechte Sache durch die unbilligsten Mittel kompromittiert zu haben. Die Übertragung des Kuratorenamtes von Herrn Dr. Müller auf den Herrn Dr. Elbogen wurde in gewissen Kreisen als jene Reform des Kuratelwesens angesehen, die zunächst anzustreben sei. Aber selbst der Versuch, Herrn Dr. Müller wegen Verschwendung des Vermögens der Frau Odilon unter Kuratel zu stellen, scheint kläglich mißglückt zu sein. Wie in dieser Sache gearbeitet wurde, zeigt die folgende Gegenüberstellung: Im Morgenblatt: »Die definitive Kuratel in eine provisorische umgewandelt«. Im Abendblatt: »Die provisorische Kuratel in eine definitive umgewandelt«. Oder: »Die definitive Kuratel aufgehoben« und: »Die definitive Kuratel bestätigt«. Herr Dr. Elbogen ließ sich von den Reportern beglückwünschen, ohne ihnen zu verraten, daß es sich um einen rein formellen Interimsbeschluß des Landesgerichtes handle. Am Morgen ließ er verkünden, daß »die Behörde das Vollmachtsverhältnis jedenfalls stillschweigend anerkenne«. Am Abend verkündete die Behörde, daß Herr Dr. Camillo Müller zum definitiven Kurator der Frau Odilon bestellt sei. Dieser hat einige Blätter wegen der gegen ihn erhobenen Anwürfe verklagt. Die öffentliche Verhandlung wird hierüber bessere Klarheit schaffen als die amtliche Untersuchung, die Herrn Dr. Müller die Korrektheit seiner Gebarung provisorisch bestätigt hat. Schwachsinniger als Frau Odilon ist jedenfalls eine publizistische Taktik, die sich im Ernstfalle auf die Informationen einer wegen Schwachsinns unter Kuratel gestellten Frau beruft. Wenn Frau Odilon einem Advokaten keine Vollmacht ausstellen kann, so kann sie noch weniger strafgerichtlich verantwortlich sein, und bemerkenswert ist darum die feige Dummheit der ‚Neuen Freien Presse', die ein Interview voll der schwersten Anwürfe gegen den Kurator (Gewinnsucht, Erpressung und Teilnahme an einer Steuerhinterziehung) mit der Bemerkung schließt, daß der Frau Odilon »die Verantwortung für das Gesagte überlassen bleiben muß«.

Regisseur. Früher galt es, die Kunst vom Snobismus zu scheiden. Jetzt gilt es, das Geschäftl vom Snobismus zu scheiden. Neuestens gibt sich nämlich die Geldmacherei als Snobismus aus. Da glaubte man lange Zeit, Herr Reinhardt in Berlin sei ein Snob. Dieser Glaube war seine Stärke, und wenn der rührige Herr durch Neuerungen Effekte erzielte, die auf anderen Bühnen mit weniger Geräusch und mehr Talent

längst erzielt waren, so fand man dies in Berlin snobistisch und fühlte sich angeheimelt. Jetzt kommt man dahinter, daß der Mann, der Shakespeares Werke als Ausstattungsfeerien gibt, gar keinen andern Ehrgeiz hat als jenen, den zahllose Theaterdirektoren vor ihm schon hatten: Geschäfte zu machen. Das ist kein Makel, macht es aber wünschenswert, daß man den ehrlichen Snobismus sowohl wie das ehrliche Geschäft vor einer Verwechslung mit den neuberlinischen Bestrebungen schütze. Als im vorigen Sommer das Neue Theater Offenbachs »Orpheus« gab, glaubten alle, es handle sich um den extravaganten Versuch, Schauspieler, die nicht sprechen können, einmal beweisen zu lassen, daß sie auch nicht singen können. Gar keine Spur! Es war die oft gewagte, oft verfehlte Spekulation auf die Operette als die letzte Station der Deroute eines Schauspielhauses. Nur Herr Jarno in Wien glaubte, es sei eine modern-künstlerische Angelegenheit, und kopierte die »Orpheus«-Aufführung schleunigst. Dabei ist Herr Jarno doch selbst ein tüchtiger Geschäftemacher aus literarischer Überzeugung. Und er hat eine Presse, die ihm besser pariert als die Berliner Kritik dem Herrn Reinhardt. Herr Jarno, der eine noch viel miserablere »Orpheus«-Aufführung zustandegebracht hat als sein Berliner Anreger, wurde zum »Wiedererwecker Offenbachs« ausgerufen. Mit den Ehrentiteln nehmen es die Preßhelfer nicht so genau. Daß »Orpheus« nie vom Repertoire der Wiener Operettenbühnen verschwunden ist, wissen sie; auch daß die schlechteste Operettenvorstellung des Theaters an der Wien noch immer erträglicher ist, als die beste mit den Mitteln des Lustspieltheaters. Sie wissen vielleicht auch, daß auf allen Provinzbühnen zwischen Baden und Bozen sich der alte Operettenstil von anno Hopp besser erhalten hat als auf den verbuchbinderten Wiener Vorstadtbühnen. Tut nichts: Herr Jarno ist der Wiedererwecker Offenbachs. Man muß heute das ehrliche Theatergeschäft schützen, das nichts anderes sein will, als es ist. Herr Gabor Steiner will weder Offenbach erwecken noch Shakespeare beleben, noch Strindberg auf die Beine helfen. Dafür hat er die Küche von »Venedig in Wien« in eigene Regie übernommen und jene Mitglieder entlassen, die zum »Eisvogel« essen gegangen sind. Das nenn' ich mir noch eine Dramaturgie! Herr Jarno setzt eine Schauspielerin, die die Reise von Leipzig nach Wien gemacht hat, ohne annähernd so triftigen Grund auf die Straße. Und es gibt keinen Bühnenbetrieb Wiens, der so sehr nach einer sozialpolitischen Kontrolle verlangte, wie der des Herrn Jarno. Aber ein kluger Theatergeschäftsmann hält sich auch die sozialdemokratische Kritik vom Leibe. Mit Vergnügen hat er sich bereit erklärt, sein Personal, das so oft Grund hätte, sich über ihn bei der ‚Arbeiterzeitung' zu beschweren, dem Ehrgeiz des Herrn Stefan Großmann, der die Wiener Arbeiter jetzt mit einer »Freien Volksbühne« beglücken will, zur Verfügung zu stellen. Es ist nämlich höchste Zeit, daß die Wiener Arbeiter endlich den »Baumeister Solneß« und den »Bund der Jugend« kennen lernen ... Laube wurde gefeiert, und man las neben vielem Geschwätz manches bemerkenswerte Wort. So schrieb Joseph Lewinsky: »Er war barsch, ja rücksichtslos in der Ausübung seines Amtes,

jeden Augenblick nur den künstlerischen Zweck im Auge. Leichtlich kam ihm eine derbe Grobheit über die Lippen, niemals aber ein rohes Wort . . . Er brauchte die Macht, die ihm gegeben war, nicht wie eine Knute, um die Launen eines brutalen Willens zu befriedigen, sondern als Mittel eines unpersönlichen, künstlerischen Zweckes . . . Nie habe ich ihn einen Schauspieler von bescheidenster Stellung wegwerfend behandeln sehen, nie hat er den kleinen Mann, dessen Existenz an dem Zucken seines Auges hing, seine Macht in unedler Weise fühlen lassen . . . Schöne oder anmutige Frauen auf der Bühne zu sehen, war ihm ein Bedürfnis, aber niemals ist dieser Frauenfreund im Bereiche seiner künstlerischen Tätigkeit auch der schönsten Erscheinung näher getreten, als es die Würde seiner Stellung erlaubte. Er war in diesem Punkte tadellos, und in dieser Kraft der Selbstbeherrschung lag ein gut Teil seiner Macht über die so schwer zu lenkenden Frauen der Bühne.« Auch Auguste Wilbrandt-Baudius bezeugt, sie könne sich nicht erinnern, daß sie Laube »jemals jemanden hätte anschreien hören«.

Schreihals. Herr Alexander Strakosch, der im dramatischen Wertheim-Bazar des Herrn Reinhardt, wo alte Kunstwerte neben hochmodernen verramscht werden, eine Anstellung gefunden hat, feiert Laube durch einen Erinnerungsbeitrag in der ‚Neuen Freien Presse'. Das ist ein schlechter Geschmack des Blattes. Denn das Andenken Laubes wird gewiß nicht geehrt, wenn man erzählen läßt, wie er Herrn Strakosch entdeckte und großzog, jenen Herrn Strakosch, der noch heute »Uuuriel A-cos-ta« deklamiert und an dessen Bart als ein Wahrzeichen seiner Kunstanschauung stets die Linse von vorgestern klebt. Gleichwohl verdanken wir dem ewigen Vortragsmeister einen interessanten Aufschluß. Erst nach wiederholten vergeblichen Versuchen nämlich, in die Kanzlei der Burgtheater-Direktion einzudringen, ward er von Laube vorgelassen. Aber der Mann, der ihn hinausgeworfen hat, war der Inspektionsregisseur Rister. Beim hundertjährigen Geburtstag Risters wollen wir dieser Tatsache besonders gedenken. »Bald aber kam ich wieder und immer wieder, um immer wieder an die Luft gesetzt zu werden«. Dieser Rister hatte vielleicht einen schärferen Theaterblick, als Laube selbst. Strakosch aber hat sich gegen Laube und dessen Frau Iduna undankbar benommen. Er leugnet nicht, daß er auf der Impériale des Omnibus, in dem sie gemeinsam Paris durchquerten, aus Racine, Corneille und Molière deklamiert habe. Erst wenige Tage vor seinem Tode scheint Laube gefühlt zu haben, was er eigentlich angerichtet hatte. Denn er rief Herrn Strakosch, den er nicht mehr los wurde, die Worte zu: »Sagen Sie mal Strakosch, wie lange wollen Sie mir noch treu bleiben?!«

Scherenschleifer. Das ‚Neue Wiener Journal' brachte kürzlich — am 16. September — einen Artikel über »Ibsens Grab«. Ein paar Tage

zuvor, vermutlich am 14., hatte ihn nämlich der ‚Berliner Lokalanzeiger' gebracht. Verfasser Herr Max Bewer. Anstatt nun diesen Artikel ehrlich zu stehlen, begeht das Saublatt die folgende hübsche Infamie. An die Spitze setzt es für alle Fälle das Datum »Christiania, September«. Damit ist der Eindruck einer norwegischen Originalkorrespondenz vorweg gesichert. Dann schreibt der Christianenser Vertreter des Herrn Lippowitz: »Der bekannte deutsche Schriftsteller Max Bewer, der kürzlich im Auftrag des ‚Lokalanzeigers' h i e r weilte, gibt die nachstehende fesselnde Schilderung vom Grabe Henrik Ibsens«. Wem gab er sie? Ohne Frage hat er sie dem Christianenser Vertreter des Lippowitz in die Feder diktiert. Wiewohl er vom ‚Lokalanzeiger' bezahlt war! Oder aber der Christianenser Vertreter des Lippowitz las den Artikel im ‚Berliner Lokalanzeiger' und sandte ihn sogleich seiner Wiener Redaktion. Immerhin ein Umweg: Der ‚Berliner Lokalanzeiger' trifft via Bodenbach in der Wiener Redaktion früher ein, als via Christiania. Oder sollte es möglich sein, daß der Artikel, der in Berlin wahrscheinlich am 14. September erschienen war, über Christiania nach Wien in vierundzwanzig Stunden gegangen ist? Der Christianenser Vertreter sagt zwar trocken »September«. Aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich das Erscheinen des Artikels im Berliner Blatt in die unmittelbare Vergangenheit versetze. Denn siehe da, das ‚Wiener Extrablatt' hatte gleichfalls Gefallen an dieser Studie über Ibsens Grab gefunden und ließ sie an demselben Tage wie Herr Lippowitz — am 16. September — erscheinen. Dort wird in der Einleitung schlicht zugegeben: »Ein Spezialberichterstatter des ‚B. L. A.' schreibt in seinem Reisebriefe aus Christiania . . .« So ward das Diebsblatt wieder einmal entlarvt. Herr Lippowitz unterhält zu Christiania keine Beziehungen. Es hieß zwar auch im letzten Sommer wieder, daß er eine Nordlandsreise — das Land der »Scheren« hatte ihn angezogen — unternehmen würde. Aber er ist, wie alljährlich, bloß bis Westerland vorgedrungen. Von dort gehen mir etliche Beschwerden darüber zu, daß ein Restaurateur, ein Cafétier, ein Friseur und die Kurkommission das ‚Neue Wiener Journal' abonniert haben — freilich mit der Entschuldigung, daß sie nichts dafür könnten, da Herr Lippowitz so eindringlich das Blatt empfohlen hätte. Er, der auf Sylt als erklärter Liebling des Strandes schlechtweg und neckisch »Lippo« genannt wird, gilt dort für einen Schriftsteller, erzählt von der ungeheuren Macht, die sein Blatt im Bühnenreich ausübe, und hat es bewirkt, daß heute in der letzten Fischerhütte bewundernd von den Freikarten gesprochen wird, die er für alle Parkett- und Schlafwagenplätze Mitteleuropas beziehe. Lippo verleugnet aber auch an der Nordsee seine Beziehungen zu jenem Gewerbe, das vorzugsweise mit der Schere hantiert, nicht. Die Westerländer wissen von einer Sandburg zu erzählen, die der Mann in diesem Sommer errichtet hat und auf deren Fahne die sinnige Inschrift prangte: »Friseursalon, wo gegen den S t r i c h (dies eine Wort auffallend hervorgehoben) rasiert wird«. Das sind die Unterhaltungen des Herausgebers eines Wiener Blattes, zu dessen Jubiläum die Regierung einen Vertreter entsendet hat! Lippo rasiert im Sommer gegen den Strich; im Winter aber arbeitet er unter und über dem Strich mit der Schere.

Alkoholiker. Der Wiener Appellsenat genießt einen Weltruf. Denn seine Methode, schlechte bezirksgerichtliche Entscheidungen zu bestätigen und vernünftige abzuändern, ist unfehlbar. Da hat am 25. Mai der Vorstand des Bezirksgerichts Josefstadt, Landesgerichtsrat v. Heidt, den Herrn Achille Vaucheret, genannt Henry, zu einer einmonatigen Arreststrafe und die Marie Biller, genannt Delvard, zu einer Geldstrafe von 300 Kronen verurteilt. Er hat zu solcher Strafbemessung nicht erst der Erinnerung an jenen Ministerialerlaß bedurft, der auf Verhängung von Arreststrafen in Fällen schwerer Ehrverletzung dringt. Er überblickte die ungeheuerliche Situation, in der sich ein Schriftsteller dem artistischen Leiter eines Champagnergeschäftes gegenüber befindet, der ihn grundlos attakiert und sich dann öffentlich und um dem Geschäft die Preßgunst zu sichern, der Faustschläge, aber nicht der antisemitischen Beschimpfungen rühmt, mit denen er den Schriftsteller regaliert hat. Er mag auch die Situationen erwogen haben, die erst herbeigeführt würden, wenn sich der Überfall auf einen verhaßten Publizisten mit einer Geldstrafe begleichen ließe. Nicht nur daß mancher Rowdie einen Kapitalisten fände, der in seiner Freude über die Verprügelung des Störers der Wiener Gemütlichkeit gern ein paar Hunderter »springen ließe«; vielleicht fände auch manch ein Kapitalist einen Rowdie, der die Arbeit zur Zufriedenheit des Auftraggebers ausführte. »Sitzredakteure« sind für solche Fälle schwieriger aufzutreiben, aber »verantwortliche Redakteure«, denen die Strafsumme vom Unternehmer bezahlt wird, gibt es in Fülle. Herr Vaucheret selbst hatte sich, wie gerichtlich festgestellt ist, vorher nach der Höhe der zu gewärtigenden Geldstrafe erkundigt und seine Geneigtheit, sich's eventuell 1000 Kronen kosten zu lassen, gesprächsweise kundgegeben. Hatte der Erstrichter zudem jenen Paragraphen im Auge, der ihm ausdrücklich die Berücksichtigung der angegriffenen Person vorschreibt, so war es klar, daß hier dem Sinn der Strafe erst durch die Statuirung eines Exempels Genüge geschehen konnte. Bei einem Wirtshauskonflikt zweier Privatleute mag die Buße das Äquivalent der Tat bedeuten. Ward einem Schriftsteller die Ausübung seines kritischen Berufs brachial vergolten, so soll die Strafe perspektivisch auch als Schutz gegen künftige Möglichkeiten physischer Vergewaltigung aufgefaßt, soll dem Täter gegenüber die Vorstrafe eines andern, der ähnlich gehandelt hat, als erschwerend angenommen werden. Bedenkt man schließlich, daß noch kein Raufer mit einer Tat, die er vor Gericht demütig mit Trunkenheit entschuldigt, in ähnlich berechnender Weise vor der Öffentlichkeit von hundert Blättern geprunkt hat, wie dieser Herr Vaucheret, so muß man

die von der ersten Instanz bemessene Strafe gerecht, wenn nicht milde, finden, so drakonisch sie vom Gesichtspunkt einer schlechten Praxis — nicht des Gesetzes, das bis zu sechs Monaten geht — erscheinen mag. (Zur Beruhigung einiger Zweifler, die sich den Vorfall noch immer bloß durch meine »provokatorische Haltung« erklären können, zitiere ich die folgenden Stellen aus der Urteilsbegründung: »Durch die Aussagen der Zeugen Karl Kraus, Erich Mühsam, Dr. Egon Friedell und Alexander Roda Roda ist erwiesen, daß der Angeklagte Achille D'Ailly Vaucheret am 30. April im Casino de Paris in Gegenwart der genannten Personen gegenüber Karl Kraus die in der Urteilssentenz angeführten Beschimpfungen und Bedrohungen gebraucht und endlich denselben mit Faustschlägen auf den Kopf und auf das Gesicht traktiert hat. Durch das vorgelegte ärztliche Zeugnis und die Aussage des Zeugen Karl Kraus hat das Gericht als erwiesen angenommen, daß diese tätlichen Mißhandlungen mit den im Urteilstenor angegebenen sichtbaren Merkmalen und mit Folgen, nämlich mit einer mindestens eintägigen Berufsunfähigkeit und mindestens zweitägigen Gesundheitsstörung, verbunden waren. Es erscheint daher der Tatbestand der §§ 411 und 496 St.-G. begründet. Der von der Verteidigung geltend gemachte Strafausschließungsgrund der Volltrunkenheit liegt nicht vor, da keiner der vernommenen Zeugen mehr zu bestätigen vermochte, als daß der Angeklagte infolge Genusses geistiger Getränke in erregter Stimmung sich befunden hat . . . Was die Bemessung der Strafe anbelangt, so hat das Gericht als erschwerend angenommen: die Konkurrenz zweier strafbarer Handlungen, das Zusammentreffen von Beschimpfungen und Bedrohung mit Mißhandlungen nach § 496 St.-G., die in der Tathandlung des Angeklagten gelegene Rohheit, sowie den Umstand, daß wie durch die Aussagen der Zeugen Dr. Egon Friedell und Siegfried Geyer erwiesen ist, seitens des Angeklagten ein zum mindesten aggressives Vorgehen gegen den Privatankläger schon vorher in Aussicht genommen war. Als mildernd lag vor: die bisherige Unbescholtenheit, das teilweise Geständnis und die Erregtheit infolge Genusses geistiger Getränke. Der von dem Angeklagten geltend gemachte Milderungsgrund der Provokation durch den Privatankläger liegt nicht vor. Der Angeklagte lehnt es selber ab, in der von dem Privatankläger an seinem, des Angeklagten, künstlerischen Unternehmen geübten Kritik eine Provokation zu erblicken. Keiner der vernommenen Zeugen und auch nicht der Beschuldigte vermochte eine von dem Privatankläger zur Zeit des Vor-

falles gesetzte Handlung zu bestätigen, welche nur im Entferntesten als Provokation seitens des Privatanklägers gegenüber dem Angeklagten aufgefaßt werden könnte; die bloße Anwesenheit desselben kann sicherlich nicht als solche gelten. Dazu kommt, daß die tätliche Mißhandlung erst erfolgte, nachdem der Privatankläger, welcher das Lokal bereits verlassen hatte, durch ein Mitglied der Gesellschaft des Angeklagten, wenn auch ohne dessen Kenntnis, in das Lokal zurückgerufen worden war. Das Gericht erachtet demnach die ausgesprochene Strafe als dem Verschulden angemessen.‹) — Nun, am 7. September hatte ich endlich das Vergnügen, eine Verhandlung vor dem Wiener Appellsenate aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Ich bedaure es nicht. Möchte im Gegenteil wünschen, daß auch einmal der Justizminister, der ja, einem dunklen Gerücht zufolge, ein »moderner Mensch« sein soll, sich die Herrschaften ansehe. Beileibe nicht, um die Unabhängigkeit ihrer Gedankenarmut anzutasten! Aber das Menschenmaterial sollte er kennen lernen, das in Österreich für das Strafrichteramt herangezogen wird. Er hätte die Verlesung des Referates durch einen Landesgerichtsrat hören sollen, der jeden französischen Eigennamen als Verkehrshindernis empfindet. Und diese Physiognomien! Was nützen in solchem Milieu alle modernen Erlässe der Justizverwaltung! Der Pissoirgeruch des Wiener Landesgerichts dringt durch die Tünche, mit der es kürzlich renoviert wurde. Als ich diese Richter sah, wußte ich vor allem sofort: Hier wird dem Angeklagten Trunkenheit als wesentlich mildernder Umstand zugebilligt! Ja, auf diesen Gesichtern lag volles Verständnis für das wichtigste Argument der Verteidigung. Übrigens eine ziemlich verbreitete Erscheinung unter österreichischen Richtern. Ein böhmisches Kreisgericht hat einst einem Menschen, der wegen boshafter Sachbeschädigung angeklagt war — er hatte die Einrichtung des Wirtshauses, wo er zehn Minuten auf das Bier warten mußte, demoliert —, als besonders mildernden Umstand »die begreifliche Aufregung des Angeklagten« zugebilligt. Und im Prozeß Rutthofer wurde neulich der Münchener Psychiater scharf ins Gebet genommen, weil er den getöteten Herrn Landesrat wegen eines täglichen Liters Wein als »Alkoholiker« bezeichnete. Im allgemeinen macht man die Erfahrung, daß die österreichische Justiz den Geschlechtsverkehr für ein belastendes, Trunksucht für ein entlastendes Moment ansieht. Der Einzelrichter des Prozesses Henry, der offenbar von der Meinung ausging, daß die Besoffenheit kein besonderes Verdienst eines gebildeten Menschen sei, wurde von dem Bierrichtersenat des Landesgerichts eines besseren belehrt. Nun glaube ich ja nicht, daß der

Herr Vaucheret als gebildeter Mensch, der er ist, damals besoffen war. Er hat sich ein paar Stunden nach der Tat aller Details erinnert und konnte sie jedem Journalisten, der da gelaufen kam, aufzählen; hat seine Heldenleistung in Interviews des Lippowitzblattes – die Schere putzt das Nachtlicht – besingen lassen und sich bei reichsdeutschen Blättern, die sie nachdruckten, später bedankt. Immerhin machte ihn schon die Ausrede der Trunkenheit dem Appellsenat sympathisch. Und so kam es, daß dieser enunzierte, der erste Richter habe »die hochgradige Aufregung infolge übermäßigen Alkoholgenusses nicht genügend gewürdigt.« Der erste Richter hatte nämlich die Zeugen gehört, die aussagten, Herr Vaucheret sei nicht betrunken gewesen. Der Appellsenat hörte bloß den Angeklagten, der ein sympathisches Zugeständnis machte. Der erste Richter schöpfte sein Urteil aus fast unmittelbarer Anschauung der Situation. Der Appellsenat stößt das Urteil um, weil ihm der Angeklagte nach fünf Monaten sagt, es sei doch anders gewesen. Man sieht also, daß die »Überprüfung« des erstrichterlichen Urteils durch einen Appellsenat dringend notwendig ist. Aber so eine zweite Instanz ist auch erfinderisch. Warum Herr Henry statt eines Monates 600 Kronen Geldstrafe bekommen mußte, war nun klargestellt. Wie aber sollte die Umwandlung der 300 Kronen des Fräuleins Delvard in 150 motiviert werden? Keine ihrer Beschimpfungen war in Abrede gestellt worden. Da überraschte der Appellsenat den Verteidiger mit der Entdeckung, das Wort »Pest« sei nicht erwiesen worden. Die Dame hatte also in jener Nacht offenbar den Ausruf getan: »Wien würde mir danken, wenn ich es von dieser . . . befreite«. Die Pest als die gefährlichste Krankheit schien dem Appellsenat doch 150 Kronen wert, also genau soviel, wie alle anderen Beschimpfungen und Tätlichkeiten zusammen . . . Ei nun! Ein Überfall der Justiz, durch den sie sich wenigstens die Zufriedenheit des ‚Neuen Wiener Journals' erworben hat. Ob es ihr darauf ankam? Jedenfalls hat der Appellsenat die Berufungsschritt des Verteidigers, in der er dreister Weise auf die Entrüstung der »öffentlichen Meinung« über das Urteil erster Instanz anspielte, ohne Reprimande zur Kenntnis genommen. Und er ist der oberste Gerichtshof in Übertretungsfällen. So hängt denn für mich die Aussicht eines neuen Überfalles von der Splendidität der Wiener Geldgeber ab. Mit dem Anspruch auf Ersatz eines zerbrochenen Augenglases bin ich auf den zivilrechtlichen Weg verwiesen, ansonsten — auf den Weg der Selbsthilfe. Versteht sich, wenn ich in diesem schönen Lande weiter wirken will und einen Reisepaß einem Waffenpaß nicht vorziehe.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.

DIE FACKEL

erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel'

Wien, IV. Schwindgasse 3 (Telephon 7857, Postsparkassen-Konto Nr. 57.884)

als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei	K 9.—
» »	18	» »	» 4.50
» das Deutsche Reich,	36	» »	» 10.50
» » » »	18	» »	» 5.25
» die Länder d. Weltpostv.,	36	Nummern, portofrei	» 12.—
» » » »	18	» »	» 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl v. Nummern.

Kommissionsverlag für Deutschland:

Otto Maier, Leipzig

Stephansstraße Nr. 12.

Hauptvertretung für Berlin:

Segler & Co.

Groß-Buch- und Zeitungshandlung

BERLIN SW 68, Lindenstraße Nr. 3.

Im Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 30 Pf.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 207, Ausgabe nach der Konfiskation, 23. Juli): Spiegel sterbender Welten (Petronius, Gilles de Rais und Marquis de Sade). Von Karl Hauer. — Der Herrensitz in U. Von Peter Altenberg. — Gedichte. Von Margarethe Beutler. — Antworten des Herausgebers (Der Paternoster-Lift; Kanonen aus Kirchenglocken; Witzblätter; Ein Fall von Benediktion; Aus dem Vorleben der Mizzi; Sie kann's nicht begreifen; Der bedenkliche Ankauf; Vom Prozeß Zeller.) — Interpellation.

Krondorfer natürlicher alkalischer SAUERBRUNN
CARL GÖLSDORF k.u.k. Hoflieferant
Karlsbad, Budapest V. Wien IX. Krondorf, Berlin.

Im Verlage „Die FACKEL" sind erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"
Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten
Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus
Joseph Schöffel
Die Autonomie
Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität

Preis jeder Broschüre 40 h, portofrei 50 h.

Im Verlage „DIE FACKEL" sind unter anderem erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Karl Kraus:
Sittlichkeit und Kriminalität
Irrenhaus Österreich
(Die Affaire Coburg)
Der Fall Hervay
Die Kinderfreunde
(Zum Prozess Beer)

Preis jeder Broschüre 40 h, portofrei 50 h.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III, Hinter Zollamtsstrasse 3.

Nr. 209. 20. Oktober 1906 VIII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

INHALT:

Zur Psychologie Österreichs. Von William Shakespeare. — **Ein todeswürdiges Verbrechen.** — **Der Prozeß Rutthofer.** — **Caruso.**

Die Schülervorstellung von »Kabale und Liebe.« — Prozeß Pusch. — Südbahn. — Die Pflichten des Hauses Krupp. — Ein Abenteuer des Ministerpräsidenten. — Goldmann und Brandes. — Ein zweiter Maupassant. — Aus meiner Sammlung. — Zwei Frauen. — Ein Aufruf. — Die Feder des Lippowitz. — Das verjüngte Österreich.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL', IV. Schwindgasse 3.

VITA

REINSTE NATÜRLICHE NATRON-QUELLE

Die „Vita-Quelle" wirkt vorzüglich bei harnsaurer Diathese Gicht, Rheumatismus und Blasenleiden. In überraschender Weise behebt sie die hartnäckigsten Magenkatarrhe, beseitigt prompt das peinigende Sodbrennen und ist ein Stoffwechsel-Regulator von höchster Vollkommenheit. Vorrätig in allen Apotheken und Depôts.

Generalvertrieb durch die Mineralwasser-Großhandlung

S. Ungar jr., k. u. k. Hoflieferant, Wien I.

Jasomirgottstraße 4.

Prospekte, Analysen und Beschreibungen gratis und franko.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12

versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospe

Alleinige Annoncen-Annahme durch die Annoncen-Expedition

Die Fackel

Nr. 209 WIEN, 20. OKTOBER 1906 VIII. JAHR

Zur Psychologie Österreichs.*)

Von William Shakespeare.

Österreich.

Auf deine Wange nimm den heil'gen Kuß,
Als Siegel von dem Pfandbrief meiner Liebe,
Daß ich zur Heimat nimmer kehren will . .
Bis jenes England, von der See umzäunt,
Dies felsenfeste Bollwerk, sicher stets
Und unbesorgt vor fremdem Unternehmen,
Ja! bis der westlich fernste Winkel dich
Als König grüßt; bis dahin, holder Knabe,
Denk' ich der Heimat nicht und bleib im Feld!

Constanze.

O nehmt der Mutter, nehmt der Witwe Dank,
Bis eure starke Hand ihm Stärke leiht,
Zu besserer Vergeltung eurer Liebe!

---

*) Das erste, schönste und unbekannteste in der Reihe der Königsdramen, »König Johann«, ist seit Jahrzehnten im Burgtheater nicht aufgeführt worden. In diesem Werk spielt Österreich in der Figur des »Erzherzogs von Österreich« eine episodische, aber bemerkenswerte Rolle. Im Berliner königlichen Schauspielhaus ist »König Johann« — mit dem herrlichen Matkowsky als Bastard — ein Repertoirestück, das ziemlich unverkürzt gegeben wird. Den stärksten Reiz — künstlerisch, politisch und zensurpathologisch — böte es, zu erforschen, welche Gestalt die hier zitierten Szenen im Regiebuch der Wiener Hofbühne angenommen haben. Der divinatorische Blick des größten dramatischen Weltschöpfers erfaßt in ein paar beiläufigen Sätzen die historische Erfahrung von ein paar Jahr-

Österreich.

Den lohnt des Himmels Friede, der sein Schwert
In so gerechtem, frommem Kriege zieht . . . .
Es steigt der Mut mit der Gelegenheit.
Sie sei'n willkommen denn, wir sind bereit! . . .

Der Bastard.

Ihr seid der Hase, wie das Sprichwort geht,
Der tote Löwen keck am Barte zupft.
Pack' ich euch recht, so schwefl' ich euren Pelzrock:
Ja, seht euch vor! Ich tu's fürwahr, ich tu's!

Blanca.

O wie so wohl stand dem des Leu'n Gewand,
Der dies Gewand dem Leuen hatt' entwandt!

Bastard.

Es liegt so stattlich auf dem Rücken ihm,
Wie Herkuls Löwenhaut auf einem Esel.
Bald, Esel, nehm' ich euch die Last vom Nacken,
Um andres drauf, was besser drückt, zu packen.

---

hunderten. Kein Geschichtsschreiber könnte jenen trägen Stolz des »bella gerant alii, tu felix Austria nube«, jene Gesinnung, die das ewige Ruhmesblatt: »Da siegte am Wiener Hofe die Friedenspartei« errungen hat, und jene fromme Feigheit, die dem Papst selbst das Opfer der Tapferkeit bringt, treffender zeichnen, als es in diesen drei Akten des »König Johann« geschieht, die hier auf die Quintessenz der Erkenntnis österreichischen Wesens reduziert, zu einer historischen Posse zusammengezogen erscheinen. (Die Weglassungen innerhalb einer Stelle oder einer Szene habe ich durch Punkte, Ausfall und Wechsel von Szenen durch Gedankenstriche bezeichnet.) Österreich ruft zum Kampf, protegiert einen Friedensschluß durch Verlobung, und ruft wieder zum Kampf, sobald ein Kardinal den versöhnten Parteien das Zweckdienliche und Gottgefällige eines Eidbruchs auseinandersetzt. Dies alles sah Shakespeare, der von Österreich tatsächlich nicht mehr gewußt hat, als daß Böhmen ein Küstenland sei. Wer wollte bezweifeln, daß er sich in der Psychologie Österreichs besser als in dessen Geographie ausgekannt hat?

. . . . Wär' ich daheim,
In eurer Höhle, Herr, bei eurer Löwin,
Ich setzt' ein Stierhaupt auf eu'r Löwenfell,
Und macht' euch so zum Untier.

Österreich.

Still doch, still!

Bastard.

O zittert, denn ihr hört des Leu'n Gebrüll.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

König Philipp.

Es sei! Vereint die Hände, junges Paar.

Österreich.

Die Lippen auch! So ist der Brauch erprobt:
Ich macht' es so, als ich mich einst verlobt.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Constanze.

So sich vermählt! den Frieden so geschworen! . . .
Frankreich mit England Freund? Was wird aus mir? . . .
Ich will mein Leiden lehren stolz zu sein;
Denn Gram ist stolz, er beugt den Eigner tief.
Um mich und meines großen Grames Staat
Laßt Kön'ge sich versammeln; denn so groß
Ist er, daß nur die weite, feste Erde
Ihn stützen kann; den Thron will ich besteigen,
Ich und mein Leid; hier laßt sich Kön'ge neigen . . . .

Österreich.

Frau Constanze, Friede!

Constanze.

Krieg! Krieg! kein Friede! Fried' ist mir ein Krieg!
. . O Österreich! du entehrst
Die Siegstrophäe: Du Knecht, du Schalk, du Memme!
Du klein an Taten, groß an Büberei!
Du immer stark nur auf der stärkern Seite!
Fortuna's Ritter, der nie ficht, als wenn
Die launenhafte Dame bei ihm steht

Und für ihn sorgt! Du Eidvergessener,
Du dienst der Größe. Welch' ein Narr bist du,
Gespreizter Narr, zu prahlen, stampfen, schwören
Für meine Sache! Du kaltblüt'ger Sklav',
Hast du für mich wie Donner nicht geredet?
Mir Schutz geschworen? mich vertrauen heißen
Auf dein Gestirn, dein Glück und deine Kraft?
Und fällst du nun zu meinen Feinden ab?
Du in der Haut des Löwen? Weg damit,
Und häng' ein Kalbsfell um die schnöden Glieder!

Österreich.

O, daß ein Mann zu mir die Worte spräche!

Bastard.

Und häng' ein Kalbsfell um die schnöden Glieder.

Österreich.

Ja untersteh' dich das zu sagen, Schurke.

Bastard.

Und häng' ein Kalbsfell um die schnöden Glieder . .

Pandulpho
(Kardinal, päpstlicher Legat, tritt auf.)

Heil euch, gesalbte Stellvertreter Gottes!
König Johann, dir gilt die heil'ge Botschaft.
Ich, Pandulph, Kardinal des schönen Mailand,
Und von Papst Innozenz Legat allhier,
Frag' auf Gewissen dich in seinem Namen,
Warum du unsre heil'ge Mutter Kirche
So störrig niedertrittst . .

König Johann.

Welch ird'scher Name kann wohl zum Verhör
Geweihter Kön'ge freien Odem zwingen?
Kein Nam' ist zu ersinnen, Kardinal,
So leer, unwürdig und so lächerlich,
Mir Antwort abzufordern als der Papst.
Sag den Bericht ihm und aus Englands Mund
Füg' dies hinzu noch:

. . Ob alle Könige der Christenheit
Der schlaue Pfaff so gröblich irreführt,
Daß ihr den Fluch, den Geld kann lösen, scheut,
Und um den Preis von schnödem Gold – Kot, Staub:
Verfälschten Ablaß kauft von einem Mann,
Der mit dem Handel ihn für sich verscherzt;
Ob ihr und alle, gröblich mißgeleitet,
Die heil'ge Gaunerei mit Pfründen hegt,
Will ich allein, allein, den Papst nicht kennen,
Und seine Freunde meine Feinde nennen.

Pandulpho
(Kardinal, päpstlicher Legat.)

Dann durch die Macht, die mir das Recht erteilt,
Bist du verflucht und in den Bann getan.
Gesegnet soll der sein, der los sich sagt
Von seiner Treue gegen einen Ketzer;
Und jede Hand soll man verdienstlich heißen,
Kanonisieren und gleich Heil'gen ehren,
Die durch geheime Mittel aus dem Weg
Dein feindlich Leben räumt . . . .
Philipp von Frankreich, auf Gefahr des Fluchs,
Laß fahren dieses argen Ketzers Hand,
Und Frankreichs Macht entbiete wider ihn,
Wenn er nicht selber Rom sich unterwirft . . . .

Österreich.

Hört auf den Kardinal, erlauchter Philipp!

Bastard.

Hängt ihm ein Kalbsfell um die schnöden Glieder.

Österreich.

Gut, Schurk', ich muß dies in die Tasche stecken,
Weil –

Bastard.

Eure Hosen weit genug dazu. . . .

König Johann.

Der König steht bestürzt, und gibt nicht Antwort . .

Österreich.

Tu's, König Philipp, häng' nicht nach dem Zweifel!

Bastard.

Häng' um ein Kalbsfell, schönster, dummer Teufel.

König Philipp.

Ich bin verwirrt, und weiß nicht, was zu sagen . .
Setzt euch an meine Stell', ehrwürd'ger Vater,
Und sagt mir, wie ihr euch betragen würdet.
Die königliche Hand und meine hier
Sind neu verknüpft, die innersten Gemüter
Vermählt zum Bund, verschlungen und umkettet
Von aller frommen Kraft geweihter Schwüre . .
Und diese Hände, kaum von Blut gereinigt,
In Liebe neu vereint, in beidem stark,
Sie sollen lösen Druck und Freundes-Gruß?
Die Treu verspielen? mit dem Himmel scherzen? . . .
Ich kann die Hand, doch nicht die Treue lösen.

Pandulpho.

So machst du Treu zum Feinde deiner Treu.
Du stellst, wie Bürgerkrieg, Eid gegen Eid,
Und deine Zunge gegen deine Zunge.
O daß dein Schwur, dem Himmel erst getan,
Dem Himmel auch zuerst geleistet werde!
Er lautet: Streiter unsrer Kirche sein.
Was du seitdem beschworst, ist wider dich
Und kann nicht von dir selbst geleistet werden.
Wenn du verkehrt zu tun geschworen hast,
So ist es nicht verkehrt, das Rechte tun,
Und wo das Tun zum Übel zielt, da wird
Durch Nichttun Recht am besten ausgeübt.
Das beste Mittel bei verfehltem Vorsatz
Ist ihn verfehlen: ist dies ungerade,
So wird dadurch doch ungerades grade . .
Religion ist's, was den Eid macht halten,
Doch du schworst gegen die Religion:
Wobei du schwörst, dawider schwörest du;
So machst du Eid zum Zeugen wider Eid

Für deine Treu, da Treue, die nicht sicher
Des Schwures ist, nur schwört nicht falsch zu schwören.
Du aber schwörst, meineidig nur zu sein,
Meineidig, wenn du hältst, was du beschworst.
Die spätern Eide gegen deine frühern
Sind drum in dir Empörung wider dich;
Und keinen bessern Sieg kannst du erlangen,
Als wenn du dein standhaftes edles Teil
Bewaffnest wider diese lose Lockung;
Für welches Bessre wir Gebete tun,
Wenn du genehm sie hältst: wo nicht, so wisse,
Daß unsrer Flüche Drohn dich trifft, so schwer,
Daß du sie nie sollst von dir schütteln; nein,
Verzweifelnd sterben unter schwarzer Last.

Österreich.

Kein Zaudern! Offne Fehde!

Bastard.

Immer noch?
Wird denn kein Kalbsfell deinen Mund dir stopfen?

— — — — — — — — — — — — — — — —

(III. Aufzug 2. Szene. Getümmel, Angriffe. Der Bastard tritt auf mit Österreichs Kopf.)

Ein todeswürdiges Verbrechen.

»In einem von amtswegen eingeleiteten Eheungültigkeitsverfahren hatte sich das Zivillandesgericht unter Vorsitz des Oberlandesgerichtsrates Klissenbauer mit dem Fall der Eheleute Hünner zu beschäftigen, deren tragisches Schicksal die Öffentlichkeit schon mehrmals beschäftigte. Der Eisenbahnbeamte Emanuel Hünner hatte im Jahre 1877 in Langenwang mit Klaudine Jowodnik nach römisch-katholischen Ritus eine Ehe geschlossen, die angeblich im Jahre 1881 geschieden wurde. Hünner begab sich bald darauf in die Türkei, wo er eine Beamtenstelle bei den türkischen

Staatsbahnen erhielt und heiratete am 16. Januar 1883 in Adrianopel gleichfalls nach römisch-katholischem Ritus die 27jährige Amalie Schmiedl, die ihn während einer schweren Krankheit gepflegt und dadurch Anspruch auf seine Dankbarkeit erworben hatte. Im vorigen Jahr ging Hünner in Pension und kehrte mit Frau und Kindern nach Wien zurück, hauptsächlich um seine älteste geistesschwache Tochter hier in einer Anstalt unterzubringen. Bei irgend einer Amtshandlung des Magistrates wurde die zweifache Ehe aufgedeckt, der Magistrat trat den Akt der Staatsanwaltschaft ab, die gegen die Eheleute Hünner die Anklage wegen Verbrechens der Bigamie erhob. Vom Wiener Straflandesgericht wurde die Frau von der Anklage freigesprochen der Mann zu zwei Monaten Kerkers verurteilt. Infolge der Aufregungen der Strafverhandlung und des nunmehr eingeleiteten Eheungültigkeitsverfahrens verfiel die Frau in Wahnsinn. Sie überfiel in einem Tobsuchtsanfall ihre geistesschwache Tochter mit einer Hacke, und als ihr Mann ihr die Hacke entriß, ergriff sie ein Küchenmesser und brachte sich mehrere tiefe Halsschnittwunden bei. Gegenwärtig befindet sich die Frau im Irrenhaus. In der gestrigen Verhandlung bestritten der Vertreter der Ehefrau und der Ehebandsverteidiger die Anwendbarkeit des österreichischen Rechtes . . . Der Gerichtshof sprach trotzdem die Ungültigkeit der Ehe aus. Hünner sei am 16. Januar 1883, dem Tage der Eheschließung, österreichischer Staatsbürger gewesen, weil nach einer Zuschrift des Magistrats er noch bis heute heimatsberechtigt erscheine. Wenn er auch ausgewandert sei, sei seine Staatsangehörigkeit nicht erloschen, da er weder den Austritt aus der österreichischen Staatsangehörigkeit angemeldet noch sonstwo eine Staatsbürgerschaft erworben habe usw.«

Recht so! Die österreichische Staatsangehörigkeit ist ein Verbrechen, und eigentlich erfolgen alle diese scheußlichen Verurteilungen nicht wegen Bigamie, sondern wegen österreichischer Staatsangehörigkeit. Wenn »Menschenopfer unerhört« gebracht werden, so ist die österreichische Justiz nicht daran schuld. Gewiß, sie ist das zur Institution erhobene Vergehen gegen Gesundheit, Freiheit, Ehre oder Eigentum der österreichischen Staatsbürger. Aber hätte Emanuel Hünner seinerzeit eine Korrespondenzkarte an den Magistrat geschrieben, worin er seinen Austritt aus dem Verbande dieses Staates, den wir doch alle im Grunde unseres Herzens hassen, anzeigt, so hätte seine arme Frau ihre Tochter nicht mit der Hacke überfallen. Wer ist denn gezwungen, ein Österreicher

zu sein? Vor Europa sich mit einer Farbenzusammenstellung zu blamieren, die man längst nicht mehr trägt? Mit der maschinellen Gleichmütigkeit des Zusammenbruchs in einer Knockabout-Farce, in der oft das leiseste Wort eine Zimmerdemolierung oder einen Massenmord bewirkt, spielen sich diese katholischen Ehetragödien ab. Staatsbürgerschaft, Liebe, Landesgericht, Hacke, Irrenhaus ... Und bloß zwei Monate Kerker? Nein, die österreichische Staatsangehörigkeit ist ein todeswürdiges Verbrechen!

* * *

Der Prozeß Rutthofer.

Im letzten Heft habe ich über den Prozeß Rutthofer nicht gesprochen, sondern bloß der Sprachlosigkeit, die sich angesichts der Innsbrucker Prozedur jedes fühlenden Menschen bemächtigte, Ausdruck gegeben. Die trockene Aneinanderreihung von Zitaten ergab ein grauenhafteres Bild unserer Justizschande, als die lebhafteste Aussprache der Empörung. Heute findet man immerhin das Wort zur Feststellung, daß es abominabel war. Daß jedes österreichische Kronland sein Leoben zu haben scheint. Daß der Tiroler Labres Tarter heißt und der Reimoser von Innsbruck Tschurtschenthaler. Die Affaire des getöteten Landesrats war vielleicht doch noch scheußlicher als der Fall Hervay. Hier wie dort wurde ein Frauenleben durchschnüffelt; aber während in Leoben Bigamie durch Leutnantsbekanntschaften bewiesen wurde, waren in Innsbruck »gepfefferte Gedichte« ein Indizium für Mord. Freuen wir uns, daß Johann Gabriel Seidl und Johann Nepomuk Vogel, die vaterländischen Dichter, bloß des Todschlags hätten verdächtig sein können!

In der gebirgskretinistischen Stimmung solcher Prozesse gedeiht natürlich auch die journalistische Psychologie. Typisch ist die Wendung: »Ihr

Lebenswandel war nichts weniger als einwandfrei.« »Sie betrog ihren Gatten in der schamlosesten Weise und gab dies sowie auch den Umstand ohne weiteres zu, ihren Mann nur deshalb geheiratet zu haben, um auf diese Art in angenehmer Weise versorgt zu werden.« So schreibt das in deutscher Sprache erscheinende ‚Deutsche Volksblatt'. Daß ein nicht einwandfreier Lebenswandel eine Verurteilung wegen Todschlags rechtfertigt, wollen wir in Gottes Namen — wenigstens für Tirol und Vorarlberg — hinnehmen. Aber daß eine Frau einen Mann heiratet, »um auf diese Art in angenehmer Weise versorgt zu werden«, scheint doch auch in Kreisen des ‚Deutschen Volksblatts' öfter vorzukommen und dürfte nicht einmal als Überschreitung der Notwehr gegenüber dem Leben qualifiziert werden. Gar so angenehm muß übrigens die »Weise« dieser Versorgung durch die Heirat mit einem impotenten Alkoholiker, der seine Frau Sterbegebete sprechen ließ, nicht gewesen sein. Herr Rutthofer war ein Tiroler Landesrat, der, wie der Präsident hervorhob, dennoch »alle vierzehn Tage ein Bad nahm«. Er hatte aber, schon lange bevor er in die Dienste des Landes trat, autonome Selbstbefleckung getrieben, und als er seine Hand endlich einer Frau antrug, sich von dieser eine gestempelte Urkunde ausstellen lassen, worin sie ihm auch für den Fall seines Unvermögens die ehelichen Dienstpflichten zu erfüllen, ihre Treue garantieren mußte. Daß dieser Vertrag eine causa turpior war als seine Verletzung, liegt sozusagen auf der Hand, und »schamlos« sollte der Betrug, den ein lebenslustiges Weib an ihrem morschen Gatten begeht, bloß einer Journalistik erscheinen, die es mit Obligationen grundsätzlich genau nimmt . . . Bahnbrechender auf dem Gebiete der Dummheit als selbst das Blatt des Herrn Vergani ist die ‚Deutsche Zeitung'. Sie beweist in einem Leitartikel über den Fall Rutthofer, daß an allem die Juden schuld sind. Sie beruft sich auf

das »noch immer und überall giltige Sittengesetz: Du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht töten!« und will mit dieser sinnigen Verbindung zweier Verbote offenbar sagen, daß jedem, der das Verbrechen der Untreue begeht, auch die Unsittlichkeit des Mordes ohneweiters zuzutrauen sei. Die Juden aber glorifizieren Verbrechen und Unmoral. Es sei bezeichnend »für den femininen Charakter ihrer Rasse«, daß die Juden gegen den Herrn Rutthofer sind. »Die Negation aller männlichen Ideale und Gefühle bildet ja einen Grundzug ihres Wesens und Handelns, Verweiblichung und Verweichlichung nicht nur ihrer selbst, sondern auch ihrer Umgebung, den Grundzug ihres Strebens und Sehnens, das sie nicht vergessen, trotz tausendjähriger Emigration. Wir aber, die wir Arier sind, wollen nicht Verweiblichung, haben auch andere, höhere Ideale, ein ernsteres Streben«. Man muß wirklich schon alle männlichen Ideale und Gefühle negieren, wenn man im Fall Rutthofer gegen den Mann und für die Frau ist. Daß er, wie in der Verhandlung konstatiert wurde, »stets selbst den Kaffee gekocht« und die Wohnung aufgeräumt hat, tut gar nichts zur Sache. Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem. Es dürfte sich durch die Innsbrucker Matrik, die schließlich rechtsgiltiger ist als eine spätere Urkunde, unschwer feststellen lassen. Oder man kann auch zugeben, daß den Grundzug seines Wesens und Handelns Verweiblichung bildete, und da waren eben die Juden daran schuld.

Mit Unrecht hält die ‚Deutsche Zeitung' die jüdische Journalistik für klüger als sich selbst. Auch die ‚Neue Freie Presse' macht geltend, daß Frau Rutthofer »moralisch höchst verkommen« war. Die Hornochsen sind eben durch keine Parteifarbe unterschieden. Aber die ‚Neue Freie Presse' behauptet auch, die Frau sei »intellektuell tief stehend« und der Mann »schon vermöge seines Berufes ihr an Bildung weit überlegen« gewesen. Daß Herr Rutthofer seiner

Gattin an Bildung weit überlegen war, ist gewiß für den Tatbestand des Todschlags relevant; immerhin wäre strittig, ob er vermöge seines Berufes als Landesrat gebildeter sein mußte. Sicher aber ist, daß man der Rutthofer eher die Mordabsicht als die geistige Minderwertigkeit bewiesen hat. Nur der intellektuelle Tiefstand der Gerichtssaalberichterstattung ermöglicht eine solche Beobachtung. Frau Rutthofer war das Opfer einer beispiellosen Gerichtssaalhetze, aber ein wehrhaftes. In drangvoller Enge hat die Angeklagte Worte gefunden, die den Vorhang von ihrem ganzen Ehejammer zogen und zugleich die richterliche Preisgebung ihres Privatlebens straften. Als ein Zeuge nach dem andern aufmarschierte, um die Friedfertigkeit des toten Amtskollegen und Stammtischbruders zu bestätigen, rief die Angeklagte: »Es tut mir leid, daß ihn niemand aufgeregt gesehen hat. Bei Nacht waren wir immer ohne Zeugen.« Ein Wort, das alle künftigen Experimente der Sexualjustiz überflüssig machen könnte. Selten noch hat ein Angeklagter schlagfertiger die dreisten Zumutungen der Gerechtigkeit abgewehrt, überlegener einen pflichtvergessenen Gerichtshof in seine Schranken gewiesen, deutlicher die Frage: »Was für Anschauungen haben Sie von der Religion?« mit der Frage quittiert: Was für Anschauungen haben Sie von der Strafprozeßordnung?

Caruso.

Die Caruso-Sensation präsentierte die Wiener Menschheit auf der tiefsten Kulturstufe. Daß Tenoristen nicht in anatomischen Hörsälen, sondern in Opernhäusern gezeigt werden, ist schließlich

eine Absonderlichkeit wie der Besitz einer Tenorstimme. Beide Erscheinungen haben sich seit Jahrhunderten eingebürgert. Und es ist gewiß human, daß man den Frauen, deren berechtigte Forderungen im Einerlei des Alltags und im Zwange der Gesellschaftsordnung überhitzt werden, wenigstens in Opernhäusern den ungestörten Anblick geräumiger Brustkasten gönnt. Die sexuelle Anziehung, die von Individuen ausgeht, deren gut gebauter Kehlkopf das hervorstechende Merkmal ihrer Männlichkeit bildet, und die Enttäuschung durch eine Männlichkeit, die auf die Potenz der Stimme zusammenschrumpft: diese interessante Fopperei der Natur habe ich hier einmal aphoristisch gestreift und in einen Vergleich mit der Täuschung gebracht, deren Opfer das Männchen wird, das nach der im Tanz sich verbrauchenden Tänzerin verlangt. Aber lassen wir die Menschen selbst zusehen, wie sie mit ihren Trieben fertig werden: uns obliegt bloß die Feststellung, daß ein ehrlicher Trieb die Ausrede der »Kunstbegeisterung« nicht braucht. Mag der Tenorist die weiblichen Erwartungen bis zum hohen C spannen, um gegebenen Falls zu beweisen, daß das hohe C ein Anfangsbuchstabe ist, dem keine Fortsetzung folgt — er dient seinem Zweck. Und er tut recht, auf hohe Preise zu halten. Wenn ein Theaterunternehmer — im Falle Caruso eine Hofbehörde — schlankweg bekennte: Frauen von Wien, wir stellen euch einen Mann vor, der Süditaliener ist, infolgedessen schwarze Augen hat und einen fettglänzenden Schnurrbart usw. usw. — nichts wäre gegen die große Teuerung einzuwenden. Ganz zutreffend hat der Reporter des ‚Neuen Wiener Tagblatts' das Wesen der Caruso-Sensation erfaßt, als er — wörtlich — meldete: »Caruso ist kein Schablonentenorist; . . . er dürfte eher dem Mannesideale jener Frau von dreißig Jahren entsprechen, deren Psychologie Balzac geschildert hat: eine mittelgroße Gestalt, kräftig, wohlgenährt, das volle Gesicht mit dem etwas breiten Mund, dessen Oberlippe ein schwarzer Schnurrbart beschattet (man beachte den biblischen Ausdruck »beschattet«), energisch profiliert und in den glühend schwarzen Augen ein schwimmender Glanz«. Und auf die Bemerkung des Interviewers: »Die Agioteure verlangen wahnsinnige Preise«, erwidert Caruso lächelnd: »Das freut mich wirklich, das Wiener Publikum ist ja so kunstverständig!« (Nebenbei, daß Caruso die Wendung gebrauchte: »Schon als Kind fiel meine Stimme auf«,

ist wohl auf das schlechte Deutsch des Sängers zurückzuführen). Der Reporter versichert, daß Caruso der Prototyp dessen sei, was die Franzosen einen homme à femmes nennen. Die Preiserhöhung ist demnach so gut begründet wie bei einer femme à l'hommes.

Nur gegen die Überschätzung der Tenoristen muß man protestieren. Der Besitz eines hypertrophischen Kehlkopfs mag meinetwegen kein Defekt, sondern ein Verdienst sein. Ein Ereignis ist er noch lange nicht. Und es ist nicht notwendig, daß eine ganze Stadt rebellisch gemacht wird, weil ein italienischer Sänger die Gnade hat, uns zu versichern, daß Frauenherzen o wie so trügerisch sind. Dadurch, daß ausnahmsweise nicht der Theaterkassier das Honorar, sondern ein Hofrat einen Titel dem Herrn in die Garderobe bringt, wird die Angelegenheit nicht appetitlicher. Man hat die Intendanz wegen der ständigen Preiserhöhung, die neulich durchgeführt wurde, heftig angegriffen. Sofern sich die Teuerung auf die Parkett- und Logenpreise bezieht, mit vollstem Unrecht. Kein Schimpf aber wäre stark genug, der eine Hoftheaterbehörde für das Caruso-Treiben treffen müßte. Daß die offizielle Preiserhöhung den Pensionsfonds nähren sollte, vermag an dem peinlichen Eindruck der Affaire nichts zu ändern. Festgestellt ist, daß man durch die Ansetzung von Irrsinnspreisen die Gier des Wiener Luxuspöbels dermaßen aufgepeitscht hat, daß der inoffizielle Kartenhandel zu einer noch nicht dagewesenen Einnahmsquelle erwuchs. Wäre es einem Agioteur von Beruf gelungen, ein Logenbillet zur Caruso-Vorstellung zu ergattern, er hätte für sich und die Seinen, wie die Caruso-Enthusiasten sagen, »ausgesorgt« gehabt. Aber die Berufsagiotage konnte diesmal gegen die Konkurrenz des Publikums nicht aufkommen. Mitglieder der guten Gesellschaft nahmen das Geschäft in die Hand, und man erzählt von Lizitationen, deren eine 2500 Kronen für eine Loge ergeben habe.

Den Frauen mag es ziemen, sich um einen Blick aus den schwarzen Augen eines mittelgroßen, kräftigen, wohlgenährten Tenoristen, um einen Ton aus seinem etwas breiten Mund zu balgen. Es bleibt, mag die Szene auch in einem Opernhaus spielen, immer eine Angelegenheit ihres Privatlebens. Widerlich ist die Anwesenheit von Männern bei solchem Spektakel, von erwachsenen Ministern, Generalen, Bankdirektoren, die wahrschein-

lich nicht einmal die Entschuldigung homosexueller Anlage haben. Der falsche Hauptmann hat Köpenick erobert, weil er eine Uniform trug. Ein Tenorist hat unsere Stadt erobert, nicht weil er ein guter, nicht einmal weil er ein berühmter, bloß, weil er ein teurer Tenorist ist. Hätte die Hoftheaterintendanz angekündigt, daß Schopenhauer in der Oper seine Abhandlung »Über die Weiber« zu zivilen Preisen vorlesen werde, der Pensionsfonds hätte eine dürftige Einnahme erzielt. Aber wenn der Auerhahn zu erhöhten Preisen balzt, sind die Sitze dreimal überzeichnet.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Liberaler. Der Bezirksschulrat hat 800 Schülerkarten für eine Vorstellung von »Kabale und Liebe« im Bürgertheater abgelehnt, und der Freikartensinn der liberalen Presse sträubt sich gegen diese Tatsache. Aber der Einspruch des Bezirksschulrates gegen die Aufführung von »Kabale und Liebe« vor Schulkindern ist berechtigt wie keine Aktion einer Wiener Behörde, und die Journalentrüstung albern wie jedes liberale Geschwätz. Und es muß einmal gesagt werden, daß dieser Herr Hugo Wittmann mit seiner Aufgeklärtheit und seiner Bereitschaft, Beispiele aus der französischen Memoirenliteratur anzuführen, sich zu einer argen Kalamität ausgewachsen hat. Mit jedem Satz, den Herr Wittmann gegen den Beschluß des Schulrates schreibt, bestätigt er dessen Einsicht. »Zehnjährige Knaben, zwölfjährige Mädchen, und ‚Kabale und Liebe' — wo hatte der Mann (der Theaterdirektor) seinen Kopf, daß er auf eine so bedenkliche Wahl verfiel!« Das soll Ironie sein, ist aber eine ganz ernsthafte Rechtfertigung der behördlichen Aktion. Vom pädagogischen Werte der »Schülervorstellungen« sei hier nicht die Rede. Muß es solche geben, so scheint mir eben noch der ethische Gehalt des »Wilhelm Tell« für zehn- bis zwölfjährige Magen verdaulich. Daß der brave Mann an sich selbst zuletzt denkt, weiß man in dieser Alterszone längst, und es schadet gewiß nicht, wenn die Fibelerkenntnis noch von der Erfahrung illustriert wird, daß sich der See, aber nicht der Landvogt erbarmen kann. Und wenn es auch fraglich ist, ob der reale Meuchelmord des Tell derselben Billigung durch die Normalethik des österreichischen Staatsbürgers teilhaftig würde, wie seine dichterische Verklärung, so mag es doch immerhin ersprießlich sein, daß

auch Schulkindern, die das Wort »Tyrannenmacht« noch nicht schreiben können, ins Gedächtnis geprägt wird, daß sie »eine Grenze hat«. Aber »Kabale und Liebe« und »Die Räuber«? Welche begeisterte Leserin Wittmannscher Feuilletons hat nicht schon die Neugierde ihres Buben, der die Kenntnis des Wortes »Hure« einem Schillerschen Drama verdankte, mit einer Ohrfeige beantwortet? Dieselben Kreise, die Achtzehnjährigen die Quellen geschlechtlicher Erfahrung verschließen möchten, sind jetzt maßlos empört darüber, daß man der »Jugend« ihren Schiller vorzuenthalten wagt. Denn »Räuber« und »Kabale« sind bekanntlich Schillers — Jugenddramen. Nun, so normal die Erotik sein mag, die diesem politischen Sturm und Drang beigemischt ist, man wird nicht behaupten können, daß sie für Normalschüler geschaffen sei, denen der liberalste Pädagog die Frage, wie sie selbst geschaffen wurden, noch immer nicht zu beantworten wagt. Man möchte die Wand eines Bordells oder gar die eines liberalen Bürgerhauses hinauflaufen, wenn die Schmöcke, auf die die Ablehnung von 800 Freikarten sinnverwirrend wirkt, den Beschluß des Bezirksschulrates als »Muckertum« ausschreien, wenn Herr Wittmann meint, die »Welt« werde fragen, »ob dergleichen wirklich und wahrhaftig im zwanzigsten Jahrhundert möglich sein konnte«. Der stärkste Einwand, den man gegen eine freche Zensur stets erhoben hat, die das Verbot eines Kunstwerks mit der Möglichkeit, daß es die Jugend verderben könnte, begründet, ist jetzt durch die liberale Trottelei endgiltig kompromittiert. Früher konnte man sagen, daß der Maupassant eben nicht für Schulbuben geschrieben habe. Jetzt reklamieren die liberalen Kretins die Freiheit der Kunst, wenn einmal nicht der Maupassant den Schulbuben, sondern die Schulbuben dem Maupassant konfisziert wurden. Die Aufführung von Wedekinds »Totentanz«, die ich — gleichfalls im Bürgertheater — veranstalten wollte, hat die Statthaltereizensur verboten. Natürlich, weil Unmündige hineingehen könnten, die verdorben würden. Ein erprobtes Motiv behördlicher Dummheit. Aber endlich ist eine Behörde so vernünftig, statt eines Theaterstückes bloß einen Theaterbesuch zu verbieten — und der Liberalismus schlägt einen Purzelbaum des Entsetzens. Wenn man Schülern das Theater zugänglich machen wolle, müsse man nach »den Klassikern« greifen. Klassiker aber »nimmt man hin, wie sie sind«, schreibt Herr Wittmann; »man zensuriert sie nicht, man approbiert sie nicht, man bemäkelt und beschnüffelt sie nicht, man mißbraucht sie nicht zur Jagd auf bedenkliche

Stellen.« Wehe also dem Bezirksschulrat, der der Ansicht wäre, daß »Faust« zu unverständlich, »Macbeth« zu blutrünstig für ein Kindergemüt ist, oder der sich gar gegen — natürlich unverkürzte — Schülervorstellungen von »Maß für Maß«, »Perikles« oder »Troilus und Cressida« sträuben wollte! Die achthundert Schulkinder werden sich, prophezeit Herr Wittmann, eines Tages rächen, weil man sie »zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts« um ihren Schiller betrügen wollte. Sie werden die Fenster aufstoßen, durch die wieder frische, gesunde Luft in die österreichische Krankenstube dringen kann. Ganz so wie der Schweizer Arzt Tissot, der einmal zu Maria Antoinette gerufen wurde . . . Aber der Wiener Bezirksschulrat hängt mit dem Krankenzimmer der Maria Antoinette bloß durch den Zettelkasten des Herrn Wittmann zusammen, und dieser hat sich noch in jedem Kulturkampf mit der Erfüllung der Forderung begnügt: Sire, geben Sie Memoirenfreiheit!

Wiener. Jetzt kennt man sich schon nicht mehr aus. Wird die Szene zum Tribunal oder das Tribunal zur Szene? Verteidigt Herr Dr. Elbogen im Deutschen Volkstheater oder dichtet Herr Dr. Rosenfeld im Schwurgerichtssaal? Der »Phönix« ist durchgefallen, aber die Ehetragödie Pusch hatte einen unbestrittenen Erfolg. Wer bekommt Expensen? Wer keine Tantièmen? Im Deutschen Volkstheater war der Saal schon am zweiten Verhandlungstag geräumt, im Landesgericht folgte ein zahlreiches Auditorium mit großer Spannung dem Gang der Handlung. Der Verteidiger warf die Frage der Bescholtenheit auf. Wo? Im Landesgericht? Nein, im Volkstheater. Nach Schluß der Theatervorstellung »nichtendenwollender Beifall«, das Publikum »trampelte mit den Füßen und klopfte mit Schirmen und Stöcken auf den Fußboden«. Der Verteidiger wurde oft gerufen. Wo? Im Volkstheater? Nein, im Landesgericht. Man kennt sich nicht mehr aus. So viel ist aus den Berichten festzustellen: Im Prozeß Pusch wurde Stärkeres geleistet als irgendeine Wiener Theaterdirektion zu bieten vermag. Sonst wäre es nicht denkbar, daß das weibliche Publikum den Geschwornen, die sich in das Beratungszimmer begaben, zugerufen hätte: »Sprecht sie frei, sie verdients!« und dem Gerichtshof, der das Urteil verkündete: »Gott sei Dank! Sie ist freigesprochen!« . . . Bisher also hatten es nur die Männer gewußt, daß eheliche Untreue mit dem Tod gestraft werden darf. Jetzt wußten es auch die Frauen. Der Staatsanwalt muß von der

Entscheidung überrascht gewesen sein. Er hatte bloß konzediert, daß »eine Frau, wenn sie eifersüchtig ist, die Nebenbuhlerin erschießt, nicht aber den Ungetreuen«. Eine alte Gastwirtin hat ihren Mann aus Eifersucht umgebracht. Sie war herrschsüchtig und eitel, meinte der Staatsanwalt. »Als Beispiel«, sagt der Gerichtssaalbericht, »daß Herrschsucht mit maßloser Eitelkeit gepaart sei, zitiert der Staatsanwalt den Kaiser Nero, der es nicht verschmähte, selbst als Gladiator in die Arena hinabzusteigen, obwohl kurz vorher ein Gladiator von allen bürgerlichen Ehren ausgeschlossen war. Die maßlose Eitelkeit der Frau Pusch zeige sich bei der Angeklagten in verschiedenen kleineren Zügen, so auch in dem Umstande, daß Frau Pusch sich zur Verhandlung die Haare kurz schneiden ließ, um sich günstiger auszunehmen.« Kurzgeschnittene Frauenhaare sind seit jeher — vergleiche auch den Prozeß Beer — ein belastendes Argument in Wiener Gerichtssälen. Aber daß Frau Pusch sich die Haare kurz schneiden ließ, um in die Arena hinabzusteigen, obwohl ein Gladiator von allen bürgerlichen Ehren ausgeschlossen war, ist gewiß bezeichnend. Herr und Frau Pusch seien in der Lage gewesen, »das Hotel ‚zur Birne' zu kaufen, um hier die Früchte ihres einsamen Lebens zu genießen«. Und »ist es ein Wunder, wenn sich die beiden unglücklichen Menschen gefunden haben und gemeinsam nach einem geträumten Glück suchten, wie die Romantiker des vorigen Jahrhunderts nach der rätselhaften blauen Blume gesucht haben?« Der Mann, dem wir diese Sätze verdanken, heißt Dr. Altmann. In Psychologie wurde hüben und drüben Bedeutendes geleistet. Freilich hatte der Staatsanwalt dem Verteidiger die Blume weggenommen . . . Und die Theaterkritik? Sie brachte heraus, daß die Freigesprochene nicht in ihrem Hotel übernachten werde, und verzeichnete jedes Wort, das die Hoteliersgattin mit einem Kaffeesieder nach der Vorstelluug sprach. Um 6 Uhr war diese beendet. Um 7 Uhr meldete ein Reporter seiner Redaktion: »Betreffs der Zukunft hat Frau Pusch noch keine Verfügung getroffen«.

Reisender. Aller guten Dinge sind drei, dachte die Südbahn und ließ am 28. September einen Personenzug in der Station Hall entgleisen. Die Südbahndirektion hat durch diese dritte Katastrophe einen derartigen Nervenchoc erlitten, daß sie das Bewußtsein des Ereignisses vollständig verlor. So kommt es, daß kein Communiqué in der Pauschalienpresse von den Schwer- und Leichtverletzten des 28. September gemeldet hat. Eine

hirnrissige Fahrordnung und die mörderische Ausbeutung des Personals — die ‚Arbeiterzeitung' spricht von 22stündigen Arbeitszeiten und behauptet, der Lokomotivführer habe am Tage der Entgleisung über 16 Stunden Dienst gehabt — sorgen für das pünktliche Eintreffen von Südbahnkatastrophen und für den regelmäßigen Verkehr der Hilfszüge... Und kein Staatsanwalt wagt sich der Bande an die Gurgel!

Gläubiger. In der Sonntagspredigt, die der deutsche Kaiser bei der Kruppschen Hochzeit gehalten hat, kommt das Wort »Pflicht« nicht weniger als sechsmal vor. »Mit goldenen Buchstaben«, ermahnte der deutsche Kaiser Krupps Schwiegersohn, »stehe das Wort ‚Pflicht' über den Türen Ihres Heims und werde ihre Ausübung durch das hehrste Gefühl erleichtert, welches es auf Erden gibt...« Wilhelm II. erinnerte auch an die »bewährten Grundsätze« des Begründers der Kruppschen Werke. Eingeweihte kommentieren den frommen Wunsch durch den Hinweis auf die Tatsache, daß es eine der schönsten Traditionen des Hauses Krupp war, dem deutschen Kaiser aus Geldverlegenheiten zu helfen. An diese Tradition möge Herr Bohlen anknüpfen! »Ihr Leben sei erfüllt und beherrscht von dem, was unser größter und klarster Denker, Kant, den kategorischen Imperativ der Pflicht genannt hat«. Auch das Leben des Mannes, »der die höchste Stellung in der Welt beanspruchen konnte als Sohn Gottes«, sei ausschließlich der Erfüllung einer Pflicht gewidmet gewesen. Also gläubig sein genügt nicht; man muß noch Gläubiger sein. Das hätte sich freilich ohne Umschweife sagen lassen können. Wer wird denn Kohl pflanzen, um Moos zu ziehen?

Memoirenschreiber. »Ein Abenteuer des Ministerpräsidenten Freiherrn v. Beck«. Unter diesem Titel haben sommerlich gelangweilte Schmöcke eins zu plaudern gewußt. Ist ihm im Walde ein Räuber begegnet, der durch den Ruf: die Wahlreform her oder das Leben! ihn an die Manieren des österreichischen Parlamentes erinnerte? Eine Räubergeschichte wars wohl, wenn auch keine politische. In Südsteiermark spielt sie, wo Herr v. Beck bei seiner Mutter weilte. Das ganze Dorf lebte in Furcht vor einer Einbrecherbande. Ein großer Raub war ruchbar geworden. So weit befänden wir uns also im parlamentarischen Milieu. Nun wirds idyllisch. In dem Hause, wo der Gendarmerieposten von Sachsenfeld untergebracht ist, wohnten zwei junge Damen. Sie legten sich des Abends zu Bett. Da — horch — Pferdegetrappel. »Die Damen

erschraken und wurden erst recht von Angst ergriffen, als sie die Stimmen zweier Männer hörten, von denen der eine sagte: ‚Hier ist es!'« Es wird an die Tür geklopft. Die Männer fragen, ob im Hause der Gendarmerieposten untergebracht sei. Die Damen schreien: Zu Hilfe!, der Gendarm stürzt aus seinem Zimmer, Nachbarn kommen mit Laternen herbei. Die beiden Fremden werden gefaßt und aus dem Verhöre ergibt sich richtig, daß man es mit keineswegs so harmlosen Leuten zu tun hat, sondern daß die beiden Männer der österreichische Ministerpräsident und sein Diener sind Herr v. Beck hatte den Gendarmerieposten aufgesucht, um ihm die besondere Bewachung seines Schlosses einzuschärfen. Die beiden Damen beruhigten sich . . . Soweit der Memoirenschreiber. Ein rührender Zug aus dem Leben des Freiherrn von Beck: In der Sorge um den Frieden seines Hauses ging er so weit, daß er zwei fremde Damen aus der Nachtruhe aufjagte. Man kann sagen, daß die österreichischen Minister sich den Schlaf ihrer Staatsbürger nicht gönnen, wenn es ihre eigene Sicherheit gilt. Und hat der Graf Bylandt-Reidt nicht seinerzeit den Ruin aller Hausbesitzer in der Gegend des Judenplatzes riskiert, als er die dort streichenden Prostituierten vertrieb, um seinen Sohn vor Verderbnis zu bewahren? Hat der Graf Kielmansegg nicht bedenkenlos in ein altes Privileg der Annagasse gegriffen, als einer ihm nahestehenden Dame, die vielleicht ein wenig auffallend gekleidet war, eine Verwechslung widerfuhr? Es ist ja recht löblich, daß in Wien der Beinbruch eines Hofrats zu einer schleunigen Verordnung gegen das Wegwerfen von Orangenschalen führt. Aber immer muß es mindestens der Beinbruch eines Hofrats sein, und immer soll bloß verhütet werden, daß sich die anderen Hofräte die Beine brechen.

Literat. Wie zitiert man einen Flachkopf? Herr Paul Goldmann, selbst einer, schreibt in seinem Feuilleton über die Berliner Wintermärchen-Aufführung, in dem der dünnflüssigste Schwatz aus zwölf Spalten rinnt: »Mit Recht nennt Georg Brandes die Paulina ‚eine der durch Originalität bewundernswürdigsten Gestalten des ganzen Shakespeareschen Theaters'«. Was da Herr Brandes sagte, verdient wirklich ein geflügeltes Wort zu werden. Der Einfall ist imposant, und seine Fassung ward noch von keinem Reporter gefunden, — kurzum einer der durch Originalität bewundernswürdigsten Aussprüche des ganzen Brandes. Hand aufs Herz — habt ihr je einen Satz dieses oftzitierten

Herrn gelesen, der von edlerer Prägung gewesen wäre als die nächstbeste Firmenreklame, die ein Annonzenliterat verfaßt? Des Herrn Brandes persönlichste Note ist — von Shakespeare bis Ibsen — immer das »riesigste Sortiment der Monarchie«. Herr Goldmann hat es gar nicht notwendig, sich auf die kritische Autorität dieses Mannes zu berufen. Ein so trivialer Kopf ist er auch. Nicht weit vom Brandes-Zitat nennt er z. B. den König Lear »die furchtbarste aller Tragödien«. Wenn jetzt Herr Brandes nicht verkündet: »Mit Recht nennt Paul Goldmann den König Lear ‚die furchtbarste aller Tragödien'«, dann ist Herr Goldmann aufgesessen. Hoffentlich zitiert jener nicht auch Goldmanns Wendung: »Was man bei der Aufführung im Deutschen Theater vor allem vermißt, ist, daß ihr die Märchenstimmung fehlt.« Herr Goldmann vermißt also den Mangel an Märchenstimmung in einer Aufführung. Ich vermisse aber in seinen Feuilletons durchaus nicht den Mangel an Sprachgefühl.

Feinschmecker. Was muß ein Novellist sein, über dessen Buch die ‚Neue Freie Presse' sich folgendermaßen ausläßt: »So tändeln und spielen diese Novellen liebenswürdig und anmutig auf dem trügerischen Sumpfspiegel. Aber dann leuchtet plötzlich ein Lichtstrahl darüber hin, und es tut sich ein Blick auf in ungeahnte Tiefen . . . Diese Erzählung ist wie eingehüllt in den Duft einer Stimmung, die sich schwer beschreiben läßt. Wehmut und Wollust, dazwischen Neid und andere häßliche Gefühle, und über dem ganzen schwebt ein feiner, ganz feiner Hauch von Spott und Satire. Der Name des großen Franzosen braucht nicht genannt zu werden, der solche Stimmungen und solche Situationen zu meistern wußte.« Was, frage ich, muß man sein, um im Literaturblatt der ‚Neuen Freien Presse' solchen Vergleichs gewürdigt zu werden? Antwort: Nachtredakteur der ‚Neuen Freien Presse' und aus Bielitz. Es tut sich ein Blick auf . . .

Sammler. Aus der ersten Nummer eines neuen Wochenblattes: »F. Z. M. Graf Beck, der Chef unseres Generalstabes, tritt anfangs November über eigenes Ansuchen in den Ruhestand, und zwar ist es lediglich das Bedürfnis nach der ersteren, das ihn zum Verlassen des so lange innegehabten Postens veranlaßt.«

Troubadour. Ich möchte heiraten, schwanke aber noch zwischen zwei Damen. Die eine hat an die ‚Neue Freie Presse' (Abendblatt vom

12. September) die folgende Zuschrift gerichtet: »Geehrte Redaktion! Gestatten Sie einer Dame, welche zu den eifrigsten Leserinnen Ihres geschätzten Blattes gehört und die sich auch für die Hebung des Fremdenverkehres in Österreich sehr interessiert, Sie auf eine kleine Merkwürdigkeit aufmerksam zu machen. Das Reisealbum der österreichischen Staatsbahnen ist, wie das Titelblatt dieses Albums besagt, Eigentum der k. k. österreichischen Staatsbahnen und berufen, in jeder Beziehung nur dem Verkehre in Österreich zu dienen. Die ‚Merkwürdigkeit' besteht nun darin, daß die ganze Seite 177 im besagten Reisealbum sich mit dem Personenverkehre der k. ungarischen Staatseisenbahnen befaßt und daß gleich im Eingange ausgeführt wird, daß für Fahrten von den bedeutendsten Eisenbahnzentralpunkten Deutschlands und Österreichs nach Italien, Südfrankreich, Istrien und Dalmatien die billigste Reiseroute über Budapest-Fiume führt. Die österreichische Staatseisenbahnverwaltung empfiehlt also in ihrem Reisealbum die Reise über Budapest-Fiume. Eine weitere Bemerkung dieser Tatsache gegenüber dürfte überflüssig sein. Mit der höflichen Bitte um Veröffentlichung dieser Zeilen zeichnet hochachtungsvoll . .« Die Vorzüge dieser Patriotin werden aber doch wohl von der Persönlichkeit jener Leserin der ‚Zukunft' übertroffen, der Herr Harden am 15. September das Wort erteilt hat. Sie schreibt: »Das Grab Karls des Großen ist wieder einmal geöffnet worden; diesmal hat man die Grabtücher entnommen, die, wie ich in den Tageszeitungen las, für das Studium des Kunstgewerbes jener Zeit von lehrreicher Bedeutung sind. Wer lacht da? Über Karl den Großen als ‚germanischen' Fürsten sind die Ansichten wohl sehr geteilt; ich wenigstens kann ihm den Bluttag von Verden an der Aller nicht vergeben. Doch er hat sich deutschen Boden für seine letzte Ruhstatt erwählt; diese Stätte sollte uns unverletzlich sein; heute mehr noch als in grauer Vorzeit den alten Germanen. Die Paladine des großen Karl hätten klüger gehandelt, wenn sie den Toten im Strombette des Rheines beim Nibelungenhort bestattet hätten. Der Gothenherzog Alarich braucht unsere neugierige Zeit nicht zu fürchten; ungestört ruht er schon fünfzehnhundert Jahre im Busento. Welche Aussichten bieten sich einem betriebsamen Industriellen, wenn er Bettdecken, den Grabtüchern Karls nachgebildet, in die Mode bringt! Vielleicht sehen wir beim five-o-clock tea berliner Kommerzienräthinnen bald solche Tischdecken als das Allerneuste, Allervornehmste. Und wer bürgt dafür,

daß nicht nach einigen Jahrhunderten das uns Allen heilige Grab des Gewaltigen im Sachsenwalde von müßiger Neugier durchwühlt wird?« Daß dieses Rasseweib den Hardenschen Stil schreibt, hat mich nicht gestört; kein Mitarbeiter der ‚Zukunft' ist bekanntlich für die stilistische Form, in der sein Beitrag erscheint, verantwortlich. Mir genügt es, daß die Dame dem »großen Karl« den Bluttag von Verden an der Aller nicht vergeben kann. Dieser Zug scheint mir doch noch fesselnder als das Interesse der Österreicherin an der Hebung des Fremdenverkehrs. Herr Harden hat freilich schon durch seine Artikel gegen die Jenny Groß und die beiden Louisen zu verstehen gegeben, daß ihm eine Beschäftigung mit dem Grab Karls des Großen als die einer Frau würdigste Tätigkeit erscheint. Er hält es für selbstverständlich, daß man keinen verhutzelten Bibliothekar, sondern eine Dame als den Autor solcher Zuschrift vermutet, die er darum kommentarlos veröffentlicht. Ich denke über diese Dinge wesentlich anders. In der Spur echter Weiblichkeit begriffen, will ich das Geschöpf, das von Strombetten schwärmt und selbst bei dem Gedanken an Alarich und Karl den Großen nicht vergessen kann, daß es Bettdecken gibt, erobern — und koste es ein Abonnement auf die ‚Zukunft'!

Zwischenstufe. In dem Oktober-Monatsbericht des »Wissenschaftlich-humanitären Komitees«, jenes Vereines, der sonst in durchaus ernst zu nehmender Weise gegen den bekannten menschenmörderischen Strafparagraphen und im Sinne der Geschlechtsaufklärung wirkt, findet sich ein Aufruf, dessen Stilisierung so überwältigend ist, daß ich mich nicht enthalten kann, ihn der Kenntnis weiterer Kreise zu überliefern. Er lautet wörtlich: »Wir wenden uns heute mit einer Bitte an unsere Leser, deren Erfüllung nicht nur der betreffenden Person, sondern auch unserer Sache einen wesentlichen Dienst leisten würde. Es handelt sich um den Fall einer 22jährigen Dame, welche, wie sich herausgestellt hat, dem männlichen Geschlechte zuzuzählen ist und sich auf des Unterzeichneten Zureden entschlossen hat, sich standesamtlich umschreiben zu lassen. Daß diese Vorkommnisse, zumal es sich hier um eine gebildete Person handelt, für uns von großer Wichtigkeit und dem Gesetz gegenüber von prinzipieller Bedeutung sind, dürfte ohne weiteres einleuchten. Mit der Änderung der Matrik und dem Wechsel des Geschlechts sind jedoch, was die materiellen Verhältnisse betrifft, nicht geringe Schwierigkeiten verbunden, da die Betreffende, welche mittellos

ist, auch ihre jetzige Stellung verlassen müßte und nicht vor vollzogener Änderung einen neuen Posten, dessen Erlangung ohnehin nicht so leicht fällt, annehmen könnte. Freilich steht bei der nicht gewöhnlichen Begabung der Betreffenden zu hoffen, daß es ihr gelingen wird, sich nach einer durch die Umstände bedingten Interimszeit eine feste Position zu erringen. Es handelt sich nun darum, der Betreffenden die Existenz auf einige Monate zu sichern, ihr auch die Mittel zu den mit der Geschlechtsveränderung verknüpften Auslagen zu gewährleisten, so daß sie die Veränderung des Personenstandes hier am Orte abwarten kann, da anderwärts sich zuviel Schwierigkeiten ergeben würden. Wir würden in diesem Falle nicht mit der Bitte um Geldunterstützung an unsere Leser herantreten, wenn wir nicht überzeugt wären, daß eine derartige Geschlechtsveränderung, die gesetzlich anerkannt werden muß, zur Klärung der homosexuellen und Zwischenstufenfrage überhaupt sehr wesentlich beitragen wird, ganz abgesehen davon, daß es sich hier um einen besonders angezeigten Akt der direkten Wohltätigkeit handelt. Erwünscht wäre es auch, wenn sich jemand fände, der d e n Betreffenden als Sekretärin bezw. Sekretär engagierte.«

Zeitgenosse. Nun ja, das alte Österreich reckt sich gewaltig, nimmt Tempo, und erschüttert sehen wir diesen Eifer, mit dem modernen Leben Schritt zu halten. Siehe da, aus Obersteiermark kommt die Meldung: »Das Handelsministerium beabsichtigt, auf der Bezirksstraße, die von Mürzzuschlag nach dem Wallfahrtsort Mariazell führt, einen staatlichen A u t o m o b i l v e r k e h r einzuführen.«

Aufseher. Die geringste Abweichung vom geraden Weg der Schere bringt dem ‚Neuen Wiener Journal' Enttäuschung und Verdruß. Da hat Hans Thoma in den ‚Süddeutschen Monatsheften' Eindrücke, die er aus dem Schwarzwalde brachte, niedergelegt. Flugs hob sie das ‚Neue Wiener Journal' auf und nahm sie an sich. So weit ging's noch. Leider fühlte es sich aber gedrängt, seinen Lesern extra zu erklären, wer dieser Hans Thoma sei. Und da zeigte es sich denn, daß das Lippowitzblatt Hans Thoma mit Ludwig Thoma verwechselt. Und es nannte Hans Thoma »den bekannten Mitarbeiter des ‚Simplicissimus'« . . . Ich sag's ja. So oft im ‚Neuen Wiener Journal' die Schere weggelegt wird, geschieht ein Unglück. So oft Herr Lippowitz die Feder in die Hand nimmt, schneidet er sich.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel'

Wien, IV. Schwindgasse 3 (Telephon 7857, Postsparkassen-Konto Nr. 57.884)

als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei . .	K 9.—
» »	18 » » . .	» 4.50
» das Deutsche Reich,	36 » » . .	» 10.50
» » » »	18 » » . .	» 5.25
» die Länder d. Weltpostv.,	36 Nummern, portofrei	» 12.—
» » » » »	18 » »	» 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl v. Nummern.

Kommissionsverlag für Deutschland:

Otto Maier, Leipzig

Stephansstraße Nr. 12.

Hauptvertretung für Berlin:

Segler & Co.

Groß-Buch- und Zeitungshandlung

BERLIN SW 68, Lindenstraße Nr. 3.

Im Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 30 Pf.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 208, 4. Oktober): Ein österreichischer Mordprozeß. — Die Konfiskation der ‚Fackel'. — Der Amtsdiener. — Die Maisonne eines Septemberlebens. — Antworten des Herausgebers (Die Katastrophenbahn; Die Lage der Deutschen in Österreich; Ein Betrug an der Straßenbahn; Der Kaiser im Ischler Theater; Die sozialdemokratische Hölle; Ein Schlüsselfeuilleton; Beer und Steger; Causa Elbogen; Der neueste Nordau; Aus einem Saar-Nachruf; Der Fall Odilon; Theatersachen; Strakosch; Lippo; Nachtlicht vor dem Appelsenat).

Im Verlage „Die FACKEL" sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen

Wilhelm Liebknecht

Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain

„Katholische" Universitäten

Joseph Schöffel

Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel

Die Autonomie

Joseph Schöffel

Immunität und Incompatibilität

Preis jeder Broschüre 40 h, portofrei 50 h.

Im Verlage „DIE FACKEL" sind
unter anderem erschienen und durch
alle Buchhandlungen oder direkt zu
beziehen:

Karl Kraus:

Sittlichkeit und Kriminalität

Irrenhaus Österreich

(Die Affaire Coburg)

Der Fall Hervay

Die Kinderfreunde

(Zum Prozess Beer)

—

Preis jeder Broschüre 40 h, portofrei 50 h.

r. 210. 31 Oktober 1906 VIII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

INHALT:

Die Reverenz. — **Die sozialdemokratische Religion.** Von Karl Hauer. — **Die gesellschaftliche Notzivilehe.** (Ein Ultimatum). Von Robert Scheu. — **Deutsche im Ausland.** Von Erich Mühsam.

Aus unserem Parlament; Schulervorstellungen; Die entwendete Bisexualität; Das Rathaus von Köpenick; Von einem Sittlichkeitskongreß; Mein Schnitzer.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

Nachdruck und gewerbemäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

VITA

REINSTE
NATÜRLICHE
NATRON-QUELLE

Die „Vita-Quelle" wirkt vorzüglich bei harnsaurer Diathese, Gicht, Rheumatismus und Blasenleiden. In überraschender Weise behebt sie die hartnäckigsten Magenkatarrhe, beseitigt prompt das peinigende Sodbrennen und ist ein Stoffwechsel-Regulator von höchster Vollkommenheit. Vorrätig in allen Apotheken und Depôts.

Generalvertrieb durch die Mineralwasser-Großhandlung

S. Ungar jr., k. u. k. Hoflieferant, Wien I.

Jasomirgottstraße 4.

Prospekte, Analysen und Beschreibungen gratis und franko.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12

versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospek

Im Verlage **„DIE FACKEL"** sind unter anderem erschienen und dur alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Karl Kraus:

Sittlichkeit u. Kriminalität

Irrenhaus Österreich

(Die Affaire Coburg)

Der Fall Hervay

Die Kinderfreunde

(Zum Prozess Beer)

Preis jeder Broschüre 40 h, portofrei 50 h.

Alleinige Annoncen-Annahme durch die Annoncen-Expedition
EDUARD BRAUN, Wien, I. Rotenturmstraße Nr. 9. — Telephon 21.122.

Die Fackel

Nr. 210 WIEN, 31. OKTOBER 1906 VIII. JAHR

Die Reverenz.

Liest man in dem Bericht über einen Strafprozeß, in dem es sich um eine Beleidigung katholischer Gefühle handelt, die Namen Feigl und Pollak, so kann man sich auf eine energische Behandlung der Sache gefaßt machen. Noch immer geht ja der österreichische Staatsanwalt als Ministrantenknabe hinter dem Priester einher; heißt er aber gar Pollak, so ist der Gottgefälligkeit einer Justiz, die sonst bloß der Regierung gefällig ist, kein Ende. Wenn die Herren Feigl und Pollak nach ihrer letzten Fleißaufgabe nicht in den Himmel kommen, dann ist auch auf jene besondere Avancementsordnung, die irdischem Streben höheren Lohn verheißt, kein Verlaß mehr. Ein versierter Katholik wie Herr Dr. Pollak muß natürlich den österreichischen Wahnwitz gutheißen, daß man die katholische Religion beleidige, wenn man eine Prozession oder einen Geistlichen auf dem Versehgang nicht grüßt, wenn man von dem staatsgrundgesetzlichen Recht, an einer religiösen Handlung nicht teilzunehmen, Gebrauch macht, also unterläßt, was zu tun man nicht verhalten werden darf. Aber diesmal hatte der Fall noch seine besonderen Reize. Der Angeklagte Franz Housowitz, Schriftsetzer, bezeichnete sich als gläubigen Christen. Er habe am 17. Juni in Begleitung einer Familie aus der Josefstadt nach der Stadt gehen wollen und sei in der Laudongasse der Frohnleichnahmsprozession begegnet, die sich von der Kirche

»zur heiligen Dreifaltigkeit« aus zu den vier Altären bewegte. Das dichte Gedränge habe ihn am Weitergehen behindert. »Als das Allerheiligste gezeigt wurde, mahnten ihn die Umstehenden in ziemlich heftiger Erregung, den Hut abzunehmen, und riefen ihm, als die Mahnung unbeachtet blieb, Schimpfworte zu.« Man muß die leichte Reizbarkeit des katholischen Gefühls kennen. Es gerät immer in Wallung, wenn der Andere es nicht hat. Die Heiligkeit einer religiösen Handlung hält den Religiösen nicht so sehr im Bann, daß er nicht die Geistesgegenwart hätte, zu kontrollieren, ob sie den Andern im Bann hält, und die von hitzigen Kooperatoren geführte Menge hat sich daran gewöhnt, die eigentliche Andacht nicht so sehr im Abnehmen des Hutes wie im Herunterschlagen der Hüte zu betätigen. Die gerichtliche Praxis aber sanktioniert diese Auffassung, indem sie Störung einer priesterlichen Handlung annimmt, wo es sich schlimmstenfalls um die Kränkung der Andächtigen handelt, und indem sie wegen eines Religionsverbrechens verurteilt, weil es einen Strafparagraphen gegen Taktlosigkeit nicht gibt. Nun erklärt der angeklagte Schriftsetzer, daß er einer christlich-sozialen Organisation angehöre, daß er an demselben Tage schon früher an einer Prozession teilgenommen und vor einem andern Altar seine Andacht verrichtet habe. »Das Tatsächliche« gibt er zu, seine Weigerung, den Hut abzunehmen, motiviert er mit der schroffen Form, in der die Aufforderung an ihn gerichtet wurde und die seinen Trotz wachgerufen habe. Er sei sehr nervös; aber ein gläubiger Katholik. Eine Beleidigung der Kirche sei ihm gänzlich fern gelegen... Kann man sich eine demütigere Ehrenerklärung eines Kirchenbeleidigers vorstellen? Herr Dr. Pollak gehört keiner christlich-sozialen Organisation an. Aber er ist jedenfalls über die Zeit hinaus, in der er noch der Meinung sein durfte, daß das Nichtabnehmen der Kopfbedeckung bei einer gottes-

dienstlichen Handlung eher ein Beweis für gläubige als für ungläubige Gesinnung sei. Und so »verwies«, erzählt der Gerichtssaalbericht, der oft den Humor der Kontrastwirkung hat, »der Staatsanwalt Pollak auf das tatsächliche Verhalten des Angeklagten, und der Gerichtshof verurteilte diesen zu vierzehn Tagen strengen Arrests«. Es gibt eben immer noch Leute, die von katholischen Dingen mehr verstehen als ein christlichsozialer Schriftsetzer... Die leidige Tatsache, daß der liebe Gott die österreichischen Staatsanwälte mit der Vertretung seiner Interessen betraut hat, zeigt ihre parodistische Seite erst im Licht eines Prozesses, der dank der Überführung durch sachverständige Israeliten mit der Bestrafung eines strenggläubigen Christen wegen Religionsstörung endet... Wann wird die Gesetzgebung den Geßlerhut beseitigen? Nicht darüber, daß der Staatsbürger das Allerheiligste der katholischen Religion nicht grüßt, erhitzen sich die Gemüter aller Konfessionen, sondern darüber, daß er dem Hut, den die Andern ziehen, »nicht Reverenz bewiesen hat«.

Die sozialdemokratische Religion.

Wie man den Satanismus in seinen verschiedenen Formen als die feinste Erfindung des katholischen Selbsterhaltungsinstinktes ansehen könnte — denn erst der Teufel macht den lieben Gott wahrhaft unentbehrlich — oder Stirners grandios-anarchisch sich geberdenden »Einzigen« als die sublimste und zwingendste Verteidigung des Absolutismus, so könnte man die sozialdemokratische Organisation für ein genial ersonnenes Schutzmittel der kapitalisti-

schen halten. Wenn man nicht wüßte, daß der Teufelsseher und Papsthasser Martin Luther, der Anarchist und Nihilist Kaspar Schmidt und der Sozialist und Revolutionär Karl Marx Entgleiste, Verfolgte und Verbitterte waren, die, ihrer Leidenschaft folgend, nicht wußten, wem sie dienten, man könnte im ersten einen Agenten des wankenden Katholizismus, im zweiten einen verlarvten Monarchisten alten Stils und im dritten einen Advokaten des Kapitals erblicken. Je ungestümer Luther gegen »des Teufels Sau, den Papst« wetterte, desto mehr erhob er den »göttlichen Geist« des Christentums, der doch wieder im Papsttum seinen höchsten Ausdruck fand; und er zwang die Papstkirche zu jener Reformation an Haupt und Gliedern, durch die ihr Fortbestehen erst ermöglicht wurde, — er rettete das Papsttum. Je glühender Stirner gegen die Unterdrückung des Individuums loszog, je liebevoller er sein Idealbild des freien »Einzigen« ausgestaltete und vertiefte, desto ähnlicher wurde es dem alten roi soleil, — dem absoluten Unterdrücker. Und je gründlicher der soziale Revolutionär Marx das Wesen des »Feindes«, des Kapitalismus studierte, desto stärker wurde er davon hypnotisiert, desto überzeugter wurde er von der Notwendigkeit dieser Wirtschaftsform, die er schließlich um jeden Preis erhalten wissen wollte, — auch um den Preis der revolutionären Gesinnung. Und so formulierte sich in ihm schließlich die groteske Theorie: der individualistische Kapitalismus werde sich durch »naturnotwendige« Entwicklung in einen sozialen verwandeln.

In Wirklichkeit ist die Sozialdemokratie eine unvermeidliche Begleiterscheinung der kapitalistischen Wirtschaftsform. Beide gehören als komplementäre Erscheinungen zusammen, wie Licht und Schatten, wie Gott und Teufel, wie Staat und Persönlichkeit. Das Kapital erzeugt das Proletariat und dieses das Kapital, das Kapital braucht den Arbeiter, aber

dieser braucht ebenso sehr das Kapital, das ihn beschäftigt. Eine Vernichtung der im Besitze des Kapitals befindlichen Produktionsmittel durch eine gewaltsame Revolution wäre zugleich die Auflösung des Proletariats als Klasse, und eine freiwillige Auflösung des Proletariats, etwa durch eine Massenauswanderung, wäre der Zusammenbruch des Kapitals. Der Kapitalismus kennt also nur zwei direkte Lebensgefahren: Zerstörung der Produktions- und Kommunikationsanlagen und allgemeine, definitive Arbeitseinstellung. Und vor beiden ist er geschützt, solange das Proletariat gewillt ist, als solches, als geschlossene Klasse auszuharren. Denn sowohl zu einer zerstörenden Revolution, als auch zu einer definitiven Allgemeinflucht der Arbeiter — in die Ferne oder in eine »rückschrittliche« Wirtschaftsform — bedürfte es einer das ganze Proletariat umfassenden Verzweiflungsstimmung, die durchaus n i c h t notwendig durch das »Elend« verursacht zu werden braucht. Es genügte ein von innen kommender, spontaner, plötzlich epidemisch auf alle übergreifender Ekel, eine allgemeine tiefe Besinnung auf eine faktische Freiheitsmöglichkeit, die zugleich die ganze Klasse zu der einen Tat zusammenschließt und sie als Klasse zersprengt, eine Instinktorganisation zum Selbstmord der Organisation. Bei dem vorläufig ins Unabsehbare anwachsenden Großbetrieb könnte eine solche Allgemeinstimmung, eine solche plötzliche und gefährliche Instinktorganisation früher oder später recht wohl eintreten, und Europa oder Amerika wären dann jedenfalls um zwei Menschenspezialitäten ärmer: den Geldbaron und den freien, lebenslänglichen Lohnarbeiter . . . Im Interesse der Aesthetik des Menschen wäre dies gewiß nicht zu bedauern.

Daß wir aber diesen Verlust — der den »Komfort« des Lebens immerhin beeinträchtigen dürfte — nicht allzufrüh beklagen müssen, dafür sorgt nun

die Sozialdemokratie. Sie überläßt die Arbeiter fürsorglich nicht einer natürlichen, eigenen und instinktiven Organisation, sondern beglückt sie mit einer auf den spitzfindigen, dialektischen Theorien des Herrn Karl Marx beruhenden, den Arbeitern völlig fremden und von halbgebildeten Ideologen und politisch ehrgeizigen Deklassierten geleiteten Organisation. Wie Religion und kirchliche Organisation nicht von den Gläubigen herstammen, sondern von einer wesentlich anders interessierten Menschensorte, von den Priestern, so stammen die Glaubenssätze und Einrichtungen der Sozialdemokratie nicht von den Sozialdemokraten, von den Proletariern, sondern von einer Menschensorte, deren Interessen mit denen der Priester eine sehr bemerkenswerte Ähnlichkeit haben: von den Demagogen. Priester und Demagogen sind gleicherweise Schmarotzer, der eine lebt von den armen Sündern, der andere von den armen Teufeln, — und beide sind »Beefsteakfresser«. Beide hängen auch an derselben Existenzbedingung, am G l a u b e n der Schäflein, beide haben e i n dringendes Interesse, der eine, daß es immer eine »Sünde«, der andere, daß es immer eine »Ausbeutung« gibt, — und keiner von ihnen hat das geringste Interesse daran, daß die bestehenden Zustände sich wesentlich ändern. Der Priester vertröstet die Bekümmerten und Beladenen aufs »Jenseits«, die »Partei« vertröstet sie auf die Zukunft, auf die »naturnotwendige Verwirklichung des Ideals«, auf den »großen Kladderadatsch«, der so sicher kommen wird, wie der »jüngste Tag«. Die Partei verlangt vor allem den Glauben. Daß der Glaube eigentlich genügt, um Berge zu versetzen, ist bekanntlich der Aberglaube aller Religionen. Die Sozialdemokraten glauben also mit aller Kraft an den großen Kladderadatsch und an die veilchenblaue Republik. Dieser Glaube »eint« sie, macht sie zur »Partei«. Mit dem Glauben stellt sich die Hoffnung ganz von selbst ein und mit

der Hoffnung die Geduld. Sie harren aus, sie werden nicht wanken und weichen! Fällt ihnen nicht ein, davonzulaufen, Hammer und Spaten wegzuwerfen, sollten es auch die »Ausbeuter« noch so arg treiben! Macht nichts! So etwas »stählt«. Je mehr Unterdrückung, Willkür, Ausbeuterei — desto mehr Sozialdemokraten. Alles Wasser auf ihre Mühle. So werden sie groß!

Die schlimmsten Feinde des Menschen sind Einsamkeit und Monotonie. Diese beiden Mächte würden genügen, in dem von der großen Flutwelle des Lebens abgesonderten, zum aussichts- und freudelosen Einerlei der Werkstättenarbeit verurteilten Proletariat einmal das durchdringende Gefühl der Unerträglichkeit eines solchen Maschinenlebens zu erzeugen. An da sogenannte Arbeiterelend, dessen Überschätzung heute zu den gangbarsten Gedankenlosigkeiten gehört, denke ich dabei zuletzt. Der Begriff »Elend« ist sehr relativ, mit dem Lose des russischen Bauern verglichen, ist das Leben des modernen Fabriksarbeiters sogar luxuriös. Ein ansehnlicher Teil der Proletarier könnte mit seinem Schicksal zufrieden, mit der Kärglichkeit seiner Existenz durch deren geringe psychische Belastung ausgesöhnt sein, wenn er nicht dieselben Kulissen mit den höheren Gesellschaftsklassen gemein hätte, wenn der Blick des Proletariers nicht so häufig und nahe das Leben des Reichtums streifte. Der mißverstehende Neid, die falsche Vorstellung vom Glück der Reichen, der zu unmöglichen Vergleichungen führende Kontrast seiner Lebenssphäre mit dem zur Schau gestellten Luxus derer, für die er seiner Meinung nach arbeitet, vergiften sein Gemüt und erzeugen erst die Idee seines »Elends«, machen ihm die Abgeschlossenheit und Einförmigkeit seines Daseins bewußt. An dieser Elendsstimmung, die bei fortgesetzter Verdichtung sich endlich in Verzweiflungsakten äußern müßte, setzt also die sozialdemokratische Propaganda ein. Sie rät zur

Organisation, die die Abgeschlossenheit der Klasse weniger empfinden läßt, sie unterbricht die Dumpfheit des Proletendaseins durch Vereinsmeierei, Parteilektüre, Demonstrationen, kleine Streiks, Volksbildung und ähnliche ungefährliche Unterhaltungen und nimmt dem Arbeiter zwar durch solche geschäftige Verhetzung endgiltig sein kleines Glück der Zufriedenheit, gibt ihm aber dafür zwei erstklassige psychische Narkotika, die seine Elendsstimmung wirkungsvoll betäuben: den Haß und den Größenwahn. Davon darf er nun in vollen Zügen trinken. Er darf die bestehende Gesellschaftsordnung und deren unrechtmäßige Nutznießer hassen und sich selbst so grimmig, gefährlich und »politisch« vorkommen wie er will. Er hat jetzt Hunderttausende von »Genossen«, er ist »international« und wird von der klugen Polizei gefürchtet und überwacht. Ein Kaiser wollte ihn sogar zerschmettern, — ist's ein Wunder, wenn er sich groß und bedrohlich wähnt? . . .

Etwas wirklich Gefährliches aber darf er nicht tun. Die Parteileitung, die sich, da im »wirtschaftlichen Kampf« nichts zu holen ist als das, was das Kapital ohnedies herzugeben gewillt ist, der hohen Politik zugewandt hat und daher in eine Unmenge »Opportunitätsrücksichten« verstrickt ist, die hohe Parteileitung duldet es nicht. Der »wirtschaftliche Kampf«, der an sich als unzureichendes Mittel zur Herbeiführung der sozialen Umwertung aller Werte erkannt wurde, soll durch den »politischen Kampf« unterstützt werden. Die Rücksicht auf den »politischen Kampf« macht aber wieder eine Verschärfung des »wirtschaftlichen Kampfes« unmöglich. Man darf sich die Sympathie des Publikums, das sich zum Ersatz eines nationalen Beschwerdebuches daran gewöhnt hat, allem möglichen Mißvergnügen durch die Wahl von internationalen Sozialdemokraten Ausdruck zu geben, um keinen Preis verscherzen, sonst erreicht man bei den Wahlen nicht

mehr die »imposante Stimmenzahl« wie z. B. in Deutschland, wo auf dreihunderttausend »Organisierte« drei Millionen Stimmen kamen. Die Größe einer solchen »Dreimillionenpartei« — und selbstverständlich auch die Größe der Parteiführer — ist ein recht heikles Ding. Und nachdem man das ganz unverschuldete Glück hatte, daß der sozialdemokratischer Anwandlungen gewiß unverdächtige Bismarck das allgemeine Wahlrecht oktroyierte, daß ferner in Deutschland die allgemeine Reichsverdrossenheit und der durch kaiserliche Temperamentsausbrüche erregte Ärger in sozialdemokratischen Wahlen einen Abzugskanal fanden, oder daß man jetzt in Österreich den Nationalitätenhader durch eine Wahlreform besänftigen will, — nachdem diese Glücksfälle der Partei einen ungeahnten Aufschwung eingebracht haben, möchte man die einmal »errungene« politische Größe nicht mehr durch mutwillige »Abenteuer« aufs Spiel setzen. Ein unpopulärer Streik — und es geht wieder zurück. Mit der politischen Wichtigkeit der Bebel, Singer, Adler nämlich. Und dies darf um keinen Preis geschehen, lieber sollen die Genossen noch ein bißchen länger auf höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit warten... Man beobachte einmal die krampfhafte Angst der Wiener ‚Arbeiter-Zeitung', die ihre Betrachtungen über die Wahlreform verraten, die Angst, daß diesem Lieblingskinde, von dem sie weder Vater noch Mutter ist, auf seinem Weg ins Leben noch ein Malheur begegnen könnte, und man frage sich, ob diese Angst vom Elend der Proletarier oder vom Ehrgeiz der sozialistischen Politiker erzeugt wird!

Man darf mit einigem Recht behaupten, daß die Sozialdemokratie — insbesondere durch ihre Ausdehnung auf die Politik — heute und noch für lange Zeit die sicherste Garantie für den unveränderten Fortbestand der jetzigen Gesellschaftsordnung bietet und dafür von denen, die an dieser Ordnung das hervorragendste Interesse haben, nach Gebühr geschätzt

und unterstützt werden sollte*). Die Partei ist eine im eminenten Sinne staatserhaltende. Ihre Internationalität hat nichts Schlimmes auf sich, international ist sie erst geworden, nachdem es die Industrie, der sie wie ein Schatten folgt, schon längst geworden war. Der Industrie aber sagt doch niemand vaterlandsverräterische Tendenzen nach ... Und die Arbeiter? Ihre dem Staate unentbehrliche Wirksamkeit, ihre politische Wichtigkeit mag sie über einige irritierende Kleinigkeiten trösten ...

Karl Hauer.

* * *

Die gesellschaftliche Notzivilehe.

Ein Ultimatum.

Wird die österreichische Eherechtsbewegung siegen? Wird die Lösbarkeit der Ehe durchgesetzt, der § 111 des bürgerlichen Gesetzbuchs mit seinem ganzen Rattenschwanz abgeschafft werden? Wie oft wurde diese Frage in den zwei Jahren des Eherechtskampfes wiederholt! Wie oft insbesondere von denen, die unter dem rückständigen Gesetz persönlich leiden! Dennoch muß gesagt werden, daß das Ziel der Bewegung, wie es zunächst in der ersten Kampfesperiode hingestellt werden mußte, noch lange nicht die Hauptsache ist. So blutig ernst es denen sein muß, die als Opfer dieses mittelalterlichen Unsinns auf die Schlacht-

*) Und in Österreich w i r d. Hier weiß man noch die Verläßlichkeit und Loyalität dieser Partei zu schätzen, weiß man, daß im Ernstfalle auf sie zu zählen ist. Die persönliche Beliebtheit des greisen Monarchen und die in allen Lagen erprobte Staatstreue der sozialdemokratischen Partei sind noch die einzigen Stützen, die den morschen Bau zusammenhalten. Den Staub, den die rote Rotte anderorts von ihren Schuhen schütteln muß, putzen ihr unsere Regierungen ängstlich ab. Hier hat man ganz richtig die Sozialdemokratie als Staatsnotwendigkeit erkannt. Österreich ist wirklich einmal anderen Staaten um eine Erkenntnis voraus!

Anm. des Herausgeb.

bank kommen, so wäre doch die Anstrengung, die gemacht worden ist, eine undankbare Kraftvergeudung, wenn nicht der Weg zum Ziele, wenn nicht die Nebenwirkungen und die im Kampf gewonnene zunehmende Erleuchtung der Volksmassen ihren besonderen höheren Wert besäße, durch den der ganze Streit erst geadelt wird.

Es ist dem Anreger der Eherechtsreformbewegung gleich am ersten Tag, als er die Parole ausgab, vertraulich eingewendet worden, daß die ganze Sache eigentlich darauf hinauslaufe, die innerlich Unfreien zu retten, ihnen das Verharren in überlebten Anschauungen zu erleichtern und so der katholischen Gemeinde eigentlich ein willkommenes Ventil zu öffnen. Die wahre Aufgabe moderner Menschen sei es, derlei Konflikte zu verschärfen, nicht zu mildern, die Konsequenzen der sich bekriegenden Weltanschauungen zur vollen Reife zu bringen, anstatt sie abzustumpfen und auszugleichen. Von anderer Seite wurde darauf hingewiesen, daß alle Forderungen, so die östereichischen Katholiken heute erheben, namentlich die Auflösbarkeit der christlichen Ehe, seit Jahrhunderten erreicht und bewilligt seien, nämlich im Protestantismus und daß diejenigen, die von der bereits vollzogenen und blutig erkämpften Reformation durchaus keinen Gebrauch machen wollen, nicht das Recht hätten, für ihren Privatbedarf eine neue, separate Reformation zu verlangen.

Die angeführten Einwendungen wären wahrhaftig nicht gering anzuschlagen, wenn es sich tatsächlich um nichts anderes handelte, als eine schätzbare Wohlfahrtseinrichtung durchzusetzen, die von rührseliger Humanität diktiert wird. Es handelt sich aber um viel Höheres: Die Aufgabe war, da die Reformation nun einmal in Österreich versäumt worden ist, sie von den Menschen dieses Landes neuerlich, innerlich erleben zu lassen. Aus diesem Grunde mußte der ganze psychologische Widerspruch der

katholischen Massen akzeptiert werden, die ungeheuerliche Naivetät, daß vom katholisch beherrschten Staat von gutgläubigen Bürgern eine Reform verlangt wurde, die ihnen unter Beibehaltung dieser Konfession doch die Verwerfung ihrer Grundlehren gestatte. Das katholische Volk sollte schrittweise an sich selbst erleben, daß es hier keinen Kompromiß gibt, damit diese lebendige Erfahrung als Selbstaufklärung wirke. Es war darum für die Eherechtsbewegung ein wirkliches Glück, daß sich der vorausgesetzte Widerstand der Klerikalen in seiner ganzen Grausamkeit einstellte. Die Erziehung zur Verzweiflung ist ein wundervolles politisches Kampfmittel und die erlebte Erkenntnis der Starrheit jener Prinzipien Goldes wert. Auf die eisige Faust der Theokratie die warme Hand unseres Volkes greifen zu lassen, — das lohnte schon eher den Aufwand von Mühe und Kampf. Solch heilsamer Schauder erweckt tiefere Einsicht, als es die umständlichste abstrakte Aufklärung je vermöchte.

Aber es ist noch eine andere, viel wichtigere Einsicht gewonnen worden. Es hat sich gezeigt, daß die Staatsgewalt von der ihr gebotenen Chance keinen Gebrauch machen will. Die Eherechtsbewegung ist in ihrem Grunde nichts anderes als eine Aktion zur Vermehrung weltlicher Staatsmacht, ein Versuch, ihrer Machtsphäre ein Gebiet zurückzuerobern, das ihr widerrechtlich entwunden wurde. Nur an den Staat hat sich die Bewegung gewendet, ihm war das Geschenk zugedacht. Die Regierung hat im Justizausschuß bekanntlich die Erklärung abgegeben, daß man die ohnehin verwickelte Situation nicht durch eine neue Streitfrage komplizieren wolle. Wir nehmen diese Erklärung unverbindlich zur Kenntnis, ziehen aber einen Wechsel auf das neue Haus nach Vollendung der Wahlreform und wollen dann sehen, ob dieses Argument, mit dem man jederzeit jede Reform vertagen könnte, auch dann noch klingen wird.

Sollte sichs dann endgiltig bewahrheiten, daß

der Staat das angebotene Geschenk nicht annimmt, dann wäre wiederum ein Beweis geliefert, der erlebt werden mußte, damit er die Voraussetzung zu einschneidenderen Aktionen bilden konnte: daß der Staat nicht die Kraft und den Willen besitze, das ihm zugefallene Erbe anzutreten. Damit aber wäre der feinste Triumph der Eherechtsbewegung erreicht.

Denn wenn die Kirche nicht kann und der Staat nicht mag, wenn das in der letzten Hütte gutgläubiger Bürger bekannt und in das Gedächtnis gebrannt ist, dann erst kommt die freie Gesellschaft zum Recht, dann ist endlich auch dem Blindesten bewiesen, daß die Stunde der Selbsthilfe geschlagen hat. Dann wäre endlich der Bann gebrochen und die höhere Aufklärung durchgedrungen, dann wären wir bei der letzten Waffe, beim Appell an die gesellschaftliche Macht angelangt und das Volk dazu erzogen. Daß es keine Partei und keine Macht gibt, die aufrichtigen Herzens in diesen Kampf hineinsteigt, das ist die entscheidende Voraussetzung jener heilsamen Verzweiflung, die herbeizuführen das letzte Ziel dieser scheinbar mit rückständigen und veralteten Mitteln arbeitenden Bewegung ist.

Um diese ganze Stufenleiter von Erleuchtungen im Volksbewußtsein zu erzeugen, galt es, die gutgläubigen Gemüter mit rührendem Vertrauen in das Wohlwollen der Kirche zu erfüllen, auf daß ihr Glaube desto sicherer zerschelle. In dieser Erwägung wurde bis heute die Notzivilehe für geschiedene Katholiken verlangt, statt einer radikalen Neuordnung des Eherechts. Dieses günstige Angebot haben die Gegner der Reform törichter Weise zu Fall gebracht. Wenn nun die durchgreifende Neuordnung des Eherechts nicht eiligst von kompetenter Seite in die Hand genommen wird, dann soll die Notzivilehe auf gesellschaftlichem Boden geschaffen werden.

Die Wirkungen des Ehevertrages sind teils rechtlicher, teils rein gesellschaftlicher Natur. Nun

ist es möglich, viele und darunter die wertvollsten Wirkungen der Trauung durch einen einfachen Vertrag nach dem allgemeinen Obligationenrecht herbeizuführen. Zählen wir die hauptsächlichen Wirkungen des Ehevertrages auf: Die Gattin erhält den Namen des Mannes, sie erwirbt Alimentationsrechte. Die Gatten haben das Recht auf Leistung der ehelichen Pflicht. Die Kinder sind ehelich. Die Verletzung der Treue bewirkt Ehebruch. Die Kinder haben ein Intestaterbrecht, die Frau ein beschränktes nach dem Familienoberhaupt. Der Mann erhält die eheherrliche Gewalt über die Frau und die väterliche über die Kinder. Die Ehe wird gesellschaftlich anerkannt und kann nicht gleich dem Konkubinat behördlich gestört werden.

Die Mehrzahl der Rechte läßt sich durch Vertrags-Stipulationen bis zu einem gewissen Grade ersetzen, beziehungsweise nachahmen. Die Leistung der ehelichen Pflicht ist ein Recht ohne Wert, ohnehin praktisch unverfolgbar. Die Verfolgung der Untreue kann im freien Vertrag sogar besser gesichert werden als innerhalb der gesetzlichen Ehe. Die Geschlechtsgemeinschaft kann einfach de facto gegründet werden, für den Fall der Auflösung kann in Form einer Konventionalstrafe oder bedingten Zuwendung eine Wirkung erzielt werden wie ansonst durch Ehepakte*). Die Ordnung der materiellen Wirkung hat ohnehin heute schon bei der Ehe eine größere Bedeutung als das Gesetz. Die Ehelichkeit der Kinder kann zwar nicht herbeigeführt werden, doch gibt es einen später zu erörternden Umweg, ihnen den Namen des Vaters zu sichern. Der Mangel der Intestaterbrechte kann durch testamentarische Verfügungen, die sofort beim Eingehen der gesellschaftlichen Notzivilehe abgefaßt werden, ersetzt, ja in ihren Wirkungen übertroffen werden. Daß der Ehebruch nicht anders verfolgt

*) Eine solche Abmachung wäre — als »contra bonos mores« — kaum rechtsgiltig. Anm. d. Herausgeb.

werden kann als durch Auflösung des Verhältnisses, bedeutet einen sittlichen Fortschritt. Die Gewalt über die Kinder verbleibt der Mutter, was nicht zu beklagen ist, doch kann vertragsmäßig durch Herausheben und Aufzählen einzelner Rechte, gleichfalls durch Konventionalstrafe gesichert, dem Manne ein Anteil an diesen Rechten gewährt werden. Wie verschafft man aber der Gattin den Namen des Mannes? Auf einem sehr einfachen Wege, der bereits praktisch in einzelnen Fällen erprobt wurde: Die Frau läßt sich von einem Manne adoptieren, der mit ihrem Bräutigam gleichnamig ist. Die geschiedene Frau Schmitt will beispielsweise mit Herrn Wimmer die gesellschaftliche Notzivilehe schließen. Sie findet ohne Schwierigkeit etwa mit Hilfe des ‚Lehmann' einen Mann namens Wimmer, auf den die gesetzlichen Voraussetzungen der Adoptionsfähigkeit zutreffen. Sie erhält nicht nur den Namen ihres Mannes Wimmer, sondern sie ist noch von früher her Frau, folglich nach Gesetz und Recht Frau Wimmer. Da sie nicht nur das Recht, sondern nach den Meldevorschriften sogar die Pflicht hat, sich im Grunde ihrer ersten Ehe als verheiratet zu bekennen, so kann sie sich im Meldezettel unbekümmert als Frau Wimmer, verheiratet, deklarieren, und besitzt nun alle Repräsentationsrechte einer angetrauten Gattin.

Eine Schwierigkeit könnte sich nur ausnahmsweise dort ergeben, wo der Name des Bräutigams so selten ist, daß ein Adoptivvater gleichen Namens unauffindbar wäre. Der Fall dürfte sich praktisch kaum ereignen, besonders wenn sich eine eigene Organisation mit der planmäßigen Vermittlung von Adoptionen befaßte. Durch entsprechende Adoption der Kinder wird die Einheitlichkeit des Namens in der ganzen Familie hergestellt und damit schon ein großes Gravamen beseitigt. Ist die Dame, welche die gesellschaftliche Verehelichung anstrebt, ledig, so kann sie den Frauentitel auf einem Umwege erhalten, nämlich durch eine Ehe, die nur zum Zwecke

der nachmaligen Trennung geschlossen wird. Derartige Scheinehen zu vermitteln, wäre dann gleichfalls die Aufgabe der bewußten Organisation. Am besten ist es, damit zugleich auch die erwünschte Namenserwerbung zu erwirken. Die juristische Nichtigkeit der Scheinehen steht der praktischen Durchführbarkeit wohl kaum im Wege.

Es ist also möglich, der Frau und den Kindern den Namen des Bräutigams zu verschaffen, beziehungsweise den Frauentitel künstlich herzustellen, insbesondere wenn die Sache systematisch betrieben wird und die nötigen Vorbedingungen planmäßig geschaffen werden.

Wenn z. B. Fräulein Schmitt einen geschiedenen Katholiken Wimmer heiraten möchte, schließt sie mit einen beliebigen Mann namens Wimmer eine Scheinehe, läßt sich nach einiger Zeit einverständlich scheiden und bezieht mit ihrem Erwählten den gemeinschaftlichen Haushalt. Die zur Herbeiführung dieser Effekte erforderlichen Veranstaltungen sind noch lange nicht so kompliziert und in ihrer Wirkung bedeutend sicherer als die derzeit beliebten Auslandsehen, die überdies durch die Bigamieverfolgung gefährdet sind.

Was bleibt nun noch übrig? Die gesellschaftliche Anerkennung und die Aufrichtung einer würdigen Gerichtsbarkeit. In jenen Fällen, wo die Neuvermählten ihren Wohnsitz nicht verändern und daher die Vorgeschichte ihrer Trauung nicht ohnehin unbekannt ist, kann ein feierlicher Akt einer freien Trauung stattfinden. Zu diesem Zwecke wird ein unabhängiges Forum geschaffen werden, das durch Teilnahme hervorragender Mitglieder der Gesellschaft und seine Solennität die Feierlichkeit des normalen Trauungsaktes zu ersetzen vermöchte. Fünf bis zehn angesehene Personen der Gesellschaft vereinigen sich und geben bekannt, daß sie eheähnliche Vereinigungen nach bestimmten Grundsätzen bei genauer Würdigung der Verhältnisse unterstützen werden, in der Absicht,

derartigen Verbindungen das gesellschaftliche Odium zu nehmen und deren Festigkeit und Heiligkeit zu verbürgen.

Dieses Forum wird im einzelnen Falle vorerst feststellen, daß die von Kirche und Staat erhobenen Hindernisse und Einwendungen im speziellen Fall rein scholastischer Natur und nur in der Rückständigkeit unserer Gesetzgebung begründet sind. Am besten würde sich zu diesem Zwecke die Unterlegung einer fremdstaatlichen Gesetzgebung eignen, indem beispielsweise das freie Forum erklärt, die Wiederverehelichung wäre nach deutschem oder schweizerischem Recht einwandfrei. Es wäre damit gleichsam die völkerrechtliche Ehe, das Matrimonium juris gentium der Römer wieder hergestellt. Das Forum bescheinigt also, daß es bei Zugrundelegung der fremdstaatlichen Gesetzgebung kein Ehehindernis auffindet und vollzieht sodann öffentlich einen feierlichen Akt, der der amtlichen Trauung nachgebildet ist. Das gesellschaftliche Forum läßt sich alle die oben erwähnten privatrechtlichen Abmachungen vorlegen, prüft sie, ergänzt sie unter Umständen und erklärt unter seiner Autorität, daß es die Vereinbarungen einwandfrei, zweckdienlich und sittlich befindet. Hierauf erfolgt die feierliche Willenserklärung, die in dokumentarischer Form zur Kenntnis genommen wird.

Diese Veranstaltung ist zunächst nur als ein Notbehelf gedacht. Gelingt es dem freien Forum, sich mit der Zeit Ansehen zu verschaffen, — wobei eine Statistik über seine Wirksamkeit das Publikum fortdauernd unterrichten wird —, dann ist zu hoffen, daß die gesellschaftliche Form die vorerst nur juris supplendi causa erfolgte, nunmehr ganz allgemein juris corrigendi causa in Schwang kommt. Es wird immer mehr Ehewerber geben, welche die gesellschaftliche Form bevorzugen. Eine dankbare Aufgabe der Juristen wird es sein, durch immer weitere und feinere Ausgestaltung der das Eherecht supplie-

renden Privatverträge eine Überflügelung des gesetzlichen Ehe-Instituts anzubahnen.

Mit diesem Pfeil im Köcher blicken wir gelassen auf die Entwicklung der Dinge. Die natürliche Thronfolge der Geschichte heißt: Kirche — Staat — Gesellschaft. Mögen die Staatsmänner zusehen, daß der zweite Beherrscher der Geschichte nicht um sein gutes Recht kommt, daß er nicht etwa übergangen wird. Die sybillinischen Bücher sind in diesem Augenblick noch billig zu haben. Die zweite Periode der Eherechtsreformbewegung fordert die allgemeine staatliche obligatorische Zivilehe. In der dritten Periode würde die gesellschaftliche Notzivilehe nicht gefordert werden, sondern erscheinen. Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat.

Robert Scheu.

Deutsche im Ausland.

Mutter Germania gebar in legitimer Ehe mit dem Geiste der Zeit drei Söhne: den Konfektionsreisenden, den Oberlehrer und den Radfahrer. Da alle drei sich brav entwickelten, da sie ihre Kräfte üppig herausbildeten und sich ihres Wertes wohl bewußt waren, schickte Mama sie auf Reisen, wofür sich die Söhne im Lobe der guten Dame schier überbieten wollten. Leider hatte sich jedoch Mutter Germania auch einmal mit dem Geiste der Ewigkeit eingelassen, und diesem Bunde – Gott, man spricht ja nicht gerne davon – entsproß der deutsche Künstler. Um nicht an ihre Schande gemahnt zu werden, hatte Frau Deutschland diesen illegitimen Sohn schon frühzeitig verstoßen, – und das Unglück wollte, daß die Stiefbrüder im Auslande einander begegneten.

Hört zu, was der deutsche Künstler mir über die Begegnungen und die Anfechtungen, die sie für ihn im Gefolge hatten, erzählte:

Ich habe so viel vom Vater, begann er, und meine Mutter hat mich von jeher so schlecht behandelt, daß es Sie nicht wunder nehmen wird, daß ich ein wenig kosmopolitisch gesinnt bin. Zwar liebe ich sehr die Sprache meiner Mutter, wenn sie auch von meinen Brüdern arg mißbraucht wird und in ihrer Gewalt recht verblüht und kümmerlich aussieht — aber sie, die bei zarter Behandlung doch noch immer sehr verlockend, sehr reizvoll, sehr schmiegsam und hingebend ist, ist auch das einzige, was ich noch Liebenswertes aus meinem mütterlichen Erbteil zu ziehen weiß. Wohl steht meine Sehnsucht noch oft genug nach dem heimischen Erdboden: immer wieder möchte ich als Dichter die Sprache waschen und putzen, um die Spuren der Vergewaltigungen zu verwischen, die meine Brüder an ihr verübt haben; immer wieder möchte ich als Maler das Heimatland von den Geschmacklosigkeiten säubern, mit denen sie es verunziert haben. Aber der Geruch ihrer Fußsohlen ist so abscheulich, das Gebrüll, mit dem sie im Lobe des Landes das Land entweihen, so viehisch, daß es mich nie lange daheim hält; daß es mich immer wieder hinaustreibt nach Italien oder Frankreich, nach Ländern, wo ich Menschen finde, die mit mir den Vater gemeinsam haben.

Kann ich dafür, daß ich diese Deutschen, für die ich keinen Funken brüderlicher Empfindung mehr verspüre, die mir zuwider sind, wie mir kein Zuluneger zuwider ist, und die mich in den Tod hassen, weil ich den guten Ruf ihrer Mutter kompromittiere — kann ich dafür, daß ich sie auch im Ausland sehen muß, daß sie mich auch hierher verfolgen, wo sie mich umsomehr ekeln, als sie hier mit ihrer schmierigen Patzigkeit im Bewußtsein ihres Wertes ganz besonders plump auftreten und zu Vergleichen mit den Leuten herausfordern, die der polygame Geist der Zeit mit anderen Nationalitäten gezeugt hat? Und doch kann das mütterliche Blut in mir noch nicht ganz abgestorben, nicht ganz erkaltet sein; sonst könnte ich mir das heiße Schamgefühl nicht erklären, das mich bei allen ihren Handlungen und Äußerungen schüttelt, und das doch wohl nur auf einer innerstempfundenen Solidarität mit diesen nach Wunsch gearteten Kindern meiner Mutter beruhen kann, um derentwillen sie mich verstoßen hat.

Siehe da, der Konfektionsreisende! Wie er seine Ware preiste. Wie meine geliebte, von ihm schmählich genotzüchtigte Sprache herhalten muß zum Preise seiner Wohlanständigkeit, die ihn

ernährt. Er hausiert mit Lodenjoppen und Kunsturteilen. Und praktisch ist er — ich sage Ihnen! Stets trägt er sein Notizbuch in der Hand, in dem er jeden Pfennig bucht, den er ausgibt. Nicht etwa, daß er wenig ausgäbe — oh, er sorgt aufs üppigste für seine Verdauung. Er schmatzt seine Poularde mit so feistem Behagen herunter, daß jeder schon von ferne den deutschen Konfektionsreisenden in ihm erkennt. Aber er achtet wohl darauf, daß sein persönlichstes Recht an seinem Geld ihm nicht geschmälert werde. Einmal traf ich ihn in Gestalt eines Bücherschreibers, den ich von Deutschland her kannte, vor einem Kaffeehause in Florenz, wo er sich an Sorbeth und ähnlichen kostspieligen Genüssen gütlich tat. Ich hatte keinen Pfennig Geld — Mutter Germania sorgt nicht für ihren illegitimen Sohn —, aber es war Hochsommer und glühende Hitze, und ich sehnte mich nach einer halben Portion Eis. So bat ich den bücherschreibenden Konfektionsreisenden, mir eine Lire zu pumpen. »Wie?« meinte er, »Sie kommen ohne Geld nach Italien? Das ist unverantwortlich. Das kann ich keinesfalls unterstützen.« Die Moral des deutschen Konfektionsreisenden: Geld gibt Rechte. Hast du Geld, so darfst du die Welt sehen, deinen »Horizont erweitern« und im Kreise der Deinen mit Bildung renommieren. Hast du keines, so bleibe zuhause und lasse dich von deinen Stiefbrüdern ausschmarotzen. Pumpst du aber gar einen dieser Stiefbrüder im Auslande an, so erhältst du keine Hilfe, sondern eine moralische Belehrung. Ich habe noch verschiedene Versuche dieser Art in Florenz gemacht; denn dort ging es mir bitter schlecht. Der Konfektionsreisende begegnete mir in vielerlei Gestalt — aber wenn ich ihn bat, mir zu helfen, dann verleugnete er niemals seine Eigenschaft, dann gab es in allen Fällen Abweisungen. Ich pumpte auch Franzosen, ganz fremde, an: niemals erfuhr ich von ihnen einen Refus. Ja, der Konfektionsreisende ist mein praktischer Stiefbruder. Er trägt seinen Reiseplan wohlgesichtet in der Tasche. Er weiß, was er laut Bädeker anzuschauen hat, und welcher Zug ihn in 6 Wochen daheim wieder abliefert. Er versäumt keine Kirche und kein Denkmal, das bei Bädeker einen Stern hat, am allerwenigsten aber die Abfahrt eines Eisenbahnzugs. Wenn er — meist in Gestalt eines jungvermählten Paares oder einer deutschen Ferienfamilie — eine Sehenswürdigkeit besucht, so läßt er sich von einem Führer leiten, hört aufmerksam zu, was der Mann sagt, bleibt vor jedem Gemälde eine halbe

Minute stehen, geht im Tempo des Redeflusses des Cicerone von Kunstwerk zu Kunstwerk und verläßt nach Abladung des Trinkgeldes die Stätte der Kunst, ohne einen Blick zurückzuwerfen, froh, der Besuchspflicht entledigt zu sein. Aber sein Warenbestand hat sich vergrößert, er kann eine Partie Kenntnisse mehr feilhalten, und wenn er wieder bei Seinesgleichen ist, dann kann er mitreden: ja, da bin ich auch gewesen! — und kann die tiefsinnigsten Urteile über die Kunstwerke, die er gesehen hat, mit großen Gebärden ins Schaufenster stellen.

Ich komme zum Stiefbruder Oberlehrer. Er erfreut sich im Auslande unter den Brüdern der weitesten Bekanntheit. Nur schade, daß man überall über ihn lacht. Seine Seele ist nämlich bucklig — darum ist er so komisch. Den Buckel, den seine Seele hat, nennt er Logik und Exaktheit. Der deutsche Oberlehrer ist gründlich und gebildet. Wissen Sie, ich will meiner Mutter Germania ja nicht zu nahe treten, aber manchmal hab' ich sie im Verdacht, daß sie doch auch Beziehungen zum Geiste der Vorzeit unterhalten haben muß; sonst wüßte ich kaum, wie ich mir den deutschen Oberlehrer erklären soll. Ich halte ihn für den gefährlichsten der drei Brüder. Der Konfektionsreisende und der Radfahrer stinken nur; der Oberlehrer aber fleckt. Er steckt seine Nase inbrünstig in jeden vergessenen Stumpfsinn und wischt sie dann mit lautem Schnäuzen an unseren besten Kulturen ab. Er muß alles wissen, und wer alles wissen muß, der weiß alles besser. Wenn Sie im Auslande bewundernd vor einem herrlichen Tempel stehen und das Unglück will es, so kommt der deutsche Oberlehrer und setzt Ihnen in dreistündigem Vortrag auseinander, warum der linke Quaderstein am dritten Portal rechts im falschen Winkel behauen ist, und wieso es kommt, daß dieser Tempel gerade hier und nicht sieben Meter weiter östlich erbaut ist. Der Oberlehrer verleidet einem jeden Kunst-, jeden Naturgenuß, weil er alles glaubt erklären zu müssen. Und er glaubt alles erklären zu müssen, weil er verzweifelt, wenn er niemand erziehen kann. Er erzieht zu Kenntnissen, zu korrektem Betragen, zur Benutzung der Sinnesorgane, zur Tugend — oder auch zur Freiheitlichkeit, je nachdem, was er gerade für eine Spezies protegiert. Wie er seine Frau zur Korrektheit erzog, habe ich auch einmal in Florenz an einem der heißesten Tage, die mir in Erinnerung sind, belauscht. Die Dame bestellte in einem Café

eine Eisschokolade. Ihr Gatte aber, der ein deutscher Universitätsprofessor, etwa aus Halle an der Saale, gewesen sein muß, belehrte sie: »Das wirst du nicht trinken! Du siehst doch, kein Mensch trinkt Eisschokolade. Das kann man wohl in Rom oder Neapel tun, aber in Florenz doch nicht mehr!« Als ich darauf vernehmlichen Tones Eisschokolade verlangte, warf er mir einen vernichtenden Blick zu. Er ist — diese Eigenschaft teilt er mit den beiden anderen Stiefbrüdern — stets mit sich zufrieden. Für alles Weltgeschehen hat er hinreichende Erklärungen, so daß ihm die Mirakel der Kunst und der Natur nichts anhaben können. Nur über sich selbst ist er ganz unorientiert. Er hat keine Ahnung, wie ekelhaft er ist, wenn er jedes Kunstwerk auf die Farbensubstanz studiert, mit der es gemalt ist, ohne irgend welchen seelischen Nutzen daraus zu ziehen; er sieht nicht, welchen schönheitzerreißenden Eindruck seine Klumpfüße in die herrlichsten Gegenden treten; ihm kommt kein Gefühl dafür auf, wie grotesk sich seine Erscheinung im Vergleich zu den prächtigen Südeuropäern ausnimmt, die es verstehen, mit Genuß zu atmen. Dem Konfektionsreisenden kann man hier und da doch mal aus dem Wege gehen, — der Oberlehrer tritt einem überall auf die Zehen. Daher ist er der gefährlichste Sohn des Zeitgeistes.

Der Radfahrer ist der widerwärtigste. Er schwingt die schwarzweißroten Dessous der Mutter Germania mit jubelnder Grazienverlassenheit durch die Lande. Er heult sein »Deutschland, Deutschland über alles« durch jeden stillen poetischen Bergwald, von jedem Kirchturm und von jeder Felsspitze. Das Öldruckbild seines Landesvaters tröstet ihn über alle Qualen der Langweile, die er beim pflichtgemäßen Besuch der Kunstgallerien erdulden mußte. Er fragt nicht: Ist die Tour schön? sondern: Ist da eine gute Fahrstraße? Findet er die Tour trotzdem schön, so rechnet er das sich als Verdienst an: »Hä! ruft er aus. Das nenn' ich noch 'ne Gegend!« und lacht dazu aus vollem und belegtem Halse. Und da er gerade beim Lachen ist, erzählt er Anekdoten aus den ‚Fliegenden Blättern', gibt Mikoschwitze zum Besten oder zitiert gar Roda Roda. Die Kunst dünkt ihn eine ziemlich nutzlose Beschäftigung für Müßiggänger – sofern er selbst nicht gerade eine Kunst betreibt.

Denn sehen Sie, meine Stiefbrüder, der Konfektionsreisende sowohl wie der Oberlehrer und der Radfahrer gebrauchen alle möglichen Vorwände für ihre Existenz. Sie finden alle erdenklichen

Verkleidungen und Bemäntelungen, in denen sie einen belästigen. Oft vertauschen sie auch ihre Gewänder. Dann kommt der Konfektionsreisende als Oberlehrer, oder der Radfahrer als Konfektionsreisender, oder der Oberlehrer als Radfahrer. Oder sie reisen als Studenten, als Rentiers, als Offiziere, als Schauspieler — aber nach den Kennzeichen, die ich Ihnen angedeutet habe, werden Sie sie leicht zu klassifizieren wissen.

Höchst bedenklich ist es nur, daß sie sehr häufig auch mit der Gebärde des Künstlers auftreten. Wie oft stößt man auf einen Maler, der sich durch seine Finanzgebarung plötzlich als Konfektionsreisenden verrät. Oder man trifft einen Musiker, der gelegentlich die Gepflogenheit italienischer armer Leute rügt, die Zigarrenstummel von der Straße aufzusammeln: er erweist sich als Oberlehrer. Oder es kommt einem Dichter bei, eine nichtsahnende Gesellschaft mit einem Kaiserhoch zu überfallen, was ihn sogleich als Radfahrer entlarvt.

Können Sie sich nun vorstellen, was ich, der Künstler, durch meine Stiefbrüder für Qualen erdulden muß? Im Auslande fortwährend unfreiwillig an den Spruch erinnert zu werden: Gedenke, daß du ein Deutscher bist! — das ist das tückischste aller Verhängnisse. Tapsig, flegelhaft, verbohrt, hinterhältig, geizig, unverschämt, kulturlos — das sind so die hervorstechendsten Eigenschaften derer, die man als seine Brüder betrachten soll. Das einzige nationale Gefühl, das ich mir im Auslande gewahrt habe, ist das nationale Schamgefühl. — — —

So urteilte der illegitime Sohn der Mutter Germania über die Deutschen im Ausland. Erich Mühsam.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Politiker. Der parlamentarische Horizont (Aus einer Rede des Abg. R. v. Onciul): »Ich habe den Janopulos in guter Gesellschaft kennen gelernt. Ich wußte, daß er im Hause eines hier akkreditierten Konsuls einer europäischen Großmacht als Gast bei einer Soirée fungiert habe, an welcher Generale, Gräfinnen, Reichsratsabgeordnete teilgenommen haben . . . Eines Tages sprach Janopulos auf der Kärntnerstraße eine Dame an, in der sicheren Überzeugung, wie er behauptet, daß sie ihm vor etlichen Wochen eine Gunst erwiesen hätte. Die Dame wehrte entrüstet ab. Diese von ihm als simuliert angesehene Prüderie brachte ihn in solche Wut, daß er sie auf der Gasse beschimpfte. Er wurde vom Gericht zu vierzehn Tagen Arrests verurteilt, im Berufungswege die Strafe auf zehn Tage Arrests herabgesetzt . . . Redner habe dem Manne nicht die Begnadigung zugesagt, sondern nur, daß er für ihn eintreten

werde. Er sei in der Kabinetskanzlei und auch beim Justizminister gewesen. ‚Exzellenz', habe er zum Justizminister gesagt, ‚ich fühle mich verpflichtet, Ihre Aufmerksamkeit auf den Fall zu lenken und darauf aufmerksam zu machen, daß der Mann sich in guter Gesellschaft bewegt.' Bei einem Konsul, einem Hofrat, das ist gewiß eine gute Gesellschaft! ... Redner kommt sodann auf den Vorwurf zu sprechen, daß er mit Dirnen verkehre. Ich mußte, sagte er, am Gründonnerstag in Anstaltsangelegenheiten nach Wien kommen, habe von 4 bis 5 Uhr eine Konferenz gehabt und konnte weiter nichts tun, weil die Kanzleien geschlossen waren. Ich ging nun in die griechische Kirche, dort traf ich meinen Freund, in seiner Gesellschaft war Janopulos. Nach dem Gottesdienste begrüßte ich die beiden Herren und sagte: Ich weiß nicht, was ich mit dem Abend anfangen soll. Es ist heute Normatag, es sind keine Theater, keine Vergnügungen. Einen Kollegen treffe ich nicht, weil infolge der Osterferien alle fort sind, ich bin infolge der Eisenbahnfahrt und wegen des Lärmes schlaflos, können mir die Herren nicht einen vernünftigen Rat geben? Da sagte Janopulos: Ich kann Ihnen helfen, ich kenne zwei Künstlerinnen, die sich in derselben Lage befinden. Ich antwortete: Unter den Künstlerinnen gibt es verschiedene Nuancen. Es gibt solche, die einwandfrei sind und solche, die auf Romane und Intimitäten reflektieren. Für die bin ich unter gar keinen Umständen zu haben. Infolgedessen wird aus der Sache nichts! Er sagte: Davon ist gar keine Rede! Ich trage, sagt Redner, keine Soutane, ich bin keine höhere Tochter, ich neige nicht zur Prüderie. Ich bin in Brünn in Gesellschaft sehr gesetzter Familienväter schon mit Theaterdamen an einem Tisch gesessen. Ich war in Gesellschaft von Reichsratsabgeordneten bei Maxim, es sind Damen dabei gesessen und ich finde nichts daran. Ich habe die Einladung akzeptiert, nachdem man erklärt und mich beruhigt hatte, daß Illusionen bei den Damen nicht entstehen können. Um ½11 Uhr nachts sind wir in ein anständiges Lokal gekommen. Es wurde dort geplaudert und gesungen, nichts weiter, nicht einmal pikante Anekdoten wurden erzählt. Getrunken wurde per Kopf 0·6 Liter oder 2 Seitel weißen Weins. Wenn die Herren finden, daß das ein Exzeß ist, so beuge ich mich Ihrem Urteil. Ich habe im Verlaufe von drei Stunden schon manchmal mehr als zwei Seitel getrunken!« ... Wie? Und der Staat, in dessen Parlament diese Rede gehalten wurde, sollte nicht krepieren?

Pädagog. Zum Thema »Schüler-Vorstellungen«: Liberale Journalisten bringen die »Klassiker« in einen geistigen, liberale Schulbuben bringen sie in einen etymologischen Zusammenhang mit der »Klasse«. Zu diesen Auffassungen gibt eine Schilderung, die ich der Zuschrift eines Lesers entnehme, die passende Illustration ab. Es war im Winter des Jahres 1905, als ihm die Protektion eines kleinen Buben einen Parkettsitz zu einer Schüler-Vorstellung von »Wallensteins Lager« und »Die Piccolomini« verschaffte. Die Geschichte spielt in Graz,

könnte aber auch in Wien spielen (wenn der Bezirksschulrat der Jugend nicht »ihren Schiller« vorenthalten hätte). Ein großer Haufe kleiner Knirpse hat sich angesammelt und harrt der Kassa-Eröffnung. Hauptsächlich wohl Entree-Publikum, da die Sperrsitze im Vorverkauf vergeben wurden. »A klassisches Stuck um a Sechserl, i bitt' Ihna, was die Dekorationen und die Kostüm schon allan wert san!« hatte eine Mutter gesagt. Aber auch die eigentlichen Benefiziaten bewiesen eine nicht weniger tiefe Kunstschätzung. »Bei Outhellou« begann ein etwa 12jähriger Enthusiast, »do hob i bereits nix mittagg'essen. Bis zwölfe war i in der Schul' und um oans bin i schon dag'standen, daß i an guten Platz krieg'«. »I war aa bei Outhellou«, erzählt darauf ein anderer Habitué, »da kimmt a Indianer d'rin vor. Und er bringt sie um! Aber Schneewittchen hat mir do besser g'fall'n«. »Geh, Schneewittchen! Da war Outhellou do viel länger! Und i hab' gar nix g'essen und hab's do ausg'halten«. — Bis hieher ist die Schaubühne als moralische Anstalt zu betrachten. Ganz im Ernst, denn — stünde es nicht schlimm um die Kindergemüter, wenn sie für Outhellou verständnißvolleres Interesse zeigten als für Schneewittchen? »Aber wart's nur, heut«, ruft einer, »Woullensteins Louger und die Pizzolo m i ni, das wird erscht lang sein! Heut dauert's bis um sechse und mir brauchen aa net mehr zahl'n!« Sobald sich die Tore öffnen, geht der Referent ins Parkett, durch dessen Nacht noch nicht einmal Friedlands Sterne strahlen, und tappt nach seinem Platz. Es wird auch nicht heller, da der Einzug des übrigen Publikums beginnt. Das braust herein wie ein Wildbach und poltert und stoßt und drängt! Es ist auch einige reifere Jugend dabei, höhere Schüler und Schülerinnen, Pensionsfräulein, die sich vielleicht schon »Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme« oder »Die Uhr schlägt keinem Glücklichen« ins Merkbüchlein geschrieben haben. Die Mehrzahl der Zuschauer aber sind Kinder. Die Schülervorstellung vor dem Vorhang nimmt denn auch parallel mit jener auf der Bühne ihren ungestörten Fortgang. Während Wachtmeister und Trompeter agieren, herrscht im Zuschauerraum ein Gesumme und Getöse, Geschwätze und Getrampel, als wäre der Akt ein Zwischenakt und der Zwischenakt ein »Respirium«. Die Wallenstein'sche Armee hat in der Tat einen harten Kampf zu kämpfen, in dem sie schließlich unterliegt. Einige Sachen interessieren allerdings: es sind ja lauter Soldaten! Wenn sie nur auch anständige Uniformen hätten — die da sind zwar auch schön, aber nicht die richtigen. Halt, jetzt tun's tanzen, jetzt wird's schön — ah, ein Pater, ha ha ha, das war gut, wie der mit dem z'sammg'stößt is! Und jetzt tun's gar raufen,

ah, das is großartig!! Is do a schön's Stück!... Und wie sie am Schlusse das Reiterlied sangen und einander an den Händen faßten, wie im Ringelreihe, da hatte Schiller einen Erfolg errungen. Leider fuhren die »Piccolomini« auf dieser lobenswerten Bahn nicht fort, die Stimmung des Publikums flaute wieder bedenklich ab. Was diese vielen Generale, der Illo und der Terzky und der Buttler nur immer so viel zu reden haben? Wozu sie nur so viel hin und her gehen müssen? Es ist schrecklich fad! Ein Glück, daß der eine Alte wie a Bem oder a Krowot redt' (der Darsteller des Isolani nämlich), aber der hat eine zu kleine Rolle . . . Drei Akte lang ging ein Gähnen, Scharren und Zischeln durch den Zuschauerraum, ja, die Aufführung daselbst erhob sich mitunter zu solcher Lebendigkeit, daß sich der erwachsene Zuschauer die bescheidene Erinnerung erlaubte: aber Kinderln, jetzt sind ja die dort an der Reihe! Da — im 4. Akt — das Buffet auf der Szene! Zwar stand die Tafel nur im Hintergrund, auch hatte Graf Terzky es versäumt, die Zuschauer zu seinem Bankett einzuladen, aber dennoch: das war eine dramatische Steigerung. Die Generale tranken, brachten Hochs aus, eine Schrift wurde herumgereicht und jetzt — der Illo mit dem silbernen Becher: »Ah, ah, der hat ja einen Rausch! D'rum hat er gleich im ersten Akt eine rote Nase gehabt! Und habt ihr's g'hört, zum Oktavio sagt er: falsche Katz'! und jetzt schimpft er mit dem Max! Na, wie d e r b'soffen is, nit amal der Werlberger Sepp hat so ein' Rausch am Samstag. Paß auf, gleich wird er umfallen — Ah, das is wirklich großartig! . . .« Von jetzt an waren auch die Piccolomini ein anerkanntes Meisterwerk. Es herrschte echte Begeisterung, hunderte kleiner Hände klatschten rasend Beifall, hunderte Kehlen riefen jauchzend bravo! Der Erfolg von Schiller's Wallenstein 1. Teil war besiegelt. — — Im Phrasenreiche des Freisinns klingt dies alles natürlich erhebender. Schülervorstellungen, Freie Volksbühnen, Schwurgerichte — der Liberalismus denkt im luftleeren Raum. Aber hat er es nicht selbst verschuldet, wenn heute Schiller in der Literaturgeschichte den Rang eines Taferlklassikers einnimmt?

Bisexueller. Zu dem lächerlichen wissenschaftlichen Markenschutzstreit, den die Herren Dr. Fließ und Pfennig in Berlin vom Zaun gebrochen haben und in dem der tote Otto Weininger und der Wiener Privatdozent Dr. Swoboda als Entwender der Bisexualität, beziehungsweise der Periodicität, Professor Freud als Zubringer dieser Beute »entlarvt« werden, nur ein paar kurze Zitate. In einer Versammlung des Wissenschaftlich-humanitären Komitees in Berlin wurde, wie der Monatsbericht vom 1. Februar 1906 meldet, »darauf hingewiesen, daß schon von Plato die Idee der Doppelgeschlechtlichkeit des Menschen deutlich zum Ausdruck gebracht worden sei, für welche jetzt von dem Berliner

Gelehrten Fließ das Prioritätsrecht in Anspruch genommen wird. Es wurde weiter betont, daß Fließ' Ansicht, er sei der Erste, der den Gedanken der Bisexualität ausgesprochen hätte, leicht dadurch zu erklären sei, daß, wie der Verteidiger Fließ', Pfennig, in seiner Schrift mit Nachdruck erwähnt, Fließ, um sich nicht in seiner Meinung irgendwie beeinflussen zu lassen, ‚ganz davon zurückgekommen sei, die Literatur, die für ihn in Betracht kam, mit anderem als nur flüchtigem Blick zu streifen.' Und Fließ selbst bemerkt in einem, in der Pfennigschen Broschüre abgedruckten, an Prof. Freud in Wien gerichteten Brief: ‚Denn ich bin in der Literatur so wenig bewandert.'« Dieselbe Nummer des ‚Monatsberichtes' zitiert zwei Briefe Professor Freud's an Dr. Magnus Hirschfeld: »Darf ich Ihre Aufmerksamkeit auf eine Broschüre: ‚Wilhelm Fließ und seine Nachentdecker: O. Weininger und H. Swoboda' von R. Pfennig, Berlin 1906, lenken? Es ist ein abscheuliches Machwerk, welches unter anderem auch mich mit einer absurden Verdächtigung bedenkt; ich hoffe, Sie werden denselben Eindruck empfangen.« Und: »In Wirklichkeit handelt es sich hier um das Hirngespinst eines Ehrgeizigen, dem in seiner Vereinsamung der Maßstab für das was möglich, und für das was erlaubt ist, abhanden kam«. Freud lehnt es ab, in dieser Streitsache das Wort zu ergreifen, so leicht es sei, Fließ' Anklage zu widerlegen: »aber es ist auch nicht angenehm, einem Menschen, mit dem man 12 Jahre lang intimste Freundschaft gepflogen hat, öffentlich harte Worte sagen zu müssen und ihn zu weiteren Schmähproduktionen zu veranlassen«.

Architekt. Wie, die ‚Zeit' besteht noch? Aus einem Dutzend Ausschnitten, die mir neulich zugeschickt wurden, erfahre ich's. Und aus diesen Ausschnitten erfahre ich zugleich, daß auch die ‚Zeit' das Opfer des Köpenicker Gaunerstreiches geworden ist. Sie bringt in ihrer berühmten Sonntagsbeilage das Bild eines prunkvollen Gebäudes, das sie ihren Lesern als das Rathaus von Köpenick vorführt. »Das sich wohl die wenigsten Leute« — versichert die ‚Zeit' — »als einen Prachtbau im gotischen Stil vorgestellt haben.« Die wenigsten Leute, also sämtliche Leser der ‚Zeit'. »Wir bringen eine Ansicht des Rathauses, dessen Entwurf von Prof. Hauberrisser stammt.« Das märkische Städtchen war aber vor der »Affaire« — sie ist für Deutschland beschämender als für Frankreich die eines andern Hauptmanns — noch nicht so weltberühmt, daß man ihm ohneweiters den Millionenbau zutrauen könnte, den die ‚Zeit' für das Köpenicker Rathaus hält und der in Wahrheit das Münchener Rathaus ist. Wer näher zusieht, den grüßen — meint ein Leser — auf dem Bildchen der ‚Zeit' vertraulich die lieben »Frauentürme« und zwischen ihnen sitzt lachend das Münchner Kindl und leert seinen Schoppen auf das Wohl der ‚Zeit'-Redakteure. Was nützt es, daß sie sich auf ein »technisches« Versehen ausreden, das echte Köpenicker Rathaus nachtragen und versichern, daß auch dieses sehr schön sei! Die ‚Zeit' hatte sich nun einmal das Münchner Kindl als märkischen Bären aufbinden lassen und ließ das preußische Ereignis im Münchener Rathaus spielen. Es hat also eigentlich auch in einer Wiener Redaktion gespielt. So groß

wie der Respekt der Köpenicker Ratsherren vor der Uniform, die ein Spaßvogel anzieht, ist der Respekt der Wiener Redakteure vor einer »Nachricht«, die ein Spaßvogel einsendet. Der Unterschied zwischen beiden ist bloß, daß der Bürgermeister Langerhans wenigstens das Rathaus von Köpenick von dem Münchener Rathaus unterscheiden kann, während Herr Isidor Singer jeden Inseratenagenten, der ihm einen Artikel über militärische Verhältnisse liefert, für einen General hält.

Zensor. Aus einer Rede, die auf dem 18. Verbandstag deutscher Sittlichkeitsvereine in Hannover gehalten wurde: »Vor 50 Jahren waren die Theaterverhältnisse noch nicht verdorben; damals drehte es sich meistens darum, daß zwei sich kriegen sollten, und sie kriegten sich auch«. »Im Theaterjahre 1904/05 behandelte in Berlin keine einzige Première reines bräutliches Liebesleben«. »Die Ehe ist also nicht mehr das Ziel der Liebenden, sondern die dramatische Verwicklung beginnt erst mit dem betrügerischen Verhältnis. Das Stück, in dem der Ehebruch am stärksten beschönigt wurde, in dem gesagt wurde, höher als die Liebe stehe die Güte (den Ehebruch zu verzeihen), stammt von einem Konsistorialrat, der jetzt Bürgermeister von Berlin geworden ist«. Hört! Hört!

Leser. Für wen schreibt man? . . . Ich erhalte die folgende Zuschrift, die mich trübsinnig stimmt: »Sehr geehrter Herr! Es freut mich, nun endlich auch Ihnen auf einen Schnitzer gekommen zu sein. In der jüngsten Nummer Ihrer geschätzten Druckschrift ‚Die Fackel' ist im Kapitel zum Prozesse Rutthofer folgende Redewendung zu lesen: der Sprachlosigkeit . . . Ausdruck zu geben! Warum nehmen Sie es denn den Herren von der ‚Neuen Freien Presse', als deren ‚Rächer' ich beileibe nicht auftrete, übel, wenn in den Spalten des täglich zweimal erscheinenden Journals hie und da eine sprachliche oder grammatikalische Entgleisung passiert? Ihr hochachtungsvoll ergebener . . .« Ja, da kann man nichts machen! Ich drucke solche Zuschriften, die ein Pegel für das geistige Niveau eines Teils meiner Leser sind, gern ab. Natürlich nachdem ich sie ins Deutsche übersetzt habe. Am liebsten kommentarlos, wie die Zitate aus dem Rutthofer-Prozeß, nämlich so, daß ich bloß meiner Sprachlosigkeit über das sprachliche Feingefühl des lieben Lesers Ausdruck gebe. Ich könnte etwa noch hinzusetzen, daß ich sogar meine stilistische Unzulänglichkeit noch immer für berechtigt halte, Sprachkritik an der Tagespresse zu üben. Denn ich vertrete eine Sache, so gut ich kann, und trete für Form und Inhalt mit dem Namen eines Schriftstellers ein, der, da er ein Mensch ist, irren kann und darf. Die Tagespresse aber gibt sich als Hort der Offenbarungen, und nur jener Suggestion der Unfehlbarkeit, die von der geheimnisvoll anonymen Macht auf die Gehirne ausgeht, gilt meine Kritik ethischer wie sprachlicher Korruption. Daß nicht alle Leser der ‚Fackel' meine Ziele erfassen, führe ich auf die systematische Herabsetzung ihrer Fassungskraft durch die Tagespresse zurück, und auf die sprachliche Verlotterung durch die Reporterstilistik muß ich das geringe Verständnis für eine Schreibweise zurückführen, die sich in jeder Zeile um die Kongruenz von Form und Gedanken, um den restlosen Ausdruck der leisesten Begriffsschattierung bemüht.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel'

Wien, IV. Schwindgasse 3 (Telephon 7857, Postsparkassen-Konto Nr. 57.884)

als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	K 9.—
» »	18 » »	» 4.50
» das Deutsche Reich,	36 » »	» 10.50
» » » »	18 » »	» 5.25
» die Länder d. Weltpostv.,	36 Nummern, portofrei	» 12.—
» » » » »	18 » »	» 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl v. Nummern.

Kommissionsverlag für Deutschland:

Otto Maier, Leipzig

Stephansstraße Nr. 12.

Hauptvertretung für Berlin:

Segler & Co.

Groß-Buch- und Zeitungshandlung

BERLIN SW 68, Lindenstraße Nr. 3.

Im Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 30 Pf.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 209, 20. Oktober): Zur Psychologie Österreichs. Von William Shakespeare. — Ein todeswürdiges Verbrechen. — Der Prozeß Rutthofer. — Caruso. — Antworten des Herausgebers (Die Schülervorstellung von »Kabale und Liebe.«; Prozeß Pusch; Südbahn; Die Pflichten des Hauses Krupp; Ein Abenteuer des Ministerpräsidenten; Goldmann und Brandes; Ein zweiter Maupassant; Aus meiner Sammlung; Zwei Frauen; Ein Aufruf; Die Feder des Lippowitz; Das verjüngte Österreich).

Krondorfer natürlicher alkalischer SAUERBRUNN
CARL GÖLSDORF k.u.k. Hoflieferant
Karlsbad, Budapest I. Wien IX. Krondorf, Berlin.

Im Verlage „Die FACKEL" sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität

Preis jeder Broschüre 40 h, portofrei 50 h.

Atelier Kosel

Wien, I.

Aspernplatz Nr. I.

Künstlerische Porträtphotographien.

Unterrichtsstätte für Amateurphotographen.

Erste österr. Anstalt für Gummidruck.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3.

Nr. 211. 13. November 1906 VIII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

INHALT:

Der Prozeß Riehl.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL', IV. Schwindgasse 3.

VITA

REINSTE
NATÜRLICHE
NATRON-QUELLE

Die „Vita-Quelle" wirkt vorzüglich bei harnsaurer Diathese, Gicht, Rheumatismus und Blasenleiden. In überraschender Weise behebt sie die hartnäckigsten Magenkatarrhe, beseitigt prompt das peinigende Sodbrennen und ist ein Stoffwechsel-Regulator von höchster Vollkommenheit. Vorrätig in allen Apotheken und Depôts.

Generalvertrieb durch die Mineralwasser-Großhandlung

S. Ungar jr., k. u. k. Hoflieferant, Wien I.

Jasomirgottstraße 4.

Prospekte, Analysen und Beschreibungen gratis und franko.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 1280) versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

Im Verlage „DIE FACKEL" sind unter anderem erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Karl Kraus:

Sittlichkeit u. Kriminalität

Irrenhaus Österreich
(Die Affaire Coburg)

Der Fall Hervay

Die Kinderfreunde
(Zum Prozess Beer)

Preis jeder Broschüre 40 h, portofrei 50 h.

Alleinige Annoncen-Annahme durch die Annoncen-Expedition

Die Fackel

Nr. 211 WIEN, 13. NOVEMBER 1906 VIII. JAHR

Der Prozeß Riehl.

Maudit soit à jamais le funeste imbécile
Qui voulut le premier, dans sa stupidité,
S'éprenant d'un problème insoluble et stérile
Aux choses de l'amour joindre honnêteté.

Charles Beaudelaire.

Ich aber sage euch, die Welt der Christen und anderen Juden hat sich mit der »Sünde« vollgefressen. Denn es bedarf nur des geringsten Anstoßes, um ein moralisches Speikonzert zu provozieren, das uns größere Übelkeit verursacht, als der Anblick sündhaften Tuns eurem von überschüssiger Moralsäure affizierten Magen. Wo aber könnte die Heuchelei besser gedeihen, als in einem beständig von Sensationen umwitterten Klima? Die verruchte Mischung von Sittlichkeit und Neugierde, die dem Wiener eingeboren ist, rückt ihm die dürftigsten Sexualbegebenheiten in ereignisvolle Perspektive und nährt ein Büßerpathos, das nach einer Nacht, in der zwei Menschen von der Norm der Geschlechtsfreuden gewichen sind, den jüngsten Tag angebrochen wähnt. Dieses Leben ist so arm an Orgien geworden, daß wir, Phäaken um jeden Preis, sie durch moralische Völlerei ersetzen müssen, wenn eine Prinzessin mit ihrem Stallmeister durchgeht, ein Universitätsprofessor nackte Knaben photographiert, oder gar ein Bordellbesucher mit der Peitsche sich und seinem Opfer ein Vergnügen schafft. Wie aber soll Ent-

rüstung zu ihren Orgien kommen, wenn die Sünde so schlau ist, die ihren in der Verschwiegenheit eines Alkovens zu feiern? Nun, so laßt uns denn zu einer alten Kupplerin gehen: Sie heißt Justiz und wird uns in geheimer Verhandlung die öffentliche Meinung als Jungfrau vorstellen. Welch' eine Jungfrau! In Lumpen gekleidet, »lausig und mit schlechten Zähnen«, — wahrlich, Tante Riehl, die die schmutzigste Debutantin in vierzehn Tagen salonfähig machte, hätte sie von ihrer Schwelle gewiesen. Aber die Justiz weiß, was für Spezialitäten sie der Kundschaft schuldet, und macht in geschlossenem Hause die Gelegenheit zu Sensationen, wie sie in ähnlich raffinierter Art eben nur die Unschuld der Wiener Familienpresse dem ehrbaren Geschmack der Wiener Bevölkerung bieten kann.

. . . In das nach dem Zustand ihrer Straßen und ihrer Gehirne genannte Weichbild dieser Stadt klatscht eine »Affaire«. Die Besitzerin eines konzessionierten Bordells ist der wirtschaftlichen und gesundheitlichen Ausbeutung ihrer Mädchen beschuldigt. Eines Mißbrauchs, den die staatlichen Wächter der Institution entdeckt und dem Gericht überliefert haben? Anderorts ein unbeträchtlicher Fall, wie jeder Übergriff, der die Rechtsbeziehung zwischen Dienstgebern und Dienstnehmern stört. Beträchtlicher, wenn die Aufsichtsorgane — Gewerbeinspektoren oder Polizisten — die Ungebühr, zu deren Beseitigung sie gerufen waren, festigten und von der Willkür Zinsen nahmen. Haben sie die Autorität mißbraucht, um den Mißbrauch zu autorisieren, haben sie einmal verzichtet, Vorsehung zu spielen, um Provision zu empfangen — spuckt ihnen in's Gesicht! Denn allzu schmerzlich haben sie euch über euer Unentbehrlichstes, den Autoritätsglauben, hinweggeholfen und einem angemaßten Militärrock, dessen Geschichte neulich die Wahnvorstellung einer

Nation ernüchtert hat, das Pendant einer abgelegten Polizeihose geschaffen. Eine Affaire amtlicher Korruption also, öffentlichen Aufsehens würdig. Würdig der Empörung, doch auch einer zweckbewußten Erledigung, die die zweckvergessene Aufsicht schwerer zu treffen hätte, als das Raubsystem einer konzessionierten, privilegierten und mehrfach ausgezeichneten Kuppeltante. Aber das »öffentliche Aufsehen«, das in dieser trostlosen Stadt Kunst und Leben nach ihren stofflichen Werten würdigt, hat vor dem Polizeiskandal ohnegleichen und vor der besonderen Schuld einer Angeklagten der Bordellsphäre den Vorzug gegeben. Und, je nach Geschmack, lärmt Entrüstung oder wispert Neugierde, webt in allen Fällen Erstaunen um die plötzlich entdeckte Tatsache, daß der Frauenleib, dessen Käuflichkeit der Idiotenglaube doch selbst als eine »soziale« Einrichtung beklagt, in assortierten Lagern feilgehalten wird.

So weit das Verschulden der Kupplerin und so weit das Verschulden der Amtsorgane reicht, verweist der erste Blick die Angelegenheit in das Sorgengebiet der Verwaltung. Zu krimineller Geltung erwächst sie, wenn hier der Mißbrauch der Amtsgewalt, dort Wucher und sanitäre Übelwirtschaft einer vernünftigen Anklagebehörde einleuchten. Aber für den Mißbrauch der Amtsgewalt wird die Öffentlichkeit mit einer Ehrenerklärung des Polizeipräsidenten abgespeist, die er seinen viertausend Bediensteten ausstellt, von denen nur drei auf Abwege geraten seien, und mit einer stammelnden Bitte um Verzeihung, die besagen will, daß die Beamten des Präsidialbureaus, des Ökonomiereferats, des Verkehrsamtes und des Paßbureaus dem Einfluß der Madame Riehl nicht erlegen sind, und auch mit der berühmten Weisung »Madeln, verführts mir den dicken Kommissär, aber nehmts kein Geld von ihm«

nicht gemeint waren. Als ob die Indolenz, die drei amtlich und moralisch subalterne Individuen im Gehege der Sittlichkeit pürschen läßt, nicht sträflicher wäre, als die Toleranz dieser munteren Bordellrevisoren! Wien wird sich beruhigen, wenn eine Kupplerin eingesperrt und ein Polizist davongejagt ist, es wird wieder in der besten der Halbwelten leben und das Institut, dem Herr Piss angehörte, für eine wahre Bedürfnisanstalt halten. Die Begründung des Urteils, das Frau Riehl für dreieinhalb Jahre ins Gefängnis schickt, verrät, worüber sich die Offiziellen in einem Falle, der uns empfindlicher enthüllt als die Nachbarn ihr Köpenick, Gedanken machen. Man hätte zumindest erwartet, die nachgewiesene Polizeigunst als mildernden Umstand zitiert zu finden. Gefehlt! Die Dame Riehl mußte sich ausdrücklich mit dem Vorwurf belasten lassen, sie habe die Aufgabe der Aufsichtsbehörde »erschwert«, und nicht einmal zu ihren Gunsten, geschweige denn zu Ungunsten der Polizei, wurde angenommen, daß diese die Aufgabe der Riehl erleichtert habe. Es ist recht uninteressant, ob's in einer Großstadt eine Ausbeuterin mehr oder weniger gibt. Aber wenn die Polizei schon nicht als Angeklagte im Gerichtssaal saß, so hätte wenigstens eine Amtshandlung als Milderungsgrund für die Schuld einer Räuberin der Kulturgeschichte überliefert werden sollen. Dabei wäre es gleichgiltig gewesen, ob man der Polizei eher Vorschubleistung für die gewalttätige Einschränkung der persönlichen Freiheit, oder für die wucherische Ausbeutung der Bordellinsassinnen zugetraut hätte. Die Anklage gegen Regine Riehl hätte jedenfalls weniger nach Konstruktion gerochen, wenn man sich nach dem Beispiel von Laibach — auch dort war die Polizei an dem Bordellwesen hervorragend interessiert — von allem Anfang an auf die Wahrnehmung des

wucherischen Tatbestandes verlegt hätte. Gegen die persönliche Freiheit und die Gesundheit ihrer Mädchen hat sich die Riehl gewiß nicht in so greifbarer Weise vergangen, wie gegen deren wirtschaftliche Sicherheit. Es ist ja allen Dankes wert, daß ein Gerichtshof einmal die Polizei über die Strafgesetzwidrigkeit ihrer Anschauungen vom Bordellwesen belehrt hat. Regine Riehl hat ein Übriges getan, da sie die polizeiliche Anerkennung sich erkaufte. Sie hat sie als die konsequente Praktikerin jener Anschauungen redlich verdient und hätte, wäre sie nicht so ungeschickt gewesen, die Unschuld etlicher Beamten zu prostituieren, mit Erfolg den »guten Glauben« für sich geltend machen können. Die Polizei handelt als Exekutive der bürgerlichen Moral, wenn sie den Gassenstrich durch die Zucht eines geschlossenen Hauses verdrängen will, dessen Besitzerin sie das »Halten von Prostituierten« unter Kautelen gestattet, unter denen selbst das »Halten von wilden Tieren« erlaubt wäre. Und die Riehl hat als Exekutive der polizeilichen Raison gehandelt, wenn sie jene Fenstergitter an den Käfigen anbringen ließ, über die sich der Staatsanwalt entsetzt, wenn sie jene »Kaserne« schuf, über die sich nur ein Gerichtshof ereifern kann, dem das Schlagwort »Kasernierung der Prostitution« fremd ist oder etwas anderes zu bedeuten scheint als »Einschränkung der persönlichen Freiheit«. Der Bordellportier hat als Zeuge angegeben, daß er den besondern Auftrag von der Riehl bekommen hatte, das Haus versperrt zu halten, »damit kein Mädchen hinausgehe«: so war der Freiheitsraub erwiesen. Aber der Bordellportier hat auch angegeben, daß dieser Auftrag erfolgt sei, weil »sonst die Riehl einen Anstand mit der Polizei hätte«: so war die Mitschuld der Polizei erwiesen. Und in dem Augenblick, da ein Beamter vor Gericht die denkwürdige Erklärung abgab, es sei nicht Sache der Polizei, die

Prostituierten gegen die Kupplerinnen, sondern das Publikum gegen die Prostituierten zu schützen, mußte es klar sein, daß noch nie eine Übeltäterin in besserem Glauben gehandelt hat, als Regine Riehl. Bedeutungsvoll bleibt ja das judizielle Bestreben, einem System den Riegel vorzuschieben, das die Anbringung von Riegeln an den Wohnräumen der Prostituierten begünstigt hat. Viel plastischer aber und des letzten Scheins einer bona fides entkleidet, rückt das Moment wucherischer Ausbeutung in die kriminelle Betrachtung. Mag auch das bürgerliche Gesetzbuch, das jedem Journalisten die Klagbarkeit einer Bestechungssumme garantiert, jedem Lumpen es ermöglichen, eine Prostituierte um den bedungenen Lohn zu prellen, so kann doch kein Zweifel darüber bestehen, daß der wucherische Betrug, den die Kupplerin an der Prostituierten verübt, unter strafrechtliche Sanktion falle. Sonst wäre es ja auch erlaubt, den »Schandlohn« — je nach Geschmack und dem Grade der sittlichen Entrüstung — zu stehlen, zu veruntreuen, zu rauben. Wäre freilich unser Strafrecht nicht so hirnverkleistert, im Verbot der Gelegenheitsmacherei eine fabelhafte »Sittlichkeit« zu schützen, nie wären jene Zustände geschaffen worden, die den blutigsten Wucher zur typischen Begleiterscheinung der harmlosesten Kuppelei machen. Das Kuppeleiverbot hat der Kuppelei den Wucher zugeführt, hat wie jedes Sexualgesetz Übleres erzeugt, als es verhindern wollte. Jedes Sexualgesetz, das, anstatt die freie Willensbestimmung, die Gesundheit und die ökonomischen Interessen zu hüten, der Moral opfert, setzt Prämien auf die Preisgabe der Lebensgüter. Es ist die ausbündigste Narrheit von der Welt, um jenes lästigen Idols willen die Kuppelei als solche zu verfolgen, die gewerbsmäßige Vermittlung oder Vermietung einer Gelegenheit an mündige und willige Menschen.

Ihre Verfolgung rechtfertigt jeden Preisaufschlag, mit dem die Kupplerin ihr Risiko bewertet; ist die wahre Unterhändlerin des Wuchers, während die Kupplerin bloß den Genuß vermittelt. (Daß der § 512 der Punkt ist, an dem die einzig mögliche Reform der Sittenpolizei anzusetzen hätte, hat Graf Taaffe, der einzig mögliche Ministerpräsident, den Österreich je gehabt hat, und ein hervorragender Kenner des Gassenstrichs, erkannt. Eine Äußerung, die er etwa vor zwanzig Jahren im Budgetausschuß gegenüber dem Verlangen nach einer »Regelung der Prostitution« getan hat, wird jetzt mitgeteilt: »Schaffen Sie mir erst diesen Paragraphen vom Halse! Solange er besteht, habe ich nicht Lust, mich zum Mitschuldigen zu machen.«) Wie oft soll es Kriminalistenhirnen noch eingetrichtert werden: Sowie die Strafdrohung, die sich der homosexuellen Tat an die Fersen heftet, der Erpressung hilft, so fördert die Verfolgung der Kuppelei den Wucher. Solange das erlaubte Unverständnis unserer Gesetzgeber den Liebesverkehr ein »unerlaubtes Verständnis« nennt, gewährt es bloß »Unterschleif« der Niedertracht. Sexualjustiz heißt jenes besondere Entgegenkommen der Behörde, das den Schlafzimmerschlüssel einem Einbrecher ausliefert. Schraubt die Menschennatur unter den Strafparagraphen, so kommt das Verbrechen zum Vorschein! Und wer außer jenen Tröpfen, die sich den Geschlechtsverkehr bloß auf ethischer Grundlage und nicht auf einem Divan vorstellen können, leugnet, daß auch die Kuppelei einem in der Weibnatur vorrätigen Trieb entspreche? Als Fortsetzung der Prostitution ist sie zunächst ein psychischer und dann erst ein sozialer Zustand. Wie sollte sie aber, solange sie bloß die für den Geschlechtsverkehr nun einmal unentbehrliche Örtlichkeit beistellt, ein crimen sein? Wie will es die Ethik mit Naturtrieben, wie die Kriminalistik mit sozialen Notwendigkeiten aufnehmen?

Natürlich wird noch häufiger »Not« die Alten zur Kuppelei, als die Jungen zur Prostitution treiben, und innerer Beruf häufiger die Jungen zur Prostitution, als die Alten zur Kuppelei. Aber sollte derselbe Staat, der die Witwen seiner Beamten hungern läßt, sie strafen dürfen, wenn sie ein Zimmer für Stunden vermieten? Und sollte bloß Armut und nicht auch jene Freude an der Sache, die die abgestorbene Sinnlichkeit des alternden Weibes immer noch aufbringt, ein unwiderstehlicher Zwang sein? Alle Sozialpolitiker, die da wähnen, daß sich das Genußleben nach der Statistik richte, scheinen nur die Klosettfrauen, die mehr die soziale Fortsetzung der Prostituierten, und nicht auch die Kupplerinnen, die mehr ihre seelische Fortsetzung bilden, gezählt zu haben.

Unter dem Bannfluch der christlichen Moral wird der außereheliche Geschlechtsverkehr zur Sünde, unter dem Damoklesschwert der bürgerlichen Verachtung wird die Prostitution zum »notwendigen Übel« und unter dem Richtbeil des Gesetzes wird die Kuppelei zum Verbrechen. Sie macht ihre Kunden zu »Opfern« und beutet sie — Fall Riehl — zuweilen auch mehr aus, als unbedingt notwendig ist. Das Weib, das seinen Körper verkauft, und die Kupplerin, die den berechtigten Lohn für die Bettmiete einstreicht, stehen außerhalb der Gesellschaftsordnung. Aber im innersten Winkel dieses Gebäudes haust die Bordellwirtin, die die Meinung bürgerlicher Wohlanständigkeit über die Prostitution mit eherner Härte zum Ausdruck bringt! Als jener kleine Journalist namens Bader durch seine Enthüllungen die Polizei aus dem Beischlaf weckte und dem ‚Illustrierten Wiener Extrablatt' an einem Tage etwa so viel zu verdienen gab, wie die Riehl bis dahin in einem Monat verdient hatte, zweifelte ich, ob es der Weg der Befreiung sei, wenn sich die armen Mädchen aus der Nachtredaktion der Riehl in ein Bordell der

öffentlichen Meinung flüchten, und schrieb: »Die wucherische Bordellwirtin ist ein Hilfsorgan der Behörde, ein Exekutivorgan der Sittlichkeit. . . . Ich glaube, daß die Einrichtung der Freudenhäuser mit all ihrem Mißbrauch der wirtschaftlichen und körperlichen Sicherheit tiefer in der Gesellschaftsordnung wurzelt als die Einrichtung der Zeitungsbureaus mit ihrem Mißbrauch der wirtschaftlichen und geistigen Sicherheit. Die Prostituierten der öffentlichen Meinung müßten sich von den Verlegern nicht so schamlos ausbeuten lassen, wie es täglich geschieht. Aber daß die Huren des Leibes von den Koberinnen mißhandelt und begaunert werden, verlangt jene liebe Weltordnung, die die Freudengabe mit dem Brandmal der Verachtung belohnt. Der Weizen wucherischer Erpressung blüht, wenn Staat und Gesellschaft den Geschlechtsverkehr in das dunkle Gebiet anrüchiger Verschwiegenheit weisen. Und nur die Gehirnweichheit kann sich über die Abschlachtung einer Prostitution entrüsten, die sie selbst wehrlos dem Henker ans Messer geliefert hat. ‚Humane' Bordellbesitzerinnen wären ein Auswurf der bürgerlichen Gesellschaft . . .«

Die abscheulichste Feststellung in diesem ganzen Gerichtsverfahren war wohl die, daß die Mädchen Bedenken getragen haben, ihre Klagen über den Mangel an Luft und Freiheit dem untersuchenden Polizeiarzt vorzubringen, »aus Furcht, er könnte es der Frau wiedererzählen.« Welche Schande für dieses rückständige Österreich, daß es auch in Fragen der Bordellhygiene zum Bader statt zum Arzt gehen muß! Welche Schmach, daß erst eine Presse, die gewohnt ist an den sozialen Übeln zu schmarotzen und die gewiß auch in der Bordellsphäre auf die kostenfreie Zuwendung von Rezensionsexemplaren Wert legt, die Polizei, die die Damen des Hauses Riehl als Pflichtexemplare annahm, zur Wahrung öffentlicher Interessen aufgepeitscht hat! Und dabei war das ‚Extrablatt' so gut das polizei-

offiziöse Journal, wie das Haus Riehl das polizeioffiziöse Bordell. Man müßte die Aussprüche, die in der Verhandlung über die k. k. Sittenwächter getan, ihnen in den Mund gelegt, oder aus ihrem Munde unmittelbar vernommen wurden, als Perlenschnur aneinanderreihen. Und an das eine Ende müßte die Weisung »Madeln, verführts mir den dicken Kommissär«, an das andere die amtliche Anerkennung: »Schaun's her, was die Riehl in vierzehn Tagen aus dem Madel gemacht hat!« Dazwischen Erledigungen von Beschwerden, wie: »Die Riehl macht immer solche G'schichten!« oder »Mit solchen Kleinigkeiten können wir uns nicht abgeben!« oder »Da kamma nix machen!« oder »Gehns z'haus und machen's Ihnen nix draus!« In die Mitte aber die außeramtliche Erhebung: was ein Mädchen gegen einen Polizeikollegen beim Untersuchungsrichter ausgesagt habe, und die außeramtliche Avisierung der Riehl, daß eine Anzeige gegen sie erstattet sei. Vertrauen gegen Vertrauen: »Kusch«, sagte die Riehl zu einem widerspenstigen Mädchen, das sich nicht ganz ausrauben lassen wollte, »kusch, sonst lasse ich einen Wachmann holen und du wirst eingesperrt!« In ein besonderes Medaillon gehört die Visitkarte des Regierungsrates, die er der Riehl mit den Worten überreichte: »Wenn Sie einmal etwas brauchen sollten, kommen Sie zu mir!« Und als Anhängsel wäre die Versicherung zu verwenden, die der Bordellreferent abgab, als ihn die Gerichtsverhandlung mit den Einrichtungen des Hauses Riehl bekannt machte: »Das ist sanitär ganz unzulässig!« Oder die Antwort des Polizeiagenten Piss auf die Frage, was er denn im Bordell amtlich vorgekehrt habe: »Ich hab' halt so ziemlich die Madeln gezählt«. Lauter kostbare Stücke! Austrias Schmuck, den sich die Betschwester durch Prostitution erworben hat ... Die Weltfremdheit, die am Gerichtstisch saß, hat mit stärkster Emotion zur Kenntnis genommen, daß von

den Mädchen »absonderliche Dinge« verlangt wurden. Im Sinne dieser Feststellung wird wohl die Frage des Vorsitzenden an einen Sittenpolizisten: »War Ihre Revision eine normale?« zu verstehen sein. Keiner der revidierenden Herren, auch nicht jener, der die Häupter seiner Lieben zählte, hat die sanitären Greuel der Schlafstätten im Hause Riehl wahrgenommen. Auf die Frage des Präsidenten: »Sind Sie in die Lage gekommen, die Räumlichkeiten zu besichtigen?«, hätte Herr Piss freilich antworten müssen, er habe die Räumlichkeiten zwar besichtigt, sei aber dabei in die Lage gekommen. Jedenfalls weiß er ganz genau, daß zwei in einem Bett lagen . . .

Die Weltfremdheit saß am Gerichtstisch. Sie sollte Rechtswidrigkeiten prüfen, aber die Augen gingen ihr über, als sie gewahrte, daß in einem Bordell auch »Naturwidrigkeiten« zur Hausordnung gehören. Daß die Riehl unter anderm wegen Kuppelei verurteilt wurde, ist schließlich ein so heiterer juristischer Kasus, wie die Verurteilung eines Mörders wegen Übertretung des Waffenpatents. Aber der moralische Hochdruck des ganzen Verfahrens schien auf die Erhärtung der Tatsache abzuzielen, daß das Haus Riehl ein Bordell war. Schon die Anklageschrift unterließ es nicht zu betonen, daß die Mädchen »auf Kosten der Gäste konsumieren mußten«. Als aber eine erzählte, sie sei geschlagen worden, weil sie ein Glas Champagner, das nicht ihr gehörte, geleert hatte, da konnte sich der Vorsitzende nicht mehr zurückhalten und rief: »Ah, es wurde also Champagner getrunken! War denn Champagner im Hause? Wo ist der Eiskasten gestanden?« Schließlich die tiefgründigste der Fragen: »Wer mußte den Champagner zahlen?« Und eine endlose Schar von Zeuginnen zog vorüber, die alle bekundeten, daß Champagner getrunken, daß aber keines der Mädchen von der Riehl gezwungen wurde, ihn für die Herren

zu bezahlen. Immer wieder wurde die Beweisaufnahme über Gewalttätigkeit und Veruntreuung durch solche Feststellungen gestützt, und ganz besonders schien den Präsidenten die Frage zu alterieren, ob die Mädchen von ihren Ausgängen mit der Riehl Herren mitgebracht haben. Daß in einem geordneten Staatswesen dem Geschlechtsverkehr bloß ein Tor der Weiblichkeit eröffnet ist, versteht sich von selbst, und darum ist es auch begreiflich, daß sich ein Richter bei jeder Zeugin erkundigt, ob sie etwa zu »irregulärer Betätigung« verleitet worden sei, und daß in einem Urteil die »Heranziehung zu ekelerregenden Dienstleistungen« als belastendes Moment vorkommt. Die Prügel, die die Mädchen von Besuchern erhielten, schienen dem Gerichtshof in nichts von den Mißhandlungen durch die Bordellwirtin unterschieden. Hätte er erfahren, daß viel öfter Herren von den Mädchen geprügelt wurden und daß sie dafür noch zahlten, er hätte dies vergebens mit »Notwehr« zu erklären versucht und jedenfalls gefragt, ob sich nicht auch die Riehl von den Mädchen prügeln ließ ... Richter, Ankläger und Verteidiger überbieten einander in Verblüffung über all die Dinge, die sie noch nicht gewußt haben. Wenn sie schon fünf Tage — wie sagt man doch? — »durch ein Kotmeer waten müssen«, so wollen sie wenigstens etwas davon haben. Keine Lebenskenntnis und keine Phantasie, die die Lebenskenntnis ersetzen könnte. Aber jeder hat ein Werk über Prostitution gelesen. »Ich habe mir die Mühe genommen«, gesteht der Staatsanwalt, »ein zweibändiges Werk ‚Zur Geschichte der Prostitution' durchzublättern. Meine Beobachtungen reichen bis zum Jahr 1180.« Daß die Mädchen gar so viel Geld für die Riehl verdient haben sollen, setzt alle in Erstaunen. »Warum haben Sie das Geschäft nicht in eigener Regie betrieben, wenn Sie eine so große Verdienerin waren?« fragt der Verteidiger, dem die

Einnahme von 5000 Kronen in sechs Monaten abenteuerlich scheint. Ob »größeres Honorar gezahlt wird, wenn ein Mädchen jünger ist«, fragt der Vorsitzende. Will der Verteidiger eine Frage stellen, die ihn immerhin einer gewissen Vertrautheit mit dem Prozeßthema verdächtig machen könnte, so bittet er den Gerichtshof schamhaft, bei ihm »nicht auf eine besondere Sachkenntnis in diesen Verhältnissen zu schließen«. Er reinigt sich sofort von dem Verdacht, indem er außer sich vor Staunen gerät, da eine Zeugin erklärt, sie habe früher als Blumenmädchen vier bis fünf Gulden täglich verdient, und der Schmerzensschrei entringt sich seiner Heldenbrust: »Da möcht' ich auch Blumenmädchen werden!« Aber vorläufig hat er's noch nicht notwendig, da ihm die Riehl ein Honorar von 30.000 Kronen zahlt. (Dafür geht er auch kräftig für sie ins Zeug, überrumpelt eine Prostituierte mit der Frage, »woher sie denn weiß, was eine Geschlechtskrankheit ist«, fragt hohnvoll, ob »die Riehl sie angesteckt habe«, bittet einen Polizeibeamten, ihm auf Ehre und Gewissen zu sagen, ob die Freimädchen »oppositionelle oder aufrichtige Charaktere« seien, und schmettert nach hundertfacher Feststellung, daß die Kupplerin den Mädchen das Strumpfgeld abgenommen habe, beim ersten Strumpf, der nicht untersucht wurde, ein triumphierendes »Na also!« in den Saal. Der Angabe aber, ein Mädchen sei mit dem Pracker geschlagen worden, begegnet er a tempo mit der peinlichen Frage: »Mit welchem Pracker?«) Ein Wettlaufen um den Ehrenpreis der gründlichsten Ahnungslosigkeit. »Da ist er ja dupiert worden!« ruft der Präsident, als die Riehl erwähnt, sie habe einem gutzahlenden Herrn eine »falsche Jungfrau« zugeführt; und schon erwägt der Staatsanwalt, ob er nicht die Anklage auch auf dieses Betrugsfaktum ausdehnen solle, hebt es jedenfalls für's Plaidoyer auf. (In einer monogamen Weltordnung trägt auch das Bordell dem

sittlichen Prinzip monogamer Bedürfnisse Rechnung. Es gibt dort oft mehr »falsche Jungfrauen« als echte Freudenmädchen, und gegenüber dem Vorwurf, sie mache Jungfrauen zu Dirnen, kann sich die Händlerin damit rühmen, daß es ihr viel öfter gelinge, Dirnen in Jungfrauen zu verwandeln. Triumph der Sittlichkeit! Prostitutio in integrum! Denn auch der Normalmensch braucht Illusionen, und wenn er schon in ein Bordell geht, so muß er wenigstens überzeugt sein, daß das Mädchen vor ihm noch keinem andern angehört hat.) Wie der Ochs vor der Grünen Thorgasse steht die gute Justiz vor der Sphäre, an die sie der Prozeß Riehl geführt hat. Und in dem allseitigen Erstaunen über die Verdienstmöglichkeiten einer Prostituierten ist es fast begründet, daß der Bruttogewinn der Prostitution in die Tasche der Kupplerin fließt. Hätte Frau Riehl die Mädchen nicht abgesperrt gehalten, rief der immer schlagfertige Verteidiger, so wären am Ende »die Mädchen ausgegangen und hätten das Geschäft auf eigene Rechnung gemacht!« Im Ernst: Nie wird eine Gesellschaft einem Wucher wehren, der eine Verdienstmöglichkeit beschränkt, die sonst »unsere Frauen und Töchter« anlocken und etwa gar die Frau eines Staatsbeamten verleiten könnte, ihrem Gatten auf bequeme Weise eine anständige Aktivitätszulage zu verschaffen! Wahrlich, die Gesellschaft hat die Prostitution unter eine härtere Strafsanktion gestellt als die eines Paragraphen: die der wucherischen Beraubung.

Ein Zusammenstoß zweier Welten. Nicht alle, aber manche Gesetze sollen für beide gelten. So ist das Freudenmädchen verhalten, das »Rechtsgut der prozessualen Wahrheitsfindung« zu respektieren. Daß der Gerichtshof für die armen Geschöpfe, die vor dem Untersuchungsrichter die Riehl zuerst entlastet und dann belastet haben, nicht unwiderstehlichen Zwang gelten ließ, ist bloß ein logischer Verstoß,

durch den er das Fundament seines Urteils, den Glauben an den Terrorismus der Riehl, erschüttert hat. Wesentlich ist, daß sich die gräßliche Beschränktheit jenes strafrechtlichen Geistes, der die Zweiteilung des Menschengeschlechtes noch nicht anerkannt hat, an einem starken Beispiel offenbarte. Da wurden Worte darüber gemacht, ob die angeklagten Mädchen durch die Drohungen der Riehl oder durch die Aussicht auf die schönen Kleider, die ihnen die Riehl versprochen hatte, sich zur falschen Zeugenaussage verleiten ließen, und der zweite Verdacht von der Verteidigung pathetisch zurückgewiesen. Als ob bei Weibern nicht auch die Aussicht auf ein Kleid den unwiderstehlichen Zwang begründete! Braucht man denn wirklich erst die psychischen Einflüsse des Bordellebens zur Erklärung der »antisozialen Regungen« eines Weibes heranzuziehen? Bordellmädchen, nein, Weiber sollen es verstehen, daß sie in derselben Gerichtsverhandlung als Beschuldigte lügen dürfen und als Zeuginnen die Wahrheit sagen müssen! Aber das Wort »zeugen« hat im ganzen Bereich der Weiblichkeit aller Kriminalität zum Trotz bloß einen Sinn, und wenn man den geistig-sittlichen Habitus des Mannes für falsches Zeugnis verantwortlich machen darf, so könnte man höchstens eine Verurteilung der Frau wegen fausse couche begreifen... Nun, die Prostituierte, der die Polizei ihr Gesetzbüchel in die Hand gibt, in dem nichts von der Heiligkeit des Eides steht, darf sich dort in die Höhe staatsbürgerlicher Geltung gehoben fühlen, wo sie des Rechts teilhaftig wird, wegen eines Verbrechens verurteilt zu werden. Ist's ein Weg aus der Wirrnis, die die gesetzlichen Beziehungen zweier Welten regelt? Die Prostituierte muß Steuer zahlen, darf aber den »Schandlohn« nicht einklagen. Kuppelei ist erlaubt und verboten. Und »Eltern oder Vormünder« müssen »ihre Einwilligung zur Ausübung

des Schandgewerbes« geben, werden aber nach dem Vagabundengesetz bestraft, wenn sie sich von ihren Töchtern oder Mündeln unterstützen lassen. Die Polizei spricht bei der Assentierung der Bordellmädchen ihr »tauglich« oder »untauglich«, und ein Vater, der mit dem Rekrutendrill in der Riehl-Kaserne einverstanden ist, wird bestraft. Die Polizei holt seine »Zustimmung« zur Berufswahl des Kindes ein, und ein Landesgerichtsrat fragt — ob er mit der Einsperrung des Mädchens einverstanden war? — nein, ob er »davon gewußt hat, zu welchem Zwecke es im Hause Riehl behalten wurde« . . .

Eine Welt, der die Geheimnisse des Liebeslebens im Kinderkriegen erschöpft waren, mag jetzt in der Betäubung einer Ohnmacht liegen, als wäre sie von Enthüllungen der Zustände auf dem Mars übertölpelt worden. Und in grotesker Ratlosigkeit rennen ihre Patrone durcheinander: die von amtswegen nicht schlafen dürfen, und die von der öffentlichen Meinung wegen immer das Maul voll haben müssen. Dem Teilnehmer dieser dumpfen Gerichtstage war es eine spannende Beobachtung, wie das Echo der Lebensfremdheit draußen zu einem ungeheuren Chorus erstarkte, wie die Eindrücke bedrohlichere Formen annahmen als das Ereignis. Man glaubte den Schreckensruf zu hören, der einst in das revoltierende Parlament drang: draußen werde geschossen. Die Staffetten, die jetzt in den Gerichtssaal flogen, gaben von keiner geringern Verwirrung Kunde. Die Gerechtigkeit schlägt blind um sich und die Sittlichkeit feuert auf die Menschen. Man hört das Zähneklappern der Polizei, sieht ihre Emissäre im Gerichtssaal, die von Richtern und Anklägern Schonung erbitten und erkunden sollen, ob die Blamage unerträglich sei. Man erfährt von Fleißaufgaben der Reue, von hastigen Bordellrevisionen und Bordellsperrungen und glaubt ordentlich den Amtseid zu

hören, daß nunmehr alle Unmoral ein Ende haben werde. Polizeibeamte erweisen den Vertreterinnen der Liga zur Bekämpfung des Mädchenhandels plötzlich zarte Aufmerksamkeit. Eine wird aus dem Gerichtssaal telephonisch ins Sicherheitsamt gebeten: mit glühenden Wangen kündet sie eiligst den Sitznachbarn, bei einer Masseuse sei ein junges Mädchen »der Prostitution zugeführt worden«, man »habe die Masseuse bereits«. Alle Mann an Bord. Drei Beamte konnten den Verlockungen der Prostitution nicht standhalten, aber viertausend wird es gelingen, eine Prostituierte auf andere Gedanken zu bringen. Und vielleicht wird an diesem Tage noch manches unerfahrene junge Ding, dem die Lebenslust aus den Augen lacht und das die Gefahren der bürgerlichen Moral nicht kennt, ein Opfer der Liga zur Bekämpfung des Mädchenhandels, jenes Vereins, dessen Mitglieder sich für das »Los der Gefallenen« so sehr interessieren, weil sie die Tragik des Frauenschicksals, nie gefallen zu haben, so tief empfinden . . . Dazwischen schwirrt allerlei Unverbürgtes durch den Saal, man nennt Namen, die die Angeklagte nicht nennen werde, und spricht — nein, tuschelt — von einem kulanten Ausgleich der Gerechtigkeit für den Fall, daß die Riehl drei eine gerade Zahl sein läßt und sich zu einem milden Verfahren gegen bekannte Täter entschließt. Und schon wird das Zauberwort »Bachrach« genannt und das beruhigende Gerücht verbreitet, es sei dem Advokaten des Hofes und Hinterhauses gelungen, der Riehl für die Jahre ihrer Freiheit eine Bordellkonzession zu erwirken. Aber der offizielle Kriegslärm gilt dem »Laster«... Wie sie nun sieht, daß der Käuflichkeit des Leibes ein Ende gemacht werden soll, erhebt im Nu die andere Prostitution, die des Geistes, ihr Haupt und ruft: Kauft nur uns! Die Freimädchen der Wiener Presse, die kein Arzt kontrolliert, sind toll geworden, belagern den Gassenstrich und stellen den Passanten ehrbare Zumutungen.

»Fort mit der Prostitution, mit der öffentlichen sowohl wie mit der geheimen!«, ruft der Kretinismus durch den Mund des ‚Deutschen Volksblatts', »fort mit dem Gesindel von Dirnen und Zuhältern, die es einer anständigen Frau und einem unverdorbenen jungen Mädchen direkt unmöglich machen, sich zu gewissen Stunden des Tages, vom Abend und der Nacht gar nicht zu reden, in den Hauptstraßen unserer Inneren Stadt zu bewegen! Unsere Stadt muß wieder ein Hort des Anstands und der guten Sitte werden«. Das hat sich die Riehl zwar auch immer gedacht und darum ihr Haus gesperrt und ihre Fenster vergittern lassen. Aber das Mittel scheint unzureichend zu sein und deshalb ist's gleich besser, mit dem Geschlechtsverkehr, soweit er nicht den christlichsozialen Nachwuchs bezweckt, überhaupt aufzuräumen . . .

Ein so ungeheuerer Abgrund klafft zwischen der wahren und dieser vom Phantom Sittlichkeit regierten Welt, daß darin tausend Fragen, die hier zu erörtern wären, versinken. Man weiß wahrhaftig nicht, wo man aufschreien, vor Entsetzen verstummen, die Augen aufreißen oder sich die Ohren verstopfen soll. Nicht die Feder, aber das Tintenfaß möchte man ergreifen, wenn man zusehen muß, wie die staatlichen Vertreter der Sitte im Salböl der Humanität ersticken. Ein Polizeikommissär, der sich mit einer Großtat brüstet, weil er einem Mädchen »den Rat gegeben« hat, sie solle »anständig bleiben«, und ein anderer, der mit unerhörtem Psychologenblick sofort jene, denen er »kein Büchel geben darf«, von solchen, »an denen nichts mehr zu verderben ist«, unterschieden haben will. Dabei weiß man, daß das stumpfste Geschöpf, das in der Waschküche eines Bordells sitzt, hundert Polizeikommissäre, auch solche, an denen nichts mehr zu verderben ist, an der Nase herumführen und daß die abgetakeltste Hure der beamteten Lebensfremdheit eine Jungfrau vormimen

kann. Lüge, Phrase, Dummheit an allen Enden. Das große Wort, das diese Gerichtsverhandlung beherrscht hat, war der »Schandlohn« — in allen Tonarten zwischen Verachtung und Mitleid, in allen Schattierungen eines k. k. Dialekts den angeklagten Opfern der Dame Riehl ins Gesicht gerufen. Nicht einmal ich hätte unserer lieben Justiz zugetraut, daß sie das infame Wort aus dem hundertjährigen Gesetz in eine moderne Verhandlung retten, hätte geglaubt, daß ihrem frommen Sinn der »Sündenlohn« genügen würde. Aber selbst die Protokolle der Mädchen — man ersehe daraus, wie lebensecht Protokolle sind — enthielten in allen erdenklichen Variationen die Erklärung: »Ich habe keinen Schandlohn bekommen.« In einem Gemeinwesen, dessen festeste Stützen für Ordensgunst und Pfründen feil sind, dessen große Presse sich vom schmutzigsten Gewinn den Sonntagsbauch mästet und dessen Polizei in einem Bordell Strumpfgeld kriegt, wagt man noch der Öffentlichkeit das Wort »Schandlohn« in Erinnerung zu bringen! Der Gehalt, den der integerste Beamte und den der unbestochenste Journalist für eine Pflichterfüllung bezieht, die ihm nicht vom Herzen geht, der Lohn geistiger Prostitution ist ein viel schlimmerer Schandlohn als jener, den die Frau dafür empfängt, daß sie ihrer glücklichen Organisation entsprechend einen unerwünschten Geschlechtsakt vollziehen kann. Und die Gesellschaft verachtet sie tiefer als den k o r r u p t e n Träger einer öffentlichen Funktion, als den käuflichsten Beamten und den bestechlichsten Journalisten; wütet gegen die Prostitution des Weibes, als ob sie die wichtigsten sozialen Interessen gefährdete, und hält die Korruption des Mannes für eine Angelegenheit individueller Ethik!

Die Verachtung des käuflichen Weibes hat, seitdem sie in die Welt gesetzt ward, nicht bemerkt, daß sie eine Verachtung der primitivsten Logik bedeutet. Denn wäre Prostitution des Frauenleibes

wirklich jene innere Schmach, die mit Zentnerlast die Seele drückt, wie das Verbrechen das geistig-sittliche Gefüge des Mannes, nicht drei Tage lang könnte eine Frau das Leben einer Prostituierten ertragen. Prostitution wäre ärger als Verbrechen: Die Wiederholung der Tat, nein, die Kontinuierlichkeit, wäre allzu sehr erschwerend. Scham und Ekel kämen als Übergewicht dazu. Aber hier urteilt nicht bloß der Neid, auch die Eifersucht des Mannes. Er zieht die Qualität des Mannes in Betracht und ein seltsamer Irrtum der Instinkte läßt ihn die Vorstellung, daß sich die schönste Frau mit dem widerlichsten Kerl einläßt, als eine an ihn gestellte Zumutung mit Entrüstung von sich weisen. Bei Tageslicht überdacht, ist der Geschlechtsakt des Andern, auch der harmonischeste, immer abscheulich. Die Herren der Schöpfung aber glauben, daß das Weib mit ihren richtenden Sinnen bei der Sache ist, während in Wahrheit der weibliche Geschlechtssinn, selbst dort, wo ihn kein Gefühl erregt, die anderen Sinne betäubt und alle jene Hemmungen ausschaltet, die die stärkste Sexualität des Mannes nicht überwindet, höchstens in erotische Hilfen zu pervertieren vermag. Emanzipierten Frauen und zurückgebliebenen Männern darf mans nicht verraten, daß der Geschlechtssinn des Weibes, sicher im Momente der Übung, sein einziger Sinn ist. »Frauenrechtlern« darf man's nicht sagen, die das politische Wahlrecht der Frauen für dringend halten, aber mit dem Raube des sexuellen Wahlrechts der Frau einverstanden sind. Haben die Gehirne, deren Schulweisheit sich von den Dingen, die es zwischen dem Himmel des Genusses und der Erde der Konvention gibt, nichts, aber schon gar nichts träumen läßt, haben sie denn nie sich die Frage vorgelegt, wieso es trotz alledem, trotz Schmach und Qual, noch Prostituierte gibt? Die länger als drei Tage, die heiter und gesund — abgesehen von jenen sanitären Gefahren,

die nicht die Prostitution, sondern der Geschlechtsverkehr mit sich bringt — ein Leben führen, bei dem Tugend vergeht, aber Schönheit besteht und oft gerade darum die Schönheit besteht, weil die Tugend vergeht. Der authentische Text des Sprichwortes mag Vertreterinnen des Vereins zur Bekämpfung des Mädchenhandels zum Trost gereichen! Oder jenen wirklich »Verlorenen«, vor denen ein Verein zur Bekämpfung der Unzulänglichkeit den Mädchenhandel schützen müßte. Die Not kann einen Mann zum Journalisten machen, aber nicht jede Frau zur Prostituierten. Auf dem Liebesmarkt entscheidet, wie auf keinem andern Gebiete menschlicher Betätigung, die mitgebrachte Gabe. Der »Schutz der Schwachen«, mit dem sich die Guten das Himmelreich zu verdienen hoffen, werde auch hier geübt. Aber warum wird er nicht jenen zahllosen Frauen gewährt, denen das Familienglück ihre gesunden Instinkte verkümmert? Ob die Erziehung zur Tugend, die hinter den vergitterten Fenstern eines klerikalen Pensionats betrieben wird, nicht manchmal schmerzvoller drückt, als die Erziehung zum Laster durch Madame Riehl? Ob nicht manche, die die Wahl hat, das »Buch« oder den »Schleier« zu nehmen, sich nicht trotz den Enthüllungen eines Bordellprozesses unbedenklich für die Geschlechtskarriere entschiede? Ob die Aufgabe nicht unter Umständen schwieriger, die Vergewaltigung grausamer ist, ein Mädchen der Ehrbarkeit zuzuführen, und schimpflicher der Nutzen, den »Eltern oder Vormünder« daraus ziehen? Lieschen König wurde von ihrem Vater geprügelt und »mit der Besserungsanstalt bedroht, so daß sie es vorzog, im Bordell zu bleiben«. Glaubt man, daß es der Riehl gelungen wäre, die Tochter des Herrn König ins Vaterhaus zu prügeln?

Regine Riehl wird für das Urteil, das sie betroffen hat, so wenig Verständnis aufbringen, wie die rächende Moral für die Welt der Regine Riehl, eine Welt der Konsequenz und inneren Geschlossenheit. Diese

Angeklagte sieht sich plötzlich in einen Konflikt mit der Gesellschaftsordnung verwickelt, mit der sie bisher in bester Freundschaft gelebt hat. Sie konnte sich für deren Stütze halten, ihr Haus für einen Hort der Ordnung in diesem zerfahrenen Staatswesen, wo es in Parlament, Justiz und Verwaltung drunter und drüber geht. Nicht nur deshalb, weil ihr die Polizei half, die besten Kreise bei ihr verkehrten und hohe Persönlichkeiten, die auf jedem Gebiete Beschützer der schönen Künste sind, ihr offene Gunst gewährten. Ihr Ausruf, den sie im Gerichtssaal tat: »Herr Präsident, ich habe aus diesen Mädchen erst Menschen gemacht!« war der Protest einer stolzen Seele, die Undank erfährt. Sie zahlte pünktlich ihre Steuer an den Staat, und wenn sie den Herren von der Steuerbehörde den Vorzugspreis von einem Gulden gewährte, so war dies nicht der Versuch einer Bestechung, sondern die Opferwilligkeit einer Patriotin, die auf ihre Weise zur Linderung des Beamtenelends beiträgt. Und kein Polizist ging unbeschenkt von ihrer Schwelle ... Wozu der Lärm? Er ist entstanden, weil einer fühllosen Moral die Vermeidung des »öffentlichen Ärgernisses« wichtiger ist als das Wohl des Individuums, weil die Polizei auf dem Bürgersteig Ruhe haben will und diese Ruhe auch um den Preis erkauft, daß in den Häusern willenlose Menschenkinder strangu-liert werden. Wozu der Lärm? Nun habt ihr die Strangulierung und das öffentliche Ärgernis dazu! »Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäern, ihr Heuchler, die ihr die Becher und Schüsseln auswendig reinlich haltet, inwendig aber ist es voll Raubes und Fraßes!«

— — — — — — — — — — — —

Und wieder werden sich die drei Knaben nach Donau-Eschingen begeben und dort eine Quelle mit ihren Daumen zuzuhalten versuchen, damit nicht zu viel Wasser ins Schwarze Meer komme. Nun wird unter gewaltigem Lärm der Kuppelei, nein,

der Prostitution, nein, dem außerehelichen Beischlaf der Krieg erklärt. Das Aufgebot der Heuchelei ist imposant, der Generalstab der Dummheit plant Ungeheures. Alle Vorräte aus sämtlichen sozialen Feldapotheken werden herausgeschafft, und durch eine Blutgasse wälzt sich die Liga zur Bekämpfung des Mädchenhandels, zupft schon die Leinwand von Bordellbetten zu Charpie, um die Gefallenen aufzurichten und in eine bürgerliche Stellung zu bringen. Aber wo es Gefallene gibt, gibt es auch Hyänen. Und die Gefallenen des Lebens haben die bittere Wahl, von den Samariterinnen gerettet oder von den Bordellhyänen gefressen zu werden. Ich glaube, sie werden sich für die Hyänen entscheiden. Und der fade Dunst aus Humanität und Langeweile, der sich übers Blachfeld lagert, wird diese rudelweise herbeilocken, und am Horizont taucht die Fata Morgana eines Freudenhauses auf, wo hinter Milchfenstern ein Champagnerglück wohnt und Frau Regine Riehl ihren Lieblingen die Haare streichelt, um zu fühlen, ob nicht ein Strumpfgeld darin versteckt ist. Denn Regine Riehl wird auferstehen, und dieses wird der Friedensschluß sein des Krieges, den man der Prostitution erklärt hat.

— — — — — — — — — — — —

Wer den Mut hat, sich einmal tüchtig die Augen zu reiben und dann nachzusehen, wie alle Unsittlichkeit in diese Welt gekommen ist, den wird die Entdeckung blenden, daß alle Sittlichkeit dieser Welt das Übel verschuldet hat. Und mehr als das. Sie hat auch so viel Not und Tod verschuldet. Denn die Moral ist eine venerische Krankheit. Primär heißt sie Tugend, sekundär heißt sie Langeweile, und tertiär heißt sie Syphilis. Und weil eine unerbittlich verzeihende Religion die Tugend den Menschen als Strafe für ihre Laster gegeben hat, sind die führenden Dummköpfe der Menscheit auf die Idee gekommen, die Moral als Rechtsgut zu heiligen. Nun

wütet sie in den legitimen Formen der Langeweile und der Syphilis gegen die Menschheit. Moral lähmt, steigt ins Gehirn, blendet, macht Natursäfte vertrocknen, Arterien verkalken. Nichts auf dieser Welt können wir anfassen, kein Handwerk üben, kein Problem lösen, ohne daß sich der korrumpierende Einfluß der Moral geltend machte. Handelt es sich um eine Frage der künstlerischen Entwicklung, so sind wir moralisch; handelt es sich um praktische Neuerungen, so sind wir moralisch; und stirbt einer am Fieber, so stecken wir ihn überdies noch mit Moral an. Aber wir sind so moralisch, daß wir nicht ausschließlich unseren Priestern das Vergnügen gönnen, um unser Seelenheil besorgt zu sein, sondern dieses rechtzeitig auch unseren Kriminalisten in Obhut geben, und daß wir darum Dinge, die eigentlich nur vor den obersten Richter gehören und wahrscheinlich nicht einmal ihn interessieren, schon vorher bei drei Instanzen zu vertreten haben. Da ist etwa der bekannte und mit Recht beliebte außereheliche Beischlaf. Durch ihn fühlt sich fast immer eine oder die andere Behörde beleidigt. Da ist das Naturrecht der Frau, die Summe ihrer ästhetischen Vorzüge an wen sie will zu verschwenden oder von wem sie will sich in eine geltende Währung umsetzen zu lassen. Weil es eine rein moralische Angelegenheit ist, mischt sich die Behörde hinein. Natürlich schämt sie sich ihrer Indiskretion und schützt hygienische Interessen vor. Tut so, als ob sie es den Seelenheilgehilfen überließe, sich um die Preisgabe des Leibes zu bekümmern, und protzt mit der Wahrung gesundheitlicher Interessen. Sie lügt. Ihr Ausdruck »Schandlohn« straft sie Lügen. In Wahrheit hat sie an dem Problem der Prostitution kein anderes Interesse, als mit dem Knüppel der Moral die Hygiene totzuschlagen. Sie begräbt ihre Pestleichen bei Nacht, so daß man zwar angesteckt werden kann, aber wenigstens nicht weiß, woher man die Pest hat. Ihre Prophylaxis

heißt Finsternis. Unheilbar liegt die Menschheit an Heuchelei darnieder, und die Ärzte verordnen Quecksilberkuren.

An der Gottesgabe des Weibes, genußspendend zu genießen und ohne zu genießen Genuß zu spenden, übt männliche Unzulänglichkeit, die sich mit geistigen Vorzügen schwerer zur Geltung bringt, ihre Rache. Kläglichster Konkurrenzneid hat die Prostitution als der Übel größtes erklärt, weil ihm die Prostituierbarkeit als der Güter höchstes erscheint, und das Feigenblatt des Neides heißt sittliche Entrüstung. In Acht erklärt ist der unschätzbare Besitz der Menschheit an Anmut und elementarster Natur. Um ihn herum ein Stachelzaun, hinter dem die Gesellschaftsordnung beginnt. Aus ihr preschen, wenn's dunkel wird, Scharen der Verächter in jenen unheiligen Bezirk. Die aber darin wohnen, führt kein Weg in die Gesellschaftsordnung. Oft klebt das Blut solcher, die nicht den Stolz des Verbanntseins fühlen können, am Stachelzaun. Immer aber schießen die von der Gesellschaftsordnung hinüber; verachten die Ausgestossenen bei Tag, weil diese sich nachts ihre Liebe gefallen lassen mußten. So bewahren die drüben eine heroische Passivität seit Jahrtausenden gegen die Gesellschaftsordnung, die täglich neue Tücken gegen sie ersinnt. Sie lassen sich nicht aus den Bahnen ihrer Naturbestimmung weisen. Hätten sie wirklich, wie der Moralistenwahn behauptet, ein ethisches Gut verloren, verwetteten sie durch Preisgabe ihres Leibes wirklich das, was der christianisierte Zulukaffer »Seelenheil« nennt, sie wären wahre Heldinnen der Tat; denn sie opferten lustlos ihr Innerstes fremder Lust. Aber sie spüren einem großartigen Naturwillen zufolge nicht die Insulte der Zärtlichkeit und tragen die Insulte der Verachtung. Sie stehen täglich im Kugelregen des sozialen Hochmuts, der ihnen selbst Krankheiten unbedenklich zuschiebt. Und die den Freudenbecher gewährt, sterben

an dem alkoholischen Gifttrunk, den ihnen die christliche Nächstenliebe reicht . . .

Muß es eine Sittlichkeit in dieser Welt der Finanzdiebe und Journalisten geben, so sei gefragt, ob nicht die Hure, die Ächtung und Ansteckung um einen — ja, verwendet nur die Terminologie — Schandlohn riskiert, sittlich tausendmal höher steht, als etwa jene Schufte, die all der Jammer, der sie im Hause Riehl um Hilfe bat, ungerührt ließ und die sich, nach Verabreichung des »Schandlohns« an die Ausbeuterin, aus Rücksicht auf ihre »soziale Stellung« von ihren menschlichen Verpflichtungen gedrückt haben! Wie grotesk nimmt sich neben der Größe solchen Erduldens die humanitäre Schäbigkeit dieses Polizeitalters aus, das sich zu den »Verlorenen« herabläßt, sie mit Sittensprüchen wie »Werden Sie anständig!«, »Ergreifen Sie einen ehrlichen Beruf!« sozusagen blitzt!

»Den Verachtetsten unter den Verachteten Schutz zu gewähren«, heischt eine Verteidigerphrase. Aber »schützen« heißt hier einzig und allein: Nicht verachten! Alle Reform der Sittenpolizei, die nicht deren Abschaffung bezweckt, ist von übel. Der Begriff »Prostitution« ist aus dem Strafgesetz beinah verschwunden, er hat auch aus dem Interessengebiet der Verwaltung zu verschwinden. Zum hundertsten Mal: Es gilt hier nur Rechtsgüter der Gesundheit, der freien Willensbestimmung und der wirtschaftlichen Sicherheit zu hüten! Die Moral hat eher in Fragen des Maschinenbaus dreinzureden, als in Fragen des Geschlechtsverkehres. Ob eine Frau ihren Leib verschenkt, für Stunden oder für Jahre vermietet, sich ehelich oder außerehelich verkauft, geht den Staat nichts an. Ob die Prostitution eine Krankheit der Seele ist, geht ihn nichts an. Aber die venerischen Krankheiten, die ihn angehen, sind nicht eine Folge der Prostitution, sondern des Geschlechtsverkehrs. Da ein Verbot des Geschlechtsverkehrs doch ziemlich

aussichtslos und einigermaßen gefährlich ist, müssen andere Mittel gefunden werden, die Infizierung der Menschheit mit den venerischen Giften sicherer zu hindern, als es durch revidierende Polizeiärzte bisher geschah. Die Richtung, in der man zu suchen hat, kann nur diese sein: Schaffung eines Gesetzes, das die wissentliche Übertragung einer venerischen Krankheit — namentlich an den Männern — mit schwerer Ahndung bedroht. Man wird einwenden, daß eine Frau, die selbst gesund bleibt, die Infektion übertragen kann, daß erpresserischem Mißbrauch eine neue Tür geöffnet würde u. s. w. Solcher Möglichkeit wäre durch den Meldezwang für venerische Krankheiten beizukommen, die eine idiotische Schamhaftigkeit noch nicht in die Gefahrsklasse von Blattern, Flecktyphus, Diphteritis etc. eingereiht hat. Aufhebung der Schweigepflicht des Arztes, der heute den Eltern der Braut nicht verraten darf, daß sie ihre Kinder einem syphilitischen Vater verdanken wird. Nicht »Fort mit der Prostitution!«, aber fort mit einer Sexualethik, die die Käuflichkeit der Lust unter die Strafsanktion der Auswucherung und die Lust unter die Strafsanktion der Seuche gestellt, die die Syphilis geradezu als ultima ratio gegen die »Unzucht« sich erhalten hat! Fort mit der Schamhaftigkeit, die die körperliche und geistige Gesundheit der Völker seit fast zwei Jahrtausenden untergräbt! Auch die geistige. Denn die Natur hat dem Weib die Sinnlichkeit als den Urquell verliehen, an dem sich der Geist des Mannes Erneuerung hole. Die Gründer der Normen aber haben das Verhältnis der Geschlechter verkehrt, die habituelle Sexualität der Frau in die Konvention geschnürt und die funktionelle Sexualität des Mannes schrankenlos ausarten lassen. So ist die Anmut vertrocknet und der Geist. Der Frau sind Würde und Bewußtheit vorgeschrieben, dem Mann ein tierisches Sichausleben gestattet. Darum kanalisiert er den herrlichen Wildstrom weiblicher Sinn-

lichkeit für seine uninteressanten Bedürfnisse, und sein Gehirn geht leer dabei aus. Es gibt noch Sexualität in der Welt, sie ist aber nicht die triumphierende Entfaltung einer Wesenheit, sondern die erbärmliche Entartung einer Nebenfunktion. Die Natur des Weibes ist geknebelt, und die Schweinerei des Mannes dominiert. Naturalia sunt turpia, und darum stehen die turpia im Flor.

Der Kontrast, in dem heute der Vollbesitz von fünf Sinnen zu einer Weltanschauung ruht, die noch immer die Natur mit der Mistgabel der Moral austreiben oder mit der sozialen Heilslehre einschläfern möchte, treibt die Erkenntnis bis an jene Grenze des Humors, an der die tragische Verzweiflung beginnt. Tamen usque recurret! Das ist die Hoffnung, die uns bleibt. Ein Blick aus dem Auge des Freudenmädchens ist siegreicher als eine Welt in Waffen. Die Liebe ist höchstens durch Gewissensbisse gewürzt, und Gewissensbisse sind die sadistischen Regungen des Christentums. So hatte Er's nicht gemeint. Aber auch gesprochen: »Wahrlich, ich sage euch, Zöllner und Huren werden eher in das göttliche Reich kommen als ihr.« Da sie aber auf Erden das »Ärgernis« vermeiden wollen und Jene in geschlossenen Häusern verbergen, die vor ihnen in das göttliche Reich kommen werden, so gilt ihnen sein Wort: »Wehe euch, ihr Heuchler, die ihr die Becher und Schüsseln auswendig reinlich haltet, inwendig aber ist es voll Raubes und Fraßes.« Da sie aber die Freude den Menschen neiden, so gilt ihnen sein Wort: »Wehe euch, ihr Heuchler, die ihr das Himmelreich zuschließet vor den Menschen; ihr selbst gehet nicht hinein, und die hinein wollen, lasset ihr nicht hinein« . . . Lückenlos ist das Gebäude einer Ethik nicht, das ein Naturtrieb in seinem Grund erschüttert und dessen Bewohner stets gern dort hinausfinden, wo der Zimmermannssohn ein Loch gelassen hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel'

Wien, IV. Schwindgasse 3 (Telephon 7857, Postsparkassen-Konto Nr. 57.884)

als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	K 9.—
» »	18 » »	» 4.50
» das Deutsche Reich,	36 » »	» 10.50
» » » »	18 » »	» 5.25
» die Länder d. Weltpostv.,	36 Nummern, portofrei	» 12.—
» » » »	18 » »	» 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl v. Nummern.

Kommissionsverlag für Deutschland:

Otto Maier, Leipzig

Stephansstraße Nr. 12.

Hauptvertretung für Berlin:

Segler & Co.

Groß-Buch- und Zeitungshandlung

BERLIN SW 68, Lindenstraße Nr. 3.

Im Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 30 Pf.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 210, 31. Oktober): Die Reverenz. — Die sozialdemokratische Religion. Von Karl Hauer. — Die gesellschaftliche Notzüchtigung. Ein Ultimatum. Von Robert Scheu. — Deutsche im Ausland. Von Erich Mühsam. — Antworten des Herausgebers. Aus unserem Parlament; Schülervorstellungen; Die entwendete Bisexualität; Das Rathaus von Köpenick; Von einem Sittlichkeitskongreß; Mein Schutzer).

Krondorfer natürlicher alkalischer SAUERBRUNN
CARL GÖLSDORF k.u.k. Hoflieferant
Karlsbad, Badeverwalt. Wien IX. Krondorf, Berlin.

Im Verlage „Die FACKEL" sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität

Preis jeder Broschure 40 h, portofrei 50 h.

Atelier Kosel

Wien, I.

Aspernplatz Nr. I.

Künstlerische Porträtphotographien.

Unterrichtsstätte für Amateurphotographen.

Erste österr. Anstalt für Gummidruck.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel Wien, III Hintere Zollamtsstrasse 3.

Nr. 212. 23. November 1906 VIII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

INHALT:

Das tausendjährige Reich. Von August Strindberg.

Brandes, Stein und Marmorek. – Das Deutschmeisterdenkmal. – Gerichtspsychiatrie. — Caruso im Affenhaus. — Trost für Köpenick. – Roda Roda Roda etc. — Der stürmisch-karge Beifall. — Ein englisches Urteil über die Wiener Kunstindustrie. — Ein Musikkritiker. — Ein Fall von Konsequenz. – Politische Arithmetik. — Die Folgen des Prozesses Riehl.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL', IV. Schwindgasse 3.

VITA

REINSTE
NATÜRLICHE
NATRON-QUELLE

Die „Vita-Quelle" wirkt vorzüglich bei harnsaurer Diathese, Gicht, Rheumatismus und Blasenleiden. In überraschender Weise behebt sie die hartnäckigsten Magenkatarrhe, beseitigt prompt das peinigende Sodbrennen und ist ein Stoffwechsel-Regulator von höchster Vollkommenheit. Vorrätig in allen Apotheken und Depôts.

Generalvertrieb durch die Mineralwasser-Großhandlung

S. Ungar jr., k. u. k. Hoflieferant, Wien I.

Jasomirgottstraße 4.

Prospekte, Analysen und Beschreibungen gratis und franko.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801)
versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

Im Verlage **„DIE FACKEL"** sind unter anderem erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Karl Kraus:
Sittlichkeit u. Kriminalität
Irrenhaus Österreich
(Die Affaire Coburg)

Der Fall Hervay
Die Kinderfreunde
(Zum Prozess Beer)

Preis jeder Broschüre 40 h, portofrei 50 h.

Alleinige Annoncen-Annahme durch die Annoncen-Expedition

Die Fackel

Nr. 212 WIEN, 23. NOVEMBER 1906 VIII. JAHR

Das tausendjährige Reich. *)

Von **August Strindberg.**

Im Jahr 998 war Rom ein deutsches Kaisertum geworden und der deutsche Kaiser war Römer geworden. Otto III., von seiner griechischen Mutter Theophano erzogen, hatte ihren Geschmack für die südlichen Länder geerbt, und darum wohnte er meist in seinem Palast auf dem Mons Aventinus, richtete sich als Kaiser ein und hegte Pläne, Rom in die Hauptstadt des deutschen Reiches zu verwandeln. Der Kaiser war jetzt zwanzig Jahre alt, ehrgeizig, phantastisch, fromm und grausam.

Während seiner Abwesenheit war der alte Römergeist erwacht und der edle Senator Crescentius hatte sich als Volkstribun aufgestellt, Rom von den Deutschen befreit, den Papst Gregorius V. vertrieben und Johannes XVI. eingesetzt.

Der Kaiser kehrte schnell nach Rom zurück, nahm Crescentius mit seinem Papst gefangen und ließ darauf ein lebendiges Schauspiel den Römern aufführen, dessen gleichen sie noch nie gesehen hatten, wohl aber ihre Väter.

Der Leoninische Stadtteil, der die vatikanischen Hügel mit der ältesten Peterskirche und einem päpstlichen Palast, der abwechselnd mit dem lateranischen benutzt wurde, umfaßte, hing mit der Stadt durch den pons Aelius oder die Brücke Hadrians zusammen. Am Brückenkopf auf der Stadtseite lag das Grab Hadrians, ein turmähnliches Gebäude, in dem die Kaiser bis zu Caracalla begraben wurden. Als die Goten Rom einnahmen, wurde das Grab Festung und blieb es lange.

---

*) Aus der schwedischen Handschrift übersetzt von Emil Schering.

Als die Römer an dem denkwürdigen Morgen des Jahres 998 erwachten, sahen sie zwölf große Holzkreuze auf der Burgterrasse Hadrians errichtet. Ganz oben war der Erzengel Michael mit gezogenem Schwert zu sehen, der seinerzeit von Gregorius dem Großen aufgestellt war.

Auf der Aeliusbrücke war viel Volk versammelt, um zu schauen, und unter ihnen ein französischer Kaufmann und ein gotischer Pilger, der von Westen über den leoninischen Stadtteil gekommen war.

Die Sonne war längst aufgegangen, und das Schwert des Erzengels flammte.

— Was sind das für Kreuze dort? fragte der Pilger, die Augen beschattend.

— Zwölf sind es! Sollen sie vielleicht die zwölf Apostel bedeuten?

— Nein, die haben wohl ausgelitten; und der fromme Kaiser kreuzigt die Jünger des Herrn nicht von neuem.

— Ja, der Kaiser! Der Sachse! — Weder der Gote noch der Langobarde noch der Franke sollte Rom bekommen, sondern der Sachse aus dem verfluchten Volk, das Karl der Große von der Erde ausgerodet zu haben glaubte — er sandte zehntausend nach Gallien hinein, um den Feind mit diesen Wilden zu beglücken, und er enthauptete viertausendfünfhundert an einem Tag, ohne eine schlaflose Nacht davon zu haben. Wunderbar sind die Wege des Herrn!

— Die Letzten werden manchmal die Ersten . . .

— O Herr Jesus, Erlöser der Welt, es bewegt sich etwas am Kreuz! Siehst du!

— Ja, bei Gott . . . Nein, ich kann es nicht sehen! Es sind gekreuzigte Menschen!

Es standen zwei Römer neben den Fremdlingen.

— Hermann, du bist gerächt! sagte der eine.

— War Arminius Sachse? wandte der andere ein.

— Wahrscheinlich, da er im Harz wohnte.

— Vor tausend Jahren ging Thusnelda hier auf den Straßen im Triumphzug des Germanicus und trug den ungeborenen Thumelicus unter ihrem Herzen. Daß tausend Jahre nötig sind, um sich zu rächen!

— Tausend Jahre sind ja wie ein Tag! Aber gleichwohl sind nicht diese unsere römischen Brüder am Kreuz auch Märtyrer für Roms Freiheit?

— Märtyrer für u n s e r Recht; aber diesmal hatten sie Unrecht, weil es den Göttern so gefiel.

Jetzt änderte sich die Szene! Unterhalb der Burg wurde der Volkshaufe von einem Soldatenhaufen geöffnet. Rücklings auf einem Esel kam Papst Johannes XVI. angeritten. Seine Ohren waren abgeschnitten, seine Nase ebenfalls, und seine Augen waren ausgestochen. Es war ein kläglicher Anblick, der noch gräßlicher dadurch gemacht war, daß eine Schweinsblase über seinem Kopfe im Winde wehte.

Das Volk schwieg und schauerte zusammen, denn es war doch immer Christi Statthalter, der Nachfolger Petri, jedoch ohne ein Märtyrer zu sein.

Ein Sicilianer stand auf der Brücke neben einem Juden. Der Sicilianer war Muhamedaner, denn Sicilien war damals im Besitz der Muhamedaner, und zwar seit hundert Jahren ungefähr.

— Der muß wohl für seine Vorgänger leiden! sagte der Jude, das ist ja der christliche Glaube: satisfactio vicaria.

— Gelitten muß werden, antwortete der Saracene; und ich weine nicht, daß die Pornokratie ein solches Ende nimmt! Hundert Jahre haben die Päpste wie Kannibalen gelebt. Du erinnerst dich an Sergius III., der mit der Hure Theodora und ihren Töchtern lebte, und Johannes X. fährt fort mit Mutter und Tochter Marozia, die mit eigener Hand zuerst seinen Bruder tötet und dann den Papst mit einem Kissen erstickt. Johannes XII. war nur neunzehn Jahre alt, als er Papst wurde. Er ließ sich bestechen, und hat einen Zehnjährigen in einem Stall zum Bischof geweiht; beging Blutschande mit der Konkubine des Vaters und verwandelte den Lateran in ein Bordell! Er spielte Karten, trank und schwur bei Jupiter und Venus . . . Ja, das weißt du wohl!

— Ja, antwortete der Jude, die Christen leben in Gehenna, seit sie den einzigen und wahren Gott verlassen haben. Die Toren haben uns jedoch die Messiasverheißung gestohlen, aber die Verheißung Abrahams haben wir noch. Rom ist ein Irrenhaus, Deutschland ein Schlachthaus und Frankreich ein Hurenhaus! Erfreulich ist es aber jedenfalls, wie sie sich gegenseitig umbringen.

Er setzte sich aufs Brückengeländer, um besser sehen zu können, was jetzt folgte.

Zwischen den zwölf Patrioten, die sich an den Kreuzen wie Angelwürmer wanden, zeigten sich jetzt fünf rotgekleidete Männer und zimmerten eine Estrade auf.

— Das sind die Henker — auf dem Kaisergrab! sagte der Jude. Gegen Crescentius habe ich nichts, das war ein nobler Mann, der für den römischen Staat kämpfte; aber es ist immer ein Christ weniger!

— Die Christen haben immer zwei Arten der Erklärung, warum ein Mensch leidet. Ist er unschuldig, so ist die Qual eine Prüfung, und ist er schuldig — ja dann verdiente er sein Schicksal! Jetzt kommt er!

Crescentius, der letzte Römer, wurde vorgeführt. Sein Kopf fiel, und damit war Rom deutsch oder Deutschland römisch — bis 1806.

Und am Nachmittag desselben Tages wurde die neue Papsternennung, denn Wahl konnte man nicht sagen, bestätigt, und damit war Gerbert, der Auvergnat, Papst unter dem Namen Silvester II.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Kaiser saß in seinem Palast auf dem Aventin und wagte nicht auszugehen, denn die Römer haßten ihn.

In der kleinen Zelle am Abhang des Berges, wo sein eben getöteter Freund, der Missionär und Märtyrer Adalbert von Prag, gewohnt hatte, schloß er sich mit seinem Lehrer, dem neuen Papst Silvester II., ein.

Dieser Franzose hatte in Cordova studiert, wo die Kalifen eine Universität errichtet hatten und wo man arabische Wissenschaft lehrte, auf der Grundlage jedoch von griechischer und indischer Weisheit. In Rheims hatte er dann selber Philosophie, Mathematik, Astronomie und Chemie gelesen. Wurde Abt in Bobbio, Erzbischof in Rheims und Ravenna, und nachdem er auf mehreren Kirchenversammlungen gegen den Verfall des Papsttums aufgetreten war, ward er deutscher Papst in Rom.

Die Aufregung nach der Hinrichtung des Crescentius zwang ihn, auf dem Aventin bei seinem Schüler, dem Kaiser, Schutz zu suchen, und aus der Zelle des kleinen Klosters neben der Kapelle Adalberts lenkte er die Schicksale Europas, während er sich in

freien Augenblicken seinen Wissenschaften widmete, meist der Astronomie und Chemie, weshalb er in den Ruf eines Schwarzkünstlers kam.

Eines Nachts, als er, in Gedanken versunken, an seinem mit Briefen überschwemmten Schreibtische saß, trat der Kaiser ein, ohne vorher seinen Besuch angesagt zu haben. Es war ein hoch aufgeschossener Jüngling, in eine höchst ungewöhnliche Tracht gekleidet, eine Dalmatica, die mit Bildern aus dem Buch der Offenbarung bemalt war, dem wilden Tier und der Hure, dem Buch der Insiegel und dergleichen mehr.

— Laß mich sprechen, sagte er, ich kann nicht schlafen.

— Was ist geschehen, mein Sohn?

— Briefe sind angekommen, Warnungen, Träume.

— Erzähle!

— Ja, du hörst mich an, aber du glaubst mir nicht, wenn ich die Wahrheit sage, und du hast eine Furcht vor allen neuen Gedanken . . .

— Was Neues unter der Sonne? Sagt nicht der Kirchenvater Augustinus sogar über unsere heilige Glaubenslehre: »Was man in unseren Tagen Christentum nennt, gab es bereits bei den Alten und hat es immer gegeben, seit Entstehung der Menschheit bis zu Christi Geburt, als man begann, Christentum die wahre Religion zu nennen, die vorher schon existiert hatte. Christi Wahrheiten sind nicht anders als die alten, sondern sind dieselben, nur mehr entwickelt.«

— Hereticus, Ketzer, hüte dich! Du weißt nicht, was in der Welt geschieht.

— Laß hören!

— Pilger aus mehreren Ländern sind hier angelangt und erzählen von Wahrzeichen, Gesichten und Wundern. So ist im südlichen Frankreich Pest und Hungersnot ausgebrochen, so daß Menschenfleisch im Schlächterladen verkauft wurde; in Deutschland hat man eine eiserne Rute in Feuer am Himmel gesehen; und hier in Italien hat man wieder diese Wallfahrten ohne Ende begonnen. In Jerusalem ist die Kirche des heiligen Grabes geplündert und der Tempel des »Großen Betrügers« ist errichtet worden. Das Volk, die ganze Christenheit bebet; denn sie haben in den liederlichen Päpsten des letzten Jahrhunderts, die von Huren

gewählt sind, den Antichrist gesehen. Christi Gesandter wird ermordet, ja mein Freund Adalbert war der letzte oben in Polen; die Heiden haben alle Eroberungen Christi in Asien und Afrika wieder zurückgenommen; das Volk des »Betrügers« sitzt in Spanien, auf Sicilien, hier in Neapel und bedroht Rom. Das kann nichts anderes bedeuten, als daß das Gericht und der Untergang der Welt bevorsteht, wie sie die Apokalypse verkündet hat.

— So, die alte Geschichte taucht wieder auf!

— Geschichte? »Geh, Satan, denn du findest kein Gefallen an Dingen, die von Gott sind, sondern an denen, die von Menschen sind.«

— Nennst du mich Satan?

— Ja, wenn du das Wort verleugnest. Steht nicht in Johannes' Offenbarung dies: »Und wenn tausend Jahre vollendet sind, wird der Satanas los werden aus seinem Gefängnis. Und wird ausgehen, zu verführen die Heiden an den vier Enden der Erde, den Gog und Magog . . .« Da hast du die nordischen Völker, die jetzt in England, der Normandie, auf Sicilien sitzen . . . Ist nicht Theodora die große babylonische Hure, ist nicht der Betrüger Mahomed das wilde Tier . . .

— Warte, mein Sohn, ich möchte einen Vers aus demselben Kapitel zitieren! Dort steht unmittelbar vorher, daß »wer teil hat an der ersten Auferstehung, mit Christus tausend Jahre regieren wird«. Also beginnt jetzt das tausendjährige Reich und kann mithin nicht enden.

— Das alte endet und das neue beginnt!

— Eben! Das alte dunkle ist vergangen, und wir stehen vor Christi zweiter Wiederkunft auf Erden! Wenn du dich still in der Hoffnung hieltest, würdest du das neue sehen!

— Ich glaube nicht ein Wort von dem, was du sagst. Das letzte Jahr des Jahrtausends ist da, und jetzt gehe ich hinaus in die Einöde, um mit Fasten, Gebet und Buße den Tag des Herrn und die Ankunft meines Erlösers zu erwarten. Ich werde beten für dich, mein Vater, aber hier trennen sich unsere Wege, und du siehst mich nicht mehr!

Der Kaiser ging, und Silvester blieb allein.

Ich warte! sprach er zu sich selbst. Aber während der Zeit ordne ich unsere weltlichen Angelegenheiten!

Und er entfaltete eine Karte von der damals bekannten Welt. Mit einer roten Kreide verteilte er Kreuze und Kronen, meist im Norden, über Jerusalem aber zeichnete er eine Fahne mit einer Lanze.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das Jahr 999 näherte sich seinem Ende und die Christenheit lebte in einer Todesangst. In Rom und Umgegend hatte alles Leben aufgehört. Der Acker wurde nicht besäet, sondern lag im Unkraut; der Handel stockte; die Läden waren geschlossen. Wer etwas besaß, verschenkte es, und mußte noch den Empfänger suchen. Die Kirchen standen Nacht und Tag offen, drei Monate lang, und es war wie Sonntag jeden Tag; auch weil man seine besten Kleider verbrauchte, da es keinen Zweck hatte, sie zu behalten, und da man gekleidet sein wollte, um den Erlöser bei seiner Ankunft zu empfangen.

Man hatte Weihnachten mit ungewöhnlicher Andacht gefeiert, und die Menschen lebten in friedvoller Eintracht. Die Wache der Stadt hatte nichts zu tun, denn der Schreck vor dem was kommen würde, hielt Zucht und Ordnung; man schlief hinter offenen Türen und niemand wagte zu stehlen oder zu betrügen; das brauchte man auch nicht, denn wer etwas verlangte, erhielt es geschenkt; die Bäcker teilten das Brot umsonst aus, und beim Gastwirt gab es unbegrenzten Kredit; und Schulden wurden nicht eingetrieben. Die Kirchen waren Tag und Nacht überfüllt; Beichte und Absolution, Messen und Abendmal gabs den ganzen Tag über.

Der Tag vor Neujahrsabend war da. Die Ansichten über die Natur der Katastrophe waren geteilt; entweder kam sie als Flut oder als Erdbeben; aber die meisten Einwohner hielten sich draußen im Freien auf, einige auf ebenem Boden, andere auf den Hügeln; alle aber richteten die Blicke gen Himmel.

Das Marsfeld war am Morgen voll von Menschen, und eine Gruppe hatte um einen Holzstoß einen Kreis gebildet; ein verrückter Mann stand auf dem Holzstoß und redete, einen Stoß Papiere und ein Pergament in der Hand. Es war ein reicher Bürger, der drei Monate lang Buße und Besserung geübt hatte und jetzt, einem Skelett ähnlich, dem kommenden Zorn entgehen wollte. Er hatte deshalb einen ganzen Arm voll trockenen

Holzes herbeigeschleppt, unter dem Vorwand, er wolle allen Lastträgern und Zugtieren Wärme geben. Da der eine sich nicht darum kümmerte, was der andere tat, ließ man ihn gewähren.

Neben dem Scheiterhaufen stand der Überrest eines alten Rednerstuhls und auf den stellte er sich, nachdem er das Feuer angesteckt hatte.

— Im Namen des ewigen Gottes, sprach er; so wie ich jetzt diese Schuldscheine verbrenne, wird der Herr, mein Gott, meine Schulden aus dem Buch des Lebens streichen. Für alle Leiden, die ich anderen verursacht, werde ich jetzt selber leiden. Reinigen des Feuer, verbrenn meinen elenden Körper mit allen seinen Sünden; steigende Flammen, lasset mich euch hinauf folgen! Herr Jesus, nimm meinen Geist auf!

Er machte einen Sprung vom Rednerstuhl und fiel mitten in die Flammen, wo er auf den Knieen liegen blieb, bis er erstickte und es mit ihm zu Ende war.

Auf dem Forum sah man einen Mann mit einer Brechstange an einem Schutthaufen arbeiten, der ihn verschütten sollte. »Sagt zu den Bergen: bedeckt uns!« sang er.

Vom Pons Sublicius sprang ein junges Paar in den Fluß, in einer Umarmung, die der Tod in den Wellen nicht lösen konnte.

Zur Mittagszeit wurden die Gefängnisse geöffnet und die Gefangenen wurden wie Helden und Märtyrer aufgenommen. Sie wurden in die Häuser der Vornehmen geführt, mußten sich zu Tisch setzen, und Senatoren und deren Frauen wuschen ihnen die Füße.

— »Alle sind wir Sünder und haben nichts, dessen wir uns rühmen könnten!« Diese Gefangenen haben ihre Strafe erlitten, während wir frei herumgingen!

So sprach man.

Niemals hatte die Menschenliebe und die Barmherzigkeit sich so gezeigt, seit den ersten Tagen des Christentums nicht.

Jetzt wollten die Kranken in den Hospitälern unter freien Himmel hinaus, und ihre Betten wurden auf Straßen und Märkte getragen. Alles was lebte, wollte unter freien Himmel, und die Familien brachten die Möbel auf die Straße.

Vögel wurden aus ihren Käfigen gelassen, und die Pferde aus den Ställen. Zuerst liefen die in der Stadt herum, als sie aber

die frische Luft witterten und die Stadttore erreicht hatten, machten sie sich auf den Weg nach der Campagna, um einige grüne Stellen zu suchen; manche aber blieben in der Stadt und lagen hier und dort herum, während die Kinder auf ihre Rücken kletterten.

Die Kinder waren die einzigen, die keine Furcht hegten. Sie sprangen und spielten wie sonst, sich über die Freiheit und das Ungewöhnliche freuend. Niemand mochte sie züchtigen, und da sie nicht verstanden, wovon die Rede war, blieben sie sorglos und spielten ihre Spiele.

Der Neujahrsabend war gekommen, und die Angst war gestiegen. Man sah Herren und Diener einander weinend umarmen, während die einen ihre Härte, die andern ihre Unehrlichkeit bekannten. Alte Feinde, die sich auf der Straße trafen, faßten sich bei den Händen, und einander wie Kinder führend, wanderten sie auf und nieder, Loblieder singend.

Es war wie im goldenen Zeitalter oder so, wie sich die Kirchenväter das tausendjährige Reich gedacht hatten.

Die Luft war mild wie an einem Frühlingstag, und der Himmel war klar bis zum Mittag. Da bewölkte es sich.

Niemand aß, niemand trank, alle aber nahmen Bäder und kleideten sich festlich. Am Nachmittag zogen Prozessionen von Priestern und Mönchen durch die Stadt und sangen Litaneien, in die das Volk einstimmte.

»Kyrie eleison!« erschallte es über die ganze Stadt. »Herr, erbarme dich, Christus, erbarme dich!«

Ganz Rom bereitete sich auf seine Hinrichtung vor.

Es gab aber eine Schar Ungläubige und Verkommene, die nichts Neues erwarteten; die hatten sich unten in den Katakomben und Ruinen versammelt, wo sie Bacchanale und Orgien abhielten.

In den Ruinen von Neros goldenem Haus hatten die Libertins und Dirnen der Stadt ein Symposion in großem Stil veranstaltet. Mitten auf dem Boden brannte ein Feuer, das von Tischen und Bänken umgeben war. Essen und Wein gabs im Überfluß, denn man brauchte nur zu nehmen aus Vorratskammer und Keller. Es gab Musik, Gesang und Tanz, und als Zwischenspiel genoß mans, wie Fledermäuse und Eulen sich am Feuer verbrannten und lebendig gebraten wurden.

Die Freude war laut, aber nicht ungezwungen. Auch hier wurde philosophiert und prophezeit:

– Heute kommt kein jüngstes Gericht, meinte ein junger Mann, der ein Nachkomme Kaiser Neros hätte sein können.

– Übrigens, wenn es kommt, schlimmer als wir es im Leben gehabt haben, kann der Tod es uns nicht bieten.

– Ich habe immer gefunden, wir sind in der Hölle gewesen! Kopfschmerzen jeden Morgen, Schulden und Schande, etwas Gefängnis ab und zu.

– Der Kaiser sitzt nackt in einer Grotte am Fuß des Soracte . . .

– »Vides ut alta stat nive candida, Soracte!«

– »Mitten im Wort entfleht uns das neidische Leben! Nütze den Tag und trau nicht dem nächsten.!«

– Und der Papst wird die Mitternachtsmesse halten! Er, der nicht dran glaubt.

– Aber er muß gute Miene machen und so tun . . .

– Von einer weiß ich, daß sie heute nicht in die Messe geht . . .

— Das ist die schöne Stephania, die Witwe des Crescentius. . .

— Aber wachen tut sie, wie die Rache . . .

— Diese Teutonen, was haben sie in Rom zu tun! Ich wünschte, der Wirt dieses goldenen Hauses stände von den Toten auf. Das war der letzte Römer!

— Ein Mann war es, der mit seinen Feinden nicht schön tat! Er fürchtete nichts zwischen Himmel und Erde, nicht einmal den Blitz. Der schlug einmal in seinen Speisesaal ein, als er zu Tisch lag. Wisst Ihr, was er sagte? Prost! sagte er und erhob seinen Becher.

In diesem Augenblick fiel ein erhitzter Stein vom Gewölbe herab und ins Feuer hinein, daß die Funken sprühten. Aber durch das entstandene Loch drang der Nachtwind hindurch und wirbelte den Gästen den Rauch ins Gesicht; zuerst fanden die das Abenteuer lustig; bald aber wurden sie genötigt, die Höhle zu verlassen.

— Laßt uns hinausgehen und uns den Weltuntergang ansehen! schrie einer von den Jünglingen.

Und der Zug bildete sich aus Bacchanten und Mänaden, ein gefüllter Weinschlauch an der Spitze, Flötenspieler hinterdrein und alle Gäste mit Bechern in der Hand.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Unten in der alten Basilika des Sankt Peter stand der Papst vorm Altar und verrichtete die stille Mitternachtsmesse.

Die Kirche war überfüllt, und die Menschen lagen auf den Knien. Die Stille war so tief, daß man den flüsternden Laut von dem weißen Hemdärmel des Offizianten hörte, wenn er den Kelch hob. Aber da war auch ein anderer Laut zu hören, der gleichsam die letzten Minuten des Jahrtausends ausmaß. Er klang wie der Puls im Ohr des Fieberkranken und schlug ebensoviele Schläge. Die Tür der Sakristei stand nämlich offen und die große Uhr die dort hing, tickte so ruhig und sicher, einmal in der Sekunde Der Papst, der ein ebenso ruhiger Mann war, hatte wahrscheinlich die Tür offen stehen lassen, um die höchste Wirkung in dem großen Augenblicke zu erzielen, denn sein Gesicht war leichenweiß vor Erregung, rührte sich aber nicht und seine Hände zitterten nicht.

Die Messe war aus und ein Todesschweigen trat ein. Man erwartete, der Diener des Herrn am Altar würde einige Worte des Trostes sagen; aber er sagte nichts; war nur in Gebet versunken, wie es schien, und hatte die Hände gen Himmel gestreckt.

Die Uhr tickte, das Volk seufzte, aber nichts geschah. Wie Kinder, die sich im Dunklen fürchten, lag die Gemeinde mit dem Gesicht auf dem Boden und wagte nicht aufzusehen. Angstschweiß tropfte von vielen eiskalten Stirnen, eingeschlafene Knie schmerzten oder wurden gefühllos, als seien sie abgenommen.

Da hörte plötzlich die Uhr auf zu ticken. . . . War das Werk ausgelaufen? War es ein Wahrzeichen? Sollte alles stehen bleiben, die Zeit zu Ende sein, und die Ewigkeit beginnen? Aus der Gemeinde waren einige Ansätze zu Geschrei zu hören, und vom Entsetzen getötet, fielen einige Körper auf den steinernen Fußboden. Da begann die Uhr zu schlagen: eins, zwei drei, vier . . . Der zwölfte Schlag schlug, hatte geschlagen, war verklungen, und ein neues Todesschweigen folgte.

Da drehte sich Silvester um, und mit dem stolzen Lächeln eines Siegers streckte er die Hände zum Segen aus. Im selben

Augenblick läuteten alle Glocken, fröhlich jubelnd, und vom Emporium der Orgel erschallte ein Chor von Stimmen, jungen und alten, etwas unsicher anfangs, bald aber fester und heller:

— Te Deum Laudamus!

Die Gemeinde stimmte ein, aber es dauerte eine Weile, ehe die erstarrten Rücken sich gerade machen konnten, und bis man sich von dem Anblick der vor Schreck Gestorbenen erholt hatte.

Der Gesang war aus, und die Menschen fielen sich in die Arme, weinten und lachten wie Wahnsinnige und gaben sich Friedensküsse.

So endete das erste Jahrtausend nach Christi Geburt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der kleinen Burg Paterno am Soracte hatte der Kaiser die Weihnachtswochen und den Neujahrsabend unter strengsten Fasten und Bußübungen zugebracht. Als aber der Neujahrstag gekommen und alles unverändert war, zog er in Rom ein, um Silvester zu treffen und für die Zukunft zu sorgen.

Der ältere Freund und Lehrer empfing den Kaiser mit einem Lächeln, das nicht mißverstanden wurde; noch aber war der Monarch von seinem Schreck so beherrscht, daß er nicht zornig zu werden wagte.

— Willst du jetzt zur Erde zurückkehren, mein Sohn, und deine weltlichen Angelegenheiten besorgen? sagte Silvester.

— Ich will, aber ich habe zuerst zwei Gelübde, ex-voto, zu erfüllen, die ich in der Stunde der Not abgelegt habe.

— Dann erfüll' sie!

— Ich gehe nach dem Grab meines Freundes Adalbert in Gnesen, und ich muß die Gruft Karls des Großen in Aachen besuchen.

— Tue das, aber du mußt gleichzeitig einige Aufträge ausführen, die ich dir mit auf die Reise gebe.

Und dabei blieb es.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Jahre waren vergangen, als der Papst Silvester an einem Tag im Januar nach Paterno gerufen wurde, der kleinen Burg am Soracte, wo der römisch-deutsche Kaiser wohnte und jetzt krank lag.

Als Silvester ins Krankenzimmer eintrat, saß der Kaiser aufrecht, sah aber kümmerlich aus.

— Du bist krank; ist es Seele oder Körper?

— Ich bin müde.

— Bereits, im Alter von zweiundzwanzig Jahren?

— Ich bin mißmutig.

— Du bist mißmutig, obwohl du die Welt nach ihrem Alptraum erwachen sahst! Bedenk doch, Undankbarer, was haben diese beiden Jahre nicht alles gebracht, welche Siege für Christus, der wirklich wiedergekommen zu sein scheint. Ich will sie aufzählen; hör zu! — Böhmen hat seinen Herzog bekommen, der das Heidentum ausgerodet; Österreich hat sich als Donaustadt geeinigt; der heidnische Magyar hat sich taufen lassen und die Krone von unserer eigenen Hand empfangen, als Stephan der Erste; Boleslaw von Polen hat auch eine Krone und einen Erzbischof bekommen; das neue Reich der Russen hat die Taufe genommen, und Wladimir der Große schützt uns gegen untergehende Sarazenen und die aufgehenden Seldschuken oder Türken; Harald von Dänemark und Olof von Schweden haben das Christentum befestigt; Olof Tryggveson ebenfalls in Norwegen und Island, auf den Farörinseln, in Shetland und Grönland; und mit dem Dänen Sven Tveskägg wurde Britannien fürs Christentum gesichert. In Frankreich sitzt der fromme Robert II. aus dem neuen Geschlecht der Kapetinger, aber von sächsischer Herkunft wie du. In Spanien haben die nördlichen Staaten Leon, Castilien, Aragonien, Navarra sich endlich geeinigt und wehren uns die Mohren in Cordova ab. — Das alles in wenigen Jahren, und unter Roms Aegide! Ist das nicht Christi Wiederkehr, und verstehst du jetzt, was die Vorsehung mit dem tausendjährigen Reich meint! Die in tausend Jahren leben, werden vielleicht die Früchte reifen sehen, während wir nur die Blüte gesehen haben! Ein Paradies ist es ja nicht, aber es ist besser als früher, etwas besser als damals, als wir Wilde im Norden und Osten hatten. — Und von Rom holen alle ihre Kronen und ihr Pallium. Du bist ein Herrscher der Völker, mein Kaiser.

— Ich? Du regierst die Geister, nicht ich, und ich will nicht herrschen.

— Nein, ich habe es gehört, denn du hast dir eine Herrscherin geschaffen!

— Wer sollte das sein?

— Man sagt, und du kennst das Gerücht ebenso gut wie ich, daß es die Witwe des Crescentius ist, die schöne Stephania. Nun, das ist deine Sache, aber Salomo rät: Nimm dich in Acht vor deinen Feinden, aber sei auch vorsichtig mit deinen Freunden!

Der Kaiser sah aus, als wolle er sich verteidigen, vermochte es aber nicht, und so war das Gespräch zu Ende.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage darauf war Otto III. tot, nach der Sage vergiftet, auf die eine oder die andere Art, von der schönen Stephania.

Und ein Jahr später starb Silvester II.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Liebling. Die großen Leuchten der journalistischen Konfession heißen Brandes, Stein und Marmorek. Die Feststellung, daß der erste einer der tiefsten Flachköpfe des neunzehnten Jahrhunderts ist, dürfte auch durch die Tatsache nicht erschüttert werden können, daß Arthur Schnitzler das Shakespeare-Werk des Herrn Brandes in die Reihe der »zehn besten Bücher« gestellt hat. (Ein Wiener Verleger hat eine »Rundfrage« veranstaltet, die als Resultat eine wahre Orgie des Snobismus ergab. Die erlesensten Geister Wiens haben ihren Gibbon oder wenigstens Justi's »Biographie Winckelmanns« auf dem Nachtkastl liegen, und Graf Lanckoronski schwankt zwischen Homer und dem Lyriker Grafen Hoyos). Herr Brandes bleibt ein literaturhistorischer Reporter, und der dümmste Leser der ‚Neuen Freien Presse' weiß heute schon, daß ein Paul Goldmann in dieser Branche nicht weniger tüchtig ist. Aber die Herren Stein und Marmorek haben sich nicht der Literatur, sondern, »ursprünglich dem Pferdehandel bestimmt«, der Wissenschaft gewidmet. Da ist es schon schwieriger, die Spur einer grundlos verlassenen Richtung aufzufinden. Glücklicherweise ist kürzlich den beiden Lieblingen der ‚Neuen Freien Presse', dem Philosophen und dem Bakteriologen, etwas Menschliches passiert, das freilich den gläubigen Lesern der Wiener liberalen Presse nicht verraten werden durfte. Die Berliner ‚Post' schreibt am 14. November unter dem Titel »Ein jäher

Fall«: »An der Berner Universität wirkte seit etlichen Jahren der aus Pest gebürtige, aber in Zürich eingebürgerte Philosophieprofessor Doktor Ludwig Stein. Er war namentlich ein großer Anziehungspunkt der russischen Studenten mosaischer Richtung und auch seine sozialdemokratischen Ansätze übten auf die vielen Töchter des Ostens merklichen Einfluß aus. Er galt lange Zeit als hohe wissenschaftliche Zierde der Hochschule der Bundesstadt, und Bern schien ohne Ludwig Stein gar nicht denkbar zu sein. Bezüglich der blumenreichen und schwülstigen Beredsamkeit ist ihm zweifellos ein gutes Zeugnis auszustellen. Im Verlag von B. G. Teubner in Leipzig hat nun Herr Prof. Stein eine Schrift erscheinen lassen, die den Titel führt: ‚Die Anfänge der menschlichen Kultur, eine naturwissenschaftlich-kritische Betrachtung'. Dieses kleine Werk hat durch Prof. Konrad Keller, Lehrer der Zoologie an der Universität Zürich, eine vernichtende Kritik erfahren, in welcher Stein der Kompilation haarsträubenden Unsinns und der Ignoranz in naturwissenschaftlichen Problemen beschuldigt wird. Prof. Keller läßt Herrn Stein eine Abfertigung zu teil werden, die namentlich durch das Stillschweigen des Angegriffenen und das volle intellektuelle Versagen seiner Freunde doppelt verblüffen mußte. Und statt sich zur Wehr zu setzen, hat Herr Prof. Stein in möglichster Eile Bern verlassen und sich in Berlin niedergelassen. Seine prächtig gelegene Villa über dem Aarestrom und der romantischen Hufeisenstadt steht nun einsam und verlassen da und ist zum Verkauf ausgeschrieben . . .« Um Herrn Stein dürfte seinen Anhängern nicht bange sein. Sie schätzen ihn als spekulativen Philosophen und wissen, daß er auch in Berlin mehrere Häuser besitzt und dort aus dem »Satz vom zureichenden Grund« größten wissenschaftlichen Gewinn gezogen hat. Schlimmer steht's mit Herrn Dr. Marmorek. Bei ihm reimt sich »quae mutatio rerum« auf ein Serum, auf das er nun einmal sein' Sach' gestellt hat. Der in Pariser Briefen ordinierende Arzt Nordau hat es den Lesern der ‚Neuen Freien Presse' verschrieben, aber es wirkt nur auf Nicht-Tuberkulöse. Ein Kranker, der an das Mittel des Herrn Marmorek glaubt, wird selig. Im städtischen Krankenhaus in Triest sind es acht geworden. Man lese den — fast reuigen — Bericht, den Dr. Guido Mann darüber in der ‚Wiener klinischen Wochenschrift' (18. Oktober 1906) erstattet: »Obwohl Marmorek selbst die Fortsetzung der Behandlung mit seinem Serum bis zum Verschwinden der Bazillen im Sputum verlangte und somit eine vollständige Heilung der Lungenschwindsucht voraussetzte, so haben sich doch die meisten

Autoren begnügt, die Veränderungen einzelner Symptome, wie Husten, Auswurf, Fieber u. s. w. zu beobachten, so daß man sich aus den bisherigen Publikationen keinen unzweideutigen, definitiven Begriff bilden kann, ob das Marmorek-Serum wirklich ein eminent spezifisches oder nur ein einfach symptomatisches Mittel sei. So kam es, daß, trotz der schon vorliegenden, sehr ausgedehnten Literatur, mein Chef mich beauftragte, selbständige Versuche über die Wirkung des Marmorek-Serums anzustellen. Dies tat ich um so bereitwilliger, als auf einer Tuberkulose-Abteilung im Krankenhause — wo man in bezug auf freie Liegekur, Überernährung, Hydrotherapie u. ä. nur beschränkte Mittel zur Verfügung hat — eine neue Richtung in der Behandlung sowohl zum Troste der Patienten, als auch zur Erholung des eigenen Gemütes mit wahrer Begeisterung eingeschlagen wird. Und unsere kleine Statistik schien uns insofern der Veröffentlichung würdig zu sein, als sie einerseits über eine siebenmonatliche Zeitspanne — somit also auch über einige mittelbare Folgen der Behandlung — ein gewisses Licht wirft, und anderseits über fünf Sektionen von mit Serum behandelten Fällen verfügt. Das Serum wurde uns in liebenswürdigster Weise von Herrn Dr. Marmorek selbst zur Verfügung gestellt, welcher sich ständig für die zeitweiligen Resultate lebhaft interessierte .... Im ganzen wurden 23 Fälle in Anspruch genommen und zwar — dem Wunsche Marmoreks entsprechend — weder zu leichte noch zu schwere .... Die Endresultate waren nun folgende: In einem Falle klinische Heilung (Entlassung ohne objektive Erscheinungen an den Lungen und ohne Bazillen im Sputum); in zwei Fällen Besserung (mit wenigen auskultatorischen Erscheinungen entlassen); in sieben Fällen keine Besserung zu konstatieren nach drei Serien à 21 Einzelinjektionen; in drei Fällen Unterbrechung der Behandlung, weil zu deutliche Verschlechterung des Allgemeinzustandes eintrat ohne Beeinflussung der pulmonalen Erscheinungen; in zwei Fällen Wiedererscheinen im Krankenhaus mit Hämoptoe, nachdem sie in gebessertem Zustande entlassen worden waren; in acht Fällen Tod, u. zw. zwei während der Behandlung und sechs im Laufe der Zeit. Fünf Patienten davon sind im Krankenhause verstorben und bei diesen wurde die Autopsie vorgenommen. Dabei machten wir die auffallende Bemerkung, daß bei allen fast ganz gleiche Erscheinungen zu konstatieren waren. Es war nämlich bei allen der tuberkulöse Prozeß auf der Oberfläche beider Lungen so ausgedehnt, daß fast kein Millimeter Gewebe von Tuberkeln frei geblieben war; außerdem fanden sich mitten im

Infiltrate zahllose kleine Kavernen und peribronchitische Abszeßchen. Es machte eben dieses Bild unwillkürlich den Eindruck, als ob das Serum, statt die Wirkung der Bazillen zu hemmen, ihrem spezifischen Zerstörungsprozesse eher Vorschub geleistet hätte.... Bei diesen trostlosen Resultaten müssen wir uns von vornherein gegen den Einwand wehren, daß wir nur schwere Fälle zum Versuche gewählt hätten. Es waren im Gegenteil, wie schon bemerkt, Fälle des ersten und höchstens zweiten Stadiums und nur einer hatte eine eben nachweisbare kleine Kaverne. Dagegen mußten wir leider bemerken, daß im Verlaufe der Behandlung — während nach der ersten Serie im allgemeinen eine Verminderung der katarrhalischen Erscheinungen aufzutreten schien — später doch in den meisten Fällen eine fortschreitende Verschlechterung des lokalen Befundes eintrat. Und darüber noch, daß auch der Allgemeinzustand — bei den Überlebenden — gar nicht günstig beeinflußt wurde, gibt folgende Gewichtstabelle einen Überblick. (Die Tabelle zeigt in neun von elf Fällen eine Gewichtsabnahme von einem bis zu vier Kilo.) Somit ergibt sich, daß wir mit dem Marmorek-Serum ein absolut negatives Resultat gehabt haben«. Auf der Klinik der ‚Neuen Freien Presse' sind freilich günstigere Resultate erzielt worden. Man hat dreiundzwanzig Reklameartikel versucht und durch Herrn Nordau, den Auswurf der Journalistik, ist die Wirksamkeit des Marmorek-Serums bewiesen worden. Natürlich machte auch dieses Bild »unwillkürlich den Eindruck«, als ob die ‚Neue Freie Presse', statt die Wirkung der Korruptionskeime zu hemmen, »ihrem spezifischen Zerstörungsprozeß eher Vorschub geleistet hätte«.

Deutschmeister. Wien, die Stadt der regsten Verkehrsstockung, sucht der reichsdeutschen Hauptstadt jetzt wenigstens in der ästhetischen Verschandelung gleichzukommen. Falscher Ehrgeiz! Die Berliner Siegesallee stört einen ganz und gar nicht, wenn man sie in einem Automobiltaxameter passiert, aber grauenvoll ist der Anblick des mythologischen Stearinwunders vor dem Wiener Parlament, auf einer Einspännerfahrt genossen. Und neuestens muß man um die Rossauer Kaserne einen weiten Bogen machen, wenn man in den neunten Bezirk gelangen will; denn dort steht ein Deutschmeisterdenkmal, vor dem die Komfortablepferde scheuen und das zur Erinnerung an den schlechten Geschmack der Wiener Kunstpflege zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts errichtet worden ist. Ein militärisches

Denkmal also. Weil ich mich in solchen Fällen öfter zur Devise: »Den Meißel nieder!« bekenne, gebe ich gern der Kritik Raum, die ein bekannter Friedensfreund an dem Werk des Herrn Professors Benk übt. Sie ist, wiewohl sie die ästhetische Seite der Katastrophe unberücksichtigt läßt, durchaus zutreffend, und ich kann sie nach Ausscheidung einzelner Stellen, in denen mir die militaristische Phrase durch die antimilitaristische bekämpft schien, verantworten, ohne in den Verdacht zu kommen, dem »Verein der Friedensfreunde« anzugehören. Herr Alfred H. Fried schreibt mir: »Die Österreicher haben wenig Sinn für militärische Romantik. Man kann das am besten beobachten, wenn man die öffentlichen Denkmäler Wiens mit denen Berlins vergleicht. Während in der Hauptstadt des deutschen Reiches die öffentlich zur Schau gestellten Marmor- und Bronzemassen in erster Linie für die Soldaten bestimmt erscheinen, finden wir in Wien höchstens ein halbes Dutzend ‚bewaffneter' Denkmäler. Man kann dies auch beobachten, wenn man die Schaufenster der Bilderhandlungen in Berlin und Wien miteinander vergleicht. Jene sind voll militärischer Sujets, voll Porträts uniformierter Persönlichkeiten, während man in den Fenstern der Wiener Bilderläden zwischen Schauspielern und Schauspielerinnen äußerst selten eine militärische Darstellung oder ein Soldatenporträt sieht. Nunmehr scheint es, als ob der Geschmack ‚Guillaume deux' auch an der Donau in Schwang kommen, als ob die militärische Romantik, die das Charakteristische dieses Geschmacks ist, auch hier Fuß fassen sollte. Man hat hier kürzlich unter Salutschüssen, Fahnenwehen und Ansprachen ein Deutschmeister-Denkmal enthüllt, und ein Hesser-Denkmal, für das durch eine Lotterie Stimmung gemacht wird, steht uns bevor. Man kann gar nicht wissen, wie weit diese neue Richtung noch führen kann. Es gibt über hundert Regimenter und sehr viel freie Plätze in den verschiedenen Städten der Monarchie. Auch gibt es genug Dummköpfe, die in der Hoffnung auf einen Lotteriegewinn gern ihr Schärflein zur Errichtung weiterer Regimentsdenkmäler beitragen würden. Es erscheint daher angebracht, gegen den Geist, der solche Denkmäler errichtet, rechtzeitig sozusagen ‚Front zu machen', ein ernstes Wort gegen jenen Phrasengeist zu richten, zu dessen Verherrlichung derlei öffentliche Schaustellungen dienen sollen. Solange der Militarismus seinen Kult in geschlossenen Kasernenhöfen oder auf entlegenen Exerzierplätzen übt, kann man es schließlich vermeiden, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Sobald er aber die Verkehrswege kreuzt, müssen seine Heiligtümer sich

eine Kritik gefallen lassen. So wird man untersuchen müssen, ob dieses Denkmal vor dem Tore der Rossauerkaserne etwas anderes als eine Phrase verkörpert. Man sagt freilich, es verherrliche die Taten eines Regimentes, das seit Jahrhunderten für das Vaterland geblutet und gekämpft hat. Aber nur der in geistiger Inzucht umnebelte Geist des Militarismus vermag in einem Regiment ein einheitliches Wesen zu erblicken, das handeln und wirken kann und die Jahrhunderte überdauert. Ein Regiment ist nichts anderes als eine Gruppe lebender Menschen, die zum Zweck der Verwaltung eine gemeinsame Nummer bekommen haben und zum Zweck der besseren Aktion eine bestimmte Farbe auf den Rock genäht erhalten. Das Gros dieser Menschen scheidet im Zeitraume von drei Jahren aus der Gruppe aus und andere neue Menschen treten an Stelle der Scheidenden. Die Minderheit der Kommandierenden bleibt etwas länger bei der Gruppe. Immerhin scheiden auch sie nach einer Reihe von Jahren aus. Die Unteroffiziere gehen in die Zivilversorgung, die Offiziere in Pension, und schließlich unterliegen alle Mitglieder dieser Gruppe den allgemeinen menschlichen Gesetzen, indem sie das Zeitliche segnen. Die Nummer und die Rockfarbe bleibt. Sie bleibt hundert Jahre und länger. Aber von den Menschen, die einmal durch diese Nummer und Farbe von anderen unterschieden wurden, bleibt keine Spur. Nur eine erdabgewandte Romantik vermag aus den verbleibenden Äußerlichkeiten eine Einheit zu schaffen, deren Jahre man zählt, deren Geschichte man schreibt, deren Taten man dauernd den jeweiligen Zugehörigen der Gruppe zum Ruhme anrechnet. Diese erdabgewandte Romantik schafft dann auch Regimentsdenkmäler, in denen die Ehre dieser fiktiven Einheit in Stein und Erz verherrlicht und die zufällige Tat irgend eines Individuums, das zu jener Gruppennummer gehörte und dieselben Rockaufschläge trug, als die Tat jenes fiktiven Wesens gepriesen wird. Mit demselben Rechte, mit dem man die Einheit und Zusammengehörigkeit eines Regimentes konstruiert, ja mit noch größerem Recht könnte man aus den Bewohnern eines Hauses eine historische und biologische Einheit konstruieren. Die Bewohner eines Hauses stehen zu diesem in einem ganz anderen Verhältnis als die Soldaten zu ihrem Regiment. Das Haus ist der Schauplatz von Lebensschicksalen. Jugend, Liebe, Krankheit, Erfolg, Tod — dies alles spielt sich in den Räumen ab, die die Menschen in einem bestimmten Hause gemietet haben. Es ist das Leben selbst, das uns mit den Mauern in Verbindung bringt, und diese Mauern sind doch schließlich etwas Greifbareres, als die Nummer oder die

Farbe eines Regimentes. Warum setzt man denn nicht den Bewohnern des Wiedener Freihauses oder des Schottenhofes oder des Heiligenkreuzerhofes Denkmäler? Aus ihnen kann man dieselben historischen ‚Einheiten' konstruieren, wie aus dem Wiener ‚Hausregiment'. Sie haben ebenso wie dieses Jahrhunderte gesehen . . . Diese Fiktion der ewig lebenden Einheit eines Regimentes, in der Gestalt eines Wesens mit einem Hirn, aber mit 2000 Armen und 2000 Füßen, entspringt der militaristischen Anschauung, daß es in der Armee keine Individualitäten gebe. Der einzelne läßt seine Individualität in dem Sack zurück, in dem er seine Zivilmontur verpackt. Sie wird aufbewahrt, bis zu dem Tage, da der Automat wieder als Individuum in die bürgerliche Welt tritt. Diese Grundanschauung der militärischen Romantik wird aber durch die Kriegswissenschaft widerlegt. Man weiß heute schon — und die letzten Kriege haben es bewiesen —, daß die Stärke einer Armee in der Selbständigkeit und Bildung ihrer Moleküle, in der Denkfähigkeit und Geistesgegenwart des einzelnen Mannes liegt. Die Schulmeister von Königgrätz und Mukden werden als die modernen Sieger bezeichnet. Das beweist also, daß die Fiktion, der Soldat müsse Automat, Bestandteil einer Maschinerie sein, hinfällig ist. Und so ist denn das Deutschmeisterdenkmal auch im rein militärtechnischen Sinne eine Lüge. — Aber noch in manch anderer Beziehung ist dieses Denkmal Lüge aus Erz und Stein. Es geht von der Voraussetzung aus, daß die Atome des fingierten Lebewesens, in diesem Falle des Regimentes Hoch und Deutschmeister, freiwillige und frohe Mitglieder jener Gruppe seien, deren Nummer ihnen angeheftet wurde, und daß sie sich während ihrer Dienstzeit und lange über diese hinaus mit Stolz und Freude als Gruppenangehörige fühlen. Für die geringe Zahl der Berufssoldaten soll dies nicht bestritten werden, obwohl auch hier noch einige Zweifel zu äußern wären. Was aber die große Masse der Regimentsangehörigen betrifft, so gehört doch ein ungeheurer Mut dazu, mit solcher Lüge auf den offenen Markt zu gehen. Seitdem das Waffenhandwerk allgemeine Bürgerpflicht geworden ist, geht es doch nicht mehr an, über die inneren Vorgänge in diesem Berufe Geheimnisse zu bewahren. Die Armee ist keine geheime Gesellschaft. Durch sie gehen alle, fast alle Bürger. Die wissen genau, wie es darin aussieht und was es mit der Berufsfreudigkeit des Soldaten für eine Bewandtnis hat. Der Bürger betrachtet seine in der Kaserne verbrachten Jahre im günstigsten Falle als eine erfüllte Pflicht, niemals als eine freudig erfüllte; niemals

als eine Zeit, nach der er sich zurücksehnt, fast immer als eine verlorene. Der Veteranen-Jubel vermag das Gegenteil nicht zu beweisen. Der beweist höchstens die Wahrheit der Rückert'schen Verse: ‚Das ist's, was an der Menschenbrust mich oftmals läßt verzagen, daß sie den Kummer wie die Lust vergißt in wenigen Tagen.' Er beweist nur, daß Interesse und die Sucht, etwas zu gelten, bei den Menschen stärker sind, als Konsequenz und vor allen Dingen stärker als das Vorstellungsvermögen. Tatsache ist, daß es für den aktiven Soldaten in allen Armeen nur einen Gedanken gibt, der in der täglich wiederholten bangen Frage gipfelt: ‚Wie lange haben wir noch?' Der moderne Soldat betrachtet sich während seiner Dienstzeit als das Opfer einer Knechtschaft, die er lieber heute als morgen überwunden haben möchte, und gerade in Anerkennung dieser Tatsache ist die allgemeine Wehrpflicht erfunden worden, weil man auf eine Erfüllung des Dienstes durch Freiwillige nicht in ausreichendem Maße rechnen konnte. Der jubelnde Fahnenträger auf der Spitze des Deutschmeisterdenkmals ist daher eine schreiende Lüge, eine verlogene Phrase mehr. Ein Mann, der an einem Abreißkalender die Tage seiner Dienstzeit zählt, entspräche sicherlich besser der Wahrheit! « . . . »Die Wochen fangt wieder guat an«, sagte — nach einem Berichte der ‚Arbeiter-Zeitung' — kürzlich ein Deutschmeister auf der Schmelz, nachdem er die folgende Ansprache vernommen hatte: »Füaß außer aus'n Bauch! Schädl in d'Höh'! I hau da dö Zunga durch, Krüppel ölendig's! Ausbleib'n über d'Zeit, dös vasteht's, ös Pülcher! Aber aufmarschier'n könnt's net. Saubanda! In Stan sitz'n bessere Leut', als ös seid's. Halblinks! Marsch!«

Psycholog. Der Privatdozent für Psychologie Dr. Hermann Swoboda (eines der Opfer des Fließ'schen Verfolgungswahnes) schreibt mir: »Kein Zweifel, daß es ein sehr interessantes Beginnen wäre, eine Berufspsychologie zu schreiben. Welche Verstandes-, Gemüts- und Willensqualitäten zu den einzelnen Berufen befähigen und zu ihrer Ergreifung drängen. Einen bescheidenen Ansatz hiezu haben wir dieser Tage erhalten, zugleich einen Höhepunkt zeitgenössischer Gerichtspsychiatrie. ‚Die scheue Zurückhaltung', so sagte der Gerichtspsychiater im Prozesse König, ‚die am Angeklagten stets beobachtet wurde, steht mit seiner Lebensstellung, mit seinem Bildungsgang, sein feines Empfinden mit dem Gefühlsleben eines Schneidergehilfen im Widerspruch'. Ja, das hat noch gefehlt, daß auch die unteren

Volksschichten ein so feines Empfinden haben und den Psychiater in Verlegenheit bringen! In einer Beziehung ist das wohl ein Vorteil. Wer nichts versteht, braucht nichts zu verzeihen. Unverschämt! Ein Mensch ohne Matura maßt sich eine derart ideale Auffassung der Liebe an, wie man sie nicht einmal bei ‚Gebildeten' findet. Nennt denn der Kulturmensch nichts mehr sein ausschließliches Eigentum? Gibts denn kein Privilegium auf die höheren seelischen Regungen? Dieser hilflose Junge, dessen Leben mit dem Glauben an etwas absolut Reines so innig verknüpft ist, daß er durch die Vernichtung dieses Glaubens zum Vernichter anderer und seiner selbst wird, ist er nicht eine tief erschütternde Gestalt? Ein Mensch, der sein Ideal nicht überlebt! Und der sich an ihr, die ihm das Ideal getötet hat, durch Tötung rächt! Tod um Tod! Sie hat ihm die Seele getötet, so tötet er ihren Leib. Ein schön geschlossener Kreis von Geschehnissen. Eine Handlung, so einheitlich, so logisch, so durchgeführt, wie man sie für gewöhnlich nur im Drama, aber nicht im Leben antrifft. Es steckt universale Gerechtigkeit in dieser Handlung. Unmodifiziert treten die ehernen Gesetze der Vergeltung in die Erscheinung. Keine praktische Reflexion stört das Walten der inneren Notwendigkeit... Aber ach, das alles hat sich in der Brust eines Schneidergehilfen abgespielt! Nein, er kanns nicht aus eigenem haben, sagen die Geschwornen, die Lektüre ist schuld, die schlechte Lektüre. Nun, der Roman, in dem eine solche Begebenheit vorkäme, wäre schon um des Themas willen auf keinen Fall schlecht. Es ist gegenwärtig wirklich schwer, ein besserer Mensch zu sein. Ist's ein Gebildeter mit feinem Empfinden, dann heißt's gleich ‚abnorme Reizbarkeit', ‚labiler Zustand des Nervensystems', ‚pathologische Schwäche' u. dgl. Ist ein Ungebildeter feinfühlig, so wird ihm das Recht dazu förmlich abgesprochen. Wohin soll sich das feine Empfinden flüchten aus dieser Welt mit dem Dickhäuterideal? Wenn sich doch der Angeklagte nach den Ausführungen des Gerichtspsychiaters zum Wort gemeldet und dem Sprüchel ‚Schneider, gib's weiter' gemäß etwa das Folgende gesagt hätte: ‚Der Mangel an Zurückhaltung im Urteil, wie Sie ihn, meine Herrn Geschworenen, soeben beobachtet haben, steht mit der Lebensstellung, dem Beruf und Bildungsgange des Herrn Doktors durchaus im Widerspruch. Die Art jedoch, wie er sich über mein Gemüts- und Empfindungsleben geäußert hat, steht mit dem, was man bisher von den Gerichtspsychiatern gehört hat, in vollkommenem Einklang'«... Ein Nestroy-Motiv war es, das Erstaunen über den Wider-

spruch zwischen einem niedrigen Berufe und einem feinen Seelenleben zu verspotten: »Auch der Kommis hat Stunden, wo er sich auf ein Zuckerfaß lahnt und in süße Träumereien versinkt!«

Darwinist. Welthistoriker melden: »Signor Caruso, der größte Tenor der Welt, wurde im Affenhause des Zoologischen Gartens verhaftet. Ein Polizist beobachtete den Sänger, der einer ihm unbekannten Dame, die dagegen protestierte, in Gegenwart ihres Söhnchens handgreifliche Zärtlichkeiten aufdrängte. Caruso, der in der Zelle der Polizeistation in Tränen ausbrach, bestreitet alles. Er wurde nach mehrstündiger Haft gegen eine von Conried erlegte Kaution freigelassen. Dabei fiel er, noch immer weinend, Conried um den Hals. Es dürfte noch erinnerlich sein, wie die Zeitungen von San Francisco gelegentlich des Erdbebens berichteten, Caruso sei von einer Frau geohrfeigt worden, die er, um sich zu retten, umgerannt hatte. Die Parkpolizisten sagen aus, daß sie von fünf ähnlichen Fällen, in denen Caruso sich an Frauen herandrängte, wissen, und behaupten, ihn schon einmal aus dem Affenhaus wegen eines gleichen Angriffs hinausgeworfen zu haben. Carusos Rechtsbeistand rief aus: ‚Das ist unmöglich, Signor Caruso könnte so etwas nicht tun! Es ist unwahr, daß Signor Caruso eine falsche Tasche in seinem langen Überzieher hat, durch die er seine Finger stecken und Leute berühren kann, während er seine Hände in den Taschen zu haben scheint.'« Auch wird berichtet, die Dame, die sich merkwürdigerweise von Herrn Caruso nicht um die Hüfte fassen lassen wollte, habe dem Sänger mit lauter Stimme zugerufen: »Tun Sie das nicht noch einmal!« Also nicht einmal zur Wiederholung verlangt! Aber die Rückentwickelung des Tenors aus dem Wiener Opernhaus bis zum New-Yorker Affenhaus ist jedenfalls eine interessante biologische Tatsache. Auf der Bühne gehen die exhibitionischen Exzesse über das hohe C nicht hinaus, im Leben muß eine anschaulichere Praxis die Stimmentfaltung ersetzen. Dann wird der Wiener Hofrat, der den Kammersängertitel überbringt, allerdings durch einen Konstabler ersetzt. Wer die Beziehungen zwischen der Tenorstimme und den weiblichen Geschlechtsnerven einigermaßen kennt, hätte sich allerdings schon für eine Verhaftung Carusos im Opernhause aussprechen müssen. Vorausgesetzt natürlich, daß man von der Ansicht ausgeht, daß die Frauen die fast handgreiflichen Zärtlichkeiten des Kehlkopfs als Belästigung empfinden.

Reichsdeutscher. Wilhelm II. liebt nicht nur Ohnet, sondern auch Ganghofer. De gustibus augustis non est disputandum. Nur soll

man uns den Disput nicht aufdrängen, indem man uns immer wieder die Meldung auftischt, ein Monarch sei von diesem oder jenem Schundroman, von jenem oder diesem Kitschgemälde entzückt. In der Unterredung des Herrn Ganghofer mit dem deutschen Kaiser — welcher der beiden fixen Herren hat die Blätter mit dem ausführlichen Bericht versehen? — ist nur eine Stelle bemerkenswert. Wilhelm II. zitiert seinen Lieblingssatz aus einem Buch des Herrn Ganghofer: »Wer mißtrauisch ist, begeht ein Unrecht an anderen und schädigt sich selbst. Wir haben die Pflicht, jeden Menschen für gut zu halten, so lange er uns nicht das Gegenteil beweist.« »Nach diesem Grundsatz«, sagte der Kaiser, »habe ich von jeher jeden Menschen genommen, mit dem ich zu tun hatte. Man macht manchmal ja auch schlechte Erfahrungen, aber dadurch darf man sich nicht abschrecken lassen, man muß immer wieder mit neuem Vertrauen an Menschheit und Leben herantreten.« Das alles hat sich nämlich der Bürgermeister von Köpenick auch gedacht!

Handlungsreisender. In der letzten Nummer des ‚Simplicissimus' ist in Form einer eingebogenen Visitkarte die folgende Anzeige abgedruckt: »Roda-Roda liest im Dezember und Januar seine Schwänke in Deutschland und Österreich. Vertretung: Konzert-Bureau Emil Guttmann«. Da diese Anzeige zwar im Inseratenteil, aber neben einer Zeichnung von J. B. Engl steht, ist es doch nicht ausgeschlossen, daß es sich um kein Inserat, sondern um einen humoristischen Beitrag des ‚Simplicissimus' handelt. Es wäre allerdings der beste, den er seit langer Zeit gebracht hat.

Publikum. Na, über den äußeren Erfolg müssen sie doch einig sein!

‚Wiener Allgemeine Zeitung': »In Ibsens ‚Hedda Gabler' setzte die Duse gestern ihr Gastspiel im Theater an der Wien fort. Die ganz vorzügliche Leistung der Künstlerin in dieser Rolle ist den Wienern zu bekannt, als daß darüber noch weitere Worte zu sagen wären. Die Begeisterung des Publikums tobte sich in stürmischen Beifallsäußerungen aus.«

‚Neues Wiener Tagblatt': »Die Duse gibt nicht die Hedda Gabler, die Generalstochter, die Ibsen nach dem Vater nennt . . . Aber auch durch ihre Persönlichkeit wußte die Künstlerin heute die Zuschauer nicht im Banne zu halten. . . So wurde denn auch das Publikum abgespannt und karger Beifall wagte sich nur mühsam hervor.«

Dekorateur. Ein unbezahltes Urteil über unsere Kunstindustrie in England. In der Londoner ‚Tribune' veröffentlichte William Archer einige Artikel über Berliner Theaterwesen, die das ‚Berliner Tageblatt'

übersetzt hat. Über die Darstellung von Werken der Shaw und Wilde schreibt er: »Beide Stücke waren recht wirksam inszeniert; aber man scheint sich in Berlin einzubilden, ‚l'art nouveau' stehe in England in üppiger Blüte. Die Dekoration zu Lord Gorings Wohnung erinnerte an die Musterzimmer eines Wiener Tapezierers in einer internationalen Ausstellung.«

Mythолog. Im ‚Neuen Wiener Journal' schreibt jetzt Herr Reinhardt, der Komponist des »Süßen Mädels«, Musikkritiken. Er schreibt: »Völlig kalt ließ die E-dur-Rhapsodie. Dohnanyi begnügte sich damit, sie ziemlich ausdruckslos herunterzuspielen.« Wahrscheinlich so ausdruckslos, daß Herr Reinhardt gar nicht wahrnahm, daß es die Es-dur-Rhapsodie sei, und den Druckfehler des Konzertprogramms getrost abschrieb. Herr Reinhardt schreibt Musikkritiken. Fachleute behaupten, daß dies ein großer Skandal sei. Möglich. Sicher aber ist, daß sich Herr Reinhardt durch einen einzigen Satz, den ich zitieren will, bekannter machen wird, als seine sämtlichen Kollegen. Er war am 30. Oktober in seinem Referat über das erste philharmonische Konzert zu lesen und lautet: »Was (in der Wiener Musiksaison) früher kommt, bedeutet ein unverhofftes Geschenk, das freilich in weitaus den meisten Fällen Danaë zu spenden pflegt.« Selbst in jenen Jahren, in denen man noch mit hölzernen Pferden zu spielen pflegt, weiß man gemeiniglich, was ein Danaergeschenk bedeutet; dann liest man Vergil und später allerdings das ‚Neue Wiener Journal'.

Korruptionist. Aus Budapest wird gemeldet: »Der bekannte Journalist G. ist seit gestern früh abgängig. Er hat ein Schreiben hinterlassen, in welchem er angibt, daß er vom Leben Abschied nehme. Die Hausmeisterin deponierte, daß G., bevor er weggegangen sei, ihr eine Giftflasche gezeigt habe mit den Worten: ‚Das ist meine Freikarte in die andere Welt'«.

Mathematiker. Die Lage der Deutschen in Österreich ist auch auf diesem Gebiet verzweifelt. Und mit den Tschechen steht's nicht besser. Davon weiß das ‚Neue Wiener Tagblatt' am 25. Oktober etwas zu erzählen: »Die Deutschen fordern die Anwesenheit von 360, die Tschechen von 340 Abgeordneten; es ist nun das arithmetische Mittel zu finden. Da dies bis zum Abend nicht gelungen war, wurde die für gestern angesetzte Sitzung des Wahlreformausschusses abgesagt und die Ausschußsitzung für heute vormittags einberufen.«

Sittenrichter. Da die letzte Nummer der ‚Fackel' schon im Druck war und bevor sie ihre niederschlagende Wirkung üben konnte, hatte die durch den Riehl-Prozeß aufgebrachte Moral ihre Opfer gefordert. Meine Prophezeiung war an dem Tage, war in dem Augenblick erfüllt, als ich sie aussprach. Die Polizei hat Postarbeit geleistet. Arglose Spaziergängerinnen, deren Toilette darauf schließen läßt, daß sie das Schaffelreiben nicht als ihren ausschließlichen Lebenszweck betrachten, wurden von Polizisten belästigt, und die Wachstuben etablierten sich als Salons. In die Tugendhöhle des Landesgerichts aber wurden zwei junge Mädchen geschleppt, die sich an dem Allerheiligsten des österreichischen Staatslebens versündigt hatten: am Meldzettel. Falschmelderin! Ein Schauder erfaßt einen. »Judex ergo cum sedebit, quidquid latet adparebit, nil inultum remanebit«. Ihr Antlitz wenden Verklärte von dir ab – Hausmeister, Polizeiagenten und Magistratsdiener . . . Zwei junge Mädchen haben sich als Schauspielerinnen ausgegeben, heißen anders als sie sagen und riechen nach Parfum. Verhaftung. Falschmeldung ist neuestens nicht bloß eine »Übertretung«, für die man zehn Kronen Geldstrafe bekommt, sondern eventuell ein erschwerender Umstand bei Mord. Darum muß eine Falschmelderin im Arrest warten, bis sie wegen Falschmeldung zum Arrest verurteilt wird. Und die österreichische Sittlichkeit, die durch den Riehl-Prozeß ein wenig beunruhigt wurde, soll sehen, daß man es auf die feine Unterwäsche scharf hat! Den rechts- und lebenskundigen Richter im Wiener Landesgericht, Herrn v. Heidt, der Polizei bei ihren Fleißaufgaben nachhelfen zu sehen, ist peinlich. Es gibt noch Richter in Österreich, die eine Falschmeldung durch den »Lebenswandel« des Angeklagten erweisen können. Herr v. Heidt hätte sich der undankbaren Aufgabe nicht unterziehen müssen. Von ihm hätte man eher erwartet, daß er einen Hausmeister, der ihm als Zeuge einer Meldzettelaffaire erzählt, die »auffallenden Kleider« der angeklagten Mädchen seien ihm »bedenklich vorgekommen«, hinauswirft, nicht ohne ihm vorher eingeschärft zu haben, daß es seine Pflicht sei, das Stiegenhaus in sauberm Zustand zu erhalten. Herr v. Heidt aber vernimmt sogar einen Polizeiagenten als Autorität in Fragen der Sittlichkeit, findet, daß der falschen Ausfüllung des Meldzettels eine Strafe von drei Tagen schweren Arrests angemessen sei, und trägt der »Bedenklichkeit« der beiden Mädchen, die Ausländerinnen sind, durch die Ausweisung aus den österreichischen Kronländern Rechnung. Die obere Instanz hat dieses Urteil des Herrn v. Heidt natürlich nicht abgeändert. Hätte er seinerzeit über den Herrn Vaucheret die

Ausweisung verhängt, das Landesgericht hätte gewiß ausgesprochen, daß der Berufungswerber lebenslänglich bei Brady »la marche« zu singen habe. Aber — im Vertrauen gesagt — so viele Ausländer kann die österreichische Justiz gar nicht wegen »Bedenklichkeit« aus den österreichischen Kronländern ausweisen, als Inländer geneigt sind, die österreichischen Kronländer wegen deren Bedenklichkeit freiwillig zu verlassen. Eine ununterbrochene Schubwagenfahrt zwischen Wachstube und Landesgericht ist hierzulande die natürliche Bestimmung einer Frau, die nicht klipp und klar anzugeben vermag, daß der »Schandlohn«, den sie verdient, der Riehl zugute kommt. Die drei Tage Arrests sind bloß die Belohnung für langes Warten in der Untersuchungshaft. Die beiden Schwestern heißen nicht Kastelli und Nesen, sie heißen aber auch nicht Anna und Elise Hofmann, sie sind wahrscheinlich nicht einmal Schwestern, und die angesetzte Paragraphenschraube hat endlich den Verdacht des »Betruges« zutage gefördert. In solchen Fällen sagt man harmlos: »Die Angelegenheit ist in ein neues Stadium getreten.« Und sollte sich vielleicht doch herausstellen, daß die beiden Mädchen Hochverrat begangen haben, so möge man in Gottes Namen außer der Falschmeldung die Spitzenhöschen als erschwerend annehmen! Ein nettes Land, in dem wir leben! . . . Und die Frauenrechtlerinnen? Anstatt sich für die Naturrechte des Weibes zu erhitzen, kämpfen sie für die Verpflichtung des Weibes zur Unnatur. Unter einer resoluten »Frauenbewegung« würde ich unter anderm den Protest gegen eine Unbill verstehen, die es der Frau verwehren will, sich zu kleiden, wie sie mag, und die die »Bedenklichkeit« eines Mädchens nicht im Kattun, sondern in der Seide erblickt. Aber der »Allgemeine österreichische Frauenverein« denkt anders. Er »berief«, so sagt der Bericht, »eine allgemein zugängliche Frauenversammlung ein, in der die Affaire Riehl den Gegenstand der Tagesordnung bildete. Es spielten sich beim Einlaß in den Gewerbevereinssaal Szenen ab, wie sie sonst nur beim Einlaß in den Schwurgerichtssaal bei Sensationsprozessen zu schauen sind. Schon eine Stunde vor Beginn war der Saal sowohl als die Galerie dermaßen überfüllt, daß das nachrückende Publikum, soweit es nicht in Scharen das Haus wieder verließ, sich auf den Stiegen drängte und im Stiegenhaus auf und ab wogte. An den Türen spielten sich erregte Szenen ab, da Damen aus den Orten in der Umgebung von Wien nach der Stadt gekommen waren und nunmehr am Ziele umkehren mußten. Da die Andrängenden nicht nachgeben wollten, verkündete ein Ausschußmitglied, daß der Verein beschlossen habe, die Versammlung in der nächsten Woche zu wiederholen. Aber auch jetzt noch wich die

festgekeilte Masse nicht und das Gedränge auf den Stiegen wurde lebensgefährlich. Einige Personen erlitten leichte Verletzungen, Kratzwunden und dergleichen. Schließlich mußte die Hausverwaltung telephonisch Wache requirieren, die der Situation im Stiegenhause durch Verdrängung der Massen ein Ende machte.« Also eine sexuelle Orgie, wie sie unverhüllter noch nicht inszeniert wurde. Oder glaubt einer wirklich, daß Geilheit nicht doch ein stärkeres Agens ist als Sozialpolitik? Daß nicht die erotische Neugierde in Käfigen gehaltener Hausfrauen, sondern das Mitgefühl mit den Mädchen der Riehl diese scheußlichen Szenen herbeigeführt hat? Um die Frau Fickert versichern zu hören, daß »die entgeltliche Hingabe an mehrere Männer etwas Grauenerregendes« sei, war man gekommen; aber man wäre gewiß nicht gekommen, wenn solche Versicherung nicht wieder angenehmere Gefühle zu erregen vermöchte. Denn grauenerregend und weit grauenerregender als die entgeltliche Hingabe des weiblichen Körpers an mehrere Männer ist seine schlecht bezahlte Hingabe an den Dienst in einer Zündhölzchenfabrik. Und allgemein zugängliche Frauenversammlungen, die sich mit dem Arbeitssklaventum der Frau befassen, finden bei weitem keinen so regen Zuspruch. Grauenerregender als die entgeltliche Hingabe an mehrere Männer ist aber vor allem die unentgeltliche, wie sie ein System mit sich bringt, das der Moralbestie zuliebe die Prostituierten unter der Knute der Frau Riehl hält. Und die Moralbestie exzediert in den Versammlungen der heiligen Liga zur Bekämpfung des Mädchenhandels und der sonstigen Vereine der von der Frauennatur emanzipierten Weiber, auf Kongressen, wo der bekannte »Blitzmajor«, den ich einmal zitiert habe, die Forderung stellen darf, man solle die Mädchen schlechter bezahlen, damit sie sich die Prostitution abgewöhnen. Solche Geister, akklamiert von unbefriedigten Weibern, denen Hysterie längst die Traube ihres Geschlechtes sauer gemacht hat, entrüsten sich dann über die Taten der Frau Riehl! Weg mit diesen Tugendmegären, bei denen sich verhinderte sexuelle Notwendigkeiten in Sozialpolitik umgesetzt haben! Wenn es sich um den Schutz prostituierter Mädchen gegen Bedrückung handelt, so hat nicht eine »allgemein zugängliche Frauenversammlung« das Wort zu nehmen, sondern eine Versammlung allgemein zugänglicher Frauen!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel'

Wien, IV. Schwindgasse 3 (Telephon 7857, Postsparkassen-Konto Nr. 57.884)

als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern,	portofrei	K 9.—
» »	18 »	»	» 4.50
» das Deutsche Reich,	36 »	»	» 10.50
» » » »	18 »	»	» 5.25
» die Länder d. Weltpostv.,	36 Nummern,	portofrei	» 12.—
» » » »	18 »	»	» 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl v. Nummern.

Kommissionsverlag für Deutschland:

Otto Maier, Leipzig

Stephansstraße Nr. 12.

Hauptvertretung für Berlin:

Segler & Co.

Groß-Buch- und Zeitungshandlung

BERLIN SW 68, Lindenstraße Nr. 3.

Im Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 30 Pf.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 211, 13. November):

Der Prozeß Riehl.

Krondorfer natürlicher alkalischer SAUERBRUNN
CARL GÖLSDORF k.u.k. Hoflieferant
Karlsbad, Budapest V. Wien IX. Krondorf, Berlin.

Im Verlage ‚Die FACKEL' sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität

Preis jeder Broschüre 40 h, portofrei 50 h.

Atelier Kosel

Wien, I.

Aspernplatz Nr. I.

Künstlerische Porträtphotographien.

Unterrichtsstätte für Amateurphotographen.

Erste österr. Anstalt für Gummidruck.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3.

Nr. 213. 11. Dezember 1906 VIII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

INHALT:

Karl der Große und Wilhelm Voigt. — **Weib und Kultur.** Von Karl Hauer.

Das sozialdemokratische Familienidyll. — Die bedenklichen Schwestern. — Von der Maisonne eines Septemberlebens. — Die zehn guten Bücher. — Der Speisestreik der Ärzte. — Die Aphorismen eines Chirurgen. — Eine feudale Meldung — Wagner und Spitzer. — Die Affaire Caruso. — Die Riehlprozeß-Nummer des ‚Simplicissimus'. — Berichtigung.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL', IV. Schwindgasse 3.

VITA

REINSTE
NATÜRLICHE
NATRON-QUELLE

Die „Vita-Quelle" wirkt vorzüglich bei harnsaurer Diathese, Gicht, Rheumatismus und Blasenleiden. In überraschender Weise behebt sie die hartnäckigsten Magenkatarrhe, beseitigt prompt das peinigende Sodbrennen und ist ein Stoffwechsel-Regulator von höchster Vollkommenheit. Vorrätig in allen Apotheken und Depôts.

Generalvertrieb durch die Mineralwasser-Großhandlung

S. Ungar jr., k. u. k. Hoflieferant, Wien I.

Jasomirgottstraße 4.

Prospekte, Analysen und Beschreibungen gratis und franko.

Atelier Kosel

Wien, I.

Aspernplatz Nr. 1.

Künstlerische Porträtphotographien.

Unterrichtsstätte für Amateurphotographen.

Erste österr. Anstalt für Gummidruck.

Alleinige Annoncen-Annahme durch die Annoncen-Expedition
EDUARD BRAUN, Wien, I. Rotenturmstraße Nr. 9. — Telephon 21.122.

Die Fackel

Nr. 213 WIEN, 11. DEZEMBER 1906 VIII. JAHR

Karl der Große und Wilhelm Voigt.

Der Gipfelpunkt der Vertrottelung dürfte mit der Errichtung eines Denkmals für Karl den Großen erreicht sein. Zuerst hatte man's für einen gröblichen Ulk gehalten, zur Verspottung eines noch immer in der Zwangsvorstellung des Deutschtums lebenden österreichischen Patriotismus ersonnen. Aber die Schande ist tatsächlich »enthüllt« worden. Und dazu noch auf dem Petersplatz, vermutlich, um den Besuch des Casino de Paris an die glorreiche Vergangenheit unseres Vaterlandes anzuknüpfen. Und auf daß der Bürger seinen Sohn hinführe und vor die endgiltige Wahl stelle, sich Karl den Großen oder Peter Altenberg als Vorbild zu nehmen. Kein Historiker, aber auch kein vernünftiger Mensch weiß näheres über die Persönlichkeit Karls des Großen. Nach tausend Jahren wird man vielleicht mit einiger Zuverlässigkeit — nach dem Kleingedruckten im Gindely — angeben können, daß er vor der Verwandlung des Eldorado in ein Cabaret gelebt haben müsse. Die Lokalreporter wollen zwar schon heute aus sicherer Quelle erfahren haben, daß er einmal 4500 Heiden an einem Tage aufhängen ließ. Von sonstigen Verdiensten um die christlichsoziale Partei weiß aber auch der wohlwollendste Beurteiler seiner Wirksamkeit nichts zu berichten. Der geheime Wunsch, daß künftig bloß jenen Herrschern ein Denkmal errichtet werde, die 4500 Mitglieder von Komitees zur Errichtung von Denkmälern an einem Tage aufhängen

lassen, ist leider nicht erfüllbar. Immerhin darf man bei dieser Gelegenheit aussprechen, daß es einen sehr angenehm berührt, wieder einmal den Namen Kralik gedruckt zu lesen. Dieser im höchsten Grade bodenständige Dichter, der wie ein lebendiges Votivbild mit »gen« Himmel gerichtetem Blicke unter uns Heiden wandelt, taucht überall dort auf, wo an die glorreiche Vergangenheit unseres Vaterlandes angeknüpft wird. Wer wüßte heute noch, daß es einmal so etwas wie »Babenberger« gegeben hat, wenn wir nicht den Leopoldsberg und den Kralik hätten? Die muffige Luft eines Bürgerschulzimmers, in dem ununterbrochen »Hinaus in die Ferne« gesungen wird, das etwa ist die Stimmung, in der die Gedichte des Herrn v. Kralik, und in weiterer Folge die Denkmäler Karls des Großen erschaffen werden. Es sei. Ein Leitfaden der österreichichen Vaterlandskunde für die unteren Klassen geleite uns durch das Wiener Nachtleben. Jener Leitfaden, nach dem man selbst von Maria Theresia nicht mehr weiß, als was sie »kaum« hatte. Was hatte denn Maria Theresia kaum? fragte uns der Lehrer. Und wir mußten antworten: Kaum hatte Maria Theresia den Thron bestiegen, so erhob auch schon . . . Das Weitere wird nicht geprüft.

Aber im Ernst, diese letzte Denkmalssetzung ist ein empörender Unfug. Solche Ehrung oder das Geld, das sie verschlingt, hätte man einem Manne gegönnt, der sicherlich eine bedeutendere und vorbildlichere, eine sympathischere, volkstümlichere und vor allem realere Erscheinung darstellt, als der bloß noch in Ortsschulratshirnen regierende Kaiser Karl der Große: Wilhelm Voigt, dem siegreichen Hauptmann von Köpenick, dem Erzieher seiner Nation, dem Reformator der Justiz seines Landes, dem tragischen Satiriker, dem lustigen Märtyrer, dem Mann der Tat und dem Meister der Rede, dem lieben, guten, prächtigen Men-

schen und dem trefflichsten Schuster, der dem deutschen Volke seit Hans Sachs, der eigentlich doch mehr ein Renommierschuster war, geboren wurde. Man sage es nur frei heraus: Vor dem von Polizeihunden zerfleischten Leben dieses Mannes müßte ein Pobjedonoszew zum Bombenwerfer werden. »O du zertrümmert Meisterstück der Schöpfung!« Wenn der andere Wilhelm, Wilhelm der Postwendende, diesmal nicht begnadigt, hat er den Anschluß an seine Beliebtheit definitiv versäumt. Jetzt, wo die öffentliche Schuldbeladenheit sich beeilt, das Restchen eines von der Ordnungsbestie zernagten Lebensfadens zu erhaschen, um es noch einmal in Glück zu tauchen, jetzt müßte jener wie der edle Regent bei Shakespeare vor der zerbrochenen Majestät des Menschenwertes sprechen: »Was Trost verleihn kann so gewalt'gen Trümmern, das sei versucht.« Shakespearisch — das Wort hat trotz dem Narren Tolstoi das Maß der Unendlichkeit — ist diese ganze Aktion zwischen Tilsit, Wismar und Köpenick, in der die irdische Gerechtigkeit den aufrechtesten Menschen zwingt, seine Geistesgaben zur Spitzbubentat zu verwerten. Und wie der große Epilog auf dem Leichenfelde der staatlichen Ordnung klingt die Urteilsbegründung, die man in Moabit gehört hat: »Bezüglich der schweren Urkundenfälschung sind ihm mildernde Umstände bewilligt, in der Erwägung, daß Voigt tatsächlich ein Opfer der Verhältnisse und der bestehenden staatlichen Ordnung geworden und ohne die Ausweisungen vielleicht noch heute ruhig als Schuhmacher in Wismar lebte, daß also mit der Ausweisung ein schweres Unglück über ihn gekommen ist.«

Nie zuvor hat sich ein Gerichtshof zu solcher Erkenntnishöhe aufgerafft. War es bei der Betrachtung des Riehl-Prozesses noch ein frommer Wunsch, der mir den Gedanken eingab: »Wenn die Polizei schon nicht als Angeklagte im Gerichtssaal saß, so

hätte wenigstens eine Amtshandlung als Milderungsgrund für die Schuld einer Räuberin der Kulturgeschichte überliefert werden sollen«, — im Köpenicker Fall ist gerichtsordnungsmäßig festgestellt worden, daß die staatliche Gerechtigkeit Vorschub geleistet hat, als ein Schuster rauben ging. So sitzt der Wahn preußischer Justiz doch einmal über sich selbst zu Gericht. Wann wird in Österreich ein Richter in seiner Urteilsbegründung den Angeklagten als das Opfer eines Hofrats Feigl bezeichnen, der einem hungernden Burschen lebenslänglichen Kerker für den Raub einer Geldbörse diktiert? Wie verhält sich ein preußisches und wie ein österreichisches Gericht zur »staatlichen Ordnung«? Hier wird der Angeklagte schwerer verurteilt, weil seine Tat sich vor allem als ein Verbrechen gegen die Gesellschaftsordnung qualifiziert. Dort wird er milder gerichtet, weil vor allem die Gesellschaftsordnung eines Verbrechens gegen den Angeklagten überführt wird. Unserm Obersten Gerichtshof hat es in seinem unerforschlichen Ratschluß neulich gefallen, die Strafe der armen Frau Rutthofer von sieben auf zehn Jahre schweren Kerkers zu erhöhen. Die Begründung lautet wörtlich: »Nicht nur die allgemeine Pflicht, den Ehemann und den Ernährer am Leben nicht zu bedrohen, sondern auch jene Pflicht hat die Angeklagte verletzt, die sich auch dem wenig empfindlichen und wenig dankbaren Menschen unwillkürlich aufdrängen muß, der vom Getöteten aus einer niedrigen, obskuren Existenz zu einer angesehenen sozialen Stellung gebracht wird ... Ihr Vorleben als Mädchen und auch als Frau des Getöteten kann nicht als untadelhaft angesehen werden. Es lagen daher keine Gründe für die Anwendung des § 338 der Strafprozeßordnung vor, und die Strafe mußte entsprechend erhöht werden«. In Berlin hat ein Gerichtshof den Mut, einen Verbrecher gegen die in Justiz und Polizei organi-

sierte Niedertracht bürgerlicher Vorurteile zu schützen. In Wien hat ein Gerichtshof den Mut, die »Undankbarkeit« und das »nicht untadelhafte Vorleben« einer Frau als erschwerende Umstände bei einem Todschlag anzunehmen und mangels einer »Bescholtenheit« die »Vergangenheit« zu berücksichtigen; in den Geschlechtsakten einer Angeklagten wie in einem Vorstrafenverzeichnis zu wühlen und die Tatsache, daß sie nicht als Jungfrau in die Ehe trat, für eines jener Momente anzusehen, die die Anwendung des § 338 der Strafprozeßordnung ausschließen!

Und in einem Lande, dessen Oberster Gerichtshof in solcher geistigen Verfassung Urteile fällt, sollte Karl dem Großen kein Denkmal gesetzt werden?

Weib und Kultur.

Die misogynen Theorien — die christliche Sündenlehre, Schopenhauer, Strindberg, Weininger — und die moderne Frauenrechtsbewegung entspringen demselben Irrtum: daß nämlich Mann und Weib die gleichen kulturellen Aufgaben zu erfüllen hätten. Die Weibsverachtung stellt die Frau als zurückgeblieben und minderwertig dar. Sie sei unfähig, an der Kulturarbeit fördernd teilzunehmen, sie sei außerdem bösartig und suche dem männlichen Kulturwerke bei jeder Gelegenheit hemmend oder zerstörend in den Rücken zu fallen. Die Frauenrechtsbewegung dagegen proklamiert die Gleichartigkeit der weiblichen und männlichen Psyche, rühmt die fortschrittliche Gesinnung der Frau und fordert, daß man sie am Aufbau der Kultur als gleichberechtigten Genossen mitwirken lasse. Aber sowohl die Verachtung des Weibes als auch die Duldung und Unterstützung der Frauenrechtsbewegung sind nur Symptome der männlichen Naivität. Der Mann ist im allgemeinen über das Weib noch nicht wissend geworden.

Was wir Kultur und Zivilisation nennen — Religion, Sitte, Kunst, Wissenschaft, Agrikultur, Technik, soziale Gestaltung — ist eine Erfindung des männlichen Geistes. Das Weib hat direkt und aktiv nichts (oder fast nichts) dazu beigetragen. Es kommt als Kulturfaktor nur durch indirekten und passiven Einfluß in Betracht; dieser Einfluß jedoch — dessen Regulierung durch den männlichen Geist und Willen die Krönung jedes Kulturgebäudes bedeutet — war und ist ein ungeheurer, in gutem und schlechtem Sinne, fördernd und hemmend. In primitiven Gemeinwesen hat das Weib für die Kulturgestaltung kaum mehr Bedeutung als die eines Lasttieres; je komplizierter aber ein soziales Gebilde wird, desto mehr verschiebt sich die kulturelle Bedeutung des Weibes zu Gunsten seiner erogenen und ästhetischen Wertigkeit. In einer vornehmen Kultur ist das Weib das kostbarste Luxusobjekt. Es ist das Ziel übermenschlicher Anstrengung, die Belohnung höchster Tüchtigkeit, der befruchtende Quell aller Kunst, es ist die stärkste Verführung zum Leben überhaupt, ein Gegengift gegen jenen unheilvollen Pessimismus, der reichen und reifen Kulturen gerne den Stempel einer schlimmen, lebensfeindlichen Müdigkeit aufdrückt. Das Weib in einer vornehmen Kultur ist zugleich das wertvollste Kunstwerk, das diese Kultur geschaffen; in ihm erschuf der Mann sich das fleischgewordene Spiegelbild seines tiefsten Wünschens, seiner kühnsten Träume, seines heißesten Strebens, das lebende Ebenbild seiner gestaltenden Phantasie, das Endergebnis seiner körperlichen Tüchtigkeit und seiner Züchtungs-, Veredlungs- und Erziehungskunst. In Kulturen auf despotischer Grundlage wird dieses köstliche Besitztum verschlossen und bewacht (orientalisches Haremssystem), in aristokratischen Kulturen wird es zum Gemeinbesitz der Edlen (griechisches Hetärentum); die kulturelle Funktion des Weibes ist in beiden Fällen, dem Manne zur Erholung und Erquickung zu dienen, seinen Sinn zu beleben, ihn zur Strebsamkeit, zum Wettstreit des Lebens aufzustacheln, ihn kampffreudig und wohlgelaunt zu erhalten. Viel reiner als im Haremssystem würde sich diese Mission im Rahmen jener sexuellen Freiheit erfüllen, die dem Weibe selbst ein liberales Genußrecht gewährt. Jeder direkte kulturelle Einfluß aber muß ihm unbedingt entwunden werden. Kulturfördernd ist das Weib nur als Material männlicher Schöpfungslust, als lebendiges Kunstwerk, oder als

wirksamstes Tonikum, als Multiplikator männlicher Energien. Die Voraussetzung hiezu ist die unbedingte geistige und wirtschaftliche Suprematie des Mannes und die konsequente Auslese und Sonderrechtsstellung der vollwertigen Frauen. Kulturhemmend wirkt das Weib, sobald ihm ein geistiger und sozialer Einfluß eingeräumt wird, und sobald es der Mehrzahl der körperlich minderwertigen Frauen gelingt, ihre Tschandalainstinkte auf die seltenen wohlgelungenen Exemplare zu verpflanzen.

Die Psyche des Weibes — auch wenn es selbst die höchste Blüte einer langen Kulturbewegung darstellt — ist an und für sich kulturlos. Der geistige Wert der Frauen für den Mann besteht darin, daß er sich bei ihnen an seinem Geiste erholen kann. Sie sind intellektuell zeit ihres Lebens Kinder und Wilde. Sie vermögen die Realität nicht zu erkennen, sie machen keinen Unterschied zwischen subjektiv und objektiv, sie sind im höchsten Grade leichtgläubig und kritiklos und haben einen unausrottbaren Hang zur Romantik. Sie lieben, wie Kinder und Wilde, alles Unsinnige, Mystische und Abenteuerliche. Neugierde und Sinnlichkeit sind bei ihnen unzertrennlich verbunden. Mißtrauisch gegen alles Klare, Natürliche und Einfache, geben sie sich allem Absurden, Pittoresken und Pathetischen willig hin. Sie sind der Hort alles Aberglaubens und die ewig sichere Beute aller Arten von Priestern, Sektierern und Wunderschwindlern. Sie füllen die Kirchen und ermöglichen das Unwesen der Tischrücker, Geisterklopfer, Wahrsager und Theosophen. Ihre Tendenz zur Unlogik, Imagination und Lüge ist eine Naturgewalt, und wenn das Weib in geistigen Dingen einen Einfluß ausübt, geschieht es immer in der Richtung des Rückschrittlichen, Kulturwidrigen und Rudimentären. Der Geist des Weibes ist obskurantistisch, er äußert sich in einer Gegenströmung zu aller Entwicklung und in einer Befürwortung alles Idiotentums. Und dieser Geist bestimmt auch die Stellung der Frau zum Manne. So wie sie nur in zwei Eigenschaften ganz sie selbst ist, als Sklavin und als Mutter, so kann ihr auch der Mann auf die Dauer nur zweierlei sein: Herr oder Kind. Und wenn die Rolle der Sklavin ihrer masochistischen Sexualität nicht entgegenkommt, wenn sie ihr unangenehm ist, so sucht sie eben den Mann, den Herrn, zum Kinde, zum Idioten zu machen! Sie will entweder einen Eroberer oder einen geistigen Krüppel, den sie bemuttern und gängeln kann. Der einzelne Mann wird durch die »Liebe« —

wenigstens zeitweilig — zu einem solchen Krüppel. Den Versuch aber, den Mann in seiner Gesamtheit zu idiotisieren, unternimmt die moderne Frauenrechtsbewegung.

Daß die romantische Liebe nicht eine schwere physische Erkrankung, sondern ein veredelndes »höheres« Gefühl sei, ist einer der folgenschwersten Aberglauben unserer Zeit. Aber »Liebe« bedeutet beim Manne nichts anderes, als den Zustand, in den er verfällt, wenn er der sexuellen Anziehungskraft einer Frau unterlegen ist und sein psychischer Organismus dabei einen Choc erlitten hat. Ein Mann von geistiger Zucht wird unter allen Umständen der Herr seiner selbst bleiben, wird seines wertvollsten Gutes, der geistigen Unabhängigkeit, niemals verlustig gehen. Ein freier Geist ist nicht auf Frauen eifersüchtig, sondern auf seine Freiheit. Er kann sich allen genußvollen Illusionen hingeben, aber er wird sich nie an Illusionen verlieren. Er wird den schönen Schein mit jener genießenden Vorsicht schlürfen, die es niemals bis zur Enttäuschung kommen läßt. Und er wird sich insbesondere vor der Liebe in acht nehmen, die seine geistige, persönliche und soziale Freiheit aufs äußerste gefährdet. Aus dem freien Wanderer im Reich der Schönheit und des Genusses macht Liebe einen besessenen Besitzer, der an der Scholle klebt und um das Seine zittert, aus Casanova einen Ehemann! Die Seßhaftigkeit des Gefühles macht naturnotwendig zum Idioten, der Intellekt des Liebenden ist gestrandet, er sitzt fest. Für ihn dreht sich die Welt um eine fixe Idee . . . . (Man wende hier nicht die Liebe der Künstler und Dichter ein; diesen gelingt es vermöge ihrer größeren psychischen Elastizität von der Liebe — durch deren künstlerische Objektivierung — jedesmal wieder loszukommen, für sie ist die Liebe ein Narkotikum, — das übrigens auch ihnen oft genug verhängnisvoll wird.) Die Liebe ist eine Energievergeudung, die nicht nur meist in einem absurden Verhältnis zum erzielten Genuß oder Effekt steht, sondern auch eine stete Katastrophengefahr in sich birgt. Sie führt zu unmöglichen Ehen, die — wenn sie nicht gelöst werden — gewöhnlich mit der schmählichsten Kondeszendenz des Mannes zum Weibe enden, denn die Natur des Weibes ist primitiver und zäher und setzt sich in dem zermürbenden Kleinkrieg einer solchen Ehe leichter durch als die zur großmütigen Nachgibigkeit neigende Natur des Mannes. Die Liebe verleitet, wie jeder Gefühlsexzeß,

einerseits zu unsinnigen, folgenschweren Handlungen und bringt andererseits die quälendsten Depressionszustände mit sich, sie macht aus dem Manne einen Pathetiker und Apathiker zugleich. Der Liebende kämpft um Kaiserkronen und ist zugleich ein Selbstmordkandidat . . .

Das Interesse der Kultur gebietet eine radikale Scheidung von Erotik und Gefühl. Das Interesse der Kultur gebietet ferner eine radikale Isolierung der sexuell wertvollen Frauen von den wertlosen. In unserer Zeit der Parvenu- und Gesindelherrschaft, wo die soziale Stellung der Frau von ihren Geburts-, Rangs- und Vermögensverhältnissen oder ihrer hauswirtschaftlichen Tüchtigkeit abhängig ist, muß diese Forderung — die in ganz Asien als das selbstverständliche, erste Gebot männlicher Klugheit gilt — freilich paradox anmuten. Bei uns dürfen die seltenen, unschätzbaren Exemplare, mit denen die Natur in ihrer besten Geberlaune eine ringende Kultur aneifernd belohnt, von dem verbitterten, rachsüchtigen Sklavengeist der nutzlosen Frauenmasse verdorben und vergiftet werden! Sie müssen täglich und stündlich die depravierende, gemeinmachende Moral und Lebensanschauung einatmen, die auf den wertlosen Haufen christlich-europäischer Eheweiber und Hausfrauen zugeschnitten ist. Und sie werden damit so lange präpariert, bis sie es endlich für das höchste Glück halten, an der Seite eines hinaufgedienten, syphilitischen Staatskommis, dem man sie verschachert, die Würde der züchtigen Hausfrau zu mimen und anstatt in sexueller Hingabe in tugendhafter Arroganz zu schwelgen. Der Geschlechtsneid der Frauenmasse feiert hiebei einen doppelten Triumph: er hat den Männern ein Weib, dem Weib die Männer entzogen.

Man glaube nun ja nicht, daß die sogenannte Frauenrechtsbewegung, weil sie vom Selbstbestimmungsrecht der Frau redet, etwas anderes ist, als organisierter Geschlechtsneid. Da die Geschlechtsbefriedigung der Frau in demokratisch-kapitalistischen Kulturen einmal mit einem widerlichen Schacher um soziale und finanzielle Vorteile verknüpft ist, sucht die Frauenrechtsbewegung diese Vorteile für den minderwertigen Typus möglichst günstig zu gestalten. Während der Mann das Weib nach seinen physischen und lusterregenden Eigenschaften wertet, sucht der Korpsgeist der weiblichen Masse die seelischen, ethischen und sozialen Qualitäten des Weibes in den Vordergrund zu rücken. Der Mann will Schön-

heit und sinnliche Hingabe, die Weiber pochen auf ihre menschliche Würde, auf jungfräuliche Reinheit und häusliche Tugend. Der Mann will einen Körper und ein Temperament und man schreit ihm in die Ohren, es komme auf den sittlichen Ernst und die Harmonie der Seelen an. Und wenn es der Mann nicht glaubt und sie auf diese mageren Kautelen hin nicht heiratet, so wollen sie ihm wenigstens auf allen sozialen Gebieten Konkurrenz machen dürfen, bis ihr Einfluß so weit gestiegen ist, daß er schließlich glauben muß. Inzwischen aber verderben sie mit ihren unleidlichen Phrasen auch die schönen und begehrenswerten Frauen. Denn dem Größenwahn einer ethisch verbrämten Aufstandsphraseologie ist leider jedes Weib zugänglich. Man sage einer Frau bei jeder Gelegenheit, sie sei geistig so hochstehend wie der Mann und ihre Würde vertrage keine Unterwerfung unter den männlichen Willen, sie sei bisher unterdrückt worden und müsse sich nun sittlich erheben, — je dümmer die Gans ist, desto eher wird sie es glauben, desto eingebildeter wird sie auf ihre neue Würde sein. Diese Verführer zur Würde aber sehen nicht, daß sie dem Weibe selbst den schlechtesten Dienst erweisen, wenn sie es mit ethischer und sozialer Verantwortlichkeit belasten, wenn sie es psychisch überspannen, wenn sie es statt mit einem sexuellen mit einem politischen Wahlrecht beglücken wollen. Rechte Misogyne sind jene romantisch-verzückten Troubadoure, die dem Weibe das Danaer-Geschenk einer »Seele« aufdrängen wollen. Was soll man aber erst zu den Männern sagen, die den kulturwidrigen, für die Gesamtheit der Männer schmachvollen Unfug der Frauenbewegung, diesen frech-absurden Versuch ihrer Allgemeinvertrottelung, nicht nur dulden, sondern noch fördern und begeistert propagieren? Für solche Männer gibt es nur eine Erklärung, nur eine Entschuldigung: es sind Ehemänner — — —

Die Weiber selbst kommen bei all dem Humbug am schlechtesten weg, denn sie sinken allmählich wieder zu Lasttieren herab. Und der Geist verhüllt sein Haupt, denn die Bonzen und Geisterbeschwörer gelangen wieder zur Macht. Die Frauen nicht ästhetisch und erotisch, sondern ethisch und wirtschaftlich zu werten, ist das Symptom eines erschreckenden kulturellen Verfalls. Eine Kultur, die diese Wertung konsequent durchführte, würde zu einem Gemisch von Theokratie und Troglodytentum.

Karl Hauer.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Schadchen. Das Widerlichste, was ich seit langem gelesen habe, ist die Jubelnotiz, die der Lokalschmock der ‚Arbeiterzeitung' am Tage nach der »dritten Lesung« des Wahlrechtsgesetzes geliefert hat. Erwarten die Politiker der ‚Arbeiterzeitung', daß die Erde still stehen und der Himmel sich öffnen werde, wenn das allgemeine Wahlrecht in Österreich eingeführt sein wird, so sehen wir die Feuilletongeister der Sozialdemokratie das Maß ihrer Seligkeit aus dem Familienleben holen. Eine unappetitlichere Sinnigkeit als die aus den folgenden Sätzen trieft, ist mir noch nicht vorgekommen: » . . . Ein wenig feierlich ist's uns allen heute doch zu Mute. Etwa wie ein stürmischer Bräutigam doch ein wenig verlegen wird, wenn es nun wirklich, woran er ja eigentlich nie gezweifelt, zur Hochzeit kommt. Er hat ja die ganze Zeit über ganz bestimmt gewußt, daß ein so hübscher, willensfester, zäher und intelligenter Werber in der Liebe glücklich sein muß. Aber wenn die Umworbene dann endlich nach langem Zögern deutlich ihr ‚Ja' sagt, wird man doch ein bißchen verlegen vor Freude. Es wäre ja töricht und unbegreiflich, es wäre ja haarsträubendes Unrecht gewesen, wenn das Abgeordnetenhaus der natürlichen Forderung noch länger widerstanden hätte. Wir hätten ja gewiß gewütet, geschrien, gekämpft, es wäre wahrhaftig blutiger Ernst geworden, wenn das Volk noch länger vertröstet und hinausgezogen worden wäre. Aber nun, da das Abgeordnetenhaus sein drittes ‚Ja' gelispelt, nun überfällt uns doch einigermaßen die Rührung einer feierlichen Stunde. Herrgott, sagen manche, wartet doch mit dem Gerührtsein, bis auch das Herrenhaus seinen Segen gegeben hat. Das fällt uns aber gar nicht ein. Das Abgeordnetenhaus ist die Braut, um die wir warben, das Herrenhaus ist nur die Schwiegermutter, die wir mitbekommen. Natürlich hat die alte Dame gelegentlich der Kopulierung des Fräuleins Tochter ein gewichtig Wörtlein dreinzureden. Aber für den Werber ist doch immer das Ja der Jungen das Wichtigste. Die Frau Mama hätte natürlich gewünscht, daß die Tochter einen älteren Herrn nimmt (Alterszensus), womöglich einen vermögenden Herrn (Steuerzensus), aus guter Familie (Bildungszensus). Das Abgeordnetenhaus hat nun mit einer schönen Anwandlung von Jugendlichkeit gesagt: ‚Nein, ich mag nichts von älteren Herren wissen, und wie viel einer hat, ist mir wurst.' Noch kann sich die gesetzte alte Dame in die schöne Vorurteilslosigkeit der Jungen nicht finden, aber schließlich, auch

die Schwiegermama Herrenhaus wird dem Glück der Jungen nicht im Wege stehen wollen. Schließlich, jeder ist seines Glückes Schmied. Will die alte Dame sich's einmal anders einrichten, so wird ihr wahrscheinlich die Junge auch nicht vorschreiben, wie sie leben soll. Nein, nein, nein, was auch die Klatscher zischeln, das Ja der Jungen ist das Wichtigste, die Alte wird sich milde, vielleicht seufzend, ins Unabwendbare fügen. Und deshalb gehen wir als glückliche Sieger schon heute in einigermaßen feierlichem Zustand herum, sind schon heute gerührt und bestellen bereits die Ausstattung zur Hochzeit.« — — Diese Verbindung von »blutigem Ernst« mit der milchigen Sentimentalität einer jüdischen Hochzeit ist charakteristisch. Dem Gebiet, aus dem diese Revolutionäre ihre Vergleiche holen, sind sie in Wahrheit zuständig, sie erbetteln sich von der bürgerlichen Gesellschaft ein »lautes, vernehmliches Ja«, und im Ernstfall stellt jeder einzelne seinen Güdemann. Aber der Vergleich läßt sich weiter durchführen, vielleicht bis zur Mitgift an politischem Besitz, auf die es der Bräutigam abgesehen hat und um die er in seinem sentimentalsten Innern zittert. Kurzum, die Sozialdemokratie ist ein Familienidyll geworden. Früher sprengte man den Rahmen der Familie und wurde Sozialdemokrat. Jetzt muß man erst Umstürzler werden, um Worte wie »Schwiegermama« wieder zu hören. Aber die Herren wollen's nicht glauben, daß sie antiquierte Gehirne in ihren Schädeln haben. Wenn man's ihnen sagt, wenn man sie, wie's Bernard Shaw tat, als Muster bürgerlicher Solidität preist, antworten sie gar nicht oder mit jener mitleidigen Überlegenheit, hinter der man weiß Gott was für einen Schatz an Wissenschaftlichkeit und Überzeugung vermuten soll. In Wirklichkeit ist's bloß jene »Chuzpe«, die diese vollendetsten Mischexemplare aus einem Professor der Nationalökonomie und einem Handlungsgehilfen in keiner politischen Lebenslage im Stiche läßt.

Dem Polizeipräsidenten. Was ist's mit den beiden »ausgewiesenen Schauspielerinnen«? Ist der Tatbestand endlich gefunden? Seit Wochen kein »neues Stadium«, in das die Affäre getreten ist! Wir wünschen, daß der Schmach ein Ende gemacht werde! Traurig genug, daß sich die offizielle Sittlichkeit jetzt sogar schon von Herrn Pötzl beschämen lassen muß. Der schrieb ein paar Tage nach dem Erscheinen der Nr. 212 der ‚Fackel' ein Feuilleton, das die folgenden ganz richtigen Bemerkungen enthielt: »Unserer Sittlichkeit fehlt es eben an dem großen Zuge. Wir erschöpfen uns in kleinen Sittlichkeiten, gewöhnlich am unrechten Orte. Das haben jetzt zu ihrem Schaden die zwei aus Hamburg zugereisten Frauenzimmer erfahren, die durch ihre auffällige Kleidung den Hausbesorger auf den Gedanken

brachten, es könnte an den beiden sittlich etwas nicht in Ordnung sein. Und richtig, sie hatten sich falsch gemeldet, mit französischen Namen und als Schauspielerinnen, die sie nicht sind. Drei Tage Arrest und Ausweisung. Schön. Die Falschmeldung wird eben in Österreich bestraft. Es ist wegen der Abschreckung. Jeder große Verbrecher, etwa ein Mörder oder Millionendieb, soll die unbequeme Empfindung haben, daß er sich auf der Flucht vor den polizeilichen Nachstellungen nie einen falschen Namen beilegen darf, sonst kann er ein paar Tage, sogar ein paar Wochen Arrest bekommen. Alle unsicheren Kantonisten fürchten das ungemein und melden sich daher unter vollem Namen und Charakter. Die beiden falschen Französinnen haben gegen diese weise Bestimmung gesündigt und mußten es büßen. Sie sitzen aber noch immer in Polizeihaft, also schon einige Wochen länger als ihre Strafe ausmachte. Und warum? Sie sind auch keine Schwestern, als welche sie sich ausgaben. Man denke nur: sie sind keine Schwestern, kein verwandtschaftliches Band verknüpft diese beiden zugereisten Fräulein, die das ästhetisch gebildete Auge des Hausmeisters durch ihre auffällige Kleidung verletzt und Herrenbesuche empfangen haben! Wenn sie aber keine Schwestern sind, was sind sie denn? Weibspersonen, die fälschlich behaupten, Schwestern zu sein, sind offenbar zu allem fähig. Darum wird recherchiert und einstweilen eine Haft verhängt, die zu dem zärtlichen Berufe dieser Sünderinnen doch außer jedem Verhältnisse steht. Anstatt sie an die Grenze zu bringen und laufen zu lassen, müssen sie weiß Gott wie lang noch sitzen, bis schließlich zur Evidenz festgestellt sein wird, daß sie in Frankreich oder England ganz das nämliche verbrochen haben, aber nicht weiter beachtet wurden, weil man sich dort nennen darf wie man will und sogar den fälschlichen Titel Schwester annehmen darf, wenn man das einzige Kind seiner Eltern ist.« Will sich die offizielle Sittlichkeit wirklich von Herrn Pötzl beschämen lassen? Wir wünschen ein Ende!

Meteorolog. Über die bekannte Maisonne eines Septemberlebens haben sich schwere biographische Wolken gelagert. Die Dezember-Nummer der ‚Neuen Rundschau' zeigt an, daß sich die Beziehung Ibsen - Bardach im Aprilwetter des Nachruhms nicht als standhaft bewährt hat. Schon aus dem verlogenen Auszug der ‚Neuen Freien Presse' war dies zu entnehmen. Wer aber erst den ganzen Bericht liest, den der Ibsen-Herausgeber Elias über seine Unterredung mit der Witwe des Dichters veröffentlicht hat, der wird finden, daß ich den Nagel auf den Kopf des Herrn Brandes getroffen habe, als ich — in Nr. 208 — schrieb, die hastige Publikation der Briefe Ibsen's lasse »darauf schließen, daß das Fräulein Bardach schon bei der Annäherung an Ibsen von den Wunsche, sich literarhistorisch zu versorgen, beseelt gewesen ist.« Und was schreibt Dr. Elias? Viele Originale des Dichters, meint er, »bewahren über ihre Bekanntschaft mit Henrik Ibsen vorderhand noch die Zurückhaltung, die gewissen anderen fehlt« . .

»Betrachtungen solcher Art wurden zwischen Frau Ibsen und mir angeregt durch das Thema des kleinen Solneß-Fräuleins, das gerade nur den Tod Ibsens abgewartet hat, um ihre Harmlosigkeiten unter elektrische Beleuchtung zu stellen, damit sie den Schein biographischer Wichtigkeit empfingen. Dieses Hilde-Muster war für den Dichter nur ein ‚Fall' wie andere mehr. Frau Ibsen sprach davon ohne Pathos, mit humoristischer Gleichgiltigkeit (die ‚Neue Freie Presse' nennt es »Unbefangenheit«) — sie hatte alle die Briefe zu lesen bekommen, auf deren Antwort die Schreiberin oft so lange hatte warten müssen, hatte alle die Photographien gesammelt und noch das letzte Bild, worauf die Dame sich als ‚Prinzessin von Apfelsinia' selbst glorifiziert, auf Ibsen's Geheiß in den Papierkorb werfen müssen: so sehr war die Begegnung dem Dichter gleichgiltig geworden, nachdem er ‚ein Kunstwerk daraus gemacht hatte'. Die Frau stand ebenso über diesen Dingen, wie der Mann über ihnen gestanden hatte. Nicht ins Kapitel der ‚Dichterliebesleben' gehören sie — —« Was sagt Herr Sil Vara dazu? Glaubt er noch immer, daß »nur Jahre vergehen müssen, damit der rätselhafte Blick des Fräuleins Bardach dem Lächeln der Monna Lisa ebenbürtig werde«? Er dürfte ein alter Mitarbeiter der ‚Neuen Freien Presse' werden, ehe er das erlebt! Die Sache verhält sich wirklich so, wie ich sie dargestellt habe, und die Sippschaft hat sich ein Reklamestückchen geleistet, das nun in seiner ganzen Dreistigkeit von zuständiger Seite enthüllt wird. Sogar der »junge, gesunde Konzipient mit reellen Absichten«, den ich in die Farce einführte und den nach meiner Erfindung das Fräulein Bardach dem symbolistischen Dichtergreis vorgezogen hat, scheint zu stimmen. Man könnte die Äußerungen der Gattin mit einigem Mißtrauen aufnehmen, wenn nicht Herr Dr. Elias sich einer Unterredung entsänne, die er mit Ibsen selbst über die Wienerin von Gossensaß geführt hat. »Die habe ihm gleich Bekenntnisse gemacht. Die Hauptsache: sie lege gar keinen Wert darauf, einmal einen wohlerzogenen jungen Mann zu heiraten, — sie werde gewiß gar nicht heiraten.« Ibsen erzählt, er habe die Dame studiert. »Aber sonst habe sie nicht viel Glück mit ihm gehabt.« Als ihren Ehrgeiz habe sie es bezeichnet, anderen Frauen Männer wegzunehmen. »Sie nahm mich nicht, aber ich nahm sie für eine Dichtung. Sie hat (hier kicherte er wieder) sich dann wohl mit einem andern getröstet«. »Frau Susanna«, erzählt Elias, »gerät bei diesem Kapitel in die Stimmung von Heiterkeit: ‚Ibsen, habe ich manchmal zu ihm gesagt,

Ibsen, halte dir die vielen überspannten Frauenzimmer vom Leibe'«. Das hat er nun davon, daß er den Rat nicht befolgt hat! Schon Nestroy sagt: »Wie ich damals von einer Liebe, die ich nicht ausmärzen konnte, im April mich losgerissen, war meines Lebens Mai vorbei; aber nie hätt' ich mir gedacht, daß ich nach acht Jahren im Juni u. s. w.«

Bücherfreund. »Geehrter Herr Kraus! Wie immer Sie meine Rundfrage beurteilen wollen, sie Ihren Lesern im falschen Lichte darzustellen, kann durchaus nicht Ihre Absicht sein. Das aber tun Sie, wenn Sie mir imputieren, ich hätte um die 10 ‚besten' Bücher gefragt, indem Sie von Arthur Schnitzler voraussetzen, er hätte mir 10 ‚beste' Bücher genannt. Wenn Sie mein, seinerzeit auch an Sie gerichtetes Schreiben in Erinnerung haben, so werden Sie wissen, daß ich ausdrücklich betonte, ich wolle nicht etwa 100 oder 10 ‚beste' Bücher genannt wissen, ich wolle mich nicht des Rückfalls in den abgeschmackten Snobismus schuldig machen, der seinerzeit von Amerika aus Listen von ‚100 besten Büchern' in die Welt sandte; sondern was ich wollte, ist dies: von hervorragenden Männern der Kunst, der Literatur, der Politik, der Industrie und der Öffentlichkeit überhaupt die Nennung von 10 guten Büchern, aufs Geratewohl aus dem Ärmel geschüttelt, erbitten, von 10 Büchern, die ihnen lieb sind, die sie mit Genuß gelesen haben und denen sie daher Verbreitung unter den Gebildeten wünschen. Also keine vergleichende Wertung, sondern ein ganz unverbindliches Mitteilen, unverbindlich vor Allem in dem Sinne, daß der Betreffende nicht etwa noch 90, ihm eben so liebe Bücher nennen könnte. Sie haben meiner Einladung nicht Folge geleistet und schon dadurch bekundet, daß Ihnen die Sache nicht sympathisch ist. Aber sollte es wirklich so wenig nützlich sein, die Leute auf gute Bücher aufmerksam zu machen, denen das Glück der großen Trommel noch nicht geworden ist und die doch wert sind, bekannt und gelesen zu werden? Genehmigen Sie den Ausdruck meiner Hochachtung, mit welcher ich zeichne . . .« So schreibt mir der Veranstalter jener Rundfrage, deren Resultat ich kürzlich eine Orgie des Snobismus genannt habe. Ich bin so gutherzig, seine Zuschrift abzudrucken, um ihm jetzt auch noch versichern zu können, daß er die Tragkraft seiner Idee überschätzt. Die Version der »zehn besten Bücher« hatte ich in den Auszügen der Tagespresse gefunden. Hätte ich den Wortlaut der Aufforderung, die ich mich nicht erinnere erhalten zu haben, im Kopf gehabt, ich wäre zu keiner andern Formulierung gekommen. Wer auf-

gefordert wird, zehn gute Bücher zu nennen, wird natürlich jene zehn Bücher nennen, die er für die besten hält — oder zu halten vorgibt —, und den Snob möchte ich kennen, der außer den fünf Büchern Mosis die verlangte Serie »aufs Geratewohl aus dem Ärmel schütteln« könnte und nicht vielmehr in angestrengtem Nachdenken sich die Verantwortung vorhielte, vor der aufhorchenden Welt eine Geschmacksprüfung zu bestehen. Natürlich wird der exotische Klang eines Namens mehr als die erkannte Qualität eines Werkes die Antwort des Kandidaten bestimmen. Welche Verlockung für die Preziösen! »Lafcadio Hearn« ist eine Trouvaille! Herr v. Hofmannsthal hat mit einem längeren Artikel zugegriffen. Und es ist ja recht hübsch, ihn in einer Verbindung Goethescher und lateinischer Prosa sich vervollkommnen zu sehen: »Brief an den Buchhändler Hugo Heller. (Klingts nicht aus einem Weimarer Posthorn?) Geehrter Herr! Ich wüßte nicht, wie man seinen Beifall dem versagen sollte, was Sie sich vorsetzen und in Ihrer Zuschrift mir entwickeln. Daß der Buchhändler eben noch nichts Rechtes ist, wenn er sichs genug sein läßt, ein Händler mit Büchern zu sein, ist in älteren und neueren Zeitläufen ausgesprochen worden und lebt wohl als eine rechte Standeswahrheit und Überlieferung unter den Tüchtigsten Ihrer Berufsverwandten.« Aber Herr v. Hofmannsthal war gewiß wie kein anderer berechtigt, die Frage nach den zehn Büchern zu beantworten. Er ist ja einer der feinsten Leser, die es in der deutschen Literatur gegenwärtig gibt. Und gesteht selbst: »Ich bin, wie jeder, vielen Büchern vieles und einigen fast alles schuldig, was ich geistig besitze«. Nun, ich könnte mir auch einen großen Lyriker denken, der wiederum so ehrlich wäre zu bekennen, daß er Büchern gar nichts verdanke, daß er Bücher überhaupt nicht lese. Hätte ich die Anfrage erhalten, ich hätte die zehn schlechtesten Bücher genannt und geschrieben, daß sie mir als Erfüllung des eigentlichen Lesezwecks, als Unterhaltung des Pöbels, gerade empfehlenswert schienen. Die zehn guten Bücher aber hätten die Verfasser für sich selbst geschrieben. Und was dazwischen liegt, sei die Langeweile. Oder es sei so geartet, daß ein Leser mit eigenem Hirn an jedem Satze selbsttätig fortarbeite, bis er an dem Wettlauf der mittelbaren und der unmittelbaren Eindrücke ermüde. So ergehe es mir zum Beispiel mit der meisten Epik, neben deren rein mechanischer Lektüre eine so intensive Vorstellungsarbeit sich entwickle, daß mir regelmäßig schon nach den ersten Seiten der Schlaf das Buch aus der Hand nimmt. Zehn Bücher, die mich in wachem Zustande unterkriegen, könne ich nicht »aufs Geratewohl aus dem Ärmel

schütteln«. Die Odyssee und Milton's Verlorenes Paradies seien nicht darunter, auch nicht Thomas a Kempis und Spee's Trutznachtigall, nicht einmal die Gedichte des Grafen Rudolf Hoyos. Vielleicht aber eines (das keiner der Befragten nennt): Edgar Poe's Skizzen.

Arst. Wenn man die Unzuträglichkeit einer Sache bezeichnen und sich hiezu eines drastischen Vergleiches bedienen will — welcher Vergleich würde wohl das Wesen des Widersinns am stärksten ausdrücken? Sicherlich doch die Wendung: »Das ist genau so, wie wenn man einem Spitalskranken verdorbene Nahrung verabreichte«. Daß es geschehen könnte, hält man für so ausgeschlossen, daß die Vorstellung seiner Möglichkeit sich zur Illustrierung einer baren Unmöglichkeit eignet. In Österreich nicht mehr. In Österreich ist die Vorstellung zur Wirklichkeit geworden. In Österreich wird den Spitalskranken wirklich verdorbene Nahrung verabreicht. In diesem Lande verblaßt die Bildkraft eines Vergleichs, um dessen Inhalt Platz zu machen. Es ist so, wie wenn eines Tages entdeckt würde, daß faktisch Eulen nach Athen getragen werden. Ein Speise-Streik der Ärzte des Epidemiespitals ist die letzte Wiener Sensation: sie weigern sich, die ungenießbare Kost zu essen und protestieren dagegen, daß dieselbe ungenießbare Kost den Patienten gereicht werde. Und wir hören wieder die ungenießbare Antwort: »Von kompetenter Stelle ist eine Untersuchung dieser Beschwerden hinsichtlich ihrer Stichhältigkeit in Aussicht genommen«. Die Spitalsdirektion hat wiederholt Abhilfe versprochen, aber in spaltenlangen Artikeln, Communiqués, Interviews etc. wird versichert, daß sie gegen die Spitalsköchin machtlos sei, die »als Beamtin der 11. Rangsklasse direkt der Statthalterei unterstehe«. Die Ärzte wenden sich »direkt« an die Statthalterei und erklären, daß sie »es nicht länger mehr mit ihrem Gewissen vereinbaren können, ruhig zuzusehen, wie die Patienten durch die schlechte Kost beeinträchtigt werden«. Die Ärzte hätten aber diese Duldung auch nicht einen einzigen Tag mit ihrem Gewissen vereinbaren, sondern sofort sämtliche Kochtöpfe der Gräfin Kielmansegg auf den Jour bringen sollen. Wie die Affaire verlaufen ist, weiß ich nicht. Nur so viel ist bekannt, daß die Statthalterei »Erhebungen pflegt«. Wahrscheinlich dürfte also den Ärzten und Patienten des Franz Josefsspitals durch eine Beförderung der Spitalsköchin in die 10. Rangsklasse geholfen werden.

Patient. Ich glaube nicht, daß es zuträglich sein kann, wenn Sie nach der Operation, die der Chirurg Gersuny mit gutem Gelingen an Ihnen vorgenommen hat, seine Aphorismen lesen. Mit Knochensplittern weiß der Herr Professor doch besser zu hantieren, als mit Gedankensplittern, von denen sich jeder einzelne in seiner Behandlung als ein Kunst-

fehler darstellt. Die Schmockpresse, die uns mit den Gersuny'schen Aphorismen seit Jahr und Tag langweilt und jetzt deren Buchausgabe feiert, nennt diese Sammlung von Kunstfehlern eines zerstreuten Arztes »Gedankenperlen«. Schrecklich! Was Herr Professor Gersuny außerhalb der Chirurgie uns zu sagen hat, ist fast so unbedeutend wie die Aphorismen, die der alte Jurist Unger bei besonders festlicher Gelegenheit in die ‚Neue Freue Presse' legt. Was sollen diese ein- und zweizeiligen Desavouierungen der Weisheit des Alters? Man braucht schon ziemlich viel Narkose, um Aussprüche des Professors Gersuny schmerzlos zu überstehen, die so originell sind wie der folgende, den ich in einer »Auslese« finde: »Nimm von einem Sandhaufen ein Korn; was ist dadurch geändert? Suche ein gleiches, du findest es nicht. Ein Mensch ist dahin; der Menschheit fehlt er nicht, und doch ist er unersetzlich, denn jeder ist einzig.« Eine Erkenntnis, die noch immer einen Chirurgen zur Vorsicht beim Operieren, aber längst keinen Aphoristen mehr zur Aussprache nötigen müßte. Oder: »Das Bekritzeln der Wände mit dem eigenen Namen ist ein sehr bescheidenes Streben nach Unsterblichkeit.« Und das Publizieren von Aphorismen, wenn man's nicht nötig hat? Fällt es Herrn Masaidek ein, sich plötzlich als Operateur zu versuchen? Oder: »Die sogenannten Naturgesetze sind gar keine Gesetze, sondern nur Aphorismen zum Naturerkennen«. Aber vielleicht sind auch die sogenannten Aphorismen gar keine Aphorismen?

Lakai. Die ‚Neue Freie Presse', das Organ des deutschen Bürgertums, brachte am 22. November die folgende Notiz: »(Unfall der Fürstin Wilhelmine Schwarzenberg.) Aus Prag wird uns gemeldet: Fürstin Wilhelmine Schwarzenberg, geborene Prinzessin von Oettingen-Oettingen und Oettingen-Wallerstein, die Witwe nach dem vor zwei Jahren verstorbenen Fürsten Karl Schwarzenberg und Mutter des Fürsten Karl Schwarzenberg und des Reichsratsabgeordneten Prinzen Dr. Friedrich Schwarzenberg, ist heute, wie die ‚Politik' meldet, auf ihrem Schlosse Tuchowitz von der Stiege gestürzt, wobei sie sich am Fuße eine Verletzung zuzog. Die Patientin fuhr noch heute nach Prag, um hier ärztliche Hilfe zu suchen.« Wie sagt doch Schiller in einem Falle, der sich gleichfalls in einer böhmischen Adelsfamilie ereignet hat, der aber mehr als eine Verstauchung des Fußes betraf? »Hilfe! Hilfe! — Was gibt's? — Das Fräulein! — Weiß sie's? — Sie will sterben !«

Musiker. Gewiß, die vielbeschrieene Publikation der Wagnerschen Briefe an eine Putzmacherin mit den Glossen Daniel Spitzers ist ein leichenschänderischer Akt. Aber nicht Wagner, sondern Spitzer scheint

mir in diesem Fall des Schutzes der literarischen Friedhofswächter bedürftig. Und vor allem des Schutzes gegen diese sonderbaren Aufseher, die ihre Pietät für Wagner nicht anders bekunden zu können glauben, als dadurch, daß sie das andere Grab selbst bespucken. Was diese Herrschaften treiben, ist wohl schlimmer noch als die Tat des Herausgebers der Spitzer-Glossen. Der tote Spitzer hat ja den toten Wagner in Ruhe gelassen; wozu prügeln sie also seinen Leichnam? Wär's nicht genug gewesen, zu sagen: Der Commis, der jene Ausgabe veranstaltete, hat, ohne Wagner herabsetzen zu können, sich in gröblicher Weise an dem literarischen Andenken des vortrefflichen Wiener Spaziergängers vergriffen, der die Glossen seinen gesammelten Werken nicht einverleibt hat und ihre Buchpublikation nie erlaubt hätte? Statt dessen vermessen sich Wiener Feuilletonlehrlinge, die diesem neben Kürnberger und Speidel bedeutendsten Schriftsteller der Wiener Tagespresse nicht bis zur Wade reichen, Daniel Spitzer für den törichten Einfall der Firma Konegen verantwortlich zu machen und von ihm in einem Tone zu sprechen, als ob sein geistiger Ursprung etwa zwischen den Julius Bauer und Landesberg zu suchen wäre. Da ist ein Herr Fred, der sich im Laufe einiger Jahre aus einem Analphabeten zu einem Kulturreporter entwickelt hat, aber der früheren Richtung doch nicht ganz untreu geworden ist und nun im Berliner ‚Tag' verächtlich auf einen Stilisten vom Range Daniel Spitzer's herabsieht. Er nennt ihn einen »allzu witzigen Journalisten«, setzt dessen »Geistreichheit« in Gänsefüßchen, bezeichnet die Glossierung der Wagner-Briefe als eine »schon fast vergessene Schändlichkeit« und meint, Spitzer habe »nur eine Beziehung zu Leben und Kunst gekannt: nämlich die Möglichkeit, einen Witz zu machen«. Herr Fred, dessen Beziehungen zu Leben und Kunst in der Unmöglichkeit, einen Witz zu machen, begründet sind, hat keine Ahnung davon, daß jener Vorwurf selbst gegenüber dem Stil eines Heine berechtigter wäre. Denn wenn je Gesinnung — auch gegen Wagner — Stil, und Stil Witz bedeutet hat, so trifft dies für Spitzer zu, einen Humoristen, der jene »Beziehung« zu den Dingen nicht gesucht hat, sondern dem sie organisch war, und den die Feuilletonknaben offenbar mit Saphir, dem Prototyp der in Witzen unerschöpflichen Witzlosigkeit, verwechseln. Ein Herr Frey, dadurch unbekannt, daß er den »Kampf der Geschlechter« geschrieben hat, nennt in der ‚Österreichischen Rundschau' (Alfred von Berger, der in Hamburg wirkende Mitherausgeber sollte diese Revue einmal lesen) die Art Daniel Spitzer's »die des unverschämten Tages-

schriftstellers, der ein Pathos der Distanz notdürftig vor historisch entrückten Größen einhält«. Ach ja, dafür hat es Spitzer verstanden, Nullen, die sich Größen dünken, in einem Sinne lächerlich zu machen, der der Vergänglichkeit Perspektive gab und den Einzelfall durch den Humor der Distanz zum Typus erhöhte. Spitzer hätte sogar Herrn Frey nicht unbeachtet gelassen. Schade, daß er nicht mehr lesen kann, wie Herr Frey z. B. die berühmte Rundfrage nach den »zehn Büchern« mit der pompösen Aufzählung von Werken beantwortet, die er »sich vom Schicksal als Trost erbitten würde, wenn er Robison wäre«. Vielleicht hätte Spitzer in seiner bedächtigen Weise vor solchem Optimismus gewarnt und etwa geschrieben: Ich glaube nicht, daß selbst der Don Quixote und Chamfort, Mach und Platon einen so geselligen Geist wie Herrn Frey mit dem Schicksal Crusoe's versöhnen könnten, während ich andererseits fest davon überzeugt bin, daß mir die Langweile auf der Insel Robinsons bei dem bloßen Gedanken verginge, daß sich der »Kampf der Geschlechter« nicht in meiner Bücherkiste befindet . . . Wenn die Wiener Journalistik auf eine Erinnerung stolz zu sein hätte, so wäre es die an Daniel Spitzer. Weil aber wahrscheinlich die ‚Neue Freie Presse' weiß, daß den Spaziergänger bloß eine Anstellung und kein Band der Gesinnung mit ihr verknüpfte, verzichtet sie großmütig darauf, ihren berühmten Mitarbeiter gegen die Bübereien in Schutz zu nehmen, die jetzt tagtäglich gegen sein Andenken verübt werden. Jenes Antisemitenblatt, in dessen Spalten an jedem Sonntag der Humor von Mauer-Öhling exzediert, die ‚Deutsche Zeitung', darf mit ironischem Mitleid von dem »Humoristen« Spitzer sprechen, darf den Verdacht andeuten, daß er der Putzmacherin Berta die Briefe gestohlen habe. Und sie lobt sogar einen kleinen jüdischen Musikjournalisten, Herrn Karpath, der in einer eigenen Broschüre »die ohnmächtigen Ausfälle Spitzer's widerlegt habe« und den die ‚Deutsche Zeitung' einen »Freund des Hauses Wagner« nennt. »Nur eines«, meint sie, sei »an der lesens- und dankenswerten Broschüre zu tadeln: der Ton, den Karpath gegen Spitzer anschlägt«. Wie das? Es gehe nämlich nicht an, Wagner zu verteidigen und zugleich Spitzer »als Schriftsteller zu preisen«. Daß Herr Karpath, der einmal im ‚Neuen Wiener Tagblatt' schrieb, Herr X sei »ein den Blütenstaub bereits abgestreifter Tenor«, Respekt vor der stilistischen Persönlichkeit eines Daniel Spitzer empfindet, erscheint der ‚Deutschen Zeitung' als ein Akt überflüssiger »Noblesse«, den sie tadeln muß. Denn der Antisemitismus ist immer für die Karpaths und gegen die Spitzers gewesen . . . Die Publikation der Briefglossen nenne ich eine

Gemeinheit gegen Spitzer. Hätte man seine Glossierung Wagner'scher Texte, die in seinen gesammelten Werken enthalten ist, von neuem herausgegeben, so wäre die Situation vereinfacht. Dann hätten die Wagnerianer mit Recht von einer Gemeinheit gegen Wagner sprechen können. Aber auf die Gefahr hin, in Bayreuth nicht empfangen und in das Weihrauchtheater nicht eingelassen zu werden, muß ich gestehen, daß mir nicht jeder ein Alberich zu sein scheint, der sich an dem Schatz dieser Poesie zu versündigen wagt. Die feinsten Geister der Zeit würden vielleicht, wenn sie nur immer die ehrlichsten wären, bekennen, daß sie sich an die große Verabredung, der Wagner-Religion auch die Heiligkeit seiner Stabreime zu intabulieren, nicht zu halten entschlossen sind!

Darwinist. Zur Affenkomödie Caruso: Die öffentliche Meinung New-Yorks muß gegen die öffentliche Meinung Wiens in Schutz genommen werden. Das amerikanische Schamgefühl mag ja eine garantiert solide Sache sein, über die man sich auf unserem alten Kontinent lustig machen darf, und es mag wahr sein, daß dort drüben über hundert europäische Defraudanten mehr Freude ist, als über einen europäischen Wüstling. Trotzdem muß gesagt werden, daß in der Affaire Caruso nicht jenes Gefühl die Hauptrolle gespielt hat, das man in kultivierten Zonen als »sittliche Entrüstung« mit Recht verabscheut. Im Gegenteil scheint mir ein Gefühl für sexuelle Freiheit den ganzen Rummel bewegt zu haben. Nur die Dummköpfe der europäischen Pressen halten es für Prüderie, wenn die amerikanischen Frauen einen Angriff auf ihr sexuelles Selbstbestimmungsrecht zurückweisen. Ich weiß nicht, nach welchem Gesetz der Herr Caruso verurteilt wurde, aber ich vermute, daß nicht die öffentliche Schamhaftigkeit, sondern das Recht des Individuums, sich betasten zu lassen, von wem es selbst betastet sein will, gegen die Handfertigkeit des großen Mannes geschützt werden sollte. In Amerika wahrt man den sexuellen Anspruch der Frau, indem man sie vor sexueller Ansprache schützt. Bei uns dürfen bloß die Herren der Schöpfung ihre Geilheit auf der Straße spazieren führen, dürfen Frauen anpöbeln, die von ihnen nicht beglückt sein wollten, und ein unbeteiligtes Publikum an den Exhibitionen ihrer Luchsaugen teilnehmen lassen. Man muß nur ein paar Mal diese Zudringlichkeit verglaster Blicke — wenn man mit einer Frau etwa ein Theater oder ein Restaurant betritt — erleben, um die amerikanische »Prüderie«, die das Bett eben nicht als die Domäne des Mannes anerkennt, für eine kulturvollere Erscheinung zu halten als die mitteleuropäische Verfehmung sinnlicher Frauen. Bezeichnend für den Idiotismus, mit dem man hierzulande eine Frage der Freiheit

als eine Frage der Moral auffaßt, ist der journalistische Eifer, der dem Lebenswandel der Mrs. Graham nachspürt, um dem sexuellen Übergriff des Herrn Caruso eine mildere Beurteilung zu sichern. In New-York würde ein Wiener »Steiger« wegen Belästigung einer Kokotte nicht anders behandelt werden, als Herr Caruso wegen Belästigung einer Mutter; und die ‚Neue Freie Presse' entsetzt sich darüber, daß »bei der Verhandlung nicht einmal nähere Mitteilungen über die Person der Mrs. Graham gemacht wurden, und ob ihre Vergangenheit eine makellose sei.« Ist sie es nicht, so hatte Caruso nach österreichischer Auffassung womöglich ein Recht, das Kind, das Mrs. Graham an der Hand führte, als der Sänger sie abknutschte, über die Vergangenheit seiner Mutter aufzuklären. Das ‚Extrablatt' macht die Konzession, daß »die Belästigung anständiger Frauenspersonen auch bei uns der gerichtlichen Ahndung unterliegen sollte«, — so daß also eine Erweiterung der sittenrichterlichen Befugnis unserer Justiz die Folge wäre und jeder Janopulos wenigstens erreichen könnte, daß die Tugend, auf die er es abgesehen hatte, gerichtsärztlicher Prüfung unterzogen würde. So rigoros denkt auch Herr Caruso. »Er habe Frau Graham bemerkt, doch habe er sich von ihr sofort abgestoßen gefühlt; denn sie, nicht er, hätte sofort mit Avancen begonnen, welche er dahin deuten mußte, daß sie keine anständige Frau sei«. Diese Edelmänner wollen natürlich nur mit »anständigen Frauen« zu tun haben, wenn es sich ihnen um eine Unanständigkeit handelt. Und welcher Spießer wüßte im geeigneten Moment nicht den Spieß umzudrehen? Noch einiges zur Charakteristik des bedeutenden Mannes: »Der diensthabende Sergeant der Polizeistation beschrieb die Szene im Dienstzimmer der Station nach der Festnahme. Caruso zog eine Visitkarte hervor und rief in großer Erregung aus: Sehen Sie her, ich bin Caruso, schicken Sie sofort zu Conried!« Der Sergeant antwortete: ‚All right, ich habe nichts mit Conried zu schaffen, sondern mit Ihnen.' Caruso sagte: ‚Dann hören Sie doch, ich bin Caruso, der große Tenorist!« ... »Der nächste Zeuge verursachte laute Heiterkeit durch seine Aussage: Caruso versteht nicht englisch. Vielleicht, wenn ich zu ihm sage, Caruso, wollen Sie Luncheon mit mir einnehmen, versteht er mich. Er versteht auch: Wie gehts? Schönes Wetter! Frühstück, Diner; aber wenig mehr.« Die Wiener Presse ist sehr erregt über die Unbill, die einem so hervorragenden Manne widerfuhr, und über die Rücksichtslosigkeit, mit der ihn auch die New-Yorker Journalistik behandelte. »Unmittelbar nach dem Eintritt

Caruso's ins Bureau Conried's«, schreibt das ‚Neue Wiener Tagblatt', »begannen die Reporter, von denen einer, ein typischer Amerikaner, während der Fragestellung zynischerweise nicht einmal die Zigarre aus dem Munde nahm, den Tenor einem scharfen Kreuzverhör zu unterziehen.« Welcher Zynismus! Und — man denke — ein »typischer Amerikaner« schreibt für ein New-Yorker Blatt! Darüber erstaunt ein Wiener Journalist, der offenbar kein typischer Wiener ist.

Satiriker. Der ‚Simplicissimus' hat seine Aufgabe erfüllt. In Deutschland hat heute schon jeder Schuster mehr Simplicissimus-Witz als der ‚Simplicissimus'. Mindestens als dessen letzte Nummer, die Riehlprozeß-Nummer, der eine ungeheure Reklame vorausgegangen ist. Noch deutlicher als bei der Köpenicker Affaire hat der ‚Simplicissimus' diesmal bewiesen, daß er einer großen satirischen Gelegenheit nicht mehr gewachsen ist und entweder die bequeme Mitarbeit der Realität nicht zu benützen oder ihre unbequeme Konkurrenz nicht zu ertragen vermag. Als ob der gewichtige Anlaß sogar auf die Gaben seiner vortrefflichen Zeichner drückte, wirken die Heine, Wilke, Gulbransson, Pascin und Thöny diesmal in einem böseren Sinne ausgezeichnet. Mit der Literatur des ‚Simplicissimus' ist's, seitdem er dem Herrn Roda Roda allwöchentlich seine Partieware abkauft, schlimm bestellt, und nicht einmal Herr Meyrink, der eine Vorliebe für den Buddhismus mit einer Abneigung gegen die österreichische Infanterie geschickt verbindet, vermag ihr auf die Beine zu helfen. Aber die Witze, die sämtliche Textlieferanten des Blattes über den Fall Riehl leisten, sind abgegriffener als die Mädchen, denen sie gelten. Und am abgegriffensten präsentiert sich die Wiener Note, die jetzt durch Herrn Alfred Polgar vertreten ist. Ich habe diesen jungen Journalisten einmal in die Literatur eingereicht. Ich sehe mich längst genötigt, ihn wieder zurückzuziehen. Ein gutes Feuilleton, das Herr Polgar seinerzeit geschrieben hat, hat alles Unheil verschuldet. Seither schrieb er dasselbe Feuilleton etwa hundertmal, und es ist nicht besser geworden. Immer mehr aber zeigte sich, daß weder die Fähigkeit, Dinge hämisch zu betrachten, die das Temperament Anderer verbrauchen, noch die Gabe, dort sentimental zu werden, wo andere Leute Humor haben, Wesensmerkmale künstlerischer Anlage sind, und daß zu den ermüdendsten Eindrücken einer Lektüre jene Unermüdlichkeit gehört, die einen dünnen Einfall durch eine ganze Gallerie gekünstelter Sprachbilder quält. Daß Herr Polgar begabter ist als die meisten Theaterreporter der Wiener Tagespresse, muß noch immer festgestellt werden, und manches Feuilleton, das er über Theaterdinge —

nicht über Schauspielerei – schreibt, würde bei entsprechender Redigierung eine recht graziöse Notiz von zwanzig Zeilen ergeben. Stärker weht sein Athem die Zeitgeschichte nicht an. Er ist kein Stilist, gehört vielmehr zu jener Richtung jüngeren Wiener Schrifttums, die beharrlich »an« die primitivsten Regeln der deutschen Syntax vergißt. Aber seine winzige Physiognomie verdankt er wenigstens dem Studium einer ausgeprägten literarischen Individualität: Peter Altenberg's. Darum bedenkt er auch keine mit seinem kraftlosen Hohn so oft und so gern wie diese. Daß sich der ‚Simplicissimus' dazu hergibt, seinen namhaften Mitarbeiter von dessen treuestem Kopisten, der seinen Meister nur in dessen eigener Tonart verleugnen kann, aushöhnen zu lassen, ist im höchsten Grade widerlich. Man mag gegen Altenberg's neuestes Gebräu einer seelisch-ökonomischen Weltanschauung und gegen seine Heilslehre, die den Ankauf einer Zahnpasta unter Leugnung von Sexualempfindungen predigt, satirisch gestimmt werden, mag auch bedauern, daß ein Tagesblatt seit Monaten den Dichter durch den skrupellosen Abdruck der gedanklich und sprachlich wildesten Exklamationen schädigt. Aber in seinen dürftigsten Abschnitzeln beweist ein Peter Altenberg noch immer hundertmal mehr echte Menschlichkeit und echtes Temperament, als ein Herr Polgar in seiner Vollendung, und kein Mensch hat heute in Wien ein geringeres Recht, sich über jenen lustig zu machen als dieser, der die Eigenart des Dichters nachstümpernd zur stilistischen Unart verzerrt hat. Wenn Herr Polgar in seiner Skizze »Das Haus der Illusionen« den Bordell-Prozeß zum Anlaß nimmt, den »Hetärenkult« zu begrinsen, so beweist er nur, daß er von zwei Dingen, die er zusammenwirft, keines versteht. Wie es sich ja auch für einen geistigen Hämmling und Hämling ziemt, dem die Illusionen so fremd sind wie die Leidenschaften. Aber dann schweige er nächstens! Es ist ein peinlicher Anblick, ihn mit dem ganzen verzehrenden Mangel an Leidenschaft, der seine schmächtige Seele schüttelt, Probleme bekriechen zu sehen.

Berichtigung.

In Nr. 210, S. 19, 3. Zeile von unten ist statt »preiste«: *preist!* zu lesen; in Nr. 211, S. 1, in der 4. Zeile des Mottos statt »honnêteté«: *l'honnêteté* und statt »Beaudelaire«: *Baudelaire*; in Nr. 212, S. 27, 10. Zeile von oben, statt »Arrests«: *Arrest*.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel'

Wien, IV. Schwindgasse 3 (Telephon 7857, Postsparkassen-Konto Nr. 57.884)

als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern,	portofrei	K 9.—
» »	18	»	»	» 4.50
» das Deutsche Reich,	36	»	»	» 10.50
» » »	18	»	»	» 5.25
» die Länder d. Weltpostv.,	36	Nummern,	portofrei	» 12.—
» » » »	18	»	»	» 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl v. Nummern.

Kommissionsverlag für Deutschland:

Otto Maier, Leipzig

Stephansstraße Nr. 12.

Hauptvertretung für Berlin:

Segler & Co.

Groß-Buch- und Zeitungshandlung

BERLIN SW 68, Lindenstraße Nr. 3.

Im Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 30 Pf.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 212, 23. November): Das tausendjährige Reich. Von August Strindberg. — Antworten des Herausgebers (Brandes, Stein und Marmorek; Das Deutschmeisterdenkmal; Gerichtspsychiatrie; Caruso im Affenhaus; Trost für Köpenick; Roda Roda Roda u. s. w.; Der stürmisch-karge Beifall; Ein englisches Urteil über die Wiener Kunstindustrie; Ein Musikkritiker; Ein Fall von Konsequenz; Poltusche Arithmetik; Die Folgen des Prozesses Riehl.

Die „Vita-Quelle" wirkt vorzüglich bei harnsaurer Diathese, Gicht, Rheumatismus und Blasenleiden. In überraschender Weise behebt sie die hartnäckigsten Magenkatarrhe, beseitigt prompt das peinigende Sodbrennen und ist ein Stoffwechsel-Regulator von höchster Vollkommenheit. Vorrätig in allen Apotheken und Depôts.

Generalvertrieb durch die Mineralwasser-Großhandlung

S. Ungar jr., k. u. k. Hoflieferant, Wien I.

Jasomirgottstraße 4.

Prospekte, Analysen und Beschreibungen gratis und franko.

Atelier Kosel

Wien, I.

Aspernplatz Nr. I.

Künstlerische Porträtphotographien.

Unterrichtsstätte für Amateurphotographen.

Erste österr. Anstalt für Gummidruck.

Die Fackel

Nr. 214—215 WIEN, 22. DEZEMBER 1906 VIII. JAHR

Aus dem dunkelsten Österreich.

»Eine seltene Anklage wegen Majestätsbeleidigung beschäftigte gestern das Landesgericht Triest. Der Arbeiter Anton Zamparutti stand unter der Anklage wegen Majestätsbeleidigung, weil er in politischen Wirtshausgesprächen den Kaiser von Österreich immer nur ‚König' genannt hatte. Der Angeklagte erklärte sich nichtschuldig; er sei sich bei Anwendung des Königstitels einer Majestätsbeleidigung nicht bewußt gewesen, noch weniger habe er eine solche beabsichtigt. Die Frage, ob er wisse, daß der Monarch in Österreich immer ‚Kaiser' genannt werde, bejahte er. Der Staatsanwalt beantragte die Bestrafung des Angeklagten wegen Majestätsbeleidigung, zum mindesten aber sei er, wenn der Gerichtshof den Tatbestand der Majestätsbeleidigung nicht für gegeben erachte, wegen Aufreizung zu verurteilen. Der Gerichtshof sprach den Angeklagten vom Verbrechen der Majestätsbeleidigung frei, verurteilte ihn jedoch wegen Aufreizung zu drei Wochen Arrests, wobei die mehr als dreimonatliche Untersuchungshaft als mildernd angenommen wurde.«

»Vor dem Bezirksgericht Landstraße fand gestern eine Verhandlung gegen ein junges Mädchen statt, das bei der Polizei angezeigt worden war, weil sie oft erst spät vom Hause fortgehe, auffällig gekleidet sei und oft erst spät Abends nach Hause komme. Da sie schon seit einiger Zeit auch keine Beschäftigung hat, faßte die Polizei den Verdacht, daß sie geheime Prostitution treibe, und es wurde gegen sie eine Anklage nach dem Vagabundengesetz erhoben. Dem Richter gibt sie auf die Frage, wovon sie lebe, an, daß sie einen Freund habe, der sie unterstütze. — Richter: Haben Sie auch hie und da mit anderen Männern verkehrt? — Angekl.: (zögernd): Ja. — Richter: Gegen Entlohnung? — Angekl.: Nein.

— Staatsanwaltschaftlicher Funktionär (streng): Was heißt das, hie und da haben Sie mit anderen Männern verkehrt? Warum? Um Geld zu bekommen oder ... — Angekl.: Nicht des Geldes wegen ... Es werden hierauf einige Zeuginnen vernommen, die über die Moralität des Mädchens aussagen sollen. Eine dieser Zeuginnen sagt, daß die Angeklagte einen alten Herrn zum Liebhaber habe. — Staatsanwalt: Ah! ... (Zur Angeklagten): Sie sollen ja auch einen alten Herrn haben! ... — Angekl.: Jetzt nicht mehr ... — Staatsanwalt: Früher war es ein Alter und jetzt ist es ein Junger. — Der Hausmeister des Hauses, in dem das Mädchen wohnt, weiß nichts davon, daß dieses oft spät nach Hause kommt. Er sagt, es komme zwar vor, aber nur hie und da und selten. – Staatsanwaltschaftlicher Funktionär (entrüstet): Ein netter Hausmeister! — Die Verhandlung wurde schließlich vertagt. Der staatsanwaltschaftliche Funktionär sagte zum Schluß noch zu dem Hausmeister: ‚Vielleicht können Sie sich bis zur nächsten Verhandlung besser erinnern. Oder sind Sie vielleicht manchmal unzurechnungsfähig?«

Keine Woche darf ohne Justizschande vergehen. Von politischem Größenwahn und von moralischem Verfolgungswahn geblendet, mißt die Gerechtigkeit Männern und Frauen den gleichen Anteil an Qual und Unrecht zu. So wie der Lauf dieser Welt ist, muß es eine Majestätsbeleidigung gegeben haben, bevor es Kaiser gab, und Gott schuf den Hausmeister, damit er Adam und Eva aus dem Paradies jage. Aber die delirante Justiz ist lächerlicher, wenn sie sich moralisch, als wenn sie sich politisch erhitzt. In ihrem Eifer, das Heimlichste zu sehen, reißt sie die Binde von den Augen, um ihre Scham damit zu bedecken.

Wir leben jetzt in der Ära »nach dem Prozesse Riehl.« Kaum ein Tag vergeht, der nicht unter dieser Aufschrift ein Faszikel Verzweiflungsakte aufschlösse, eines verendenden Polizeigeistes, den ein Prozeß niedergeschlagen hat, da er nicht mehr die Kraft hatte, ihn niederzuschlagen. Weil er täglich beweisen muß, daß er noch lebt, bleibt ihm nichts

übrig, als seinen Eifer dort zu betätigen, wo ihm die Anstrengung nicht schadet. Weil eine Kupplerin junge Mädchen mißhandelt haben soll, mißhandelt er junge Mädchen. Gegen Regina triumphans, die kraft der Lizenz einer heiligen Gesellschaftsordnung Unabsetzbare, vermöchte sein Wüten nichts. Aber an den jungen Mädchen, die durch hartnäckiges und jahrelang fortgesetztes Erdulden den Skandal verschuldet haben, an ihnen kann jetzt der Polizist in einer Weise, die ihn mit seinen Amtspflichten nicht in Konflikt bringt, seine Potenz erweisen. Und wir erleben die phantastische Kombination, daß neben der Kunde von der »Enthaftung der Regine Riehl« die beruhigende Nachricht von der Einlieferung alleinwohnender Mädchen zu lesen ist, die im dringenden Verdacht stehen, aus der Hingabe ihres Körpers für sich selbst Vorteil zu ziehen. Die Geheimnisse jenes tolerierenden Hauses, aus dem Regine Riehl nach ihrer Verurteilung zu dreieinhalb Jahren schweren Kerkers für den vierten Teil jener Summe entlassen wurde, die man vom Professor Beer vor dessen Verurteilung zu einer vierzehnmal so kleinen Strafe verlangt hat, werden nie enthüllt werden; — 50.000 Kronen sind von dem Schandlohn der Justiz gerade das Strumpfgeld, für das sie eine reiche Kupplerin auf freien Fuß setzen dürfte. Jedenfalls aber hat sie es dringend nötig, den Motiven nachzuforschen, warum junge Mädchen auffallend gekleidet gehen, und die Erwerbsquellen aufzuspüren, aus denen sie ihren Luxus bestreiten. Die Polizei gibt mir freilich bekannt, daß die beiden Ausländerinnen, die durch ihre Falschmeldung den österreichischen Staat in innere Unruhen gestürzt haben, schon seit dem 25. November — seit der ersten Behandlung des Falls in Nr. 21 der ‚Fackel' — enthaftet sind, daß sie also bloß ein paar Wochen wegen eines Delikts gefangen gehalten wurden, für das man manchmal sogar eine Geldstrafe von zehn Kronen riskiert. Somit standen das Pötzl'sche Feuilleton und dessen Zitie-

rung in Nr. 213 der ‚Fackel' nicht mehr auf jener Höhe der Aktualität, auf der sich die Berichterstattung über die zahlreichen »Wendungen der Affaire« bis dahin gehalten hatte und auf der sie sich gewiß erhalten hätte, wenn die Mitteilsamkeit der Behörde sich nicht in Fällen, die mit einer Blamage enden, auf die tägliche Ration von »Verdachtsmomenten« beschränkte. Wir wissen also noch immer nicht, wie die beiden Mädchen heißen, aber wir haben wenigstens die Beruhigung, daß sie der Rechtswohltat, aus Österreich ausgewiesen zu werden, bereits teilhaftig geworden sind. Dafür ist leider die Frage, ob in Angelegenheiten des Geschlechtslebens das Bezirksgericht oder der Hausmeister kompetent ist, oder vielleicht keine der beiden Instanzen, noch immer nicht entschieden. Es war eine trügerische Hoffnung, den zornigen Ausruf: »Ein netter Hausmeister!« aus dem Munde eines Gerichtsbeamten einmal in einem jener Fälle zu hören, in denen sich die Hausmeister erdreisten, über das Privatleben der Mieter Auskunft zu geben, statt sie zu verweigern. Zwei Sperrsechserl sind moralischer als ein Sperrsechserl, aber nur dann, wenn sie der Mieter für eine Person zahlt und nicht für zwei. Die Hausmeister bleiben kompetent, wiewohl neulich der Polizeipräsident selbst gesprächsweise das Zugeständnis gemacht haben soll, daß sie »nicht immer gerade die richtigen sind« . . .

Man spürt fast etwas wie Herzweh, dem österreichischen Polizeigeist, der seit dem Ende seiner offiziellen Glanzzeit unter allen möglichen Namen Falschmeldung begeht und unter der Kontrolle der allgemeinen Verachtung von einem Schlupfwinkel in den andern ziehen muß, sich immer wieder öffentlich abmeldet, um sich immer wieder heimlich anzukündigen, — man scheut sich, ihm das letzte Asyl zu rauben, in dem er sich wenigstens vor der Obrigkeit der Heuchelei gesichert wähnte:

das Schlafzimmer. Aber ich habe die Polizei im Verdachte, daß sie, die seit einiger Zeit keine politische Beschäftigung hat, geheime Prostitution treibt. Und darum muß sie hinaus! Es darf nicht geduldet werden, daß sie ihre zweifelhafte Subsistenz von den Märzgefallenen zu den »Gefallenen« hinüberrettet und weil sie den alten Herrn nicht mehr hat, nämlich den Fürsten Metternich, sich jetzt darauf verlegt, junge Mädchen in ihr Haus zu nehmen.

Wie sie's früher getrieben hat, zeigt ein nachgelassenes Manuskript des größten politischen Schriftstellers, den Österreich je gehabt hat, ein ungedruckter Artikel, durch dessen Übergabe mich die Erben Ferdinand Kürnberger's geehrt haben. Er ist trotz der scheinbaren Wandlung eines Polizeigeistes, der heute nicht mehr Pässe verweigert, von unerhörter Lebendigkeit, weil er eben die Perspektive in die unsterbliche Wandlungsfähigkeit des Polizeigeistes eröffnet. Nur die Ablösung des stolzen Selbstbewußtseins der Bosheit durch die Demut der Bosheit konnte Kürnberger nicht ahnen. Er konnte nicht wissen, daß eine schlechtere Zeit anbrechen werde, in der Schändlichkeiten wie die gegen ihn verübte, gegen einen Publizisten nicht mehr verübt werden können, einfach, weil der ehrliche Mangel an Respekt vor dem Geiste, zu dem die heutige Amtlichkeit nicht mehr fähig ist, durch die Korruption der Preßfurcht verdrängt wurde. Man würde sich einfach »nicht trauen«. Kürnberger's Worte: »Was mir geschah, geschieht Vielen, geschieht fortwährend und wird geschehen« sind einer polizeipsychologischen Erkenntnis entsprungen, die diesem Artikel noch über seinen Wert als literarisches und historisches Dokument hinaus seine Bedeutung sichert. Aber das Entsetzliche ist, daß, was einem Kürnberger geschah, heute dem letzten Laufburschen eines Zeitungsgeschäftes nicht mehr geschehen könnte. Und immer noch jedem, der nicht

über das Machtmittel der Druckerschwärze verfügt! Ja, diese Beschwerde an den Minister Belcredi ist von so gewaltiger Plastik, daß man noch heute über die Behandlung aufschäumen möchte, durch die dieses Österreich einem der besten Männer, die es je gesehen hat, das Leben verbitterte. Aber man möchte auch aufschäumen über eine journalistische Gegenwart, die mächtig genug wäre, einer Behörde das Leben zu verbittern, die aber im Tauschverkehr des Amtsmißbrauchs ihre öffentlichen Pflichten preisgibt, um an der Willkür zu schmarotzen. Keinen Paß, keine Freikarte, keine Bestechungssumme wagt man ihr heute mehr zu verweigern. Und darum verachtet sie die Männer, die den Ehrgeiz hatten oder haben, die publizistische Macht durch selbstlosen Gebrauch zum Ansehen im Staate zu bringen. Nie hat sie sich beeilt, dem Andenken eines Ferdinand Kürnberger zu vergüten, was man seinem Leben schuldig geblieben ist. Es gibt kein Andenken Ferdinand Kürnberger's! Wer sollte sich auch in den Tagen, da der öffentliche Schwachsinn durch dreihundert Aufführungen der »Lustigen Witwe« in Anspruch genommen ist, daran erinnern, daß ein großer Publizist, ein feiner Romancier und Novellist, ein Dramatiker jenes Namens einmal in Wien gelebt hat? Wer weiß, wie er ausgesehen hat? Wer interessiert sich dafür, ob es schon eine Gesamtausgabe seiner Werke gibt, ob mindestens seine prächtigen »Siegelringe« und seine ehrlichen »Literarischen Herzenssachen« der Vergessenheit entrissen werden? Nicht einmal jener rührige Verleger, der nach den zehn guten Büchern fragte, »denen das Glück der großen Trommel noch nicht geworden ist«, und nun stolz darauf ist, daß ihm die Werke Homer's, Dante's, Shakespeare's, Goethe's und die Bibel genannt wurden.

*

Die Geschichte meines Passes.

Von **Ferdinand Kürnberger.**

Eingabe an Se. Exzellenz den Staatsminister Grafen Belcredi.

Persönlich überreicht im Sommer 1866.

Euere Exzellenz

bitte ich gehorsamst, nachstehende Zeilen außer dem Amtswege bei einer Zigarre und einer Tasse Mokka zu lesen, denn ich verzweifle von vornherein, die Hierophantensprache des Amtsstyls zu treffen, welche zu ehren glaubt, indem sie langweilt. Ich möchte kurzweilig schreiben. Wer über gewisse Dinge keinen Humor bekommt, der hat keinen zu bekommen. Und der kräftigste Humor-Kitzler ist bekanntlich — der Galgen. Vielleicht daß meine Zeilen etwas zu erzählen haben, was wie ein altbureaukratisches — Galgenstücklein aussieht.

Ich erinnere mich, daß Bastiat, indem er den Schutzzoll lächerlich macht, etwa Folgendes sagt: Wir bauen von Paris nach Brüssel eine Eisenbahn, um Waren schnell und wohlfeil zu transportieren. Gleichzeitig aber legen wir zwischen Paris und Brüssel eine Zollinie an, welche dieselben Waren verteuert. Sollten wir also nicht gleich die Eisenbahn lieber ungebaut lassen? Ja noch mehr! Wenn der Transport auf der alten Chaussee noch zu schnell ginge, sollten wir diese Chaussee nicht lieber aufreißen, mit Feldsteinen besäen, unwegsam machen, und den Transportwagen zwingen, zwischen Paris und Brüssel 14 Tage zu fahren, umzuwerfen und die Achsen zu brechen, so daß die Ware zuletzt ganz so teuer würde, wie es die Schutzzöllner wünschen?

Dieses skurile Paradoxon fiel mir seit sechs Jahren wohl viele tausendmal ein. Es war nämlich im Vor-

frühling des Jahres 1860, als ich von Wien nach München zu reisen wünschte. Soeben wurde zwischen Rosenheim und Frankenmarkt die letzte Hand an jene Bahntrace gelegt, auf welcher man künftig von Wien nach München in 13 Stunden kommen sollte. Als ich mich aber um meinen Reisepaß bewarb, brauchte die Polizei dazu allein — 8 Tage, und war zuletzt noch immer nicht fertig damit!

Euere Exzellenz werden denken: es ist hier von einem Passe die Rede, ein Ungetüm, das ich ritterlich abgetan. Die Sache ist veraltet. — Aber der Paß ist nur mein Anfang ab ovo. Es ist vielmehr von einem Straferkenntnis die Rede, welches in Folge einer von mir nicht geduldeten Paß-Sekkatur gegen mich erlassen wurde und welches die Amts-Äthiopier noch heute zu vollziehen die Miene machen. (Ich nenne sie so, weil der Schädel der Äthiopier um ein merkliches dicker ist, als der der Kaukasier.) Ich bitte also gehorsamst, weiter zu lesen.

Um in medias res zu gelangen, werde ich mir erlauben, den Fall an dem Geschichtsfaden von drei Schriftstücken zu erzählen, von welchen ich mir schon damals, mit einer gewissen Voraussicht, Kopien genommen.

Am 2. April 1860 kam ich in München an und im Laufe des Monats Juni hatte ich Gelegenheit, an die k. k. Gesandtschaft für das Königreich Bayern folgende Eingabe zu richten:

»Hohe Gesandtschaft! — Ich bin ungefähr vor zehn Wochen von Wien nach München gereist. Als der Tag meiner beabsichtigten Abreise herangekommen war, fing ich an meine Paßwerbung zu betreiben. Ich bewarb mich beim Magistrate der Stadt Wien, wo ich heimats-zuständig, um die betreffende Paßanweisung, welche ich sodann, als in der Innern Stadt wohnhaft, bei der Polizeidirektion unter den Tuchlauben eines weiteren behandeln ließ. Mit dieser so behandelten Paßanweisung verfügte ich mich in

das Paßbureau der k. k. Statthalterei von Nieder-Osterreich, woselbst mich der amtshandelnde Paßbeamte das Blanquet meines Regierungspasses unterschreiben ließ, die betreffende Taxe dafür in Empfang nahm, und mir bedeutete, da es Sonntag und nahe am Bureauschluß war, die Ausfertigung meines Passes bis morgen zu erwarten. Als ich aber Montags kam, war der Paß noch nicht ausgefertigt. Morgen oder übermorgen, sagte der Beamte. Ich kam am Mittwoch, Ihr Paß ist noch immer nicht erledigt, war der Bescheid. Dieser Verzug von drei Tagen fiel mir auf. Ich fragte, bei welcher Behörde diese Erledigung nunmehr schwebe: man nannte mir das Polizei-Ministerium, die vormalige Ober-Polizei-Hofstelle. Ich verfügte mich dahin und ließ mich bei Herrn Hofrat v. Maltz, dem Chef des Paßdepartements dieser Behörde, melden. Der Hofrat empfing mich mit vieler Artigkeit, erinnerte sich sehr gütig eines Dramas von mir, Quintin Messis, welches er einst in der Zensur gehabt und welchem er viele Lobsprüche nachsagte; in Bezug auf meinen Zweck aber, die freimütige Anfrage, ob etwas gegen mich vorliege, antwortete er recht leutselig: er wüßte nichts; bei ihm läge nichts. Wenn ich meinen Paß noch nicht hätte, so möchte ich nur beim Präsidial-Sekretär der Statthalterei nachfragen. Dort befände er sich wahrscheinlich. — Wieder war es am Schlusse der Amtsstunden, ich machte daher den bezeichneten Gang am folgenden Tage. Der Präsidial-Sekretär gab mir die Auskunft, mein Paß müsse beim Polizeiministerium liegen. Auf meine Gegenäußerung, daß ich daselbst schon gestern gewesen, und daß mich jene Behörde vielmehr zu ihm schicke, sagte er zaudernd: Ja, gestern war Ihr Paß noch nicht dort, er ist soeben hinaufgelangt. Ich wunderte mich, daß demnach mein Paßblanquet von Sonntag bis Donnerstag offenbar müßig gelegen haben sollte, schwieg aber dazu. Um kurz zu sein, ich ging noch drei Tage lang auf die

Statthalterei, also just von Sonntag bis Sonntag, aber — mein Paß war noch immer nicht da. Kommen Sie morgen, sagte der Beamte, mit einer schon seit acht Tagen abgenützten Stereotype. Da antwortete ich denn franchement: Pardon! ich reise bereits seit acht Tagen nach München, aber auf den Treppen der Wiener Ämter. Morgen endlich will ich auf der Westbahn nach München reisen. Mein Logis ist gekündet, mein Geld verwechselt, mein Koffer gepackt, ich kann nicht länger mehr warten. Ich reise. Schicken Sie mir gefälligst den Paß durch unsere Gesandtschaft in München nach. — Sehr wohl, Herr Kürnberger, so können wir's ja machen, sagte der Beamte. Ich kehrte hierauf, um doch irgend eine Legitimation in der Hand zu haben, zur Polizeidirektion meines Wohnbezirkes zurück, trug ihr den Fall vor, worauf sie mir einen Passierschein auf acht Tage gab. Damit reiste ich ab. Dies zur Geschichte meiner Paßwerbung.

Ich hatte die Ehre, dieselbe einem Legationsrat von der k. k. Gesandtschaft in München bereits mündlich zu erzählen, verbunden mit der Anfrage, ob ich den Paß mittels Privatschreiben oder im Amtswege der Legation reklamieren sollte. Es wurde mir ersteres empfohlen. Leider ohne Erfolg! Möglich, daß meiner Zuschrift gewisse Formalitäten fehlten, welche zu kennen nicht Jedermanns Sache ist, und über welche hie und da noch immer ängstlich gewacht wird; genug, mein Paß blieb aus. Statt dessen hatte ich mich einer anderen Aufmerksamkeit zu erfreuen. Von einem Ausflug ins Gebirge zurückkehrend, finde ich nämlich einen Brief aus Wien vor, welchem mein Korrespondent einen Ausschnitt aus der Wiener Zeitung eingelegt hatte. Dieser Ausschnitt enthielt ein Edikt der k. k. Statthalterei von Nieder-Österreich, durch welches ich, als unbefugt im Auslande abwesend, aufgefordert wurde, binnen drei Monaten zurückzukehren, widrigenfalls etc.

Ich will meine Überraschung nicht schildern.

Aber kein Mensch wird leugnen, daß ich in dieser Sache auf eine Weise behandelt bin, für welche der stärkste Ausdruck noch nicht zu stark wäre. Acht Tage lang ging ich den Wiener Behörden unter den Augen herum; wollte man meine Person saisieren, so hat sie nie ein Abreisender loyaler zur Verfügung gestellt. Und doch wirft jenes Einberufungsedikt öffentlich den Schein auf meine Ehre (wenigstens vor der Mehrzahl der Unkundigen), als sei ich — durchgegangen!

Ich ersuche demnach die k. k. Gesandtschaft für das Königreich Bayern, in Wien dahin zu wirken, daß jenes Einberufungsedikt im Amtsblatte der Wiener Zeitung zurückgenommen, und daß mein Paß sicher und unverzüglich mir endlich zugestellt werde. Ich erlaube mir gleichzeitig zu bemerken, daß obige Darstellung unverfälscht und der strengsten Wahrheit gemäß ist, und daß namentlich die wörtlich angeführten Äußerungen wörtlich so gesprochen worden sind. Ich habe das Wort eines dirigierenden Beamten, daß nichts gegen mich vorliegt, und eines anderen Beamten, der mir meinen Paß nachschicken wollte, ad minimum mich nicht darauf aufmerksam machte, daß das nicht anginge. Ich glaube in meinem Rechte zu sein, wenn ich nachdrücklich die Erwartung ausspreche, daß mein Auslandspaß nicht länger mehr mir vorenthalten bleibe. Ich zeichne etc.«

Dieser Eingabe wurde keine Folge gegeben. Wien antwortete: es sei nicht Amtsgebrauch, Pässe nachzuschicken, ich möge zurückkommen, dann würde ich ihn erhalten. Allah ist groß und der Witz der Franken ist ohne Ende! riefen die Türken, als sie den Professor Ludwig Roß in Athen den ersten Ofen aufrichten sahen. Nachdem ich von Wien nach München meine Fahrkarte samt Agiozuschlag schon einmal bezahlt, soll ich dasselbe noch einmal bezahlen und von München nach Wien zurückfahren, hierauf zum dritten Male und von Wien wieder nach München

reisen, und das Alles für ein Blatt Papier, welches ungefähr ein doppelter Brief wäre und 30 Kreuzer Porto kostete! Wahrlich, der Witz der Äthiopier ist monstros, wenn es sich darum handelt, Recht zu behalten und ja nicht nachzugeben.

Gleichzeitig mit diesem Bescheide hatte mir die Münchener Gesandtschaft eine Anzahl Silbersechserln einzuhändigen. Es war die Taxe, welche ich für meinen Paß in Wien bereits erlegt hatte und welche mir jetzt zurückgestellt wurde. Rührend! Man entblödet sich nicht, mir die Kosten einer zweiten und ganz unnötigen Reise zur Abholung meines Passes zuzumuten, aber — man stellt Silbersechserln zurück! Gewiß ein merkwürdiger Charakterzug in der Naturgeschichte der bureaukratischen Tintenschlange! Übrigens muß die Zurückstellung meiner Paßtaxe offenbar doch die definitive Verweigerung meines Passes bedeutet haben, daher der amtliche Bescheid: ich möge zurückkommen, dann würde ich meinen Paß erhalten, — eine amtliche Lüge gewesen sein!

Von den Äthiopiern wie verkauft und verraten, wendete ich mich jetzt unmittelbar und persönlich an den Häuptling der Äthiopier. Folgendes ist mein Brief an den Polizeiminister, Freiherrn v. Thierry:

»Euere Exzellenz! Als der große Kriminalist Feuerbach den Satz niederschrieb, er hoffe, es werde einst die Erkenntnis Aller sein, daß nichts polizeiwidriger als die Polizei selbst: da dachte er ohne Zweifel an das Polizeisystem Metternich - Sedlnitzky. Und dieses System ist leider nicht tot, wie die beiden Namen die es bezeichnen, sondern es lebt, Eurer Exzellenz besserem Namen, zum Trotz. Es hat zu lange und zu zäh in meinem unglücklichen Vaterlande gewurzelt, als daß seine Spuren nicht noch der Sonne einer veränderten Zeit sichtbar geblieben. In den untern und mittleren Schichten unserer Beamtenwelt scheint noch manches bemooste Haupt zu vegetieren, welches ihm eine rührende Jugendtreue be-

wahrt. Man kann es dulden. Man kann Nachsicht, ja Pietät haben für alte brodlos gewordene Ideen. Mögen sie am Wege sitzen und betteln! Aber wenn sie angriffsweise vorgehen, wenn sie der lebensberechtigten Generation ihre morschen Prügel unter die Füße werfen, kurz, wenn sie Opfer fordern: dann ist es Zeit, mit der Uhr in der Hand sie zur Ruhe zu verweisen. Dann ist für diese Art Polizei die Polizeistunde angebrochen.

Überzeugt daß Euere Exzellenz ein dringendes Interesse daran nehmen, die Reste des Ihnen vorangegangenen alten Regimes kennen zu lernen und zu beseitigen, erlaube ich mir, folgendes Faktum zu Ihrer Kenntniß zn bringen:

Ich führte im Vorfrühling dieses Jahres den längst gehegten Entschluß aus, von Wien nach München zu reisen. Ich weiß nicht, ob diese Reise in der Literatur einst so unsterblich werden wird, wie jene berühmte »von Stolpe nach Danzig«; komisch aber ist es jedenfalls, daß diese simple Tatsache nach sechs Monaten noch meine Lage in Unsicherheit, meine Freunde in Spannung, meine Feder in Tätigkeit erhält.

Es gefiel nämlich meiner Heimatsbehörde, mir den nachgesuchten Paß, — wie soll ich sagen, zu verweigern? Nein! vorzuenthalten? Eigentlich auch nicht. Also: zu versprechen, aber, wie es scheint, trüglich zu versprechen. Das ist das Richtige; ich wollte nur, es wäre zugleich auch das einer Behörde Geziemende und Anständige.

Ich verschone Euere Exzellenz mit den näheren Details darüber. Schon als Belletristen muß es mir fatal sein, langweilig zu werden, und was wäre langweiliger, als zu erzählen, wie ein Amt es darauf anlegt, Parteien zu ermüden, welchen es niemals gerecht werden will? Genug, der arme Expeditor auf der Statthalterei mußte mir tagtäglich das Nämliche sagen: Ihr Paß ist noch immer nicht da . . . Ihr

Paß muß jeden Augenblick kommen; — auch Hofrat v. Maltz, welchen ich mit einem in Österreich sehr ausgebildeten Instinkt endlich geradezu fragte, ob etwas gegen mich vorliege, wußte in der Unschuld seines Herzens gar nichts dergleichen: aber das Ende von Allem war und blieb — ich bekam keinen Paß.

Als nun der Brunnen meiner Geduld erschöpft war, sagte ich dem Statthalterei-Beamten unverhohlen, daß ich nunmehr ohne Paß abreisen werde, man möge mir denselben durch die Gesandtschaft in München nachschicken, was mir der Beamte mit leichtem Blute auch zusagte. Zuvor aber klagte ich mein Leid der Bezirks-Polizei unter den Tuchlauben, welche ein Einsehen hatte und mir einen Interimspassierschein auf acht Tage gab, denselben ließ ich zu allem Überflusse von der Polizeidirektion in Salzburg noch mit einem »Gesehen zur Reise nach München« signieren, und so, mit möglichster Legalität einbalsamiert, ging ich im guten polizeilichen Geruche als ein wohlerzogener Sohn meines umständlichen Vaterlandes über den Grenz-Rubikon der Salzach. Am 21. April kam ich in München an.

Was geschah?

Schon unterm Datum des 13. Mai war im Amtsblatte der Wiener Zeitung Folgendes zu lesen:

Ferdinand Kürnberger,

Schriftsteller aus Wien, welcher sich ohne legaler Reisedokumente im Auslande befindet, wird hiermit aufgefordert, binnen drei Monaten vom Tage des Erscheinens dieses Ediktes im Amtsblatte der k. k. privilegierten Wiener Zeitung zurückzukehren und sich über seine unbefugte Abwesenheit im Auslande zu rechtfertigen, widrigenfalls gegen ihn nach Vorschrift des Allerhöchsten Auswanderungs-Patentes vom 24. März 1852 vorgegangen werden wird.

Von der k. k. Statthalterei.

Wien, am 13. Mai 1860. [1113A—2]

Dieser mit einem Grammatikalfehler verschärfte

Ukas (denn der Schnitzer »ohne legaler« steht im Urtexte) erregte mein höchstes Erstaunen: Ich begreife zwar allerdings, daß man einen guten Schriftsteller nicht gerne ans Ausland abgibt, so lange man im Inland und zwar im Amtsstyle des Inlands »ohne legaler« schreiben kann. In einem Lande, wo die Behörden nicht bei St. Anna waren, muß ein Mann unschätzbaren Wert haben, welcher sogar auf der Universität war. So lese ich in Frankenheim's Völkerkunde, daß zwei wilde Völker der Südsee um das Eisen eines alten Ankers scharfe Kriege geführt, — und die wilden Völker sind bekanntlich nicht auf die Südsee lokalisiert. Was aber die zivilisierten Völker betrifft, so erobern sie die Herzen ihrer Schriftsteller entweder mit Orden oder noch besser mit Pensionen, keinesfalls aber mit polizeilichen Einberufungs-Edikten. Sind solche Edikte nicht fast wie halbe Steckbriefe? Entrüstet setzt' ich mich hin, um durch die k. k. Gesandtschaft in München eine ernstliche Verwahrung nach Wien zu schicken. Ich erzählte darin die Geschichte meiner vorschriftsmäßigen Paßwerbung, meiner Mühe und Geduld bei derselben, und wie ich auf die Versicherung eines Polizeichefs, daß nichts gegen mich vorliege, und auf die fernere Versicherung eines Statthalterei-Beamten, daß man meinen Paß mir nachschicken werde, mit einem noch immer legalisierten Ausweis, also keineswegs »ohne legaler Reisedokumente« meine Heimat verlassen. Ich sprach nachdrücklich das Vertrauen aus, daß man meinen Auslandspaß mir nicht länger mehr vorenthalten werde, und drang gleichzeitig auf eine Widerrufung obigen Ediktes in der Wiener Zeitung als eines Dokumentes, welches in den Augen der Nicht-Juristen, also der überwiegenden Mehrheit, meine Ehre mit Verdacht zu beflecken geeignet sei. Die Eingabe war in einem gemäßigten, wenngleich gekränkten Tone gehalten.

Ich habe den Schmerz, Eurer Exzellenz berich-

ten zu müssen, daß diese Reklamation ohne Erfolg blieb. Gewisse Beamte glauben ihre Würde zu behaupten, wenn sie das, wodurch sie ihre Würde verloren, recht starrsinnig festhalten, — wie ich einst eine verrückte Bettlerin sah, welche sich mit Heu und Strohputz, Papierschnitzeln und bunten Flicken geschmückt, und da sie von den Straßenjungen ausgelacht wurde, um den Spöttern zu imponieren, noch immer mehr Heu- und Strohbündel, Papierschnitzel und bunte Flicken an sich hing. Das ist das Bild unserer Bureaukratie, wenn sie ihre Amtswürde wahrt.

Ich schäme mich fast es nachzusagen, aber unsere Staatspolizei verweigert mir einen Paß aus folgendem Grunde: Es war einmal im Jahre 1848 — ich weiß nicht mehr ob vor oder nach Christi Geburt, jedenfalls ist es schon lange her — eine gewisse Erregung unter den Leuten, und ich war einer von den Millionen Erregten. Den Wiener Polizei-Logikern folgt daraus — daß ich im Jahre 1860 die Pinakotheken nicht sehen soll! Nun habe ich unter dem Metternich'schen Studiensystem doch auch schlechte Logik studiert, aber die Polizei verleumdet die Logik: so schlecht lehrte sie selbst Professor Lichtenfels nicht!

Euere Exzellenz! Ich gehöre nicht zu denen, welche die Freiheit recht stark glauben, wenn die Polizei recht schwach ist. Die Polizei hat Funktionen zu verrichten, wozu scharfe Säfte gehören — wie die Galle im Organismus, wie das Gift in der Therapie. Aber indem man ihr eine bedenkliche Summe diskretionärer Gewalt zugesteht, darf und muß man doch zweierlei dagegen verlangen: erstens, daß sie leidenschaftslos, und zweitens, daß sie wohl unterrichtet sei.

Leidenschaftslos aber ist die Polizei nicht, wenn sie mich jetzt noch behelligt, nachdem alle Kategorien vom Jahre 48 — und ich rangiere weitaus

nicht in die graviertesten derselben — schon längst amnestiert sind, auch die Tatsache vorliegt, daß meine alten Kollegen von der akademischen Legion und vom Studentenkomitee zu Dutzenden in öffentlichen Ämtern und Würden stehen.

Wohlunterrichtet ist die Polizei nicht, wenn sie nicht weiß, daß ich seit dem Aufhören der ‚Bremer Tageschronik', also seit mehr als zehn Jahren auf jede Kundgebung demokratischer Parteinahme verzichtet, überhaupt eine schriftstellerische Richtung eingeschlagen, welche der Politik im Allgemeinen und der revolutionären im Besondern so fern als möglich liegt. Und wenn ich auch just nicht schwärme für das System, unter welchem Österreich noch immer seufzt und seine wertlosen Banknoten druckt, so gibt das noch kein Recht, mir einen Paß zu verweigern. Ich habe niemals gehört, daß Pässe nur für die Hausfreunde der Regierung da sind.

Warum ruft man mich zurück? Was fürchtet man von mir im Auslande? Ich habe mich nicht ins Ausland begeben, um zu konspirieren. Wollte ich das, so wäre ich auf dem üppigsten Boden der Unzufriedenheit, nämlich in Wien geblieben. Das Reich hat soeben mit der kostspieligsten Armee von der Welt in sechs Wochen seine reichste Provinz verloren. Niemand macht Miene, Ersatz im Innern zu bieten. Man perhorreszierte sogar das Wort Verfassung, welches im erweiterten Reichsrate ein Herr Maager auszusprechen wagte. Unter diesen Umständen ist Wien mißvergnügter als je. Ich aber bin wieder über das Mißvergnügen mißvergnügt. Man verzweifelt über ein Volk, welchem das Schimpfen auf die Regierung zur zweiten Natur geworden ist, ohne daß sein eigener leichtfertiger und passiver Charakter ein Material zum Besserwerden böte. Nein, ich ging nicht ins Ausland, um zu agitieren. Sondern ich ging nach München, der guten Stadt, um unter Poeten und Künstlern eine mir gemäße Luft zu athmen und ein

zufriedenes Volk zu sehen, welches wenig Steuern zahlt und Silbergeld in der Tasche führt. Mich dünkt, es liegt auf der Hand, daß man in Altbayern nichts Anderes sucht. Es ist ein wahres Hirschauer Stückchen unserer Polizei, daß sie einen Mann als Revolutionär verfolgt, welcher sein bißchen Seelenfrieden über die Grenze rettet, um nicht selbst revolutioniert zu werden.

Ich ersuche also Euere Exzellenz, durch Ihr persönliches Dazwischentreten diesem Ärgernis ein Ende zu machen. Dergleichen Sekkaturen erregen längst nicht mehr Haß, nicht einmal eine ordentliche Verachtung, sondern das bitterste von allem — Gelächter. Daß man zur hochbetoasteten Eröffnungsfeier der weltverbindenden Wien—Münchner Eisenbahn einem harmlosen Belletristen den Weg verlegt, ist einfach lächerlich. Und wenn ich auch nur ein Österreicher bin und auf Nationalstolz verzichten muß, warum soll ich just dazu dienen, daß die Österreicher von den Bayern ausgelacht werden können?

Ich zeichne etc.«

Euere Exzellenz werden bemerkt haben, daß jetzt auf einmal von zwei Versionen die Rede ist. Bald soll ich nach Wien kommen, um mir einen Paß abzuholen, bald soll ich wegen meiner 48er Antezedentien überhaupt keinen Paß bekommen. In der Tat sagte man im jahrelangen Verlaufe dieser Vexation bald das Eine bald das Andere, zum deutlichen Zeichen, daß die ganze Angelegenheit nicht im Fahrwasser des Gesetzes, sondern im Wildwasser des Beliebens herumtrieb.

Übrigens gelangte mein Brief kaum mehr an seine Adresse. Freiherr v. Thierry stand soeben auf dem Punkte, sein Portefeuille seinem Nachfolger abzugeben, welcher es seinerseits schon längst wieder selbst abgegeben. Meine Polizei-Verfolgung zählt bereits drei Polizei- und ebenso viele Staatsministerien. Das Alles aber berührt die unteren Amtsäthio-

pier nicht. Daß ihre Chefs kommen und gehen, und warum, bleibt ihrem Stabilismus entrückt. Sie sind was sie sind, Amtsäthiopier. Wenn schon die Sintflut hereinbricht, wird noch der letzte Amtsäthiopier auf einem Stefansturm von Akten sitzen und gegen den lieben Gott einen Straferlaß »wegen fahrläßiger Verursachung von Wasserschaden ohne legaler Befugniß« auf ein Stück Seetang kritzeln.

Zum Straferlaß kam es diesmal noch nicht. Die Amtsäthiopier begnügten sich bloß mein Münchner Stilleben zu stören. Sie verlangten von der Münchner Polizei meine Ausweisung und — die bayerische Polizei tat, was die österreichische wollte. Das ist nun auch anders geworden! Heute täte sie's kaum mehr. Die Opulenz der Gegenseitigkeit mit Österreich hat sich inzwischen in eine mit Preußen verwandelt, — dank der Weisheit unserer politischen Führung, die ich im Staube verehre!

Ich verließ also den bayerischen Polizeistaat — nächst Belgien das zweitfreieste Land auf dem Kontinent, wie einige schwärmerische Altbayern sich rühmen — und begab mich in ein Ländchen, welches jenen Ehrentitel besser verdiente, nach Koburg. Ich begab mich umso eher dahin, als mir Professor Sybel eine Empfehlung an Staatsrat Francke mitzugeben die Güte hatte.

Staatsrat Francke bezeugte mir Anteil. Er bot mir seine Vermittlung mit Thierry's Nachfolger, dem Baron Mecsery an, mit dem er von Prag her bekannt sei, ein Offert, das ich dankbar annahm. Francke schrieb, Mecsery antwortete. Jetzt endlich ging die Polizei mit der Sprache heraus.

Ich sei im Jahre 1848 Mitglied des Studentenkomitees gewesen;

habe radikal in hervorragender Weise geschrieben;

machte den Maiaufstand in Dresden mit;

begab mich hierauf auf meine Reisen nach Deutschland;

verkehrte mit den gefährlichsten Elementen der europäischen Demokratie;

habe mir schließlich in meiner Paßangelegenheit durch Irreführung der Behörden einen Passierschein ins Ausland erschlichen; —

in Summa: diesem Menschen sei nun und nimmer ein Paß zu erteilen, denn das wäre die letzte Stunde für Österreich und Äthiopien.

In diesen Inkriminationen stand das Gespenst meiner Polizei-Verfolgung, welches bisher unter dem nebulosen Ausdruck meiner »Antezedentien« wie hinter einem Schleier agiert, endlich mit greifbarer Gestalt und erkennbarer Physiognomie vor mir. Zwar der Paß war selbst der Verwendung eines konservativen Ehrenmannes abgeschlagen, aber als Gewinn dieser Verwendung mußt' ich's schon achten, daß sich die polizeiliche Geheimjustiz wenigstens in klaren und deutlichen Anklagepunkten vernehmen ließ. Anklagen lassen eine Verteidigung zu, man ist doch nicht rücklings gemeuchelt. Und wahrlich, ich konnte mich verteidigen!

Da Herr v. Mecsery nicht an mich, sondern an Staatsrat Francke geschrieben, so schien es untunlich, meine Gegenrede direkt an Jenen zu richten, sie konnte nur auch wieder den Weg durch Diesen nehmen. Ich brachte daher meine Verteidigung in einem ostensiblen Brief an Staatsrat Francke zu Papier, welchen derselbe, wie wir vereinbarten, als Anlage seines Rückschreibens an Herrn v. Mecsery beischloß.

Dieser Brief also ist das Dokument meiner Verteidigung. Auf demselben fuße ich auch heute noch. Ich muß mir daher erlauben, an diesem Orte ihn abzuschreiben, so sehr er auch zur Länge gediehen ist. Rüsten sich Euere Exzellenz mit einem Teil jener Geduld, welche der ganze Handel hundertfältig von

mir verlangte, und würdigen Sie, ich bitte inständig darum, die nachstehende Verteidigungsschrift einer bedachtsamen Lektüre.

Folgendes ist, mit Hinweglassung der Eingangsworte, mein Brief an Staatsrat Francke in Koburg, resp. meine Antwort auf die Inkriminationen der Wiener Polizei.

»An Seine des Herrn geheimen Staatsrates
Dr. Francke in Koburg
Hochwohlgeboren.

Von dem Briefe des Herrn von Mecsery an Euer Hochwohlgeboren ist selbstverständlich nur die Form brieflich. In Wahrheit liegt uns ein Referat vor, welches der Polizeiminister über meine Sache sich abfassen ließ, und dieses Referat ist zu einem Denkmal der dreistesten Frivolität gediehen, womit je der Auftrag eines Herrn von einem Diener behandelt worden ist. Als ich die Anklagepunkte dieses Referates vernahm, wurde das Gefühl meiner eigenen beleidigten Ehre verschlungen von der Bestürzung, daß ein Subalterner seinem Chef an der Stelle der ihm abgeforderten Wahrheit so viel Lüge und Verleumdung zu bieten wagt.

Das Referat beginnt mit der Aussage: ich sei im Jahre 1848 Mitglied des Studentenkomitees gewesen. Das ist die einzige Wahrheit in einem Gewebe von Lügen und Enthüllungen.

Euer Hochwohlgeboren werden zu hören wünschen, was das Studentenkomitee war. Ich erlaube mir, es kurz zu skizzieren:

Als durch kaiserliches Dekret die allgemeine Volksbewaffnung angeordnet war, lag es nicht im Belieben, sondern war es die Pflicht jedes Einzelnen, Waffen zu tragen. Jeder waffenfähige Mann mußte der Nationalgarde sich anschließen. Ein integrierender Teil der Nationalgarde war die akademische Legion. Dieselbe bestand aus Studenten, Professoren,

Gelehrten, Künstlern, kurz, aus dem mehr oder minder akademisch gebildeten Teil der Wehrpflichtigen Wiens. Sie zählte zur Zeit ihres vollsten Bestandes 32 Kompagnien. Eine so große Körperschaft hat selbstverständlich manche gemeinsame Angelegenheiten zu besorgen. Zu diesem Ende delegierte jede Kompagnie zwei Deputierte und diese Deputation hieß das Komitee der akademischen Legion, vulgo das Studentenkomitee.

Das Studentenkomitee war bis zum Oktober des Jahres 1848 ein Vereinsausschuß, welcher Privatangelegenheiten administrierte. Im Oktober begann jener markantere Teil seiner Tätigkeit, womit es den Boden des Hochverrats betrat.

Diese Prämisse zugegeben, war das konkrete Verhalten des Komitees nichts als ein einziger mildernder Umstand. Das Komitee beschäftigte sich mit der Sorge für die kombattierende Legion. Die Bevölkerung freilich suchte so ziemlich die Erledigung ihrer sämtlichen Revolutions-Desiderien bei uns. Nach ihrem naiven politischen Bildungsgrade, hatte sie eben nur zu den Studenten, d. h. zu der uneigennützigen idealischen Jugend Vertrauen. Wir hatten Not genug, dieser Zärtlichkeit uns zu erwehren. Wir verhielten uns weit mehr ordnend als ausführend. Die Einen verwiesen wir an das Kommando der Nationalgarde, die Andern an den Gemeinderat, die dritten an den Reichsrat. Überhaupt war es ein Grundsatz des Komitees, von der Exekutive möglichst wenig sich anzumaßen. So verlangte einst eine Bürgerdeputation von uns, die große Donau-Pfahlbrücke am Tabor niederzubrennen, um dem FM. Fürst Windischgrätz den Fluß-Übergang zu erschweren. Wir antworteten, die Taborbrücke sei städtisches Eigentum und verwiesen an den Gemeinderat. Die Brücke blieb unverbrannt.

Ferner war das dringendste Interesse der belagerten Stadt der Entsatz durch die Ungarn. Immer

von Neuem bestürmten uns Volksdeputationen, die Ungarn zu rufen. Wir antworteten, die Ungarn zu rufen sei ein völkerrechtlicher Akt, und verwiesen an den Reichstag.

Vollends schlugen wir's rund ab, was öfter als einmal von uns gefordert wurde: die Franzensstatue zu demolieren. Wir sagten, so lange das Männerwerk, die franzische Bureaukratie zu brechen, noch nicht getan sei, müsse es Knabenwerk scheinen, ihr unschuldiges Symbol zu zertrümmern. Das Zeichen möge verschwinden, wenn das Bezeichnete fort ist. Die Franzensstatue steht heute noch.

Unsere Mäßigung erfreute sich denn auch der allgemeinsten Anerkennung. Es war noch lange nachher und wird bis zum letzten dieser Generation die Rede sein: Das Studentenkomitee hat Wien im 48er Oktober gerettet. Wir allein hatten die ungeheure zerstörende Kraft in der Hand, welche Proletariat heißt, und dieses mit Blut und Flammen vertraute Ungeheuer folgte dem Wink unseres Auges. Vom 6. bis 31. Oktober 1848 war die Sicherheit der Stadt größer als heute, wo Mordanfälle an der Tagesordnung sind.

Die Gerichte selbst, bis zum höchsten Gerichtsherrn hinauf, schienen diese allgemeine gute Meinung für uns zu teilen. Die den Komiteemitgliedern zuerkannten Strafen gehörten zu den gelindesten und waren schon im Jahre 1850 durch Amnestien sämtlich wieder aufgehoben. Blicke ich heute um mich, so finde ich sie an mehr als einem Platze unter den Organen der Staatsgewalt. So ist z. B. der vormalige Präsident des Studentenkomitees einer von den würdigsten Zwanzig, welche für die erweiterte Advokatur in Wien in Vorschlag sind (gegenwärtig k. k. Hof- und Gerichtsadvokat, Gemeinderat der Stadt Wien, und Landtagsabgeordneter für Nieder-Österreich) — und sollte ein Mitglied des Studentenkomitees einen Paß nach München verwirkt haben, so

dürfte mancher Staatsbeamte oder kaiserlicher Offizier nicht über Salzburg hinauskommen. Absurd! Diese Eigenschaft hat im ganzen Umfange der Monarchie aufgehört, und zwar schon längst aufgehört, imputiert zu werden, und wenn sie mir ein Polizeibeamter heute noch zuzurechnen die Frechheit hat, so tut er das nicht in seinem Charakter als Beamter, sondern in seinem außeramtlichen Charakter als Bube!

Das Referat fährt fort: ich sei im Jahre 1848 Mitarbeiter mehrerer radikaler Zeitungen gewesen, in hervorragender Weise.

Mit dieser Angabe betreten wir das Reich der Lüge und verlassen es nicht mehr bis ans Ende des Referats.

Ich schrieb im Frühling des genannten Jahres zwei Artikel für den ‚Freimüthigen'. Auf dieses Journal paßte später das Prädikat radikal. Aber als es sich in diesem seinen Charakter feststellte, stand ich ihm längst schon ferne. Auch waren meine beiden Artikel höchst unschuldiger Natur, nämlich Bearbeitungen über das Ein- und Zweikammer-System nach Rottek's und Walker's Staatslexikon.

Ein anderesmal veröffentlichte ich in Herrn v. Hock's konstitutioneller ‚Donauzeitung' ein Feuilleton über politische Lyrik. Das Blatt ging bald darauf ein, weil es nach damaligem Geschmacke — zu schwarz-gelb war.

Ich sprach hier von drei Aufsätzen. Meine fixen publizistischen Engagements waren folgende: Ich war Mitredakteur des von L. A. Frankl herausgegebenen Abendblattes, ferner Reporter der Wiener Zeitung für die Verhandlungen der Preßprozesse.

Wer sich berufen fühlt, über jene Zeiten mitzusprechen, der hat die Pflicht zu wissen, daß Frankl's Abendblatt kein radikales Blatt war. Während die radikalen Blätter in Folio erschienen und 1 Kreuzer kosteten, war das Format des Abendblattes ein Oktav

und kostete die Nummer 3 Kreuzer. Das allein schon bewies, daß es auf die Teilnahme der radikalen Massen verzichtete und sein Publikum bei den sogenannten anständigen Leuten suchte.

Bleibt also zuletzt noch die Wiener Zeitung übrig. Aber die k. k. priv. amtliche Wiener Zeitung soll doch kein radikales Blatt sein? Und auf solchen Blödsinn muß man antworten!

Das Referat legt mir ferner zur Last: ich habe im Jahre 1849 am Dresdener Maiaufstande teilgenommen.

Ist gleichfalls erlogen. Wahr ist nur so viel, daß ich im Jahre 1849 einen niedern Hut und lange Haare getragen. Dieser Umstand brachte mir zehn Monate Untersuchungshaft in der Dresdener Frohnfeste zuwege. Ein brutaler Rittmeister, welcher sehr lüstern sein mochte, sein schon von den Preußen gerettetes Vaterland noch einmal zu retten, arretierte mich meines Hutes und meiner Haare wegen als harmlosen Spaziergänger von der Straße weg. Wer deutsch lesen kann und nicht die vorgefaßte Absicht zu lügen hat, kann in den wahrscheinlich noch vorhandenen Akten des Dresdener Stadtgerichtes diese Geschichte nachlesen. Einmal arretiert, dauerte meine Untersuchungshaft zehn Monate, nicht weil sie so tiefsinnig war, sondern weil das halbe Land »maigefangen« saß, ohne daß der liebe Gott deshalb mehr Aktuare und Assessoren erschaffen hätte. Natürlich arbeitete man die Landeskinder zuerst auf. Als endlich auch mein Protokoll zur Sprache kam, war ich sofort entlassen.

Dies meine Beteiligung am Dresdener Maiaufstande. Man hatte mich zwar nicht mit den Waffen in der Hand, aber doch mit Hut und Haaren auf dem Kopf betreten. Der Wiener Denunziant nennt das Beteiligung am Dresdener Maiaufstande!

Nun! mein Hut ist inzwischen cylindrisch ge-

worden und meine Haare sind ausgefallen. Man könnte mir jetzt schon einen Paß nach München geben!

Der Wiener Denunziant fährt fort: Hierauf begann er seine Reisen durch Deutschland.

Ich kehrte nach meiner Freilassung aus der Dresdener Untersuchungshaft nach Wien noch nicht zurück. Es war im Anfange des Jahres 1850, d. h. es herrschte damals in Wien noch die Saison der Hinrichtungen, sowohl in natura als in effigie. Was sollte bei diesen Schauspielen ein Poet? Er zieht die von Shakespeare und Goethe vor. Aber irgendwo im Raume mußte ich doch existieren. Ich hielt mich also in den nächsten anderthalb Jahren in den freien Städten Hamburg und Bremen auf, wobei ich die Erfahrung machte, daß ein echter Süddeutscher ohne süße Butter und ohne den Anblick von Rebenlaub auf die Länge nicht à son aise ist. Da ging ich im Jahre 1851 nach Frankfurt a. M., woselbst ich ununterbrochen fünf Jahre lang sitzen blieb! Das nennt der Wiener Amtsbube »Reisen durch Deutschland«!

Ich bitte diesen Ausdruck wohl ins Auge zu fassen. »Er begann seine Reisen durch Deutschland« würde man von Jemand sagen, welcher mit bestimmter Absicht und mit vorgefaßten Zwecken reist. Da nun meine Absichten und Zwecke, wie sich von selbst verstehen sollte, nur revolutionäre sein könnten, so möchte der Wiener Amtsbube ganz verstohlen insinuieren, daß ich — als chargé d'affaire oder agent provocateur der Revolution gereist sein möchte. Ist das nicht artig? Ein Kunststück wie's Banknoten-Fälschen! Nur daß der Betrüger nicht im Zuchthause sitzt, sondern in einem Staatsamt. Gott besser's!

Aber gemach. In Frankfurt war ich von 1851 bis 1856, und von Wien nach München reiste ich im Jahre 1860. Bleiben also immer noch vier Jahre zu verrechnen. Wo war ich also in diesen vier Jah-

ren? Vielleicht begann ich da meine Reisen durch Deutschland? Mit nichten! Diese vier Jahre brachte ich wieder in Wien zu, meiner alten Mutter zuliebe, welche inzwischen gestorben ist. Ich war bei der Polizei gemeldet und vielleicht auch von ihr beobachtet. Sie weiß von diesen vier Jahren, sie kann sie mir bezeugen. Wann also begann ich meine Reisen durch Deutschland? Das sage, elender Verleumder! Aber wenn man ihn auf die Folter spannte, er müßte verstummen!

Das Referat beschuldigt mich ferner: ich sei im Verkehr gestanden mit den bekanntesten und gefährlichsten Elementen der europäischen Demokratie.

Wäre es so, ich sagte ja längst kein Wort mehr! Übrigens wußte ich nicht, daß ich je bei der Polizei affiliiert war. Und darüber sind wir doch hoffentlich einig, daß es nicht leicht ein gefährlicheres Element der europäischen Demokratie gibt, als die hohe Staatspolizei gewisser Amtsäthiopier? Wenn die Gesellschaft je wieder aus der Haut fährt, so geschieht es dieser Polizei wegen. Daß sie den Teufel nicht an die Wand male! Und daß sie nicht glaube, durch Paßverweigerungen den Teufel zu bannen! Die besten Revolutionsbanner waren von jeher die rechtzeitigen Reformer. Doch zur Sache! Meine demokratischen liaisons dangereuses will ich kurz, aber vollständig beichten.

Ich war in Hamburg mit Wilhelm Marr bekannt. Derselbe gab mir einst ein Buch zu lesen, aus welchem ich sah, daß er in den Dreißigerjahren (er muß damals noch sehr jung gewesen sein) mit den deutschen Arbeitern in der Schweiz zu tun gehabt. Harmloser war sein Tun im Jahre 1850, wo ich ihn in Hamburg kennen lernte. Er gab ein Witzblatt heraus ‚Mephistopheles', das aber bald einging, weil eine Zeit, in welcher der Dichter Kinkel Wolle spann, den Witzspielen des Humors just nicht sehr

günstig war. Er wanderte hierauf nach Costarica aus, hörte also jedenfalls auf, gefährlich, ja sogar europäisch zu sein. Costarica liegt nämlich in Zentralamerika, was ich für Beamte bemerke, deren Wissen damit aufhört, daß »ohne« den Akkusativ regiert.

Als ich einen neuen Winterrock brauchte, nannte man mir den Schneider Fusczák. Derselbe soll, wie ich in den Zeitungen las — denn es war nach meinem Abgange von Hamburg — österreichische Soldaten zum Treubruche verleitet haben, wurde nach Wien geschleppt, mit einem Todesurteil geängstigt und kam mit Mühe wieder los. Mir aber hat er, wie gesagt, einen neuen Winterrock gemacht. Dasselbe tat er wahrscheinlich auch hunderten von Hamburger Bürgern, und einige von diesen — schauderhaft zu denken! — könnten gar wohl in einem Rock von ihm nach München gereist sein!

Also tu' dich auf, Schatzkästlein, und komme hervor, teures langgespartes Kleinod, Ernst Haug! Denn du wirst ja doch wohl unter den »gefährlichsten Elementen der europäischen Demokratie« zu verstehen sein. Aus meiner Freundschaft zu dir, guter liebenswürdiger Mann, läßt sich Polizeikapital schlagen, wovon ein armer Denunziantenhund, der an meiner übrigen Konduite schon längst verhungert wäre, noch im sechzehnten Jahre zu nagen und zu beißen findet! Saftiger Knochen, Ernst Haug, du kannst ganze Polizeischreiberfamilien ernähren! Ich glaube, man hat schon geheiratet auf das Denunzieren und Berichtschmieren über dich!

Ernst Haug war österreichischer Leutnant, ich glaube, bei den Kaiserjägern, quittierte, ich weiß nicht mehr wann, und beteiligte sich als Chef des Generalstabes der Nationalgarde an den Wiener Oktoberereignissen. Im Jahre 49 nahm er an der Verteidigung der römischen Republik gegen die Franzosen teil und stand in mehr oder minder freundschaftlichem Verhältnisse zu Mazzini und Garibaldi.

Ich glaube, sowohl vor als nach der römischen Campagne hielt er sich eine zeitlang in Paris auf, wo er mit Oberst Charras, Em. Girardin u. a. verkehrte.

Das alles ist mir nicht anders bekannt und beglaubigt als aus seinen Gesprächen mit mir. Persönlich mit ihm bekannt wurde ich erst im Jahre 1850 in Hamburg. Er war gekommen, um dem General Willisen seinen Degen anzubieten, der aber abgelehnt wurde. Nun saß er in untätiger Muße in Hamburg, verliebte sich in die Tochter eines hochkonservativen Flensburger Bürgers, welcher den Kriegsereignissen nach Hamburg aus dem Wege gegangen war, — und in dieser unschuldigsten und schäferlichsten Zeit seines Lebens lernte ich den gefürchteten Revolutionär kennen. Wir zogen uns gegenseitig lebhaft und, hätten es die Schicksale nicht verhindert, ich dürfte wohl sagen, auch dauernd an; dem war aber leider nicht so. Bei der Annäherung der österreichischen Exekutionstruppen, welche damals gegen die Herzogtümer marschierten, wie sie von einem niemals anerkannten Geiste vierzehn Jahre später gezwungen wurden, für sie zu marschieren, vertauschte Haug seinen Hamburger Aufenthalt mit London und hätte es gar zu gerne gesehen, wenn ich ihm gefolgt wäre. Ich aber hatte das deutliche Gefühl: das deutsche Sprachgebiet verlassen, hieße der deutschen Literatur entsagen, und diese, nicht planloses Herumemigrieren erkannte ich als den Beruf meines Lebens. Während also Haug nach London sich einschiffte, ging ich bloß in das benachbarte Bremen; wir trennten uns und — sahen uns nie wieder! Wo mag er jetzt sein? Weiß die Polizei seine Adresse? Ich wäre ihr sehr dankbar dafür.

In Bremen trat ich dem Pastor Dulon näher, dem Herausgeber der demokratischen ‚Bremer Tageschronik', an welcher ich mitarbeitete. Ich kam aber just noch zum Torschlusse. Noch im Frühling des

Jahres 51 ging sie ein, und Pastor Dulon wanderte mit Frau und Kind nach Amerika aus. In dem Augenblicke, wo ich dies schreibe, ist er wahrscheinlich schon Großvater durch die Töchterchen, welche ich damals auf den Knien geschaukelt. Aber vielleicht muß er auch noch Urgroßvater werden, bis ich von meinem Kontagium mit ihm so rein bin, daß ich einen Paß nach München erhalten kann.

Das nun mein angeblicher Verkehr mit den »bekanntesten und gefährlichsten Elementen der europäischen Demokratie«. Das die Tatsachen, und nun ein Syllogismus!

Wäre ich ein Intimus der europäischen Demokratie — ist denn der Wiener Amtsabderit wirklich so dumm, zu glauben oder glauben zu machen, daß ich in diesem Falle der österreichischen Regierung acht Tage lang um einen Paß nachlaufen würde? Würden mich meine Freunde im Stiche lassen? Würde ich aus der Londoner oder Genfer Paßfabrik der europäischen Demokratie nicht die allervortrefflichsten Pässe haben können? Weiß denn der Wiener Amtsabderit nicht, daß die Herren Mazzini, Türr, Kossuth, Pulßky etc. etc. ein bißchen weiter als nach München zu reisen pflegen, ohne ihn und seinesgleichen um Pässe und Paßvisas je zu inkommodieren? Lieber gütiger Gott, wenn ich schon kämpfen muß, stelle mir wenigstens Wölfe entgegen, aber nicht Hornvieh!

Endlich erlaubt sich das Referat in Bezug auf meine neueste Angelegenheit, nämlich meine Reise von Wien nach München, die Anschuldigung, daß ich durch Irreführung der Behörden mir einen Passierschein ins Ausland erschlichen.

Der Ausdruck »erschlichen« ist ein infamer. Ich schleudere dem Amtsbuben die Infamie in sein Antlitz zurück. Wer wie ich acht Tage lang sich all seinen Heimatsbehörden vorstellt, sich wiederholt und freimütig ihnen zeigt, der »schleicht«

nicht. Ich habe die Geschichte meiner Paßwerbung bis zur Ermüdung erzählt, und aus allem geht hervor, daß die Behörden mich irregeführt haben. Ich habe den einen Beamten gefragt, ob etwas gegen mich vorliegt, — warum antwortete er nicht mit dem ganzen Speisezettel meiner sogenannten Antezedentien, mit welchen jetzt der Brief des Herrn v. Mecsery antwortet? Ich habe dem andern Beamten rückhaltlos gesagt: Ich reise jetzt ab, schick't mir meinen Paß nach, — warum antwortete er nicht: Herr, das geht nicht; Pässe nachzuschicken ist nicht Usus? Und als ich mir, unter Erzählung meines Malheurs, von der Polizeidirektion unter den Tuchlauben einen Interimspassierschein und von der Polizeidirektion in Salzburg ein »Gesehen zur Reise nach München« erbat: warum faßte auch nicht eine dieser zwei Direktionen Verdacht? Warum sagten sie nicht: Herr, das muß einen Haken haben! Wenn Sie acht Tage lang keinen Regierungspaß erhalten, so sind Sie wahrscheinlich »schwarz« und wir können Ihnen dann auch nicht helfen? Selbst wenn ein Untertan dumm genug wäre, in einer so einfachen und nicht zu verwirrenden Sache gewiegte Amtspraktiker »irreführen« zu wollen: könnten die Ämter auch dumm genug sein, sich irreführen zu lassen? Weiß denn der Elende nicht, wohin seine Streiche fallen, indem er mit blindwütiger Gedankenlosigkeit solche Insinuationen hinkleckst?

Resumieren wir also in Kürze und Kälte, was der Referent, der seinen Minister diesen Brief unterzeichnen ließ, verbrochen hat. Er hat:

1. einen ungesichteten und kritiklosen Kehrichthaufen von Denunziationen aus den wehevollen Zeiten eines Belagerungszustandes, wo der Staat selbst im hitzigen Fieber der Parteileidenschaft krankt und seiner Leidenschaft geschmeichelt sieht von der Furcht, von der Feigheit oder wohl gar von dem bestellten und bezahlten Laster der Angeberei: halb-

verfaultes und abgestandenes Lügengift aus jenen Fluch- und Schmachzeiten hat er heute noch, nachdem der Staat durch eine Reihe von Amnestien wie durch ebensoviele Selbstreinigungen zu seiner Majestät schon längst zurückgekehrt ist, den erhabensten Zeitsühnungen zum Trotz geltend gemacht, gleichsam als wäre das alles selbstverständliche und unveräußerliche Wahrheit, geeicht und geprobt nach allen Kunstregeln der strengsten historischen Kritik. Es ist's aber nicht, sondern Quark, zusammengepfuschter, kritikloser Quark! Nicht einmal das Porträt — meiner Rückseite erkenne ich in diesem Bilde meiner angeblichen Antezedentien! Es liegt kein Protokoll vor, das ich unterschrieben, zu dem ich mich bekannt hätte, und höchlich muß ich mir eine Justiz verbitten, welche hinter dem Rücken unverhörter und unüberführter Parteien Mouchards-Notizen zusammenschmiert und denselben eine Folge gibt, als wären es rechtliche Geständnisse oder Beweise.

2. Diese verjährten Gehässigkeiten hat der Referent reproduziert im Geiste neuer und subjektiver Gehässigkeit. Indem er die Wendungen gebraucht: »er begann seine Reisen durch Deutschland« und »er hat sich durch Irreführung ... erschlichen«, Wendungen, welche sein eigenstes Konzept sind und wozu ihn keine sogenannte »Vorlage« berechtigt, beweist er eine ausgesprochene und animose Parteilichkeit gegen mich. Er antwortet nicht mehr auf das, um was er gefragt worden ist, er gibt zu dem, um was ihn Mecsery gefragt, auch eine Farbe. Und welche Farbe! Er macht mir den Eindruck eines Menschen, welcher pro domo schreibt. Er sieht mich über eine willkürliche Paßentziehung klagbar werden beim obersten Polizeichef, er muß fürchten, daß die Willkür untersucht und bestraft wird, und da es leider Usus ist, bei Beamtenausschreitungen nicht etwa einen Untersuchungsrichter,

sondern wieder einen Beamten, also die eigene Partei den Tatbestand aufnehmen zu lassen, so ist er nicht faul und profitiert von diesem Umstande, indem er seinem Minister ein mit großem Eifer gefärbtes Referat vorlegt, welches auf Kosten der Wahrheit und meiner bürgerlich rechtlichen Situation die begangene Willkür der Polizeikaste rechtfertigen und beschönigen soll. Sein Referat gehört, wenn nicht vor den Begriffsbestimmungen des Gesetzbuches, doch vor dem Gewissen, in die Kategorie der Fälschungen und des Betruges, und ich nenne den Referenten hiemit laut und feierlich einen Verbrecher! —«

Das ungefähr sind die materiellen Entkräftigungen der gegen mich erhobenen Inkriminationen. Ich habe diesen für Herrn v. Mecsery bestimmten Brief an Staatsrat Francke schon nicht mehr ganz mechanisch kopiert, sondern nach Maßgabe des inzwischen Erlebten gedieh mir Empfindung und Ausdruck unwillkürlich animierter. Soll ich aber von dem Erfolg dieser Replik berichten, so bin ich in der Lage, außerordentlich kurz sein zu können. Herr v. Mecsery antwortete nicht. Meine Polizeiverfolgung blieb sonach stillschweigend sanktioniert.

Und nicht nur das. Im Jahre 1862 brachte die Wiener Zeitung wieder ein Billet-doux an meine Adresse, nämlich einen von der Statthalterei unterzeichneten Straferlaß, durch welchen ich wegen Ungehorsams gegen das vor zwei Jahren erlassene Einberufungsedikt zu zehn Tagen Arrest, verschärft mit einem einmaligen Fasten verurteilt, oder — um dieses richterliche Wort nicht zu mißbrauchen — vergewaltigt wurde. Ein befreundeter Wiener Advokat — derselbe, welcher mein Präsident im Studentenkomitee gewesen — ließ sich bevollmächtigen, Rekurs dagegen zu ergreifen, aber es half nichts. Unter dem Vorwande, daß er zu spät eingereicht und die Berufungsfrist schon abgelaufen, wurde er abgewiesen. Das

Strafurteil — will sagen der Gewaltspruch — blieb aufrecht.

Das alles geschah unter dem Ministerium des Liberalismus, ja, in der Blütezeit desselben. Namentlich die Poeten hatten goldene Tage. Ich sah den Einen ins österreichische Herrenhaus berufen, den Andern mit dem Ehrenbürgerrecht der Stadt Wien ausgezeichnet, den dritten wiederholt mit Pensionen bedacht, den vierten — welcher im Jahre 1848 aus dem Bette gerissen und assentiert worden war — mit dem Franz Josefsorden dekoriert. Bei den zwei mittleren betonte man ausdrücklich und amtlich ihre Verdienste um den freiheitlichen Fortschritt in Österreich. Ich aber verlangte nichts von meinem Staate, an dessen literarischen Ehren ich — laut Wurzbach's Lexikon oder Gottschall's Literaturgeschichte — doch auch meinen Teil habe; aber siehe da, mein Staat leistet mir noch weniger als nichts. Er versagt mir sogar die Legitimation meines ehrlichen Namens, und da ich diese Versagung nicht dulde, bedroht er mich mit Gefängnis und Hunger!

Nachdem ich mich vergebens an einen Minister gewendet, blieb mir nur noch, wenn ich mich nicht lächerlich machen und über eine Reise nach München die Gnade des Kaisers anrufen wollte, eine einzige Instanz übrig: die Öffentlichkeit. Welcher Leidende wüßte nicht ein Tröpfchen Trost zu schöpfen aus diesem unerschöpflichen Born der Genugtuung? Ich glaube, ich hätte es auch gewußt! Meine Feder zuckte oft wie eine Reitpeitsche in meiner Hand. Es war den zähesten aller Revolutionäre, den Polizeileuten, endlich gelungen, meine Seelenruhe in den Sturmschritt von anno 48 zu jagen und alte, längst erloschene Funken zu hellen Flammen zu blasen. Ein Geist, welchem die Beschaulichkeit Goethe's natürlich ist, wurde auf Schritt und Tritt begleitet und inspiriert von den Geistern eines Junius, Wilke,

Börne, P. L. Courier. Hätte ich in jenen Tagen ein Pamphlet geschrieben, ich glaube, es wäre »radikal in hervorragender Weise« geworden!

Aber mächtiger als mein Zornfeuer lebte noch eine andere Regung in mir, zu zart und geistig, um sie auszusprechen, aber eben deshalb ein spiritus regens, allmächtig in den Gemütern der Edleren. Mein Pamphlet wäre, beabsichtigt oder nicht, ein Tropfen von dem Wasser geworden, welches die äußerst tätige und gut bediente Mühle des Nationalvereines trieb, dessen Wirksamkeit damals just im Zenite stand. Alles, was ich gegen Österreich klagte, konnte der Politik des Nationalvereines dienen. Und wollte ich das? Auch wenn alle zärtlicheren Gefühle für das Vaterland erstickt werden, was zu bewirken in Österreich Staatszweck und Regierungsaufgabe zu sein scheint, es bleibt zuletzt doch noch eine Art Schamgefühl übrig, und der letzte mißhandelte Rest von Pietät ist wenigstens noch stark genug — zum Verschweigen.

Die Amtsäthiopier aber, welche nicht ihr Vaterland, sondern nur ihren Gehalt lieben, haben keine Ahnung von diesen zarteren Regungen des Patriotismus und mein mißverstandenes Schweigen und Dulden schien ihnen nur eine Aufforderung mehr zu sein, in ihrer Verfolgungssucht gegen mich fortzufahren. Kaum betrat ich nämlich im November des Jahres 1865 wieder den Boden von Wien, so erhielt ich gleich im Dezember eine Vorladung zum Antritt meiner Arreststrafe, welche sich sehr sinnig just über die Weihnachtsfeiertage erstreckt hätte, und diese Vorladungen fuhren fort auch im ganzen Laufe des Jahres 1866 mich zu bestürmen, — sowohl vor als nach der Schlacht von Königgrätz, welche uns ja in der angenehmen Lage findet, alles beim Alten zu lassen! Zu einer Zeit, in welcher Eure Exzellenz den Paßzwang längst aufgehoben haben, schämt man sich nicht, die Erledigung eines Aktes zu pre-

mieren, dessen Gegenstand eine veraltete Paßsache; zu einer Zeit, in welcher die Trennung der Administration von der Justiz unmittelbar bevorsteht, dringt die Administration mit einer Wichtigkeit ohnegleichen auf die Geltendmachung eines Strafrechtes, das eine Bagatelle ohnegleichen zum Gegenstand hat, eines Strafrechtes, das morgen zu den Vätern versammelt und gar nicht mehr da sein wird!

Das alles ist ekelhaft und verächtlich bis zum Unaussprechlichen! Es fällt aus dem Gewissen und dem Gemeingefühl des Volkes so grell und schreiend heraus, daß man den Eindruck empfängt, die Behörde selbst denkt nicht daran, hier eine Autorität, sondern nur noch einen Mutwillen auszuüben. Morgen ists aus mit uns, also laßt uns heute noch lustig drauf los marodieren! Denn das sage man nicht, daß dieser Administrativ-Ukas vollstreckt werden m u ß. Ja, wäre es ein richterliches Urteil! Da es aber nur ein Administrativ-Ukas ist, so qualifiziert er sich ganz zu jenem Berufe, in welchem Papiermakulatur überhaupt verwendet zu werden pflegt. —

Ich bin zu Ende. Was ich hier erzählt habe: Paßentziehung, Einberufungsedikt, Straferlaß — gehört einer Vergangenheit von vier, respektive sechs Jahren an und trug sich unter Verwaltungen zu, welche seitdem ein- bis zweimal gewechselt haben. Die Zumutung dagegen, jenen administrativen Straferlaß an mir vollziehen zu lassen, eine Zumutung, welche mich fast schon in Dutzenden von Vorladungen belästigte, fällt unter Ihre eigene Verwaltung. Und da Euere Exzellenz das Vertrauen zu erregen gewußt haben, daß just I h r e Verwaltung, weniger als je der früheren eine, geneigt sei, starrem Bureaukratismus und papierener Amtspedanterie zum Rückhalte zu dienen, so fühlte ich mich versucht und unterlag der Versuchung, Euerer Exzellenz meinen Klagefall mit einer gewissen Weite und Fülle des Tons, ich möchte ganz eigentlich sagen, mit der Zutraulichkeit

eines geschwätzigen Kindes vorzutragen. Ist es doch eine langgestaute Flut, welche auf diesen Blättern endlich die Dämme bricht!

Auch spreche ich kaum mehr für mich. Was mir geschah, geschieht Vielen, geschieht fortwährend und wird geschehen. Dieser Gedanke begeisterte mich, eine Anwaltschaft anzutreten, welche für mich selbst wahrlich nicht der Kosten verlohnte. Was hat mich diese Polizei-Vexation an Zeit, Arbeit, Mühe und verdorbener Stimmung schon gekostet! Wie hat sie nur im laufenden Jahre noch fast all meine Konzepte und literarische Planungen zunichte gemacht! Ja, nur die vorliegende Schrift! Welcher vernünftige Mensch unternähme ein solches Elaborat, wie kunstlos es sei, bloß um einen Minister zu bitten, einen zehntägigen Arrest rückgängig zu machen? Längst hätte ich ja diesen Arrest über mich ergehen lassen und dann für immer einem Vaterlande Valet gesagt, wo man Dichter einsperren und hungern läßt, welche in Weimar oder München an königlichen Tischen bewirtet würden. Aber ich konnte mich des Vertrauens nicht erwehren, daß Euere Exzellenz durch diese Schrift sich bewogen fänden, nicht nur meine eigene Beschwerde abzustellen, was mir fast Nebensache däucht, sondern in der Bureaukratie solche Lehren zu geben, wodurch absetzbare Beamte kräftig und für immer gewarnt würden, mit ähnlicher Unbilligkeit unter einem Volke zu walten, welches im ganzen Umfange seiner deutschen Nachbargrenze Beispiele sieht, wie man für weniger Steuern sich mehr Rechtsschutz erkauft. Diese Beispiele sind eben so gefährlich als sie verführerisch sind, und anstatt von »gefährlichen Elementen der europäischen Demokratie« zu faseln, sollte die österreichische Bureaukratie erkennen, daß nichts gefährlicher ist, als so schlecht und kapriziös zu regieren, wie sie es tut, während rings um uns her — und keineswegs in Demokratien, sondern in Monarchien — teils gut,

teils leidlich regiert wird. Ist der Wille dieser Bureaukratie aber bereits zu verdorben, um das freiwillig zu erkennen, so sollte sie eine Hand fühlen, welche ihre kleinen Tyrannengelüste nachdrücklich im Zaume hält, — und Heil dem Glücklichen, dem diese Hand gegeben wäre! Sein Name wäre unsterblichen Ruhmes versichert!

Im Jahre 1864 war Kürnberger in München Kaulbach's Gast, bei dem er ein kleines Gartenhaus bewohnte, das ihm einst zur Totenkammer wurde. Aus der Zeit der ersten Kämpfe um den Paß, vom 23. November 1860, ist ein Schreiben der Gattin Kaulbach's (Josephine) an Kürnberger datiert: ». . . Nun, wie stehen denn jetzt Ihre Wiener Angelegenheiten, Kaulbach mußte herzlich lachen, daß die Wiener Polizei Sie für einen so gefährlichen Menschen hält, daß selbst Kossuth und Mazzini Schulbuben gegen Sie sein sollen. Wer hätte aber das von Ihnen gedacht!!! mit welch verdächtigen Menschen stehe ich in Korrespondenz! –« Die Eingabe an den Minister Belcredi blieb erfolglos, unbeantwortet. Kürnberger saß die zehn Tage Arrest ab. Vom 3. bis zum 12. Februar 1867. Österreich scheint indes mit einem Rest von Schamgefühl geprunkt zu haben. Man behandelte den Häftling mit einer gewissen Ehrfurcht, und Kürnberger schrieb Briefe aus dem Arrest, die seine Situation behaglicher erscheinen lassen, als die Qual zu der die österreichische Amtstätigkeit ihn verurteilte, solange er auf freiem Fuß lebte. »Seit gestern bin ich«, schreibt er am 4. Februar 1867, »Gefangener der Stadt Wien. Diese Stadt Wien ist aber so verschämt, daß sie deß nicht einmal Wort haben will. Als mich Kompert gestern besuchte und nach einem ‚Arrestanten Herrn Dr. Kürnberger' fragte, antwortete man ihm mit großem Tugendstolze: ‚Bitte, dieser Herr ist nicht unser Arrestant; er ist freiwillig gekommen' . . .«

Der Schmock und die Bajadere.

»Das Mädchen mit der goldenen Haut! — War polizeilich verboten!« Solche Plakate müssen jetzt beweisen, daß die k. k. Wichtigmacherei schließlich doch nur die Geschäfte eines Variété-Besitzers besorgt. Und man weiß wieder einmal nicht, ob das Verbot dümmer war, oder die Argumente, deren sich die Empörung gegen das Verbot bediente. Sittliche Heuchelei ist nicht widriger als der Eifer, der uns seit Wochen mit der Versicherung in den Ohren liegt, die Produktion der vergoldeten Dame wirke »rein künstlerisch« und sei nicht geeignet, »Sinnlichkeit zu erregen«. Zwischen dem Ästhetizismus modernster Geister und der amtlichen Moral besteht also bloß eine kleine Meinungsverschiedenheit gegenüber einem Einzelfall, aber kein tieferer Widerspruch der Weltanschauung. Einen Polizisten regt eben der Anblick goldener Häute noch auf, einen Literaten nicht mehr. Und es bedeutet für die Kultur und für die Sache der Freiheit ganz denselben Fortschritt, wenn die Polizei ein Kunstwerk verbietet, weil es »anstößig« sei, und wenn die Presse seine Freigabe durchsetzt, weil es »nicht anstößig« sei. Wer den »Anstoß« als solchen noch nicht in die Leichenkammer verwester Begriffe geworfen hat, ist ein Polizist, und möge er auch ein Literat sein. Daß das Nackte »bloß ästhetisch« wirke, ist eine Literaturlüge, die der Freisinn zur Beruhigung der hohen Obrigkeit ausgeheckt hat. Behüte Gott, daß durch eine künstlerische Produktion — und nun gar durch eine Variété-Nummer — die »Sinnlichkeit erregt« würde! Diese Teufelsaustreibungen, bei denen die moderne Literatur der Behörde hilft, werden nachgerade selbst zur Variété-Nummer. Man wünschte, daß Wiens originellster Dichter darüber ein Referat schreibe. Aber gerade er war es, der neulich die endgiltige Erklärung abgab: »Es gibt keine Sexualempfindungen!«, und wenn er über eine Produktion englischer Keulenschwinger zu berichten hat, so konzediert er zwar, daß man sich außer weiten englischen Wiesen auch reizende Misses dazu denken könne, erlaubt aber diesen bloß »vor Bewunderung zu erröten« und aus keinem andern Grunde.

Als ob die »Sinnlichkeit« das Schlechteste wäre, was heutzutage in einem Menschen, der in Österreich lebt, »erregt« werden kann! Da wird eine jener indischen Tänzerinnen, die sonst zuerst im Berliner Tiergartenviertel den Buddhismus einführen müssen,

direkt nach Wien importiert. Sie empfängt bei Tag Schmöcke und opfert abends dem Gotte Wischnu unter dem Protektorat der Gräfin Mysa Wydenbruck. Und alle, die das Glück hatten, der Andachtsübung im Tempel der Sezession beizuwohnen, beteuern, Mata Hari wirke »nicht sinnlich«. Als ob das ein Vorzug bei einer Tänzerin wäre! Von jener höchsten Höhe strahlender Weiblichkeit, auf der der Sinnengenuß zur Religion wird, ist ein weiter Weg in jene interessanten Niederungen, wo etwa auch eine religiöse Handlung erotische Möglichkeiten erschließen könnte. Der Weg vom Weib zur Tänzerin. Mata Hari aber wirkt nur mehr religiös! Es liegt im Wesen der vollkommensten Tänzerin — als des Prototyps geschlechtlicher Unvollkommenheit —, im Tanz jene Ekstasen zusammenzuraffen, die sie im Leben nicht bieten kann. Aber im Tanz muß sie sie bieten können. Darin könnte sie ästhetischer wirken als eine »Ästhetik«, die vom Linienmaß lebt und der nichts übrig bleibt, als die Impotenz feierlich zu stimmen. Der Tanz zeigt die Leidenschaft im transformierten Zustand eines kalten Feuers. Aber wenn er, um zu »läutern«, sich erst durch den Vortrag eines Conférenciers erläutern lassen muß, so ist das kläglich genug. Denn also sprach Mata Hari zu einem Interviewer: »Ich tanze Liebe und Haß, Freude und Leid, Ehre und Leichtsinn. Ein Conférencier erklärt die Tänze, die sonst unverständlich wären; wenn man sie aber versteht, dann vergißt man über die Darstellung das Weib in mir, so daß ich bei einem Tanze, bei dem ich alles der Gottheit aufopfere und zum Schlusse mich selbst, was damit symbolisiert wird, daß ich den Lendengürtel, das letzte Kleidungsstück, loslöse, und, allerdings nur eine halbe Sekunde lang, entblößt dastehe, noch nie andere Gefühle als das Interesse für die durch meinen Tanz ausgedrückten erhabenen Gedanken erweckt habe«. Welche Echtheit! Damit man nur ja sicher das Weib in einem Weibe vergesse — denn durch das Weib kam alles Übel in die Welt —, wird eine heutzutage Postbeamtin oder mindestens buddhistische Tänzerin, und wenn alles nichts hilft, muß Herr Gregori neben ihr stehen und einen Vortrag halten . . .

Die gemeinverständliche Fleischbeschau einer Opernquadrille mag nicht der künstlerischen Ziele höchstes sein. Aber ist der Tanz dazu da, die Balletonkel zur Einkehr in sich selbst zu bekehren? Mata Hari tanzt Metaphysik, so versichert der

Inder Sil Vara in der ‚Neuen Freien Presse'; murmelt hiezu die Worte: Brahma, Wischnu, Shiwa, Zanuna, Purana, spricht von einer Tschormka, von Lotosblumen und sonstigem hieratischen Hausrat und entwickelt überhaupt eine Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse, die staunenswert ist und bei der nur die Übernahme des Wortes »seraphisch« aus der freundnachbarlichen hebräischen Religion einigermaßen stört. Abschließend erklärt er: »In diesem Sinne allein können die primitiven Manifestationen und die gemessenen, feierlichen Rhythmen der Devedaschi gedeutet werden«, hat aber leider im entscheidenden Moment die zur vollständigen Aufklärung des Franz Josefsquais notwendigen Bezeichnungen: Dewanagari, Dewarschis und Dewatas vergessen. (Die unsereins erst aus dem Fremdwörterbuch bezieht, die aber ein esoterischer Mitarbeiter der ‚Neuen Freien Presse' bei einigem Nachdenken gewiß parat hat). Dafür hat der Vertreter des ‚Neuen Wiener Tagblatts' sehr fein herausgefunden, daß der indische Gott, der jener Veranstaltung der Sezession zwischen Mandelblüten (nicht zwischen Kirschblüten, wie Sil Vara vermutet) beiwohnte und »milde den Halbkreis der eleganten Damen anlächelte«, auch Sakyamuni heißt, – was sich besonders zur Toilette der Frau Gutherz sehr apart macht... Der Schmock und die Bajadere. Mahadöh, der Herr der Erde, ist tot, aber wir erleben die indische Legende eben auf unsere Art.

Was sich hier abspielt, ist nicht mehr die gewöhnliche Schmockerei, sondern die Schmockerei in der neunten Inkarnation. Wien, das lange genug Berlin um seine Ruth St. Denis beneidet hat, ist von einem Taumel des Snobismus erfaßt, und der gute alte Hevesi, der kein Spaßverderber ist, dreht sich am heftigsten. »Eine hohe Stimmung«, ruft er, »stellte sich ein in diesem kleinen Amphitheater festlich gekleideter Menschen, in diesem sechsfachen Kreise von lauter ‚Gebildeten', die an diesem echten Sonnabend fähig waren, natürlich zu empfinden«. Die natürlich Empfindenden sind jene, die es natürlich nicht empfinden, daß sie hereingefallen sind, wenn sie die Sucht, die letzte Sensation abzuschöpfen, zur Andacht vor einer Hochstapelei verführt hat. Es ernüchtert sie nicht einmal, daß die Dame, die gestern bloß in einem kleinen Amphitheater und vor einem erlesenen Kreise der Feinsten, Edelsten und Besten sich entschleierte, heute schon im Apollotheater gegen Entrée zu

sehen ist. Brahma, Wischnu, Shiwa, — Ben Tiber. Im Opferdunst des guten Geschmacks erscheint eben der längst im Hintergrund lauernde Impresario als jene indische Gottheit, der Mata Hari zuletzt und am besten opfert. Damit soll nichts gegen ein gutes Variété-Theater, dessen schwächste Programmnummer eine exotisch frisierte Temperamentlosigkeit hundertmal aufwiegt, aber alles gegen den neuesten Humbug gesagt sein und gegen den Mißbrauch einer Leichtgläubigkeit, in deren glücklichem Besitz wir bald den Berlinern den Rang einer Parvenü-Kultur abgelaufen haben werden. Jener Kultur, die eines Tages auf ein verabredetes Zeichen die Schaustellung schöner Beine zur metaphysischen Offenbarung erhebt und den ihr unentbehrlichen Buddhismus von Wertheim bezieht.

Andere Städte, andere Warenhäuser. Glücklicherweise wird bei uns die Metaphysik durch den Namen »Schostal«, der in dem Raunen journalistischer Wischnu-Anbeter plötzlich hörbar wird, unterbrochen. Schostal – das ist nämlich bestimmt kein indischer Gott, sondern ein Kommerzialrat und Kompagnon einer Wäschefirma. Denn darin sind sie sich alle einig: Wem verdanken wir das Glück, Mata Hari kennen gelernt zu haben? Der Herr vom ‚Deutschen Volksblatt', das in Fragen der Geschmacklosigkeit eine gewisse konfessionelle Toleranz betätigt, hat's uns zuerst verraten: »In Monte Carlo lernte sie den Kommerzialrat Schostal kennen, und dessen Erzählungen und Schilderungen von Wien und seinen Bewohnern verlockten sie auch, hieher zu kommen.« Und das ‚Extrablatt' bringt ein Bild der Tänzerin, deren Biographie mit den Worten eingeleitet wird: »Kommerzialrat Schostal hat das Verdienst ...« »Unsterbliche heben verlorene Kinder mit feurigen Armen zum Himmel empor.« Mahadöh hat unsere Stadt längst verlassen und den Flammentod vorgezogen, jetzt hat Kommerzialrat Schostal das Verdienst ... Und so befestigt sich denn mehr und mehr der Verdacht, daß es die Wiener Presse gar nicht so buddhistisch meint, sondern daß es sich bloß um eine originelle Reklame für eine Wäschefirma handelt, der die Insertion von Sonntagsplaudereien im Stile jener über die Firma Herzmansky bereits zu abgebraucht schien.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Arzt. Der Nachfolger Nothnagel's, Herr Professor v. Noorden, der bereits anfängt, zu viel in den Zeitungen genannt zu werden, hat an die ‚Neue Freie Presse' eine Zuschrift gerichtet, in der er sich mit Recht gegen die Meldung wendet, er habe trotz dem Angebot eines ungewöhnlich hohen Honorars eine Konsultation in Athen abgelehnt, weil er den Fall für völlig aussichtslos erklärt hätte. Herr v. Noorden erklärt mit ostentativer Rechtschaffenheit, aus solchem Grunde dürfe eine ärztliche Konsultation niemals abgelehnt werden. Er habe vielmehr abgelehnt, weil er es mit seinen Pflichten als akademischer Lehrer nicht für vereinbar hielte, eine Berufung anzunehmen, die ihn genötigt hätte, für längere Zeit seine Vorlesungen auszusetzen. In der Zuschrift des Herrn Professors kann bloß ein Satz allgemeines Interesse beanspruchen: »Ich war gar nicht in der Lage, über die Aussichten in diesem Krankheitsfalle ein Urteil abzugeben, weil selbst der genaueste Bericht dazu nicht genügen würde und ein solch schwerwiegendes Urteil sich immer nur auf die sorgfältigste Untersuchung gründen darf.« Herr Professor v. Noorden wird der ‚Neuen Freien Presse' den Irrtum zugute halten müssen. Er kennt die Wiener Gebräuche noch nicht; sie aber ist gewohnt, von sämtlichen Leuchten der Fakultät ein Licht zu empfangen, wenn es sich um die Erkrankung einer bekannteren Persönlichkeit handelt. Die Ferndiagnosen sind in Wien etwas Selbstverständliches, und wenn einen Nachtredakteur das hohe Fieber eines Kranken besorgt macht, kann er kostenfrei jeden Konsiliarius rufen lassen. Herr Professor v. Noorden meint, daß ihm der genaueste Bericht eines athenischen Hausarztes nicht genügen würde. Die Wiener Kliniker aber — von Herrn Dr. Schiff aufwärts — ordinieren auf Grund von Zeitungsdepeschen und folgen jeder ehrenvollen Berufung an die ‚Neue Freie Presse', sobald der Sultan von Lahore an Blinddarmentzündung erkrankt. Die telegraphisch ordinierenden Spezialisten der ‚Neuen Freien Presse' unterscheiden sich von den brieflich ordinierenden nur dadurch, daß sie keine Insertionsgebühr bezahlen müssen. Wenn nun im Falle des Erzherzogs Otto zwei tatsächlich behandelnde Professoren in der ‚Neuen Freien Presse' grotesk divergierende Gutachten abgaben, wie groß muß der Zwiespalt der Meinungen erst sein, wenn es sich um eine überseeische Ordination handelt? Herr Professor v. Noorden ist heute ein in Wien vielgenannter Mann, aber immerhin noch ein neuer Mann. Wir nehmen ihn beim Wort und erwarten von ihm einen kräftigen Hinauswurf des journalistischen Versuchers, der ihn über die

Zuckerkrankheit eines großen Herrn wird konsultieren wollen, — und wenn der Patient der Schah von Persien wäre!

Schiedsrichter. Das mit der Pathetik des schlechten Gewissens geführte Duell zwischen ‚Zeit' und ‚Neuem Wiener Journal' hat mit der Kampfunfähigkeit beider Teile eingesetzt und endet auf beiden Seiten mit einer vollständigen Abführung der eigenen publizistischen Moral. Die Gegner schieden unversöhnt. Der Kampf war reich an spannenden Momenten. So z. B. behauptete die ‚Zeit', daß sie »nicht aus Schuldbewußtsein, sondern aus einem rein juristischen Grunde, den das ‚Neue Wiener Journal' sehr wohl kennt, dessen Unkenntnis es aber bei seinen Lesern voraussetzt, nicht klagen könne: Zeitungen können nämlich als solche, nach einer Entscheidung unseres Obersten Gerichtshofes, nicht wegen Ehrenbeleidigung klagen, sondern nur Personen«. Blödsinn! Und das ‚Neue Wiener Journal' erwiderte, dies sei »eine total verkehrte Behauptung, die leider durch ein in einem ganz speziellen Falle erflossenes Urteil des Obersten Gerichtshofes Gemeingut aller Zeitungen, die Butter auf dem Kopfe haben, geworden ist«. Blödsinn! Der Oberste Gerichtshof kann in keinem Falle, der ein gegen eine Zeitung gebrauchtes Schimpfwort betrifft, anders entscheiden. Nie aber hat er entschieden, daß ein Zeitungsherausgeber wegen einer gegen sein Blatt gerichteten Schmähung, wegen des konkreten Anwurfs ehrenrühriger Tatsachen nicht klagen könne. Jene noch immer nicht verstandene Entscheidung bezog sich auf den Ausdruck »Preßköter«, nicht aber auf die Beschuldigung, daß ein Blatt eine Erpressung begangen habe. Natürlich klagt die ‚Zeit' auch nicht, nachdem Herr Lippowitz den Anwurf gegen ihre leitenden Personen gekehrt hat, und Herr Lippowitz klagt nicht, nachdem die ‚Zeit' ebenso konkrete Beschuldigungen gegen ihn erhoben hat. Die Lettern wurden mit jedem Tage dicker, aber auch die Entfernung vom Landesgericht mit jedem Tage größer. Immerhin fiel bei dieser Gelegenheit wenigstens ein ruhiges und gerechtes Wort. Herr Lippowitz nannte sich nämlich eine »seit zwanzig Jahren ehrenvoll im journalistischen Dienste stehende integre Persönlichkeit«. Wie sich Herr Lippowitz die Integrität und wie er sich den journalistischen Dienst vorstellt, bewies er gleich am nächsten Tage (16. Dezember), da er einen Artikel über die neuen Gothaer Kalender brachte. In diesem Artikel steht der Satz: »An freudigen Ereignissen werden erwähnt . . . Die Geburt des ersten Enkels unseres Kaisers und des ersten Urenkels des Königs von Schweden«. Wie? So aktuell ist ein neuer Gothaer Kalender? Nein, so unvorsichtig ist Herr Lippowitz, wenn er mit der Scheere hantiert. Oder ist das ‚Neue Wiener Journal' ein alldeutsches Blatt? Wie ist dann wieder sein — natürlich spontanes — Auftreten gegen die deutsche Polenpolitik zu erklären? Wen meint Herr Lippowitz, wenn er die Volkshymne singt? Wäre sie in Deutschland entstanden und somit im ‚Neuen Wiener Journal' nachgedruckt, man wüßte wirklich nicht, welchen Kaiser Gott erhalten solle.

Burgtheaterbesucher. Nach der Aufführung des »Biberpelz« — ein »Köpenick« von Hauptmann — wurde Herr Devrient getadelt, weil er den Wehrhahn charakterisierte, Herr Thimig getadelt, weil er den Krüger chargierte, Frau Schmittlein, die den schlesischen Dialekt besser meistert

als ihre Kritiker das Hochdeutsch, getadelt, »weil ihr die Hilfe des Dialekts fehlte«, und wieder Herr Thimig getadelt, weil er zu gut sächsisch sprach. Nur Herr Treßler, der als Wulkow mit unübertrefflichem Augenspiel die Situation zwischen Dieb, Richter und Hehler zur höchsten Höhe ihrer Komik trieb, war zugleich so und so. »Seinem lebhaften Temperament«, meint einer, »widerspricht die breite, stumpfe Behäbigkeit der Gestalt bei jedem Wort«; und er kam als Schiffer Wulkow »so langsam vom Fleck, als redete er gewissermaßen stromaufwärts«, schreibt ein anderer, der stets zu einem gefundenen Witz ein passendes Urteil sucht. Die notwendige Meinungsverschiedenheit bietet der Verteidiger in Strafsachen, der im ‚Neuen Wiener Journal' für das Burgtheater plaidiert, »in sich«. Ist Hauptmann ein Dramatiker oder ein Epiker? Man höre: »Der ‚Biberpelz' ist unter den zahllosen Milieudichtungen des selig entschlafenen Naturalismus diejenige, die alle Wandlungen der Zeit und Mode mit der Kraft urwüchsiger Echtheit überleben wird. Daneben ist — trotz seines stärkeren dramatischen Pulses doch nur in angemessenem Abstande — nur noch Heyerman's Drama ‚Hoffnung' zu nennen ... Mag sein, daß Hauptmann sich in den Formen naturalistischer Gestaltung am wohlsten und heimischesten fühlt, wenigstens so weit es sich um Freskomalerei handelt. Die herrlichen Seelengemälde, die er sonst geschaffen, jene feinen, zarten Blüten intimer Kunst, sie werden, denke ich, immer mit mehr Genuß gelesen als gesehen werden. Denn sie können insgesamt ihre epische Anlage nicht verleugnen. Hauptmann, der Theaterdichter, greift aber ins Volle und zeichnet seine Gestalten in den großen, breiten Linien der Theatermalerei. Darin ist er nun allerdings ein unübertroffener Meister. Wie er im ‚Biberpelz' mit einigen kühnen Pinselstrichen .... ohne Phrase ....« (Die Worte »ohne Phrase« gehören zum Zitat.) Und so werden Sie, meine Herren Geschwornen, mögen Sie nun den Angeklagten für einen Epiker oder für einen Dramatiker halten, nicht umhin können ...

Genosse. »Der Redner wendet sich dann gegen die ‚Scheelsucht und den niedrigen Geschäftsgeist', die den künstlerischen Bestrebungen der Freien Volksbühne Steine in den Weg zu legen beflissen sind. Diese Worte — die offenbar dem Direktor des Deutschen Volkstheaters, Herrn Weisse, galten — fanden stürmische Zustimmung.« Herr Weisse, der gewiß nicht sympathische Direktor des Deutschen Volkstheaters, hat dem Regisseur Vallentin die Mitwirkung an dem Unternehmen, durch das sich Herr Großmann zu einem nützlichen Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft der Sozialdemokratie entwickeln will, untersagt. Mit Recht. Herr Vallentin, Regisseur des Deutschen Volkstheaters, sollte nämlich die Vorstellungen der Freien Volksbühne inszenieren, die Herr Jarno später in das Repertoire des Josefstädter Theaters aufnimmt. Herr Jarno ist also ein Förderer volkstümlicher Bestrebungen, und Herr Weisse ist ein Geschäftsmann. Herr Großmann aber ist der unabhängige Theaterkritiker der ‚Arbeiterzeitung', der seine Gunst von dem Maße der Gunst abhängig macht, die ein Theaterdirektor seinen und des Herrn Jarno volkstümlichen Bestrebungen zuwendet.

Literat. Ein wirklicher Theaterkenner scheint der Kritiker des ‚Vaterlands' zu sein. Er ging in das Bürgertheater, weil er gehört hatte, daß dort eine Novität gegeben werde, und schrieb: »Der Titel des Stückes dürfte irreführend gewirkt haben; er lautet nämlich ‚Der verwunschene Prinz'. Der Autor desselben nennt sich J. v. Plötz und bezeichnet sein dreiaktiges Werk als ‚Schwank'!« Folgt die Erzählung des Inhalts und die Feststellung, daß »Beifall gespendet wurde und auch die gebotenen Witze belacht wurden«, die aber durchwegs höchst banaler Natur seien ... J. J. v. Plötz ist im Jahre 1856 gestorben. Das erste Wort, das heute ein neugeborenes Theaterkind sprechen kann, ist ein Bedauern, daß der »Verwunschene Prinz« keine Novität ist.

Akademiker. Die ‚Wiener Zeitung' vom 7. verkündete, daß Dr. Hermann v. Schrötter von Sr. Majestät aus besonderer Gnade zum Assistenzarzt i. E. ernannt worden ist. Es war klar, daß dies so kommen mußte. Wer nicht als Assistent rehabilitiert ist, kann sich als Dozent nicht habilitieren. Und es ist ein schöner Zug freiheitlicher Auffassung in wissenschaftlichen Dingen, daß man sich oben bei der Frage, ob einer in seinem Fach etwas kann, nicht um die Meinung, die einmal ein Offiziersehrenrat über ihn ausgesprochen hat, kümmert. Freilich hat damals das Interesse dieser Instanz der Frage gegolten, ob ein Reserveoffizier, der auch wissenschaftliche Bücher herausgibt, seine eigenen Ideen nicht von dem, was andere in seinem Fache können, auseinanderzuhalten verpflichtet sei. (Na, akademischer kann man sich schon nicht mehr ausdrücken!) Und freilich mußte das Urteil jenes Offiziersehrenrats auch förmlich im Gnadenwege kassiert werden, ehe die Ernennung erfolgen konnte. Der akademische Senat aber hat seine Ansicht über den Fall bisher nicht abgeändert, und müßte sie auch fernerhin von den Beziehungen des Hofrat-Vaters zum Hofe nicht alterieren lassen. Trotzdem wird mir in einer Zuschrift aus Universitätskreisen versichert, daß die Ernennung bloß ein erster Schritt sei. »Dr. Schrötter hat um die Erlangung der venia legendi als Privatdozent für interne Medizin eingereicht, und die Kommission, die über dieses Gesuch Bericht zu erstatten hat, wird demnächst zusammentreten. Die Sache muß beschleunigt werden, da Hofrat-Vater im nächsten Jahre das Ehrenjahr absolviert«. Es wäre, meint der Korrespondent, zu bedauerlich, wenn die Kontinuität in der wissenschaftlichen Laufbahn der Familie Schrötter, die vom amorphen Phosphor, den der Großvater nicht erfunden hat, bis zur Bergkrankheit des Enkels so viele Ruhmestaten aufzuweisen hat, eine Unterbrechung erführe. Wir wollen's nicht hoffen! Oder sollte das vorzügliche kurze Gedächtnis, das die spezifischeste österreichische Eigenschaft ist, die maßgebenden Kreise diesmal im Stiche lassen ... und die venia legendi versagt werden?

Jurist. Die ‚Neue Freie Presse' vertrottelt zusehends. So oft sie eine Berichtigung abgedruckt hat, beteuert sie im Jammerton, daß sie nicht verpflichtet gewesen wäre, sie zu drucken. Aber die Berichtigung des Herrn v. Taussig war so gesetzlich wie die des Magistrats, der den Bericht über einen Vortrag des Oberbaurates Ohmann mit dem § 19 korrigiert hatte. Der § 19 gestattet die Berichtigung von Tatsachen, und der Magistrat hat die Tatsachen, die der Vortragende mitgeteilt und die die ‚Neue Freie Presse' weiterverbreitet hatte, berichtigt. »Wenn die Auslegung, welche der Wiener Magistrat dem § 19 gibt, die richtige wäre, dann könnte jeder Bericht aus dem Reichsrat, aus dem Landtage, aus dem Wiener Gemeinderat den Gegenstand von endlosen Berichtungen bilden.« Kann er auch! Und jeder Gerichtssaalbericht dazu. Die »Öffentlichkeit« einer Beleidigungsverhandlung bedeutet z. B. gewiß nicht die Immunität für den Zeitungsbericht, der die Beleidigung wiederholt. Auf die Unwissenheit, die sich das Publikum in diesen Dingen bewahrt hat, baut sich ein System journalistischer Infamie. Bei uns ist der Fall möglich — und er hat sich oft erreignet —, daß jemand straflos ausgeht, der einen andern zwar beleidigt hat, dem aber die »Öffentlichkeit« der Beleidigung nicht nachgewiesen werden konnte, und daß erst am andern Tage Zeitungen, die über die Verhandlung berichten, die Öffentlichkeit zum Zeugen der Injurien anrufen. So dumm aber ist selbst die ‚Neue Freie Presse' nicht, daß sie im Ernst glaubte, das Gesetz gestatte es nicht, wegen Beleidigungen, die ein Berichterstatter aus einer Gerichtsverhandlung verbreitet, das Blatt zu klagen, wegen der Mitteilung falscher Tatsachen, die in einem Vortrag enthalten waren, dem Blatt eine Berichtigung zu schicken. Jede Beleidigung, jede Lüge müßte bloß in die Form eines Zitats gekleidet werden, um nach dieser Auffassung straflos zu bleiben. Wenn die ‚Neue Freie Presse' jemand einen Schuft nennen will, brauchte sie bloß den Gemeinderatsbericht um ein Aperçu zu vermehren. Und wenn sie eine Tatsache behaupten will, die in Abrede gestellt werden könnte, brauchte sie bloß zu melden, gestern habe ein Vortrag stattgefunden und der Redner habe es gesagt.

Sozialpolitiker. Ein Leser, der den letzten Satz der Nummer 212 der ‚Fackel' noch nicht gelesen hatte, hat die folgende vernünftige Zuschrift an mich gerichtet: »Ich gestatte mir die Anfrage, ob es nicht zweckdienlicher wäre, wenn in der Sache der Prostitution an Stelle der vielen Entrüstungsversammlungen, die doch lediglich zur Befriedigung der Neugierde und frauenrechtlerischen Geilheit dienen, die Prostituierten selbst zur Besprechung der sie in erster Linie betreffenden Fragen eingeladen würden. Hiebei könnten diese unter Hinweis auf das bürgerliche Gesetz entsprechend aufgeklärt werden; auch könnten eine berufsgenossenschaftliche Organisation der Prostituierten und die Frage der Stellenvermittlung, sowie sonstige soziale Fragen, für die heute der Boden schon vielfach vorbereitet ist, behandelt werden.«

Weltweiser. Wer seine Kinder lieb hat, lege ihnen Gersuny's Aphorismen unter den Weihnachtsbaum, wenn er nicht Unger's Gedankensplitter vorzieht, die gleichfalls vor kurzem in Buchform erschienen sind. Der Unger-Spezialist der ‚Neuen Freien Presse' schreibt: »Manches scheint unmittelbar aus der Zeit für die Zeit als Mahnung und Warnung bestimmt. So sollte man bei uns an der Schwelle schicksalsvoller Ent-

scheidungen das Wort nicht überhören, daß Österreich ein Land ist, in dem, was unmöglich ist, zu geschehen pflegt, aber auch das andere nicht, daß wir in einer Zeit leben, in der die Quantität die Qualität zu erdrücken und zu ersticken droht.« Wie soll man das also machen? Die beiden Aphorismen sind ja gewiß unerhört originell und überzeugend; aber wenn Handelsverträge erneuert, Ausgleiche geschlossen oder Wahlgesetze gemacht werden, dürfte ihre Zitierung wenig nützen. Zumal, da wir in einem Lande leben, in dem ja zuletzt doch das Unmögliche geschieht, und in einer Zeit, in der auch die Quantität von Aphorismen deren Qualität zu erdrücken droht.

Verbrecher. Die Wiener Polizei hat eine Kriminalschule errichtet, in der Übungskurse für Polizei- und Wachebeamte abgehalten werden, und das — trotz dem kleinen Riehl-Zerwürfnis — polizeioffiziöse ‚Extrablatt' eröffnet den ersten Kurs mit einer Reklame für Herrn Stukart. Es bringt ein Titelbild, auf dem vor allem der Chef des Sicherheitsbureaus und ein vorzüglich getroffenes Skelett sichtbar sind, das angeblich zu Lehrzwecken dient, wahrscheinlich aber bloß als Symbol der körperlichen Sicherheit des Wieners aufzufassen ist. Die Raubmörder betrachten diese Vorlesungen als unschuldigen Zeitvertreib der Kriminalisten und haben gar nichts dagegen, daß im Hause des Nichtgehängten recht viel vom Strick gesprochen wird. »Die kleine Tasche auf dem Pult enthält jene Behelfe, welche der Beamte bei Tatbestandsaufnahmen benötigt, die Meßbänder, Lupen, Telegrammblankette und dergleichen.« »Und dergleichen« ist gut. Wahrscheinlich ist das Salz gemeint, das man einem Spatzen aufs Gefieder streut, wenn man ihn fangen will. Die Polizeikriminalistik mag noch so wissenschaftlich tun. Die Meßbänder helfen nicht, solange in einem Staate die Meßgewänder Mode sind. »An einer Wand des Saales sieht man die verschiedenen Formen von Augen, Nasen und Ohren in Tabellen vereinigt.« Es sind die Augen, die den Wiener Polizeibeamten übergehen, wenn die Wände eines Schlafzimmers Ohren haben, und die Nasen, die ihnen inzwischen die Einbrecher drehen. »Zur vergrößerten Darstellung von photographischen Aufnahmen dient der im Saale aufgestellte Projektionsapparat«, und zur vergrößerten Darstellung der Verdienste des Wiener Sicherheitsbureaus dient das ‚Illustrierte Wiener Extrablatt'.

Wasserer. Noch einiges aus dem ‚Extrablatt'. Ein Artikel über die Enthaftung der Regine Riehl. Wohl ein wütender Protest der Mädchenbefreier, die auf den Lorbeeren ausruhen, die sie einem Schweinsrüssel abgenommen haben? In deutschen Verleger-Fachblättern, die die profitablen Geheimnisse eines redaktionellen Salons kennen, war die »Tat« des ‚Extrablatts' gefeiert worden, und die Münchener ‚Jugend', die der Hirth aller politischen Schafe Deutsch-Österreichs noch immer

betreut, hatte dem Herrn Bader eine Hymne gewidmet. Nun ist Regine Riehl enthaftet, aber das ‚Extrablatt' hat sich bereits so weit beruhigt, daß es diese sonderbare Befreiung einer Kupplerin aus dem geschlossenen Hause in der Alserstraße nicht mit jenem Pathos begleitet, auf das man immerhin hätte rechnen dürfen. Oder enthüllt es wenigstens die Motive dieser Enthaftung gegen lumpige 50.000 Kronen Kaution — ein Bettel neben den Verdiensten der Riehl durch die Mädchen und des ‚Extrablatts' um die Mädchen der Grünethorgasse? Da liest man plötzlich den Namen »Johann Altenburger«. Aha! Hier steckt vielleicht die Sensation. Siehe da, die Stelle lautet: »In der Hand trug sie eine Hutschachtel, welche einige Kleidungsstücke enthielt. Vor dem Tore in der Landesgerichtsstraße wartete der von Herrn Johann Altenburger gelenkte Einspännerwagen Nr. 281. Regine Riehl bestieg rasch den Wagen, ihr Vater nahm neben ihr Platz. Die Fahrt ging in die Grünethorgasse Nr. 24. Das unerwartete Erscheinen der Frau Riehl erregte in der Grünethorgasse großes Aufsehen. Kaum hatte der Wagen beim Hause gehalten, eilten schon Leute aus der Nachbarschaft herbei . . .« Das ‚Extrablatt' hat also wieder seine alte Richtung gefunden. Der Einspänner, der die Riehl vom Landesgerichte abholte, war der 281er! So löst sich alles in Wohlgefallen auf. »Und darum Räuber und Mörder!« möchte man ausrufen, wenn die Räuber und Mörder nicht Abonnenten des ‚Extrablatts' wären. — »Das Reiseabenteuer des deutschen Kronprinzen«. Er war nämlich in Österreich, und nun geht die Kunde von dem, was er bei einer wilden Völkerschaft erlebt hat, durch die Zeitungen. Der Bahnhofrestaurateur der Station Wesely hat ihm für einen kalten Aufschnitt 160 Kronen gerechnet, der deutsche Konsul intervenierte, dem Bahnhofrestaurateur wurde gekündigt und die Kündigung durch die Intervention des österreichischen Thronfolgers, der an den Eisenbahnminister, höchstdero treugehorsamste Regierung, depeschierte, rückgängig gemacht. Eine Affaire, die täglich eine neue Wendung bringt und zu einer andern Kündigung, nämlich der des Dreibunds, führen dürfte. Wie sie sich schon heute im Hirn eines ‚Extrablatt'-Lesers abspielt, beweist der folgende Herzensschrei: »Löbliche Redaktion! Nachdem auch Ihr geschätztes Blatt die Nachricht bringt, daß der Bahnhofrestaurateur in Wesely mit Entlassung gestraft wurde, weil er dem deutschen Kronprinzen, der bei ihm mit seiner Begleitung speiste, eine Rechnung von 160 Kronen machte, so möchte ich nur konstatieren, daß die Bevölkerung, namentlich die Wiener mit dieser Sentenz durchaus nicht einverstanden ist. Wenn die Staatseisenbahn-Verwaltung vor dem deutschen Kronprinzen so zusammenknickt, dann

ist da von Freisinn gar keine Rede. Was ist geschehen? Ein Kronprinz speist einmal in seinem Leben mit seiner Begleitung bei einem Wirte und es werden 160 Kronen gerechnet. Ist denn das gar so viel? Und wenn der Wirt die Hälfte, also 80 Kronen verdient hätte, ist denn das gar so außerordentlich? Die Strafe steht jedenfalls nicht im Verhältnisse zu der angeblichen Schuld. Es ist da ein Stück Mittelalter, das aufgerollt wird, und ein Beweis, wie rückschrittlich wir sind. Hochachtungsvoll . . .«

Wiener. Davon hat sich Karl der Große doch nichts träumen lassen, daß er einst in Wien auf einem Bilde mit Herrn Jacques Fürst verewigt sein werde. Wer in diesen schweren Zeiten einmal herzhaft lachen will, trete vor das Schaufenster jener Kunsthandlung auf dem Graben, die den Ehrgeiz hat, stets die neuesten Denkmalsenthüllungen, Festzüge, Leichenparaden u. dgl. photographisch zu apportieren. (Im Stil der ‚Woche', bei deren Illustrationen man oft staunt, wie scheußlich die berühmten Persönlichkeiten eigentlich die Beine voneinanderstrecken, wenn sie den Reichstag verlassen, eine Front abschreiten oder hinter einem Sarg einhergehen). Wer also herzhaft lachen will, der sehe sich die Photographien an, die die ungeduldig erwartete Enthüllung des Denkmals Karls des Großen jenen Bedauernswerten, die nicht dabei sein konnten, veranschaulicht. Zumeist die typischen Statthaltereivisagen, Gesichter, bei denen man sofort an irgend eine Zusammensetzung mit dem Worte »Landes —« denkt. Aber auf einem Bilde drängt sich zwischen ein Mitglied des Herrenhauses, das an bessere Begleitung gewöhnt ist, und einen Weihbischof das Gesicht eines — ja, wie sagt man nur? Also, des Jacques Fürst. Das ist Wien, wie es leibt und lebt! Die vornehmen Herren müssen sich die Gesellschaft des Besitzers eines der dunkelsten Preßwische gefallen lassen. Oft möchte man fragen, ob Leute, die davon leben, daß sie nicht-inserierende Kaffee-Firmen verunglimpfen, sich vor dem Photographen nicht doch ein wenig befangen fühlen, ob sie die Sicherheit haben, in der Reihe offizieller Persönlichkeiten nicht peinlich aufzufallen. Ich sah einmal den Kaiser in Begleitung dreier Erzherzoge und etlicher Obersthofmeister eine Kunstausstellung eröffnen. Ordner bildeten ein Spalier, das die profanen Besucher von den einzelnen Abteilungen, die gerade der Hof besichtigte, zurückhielt. Nur ein stadtbekannter Revolverjournalist durfte im Gefolge einhergehen. Das ist Wien, wie es leibt und lebt! Und so rächt sich schließlich auch der Blödsinn der Wiener Denkmalsfeierlichkeiten. Jacques Fürst eilt herbei, wenn die Hüllen fallen, und drängt sich zwischen Pairs und Prälaten,

die selbstverständlich zurücktreten. Denn — »er weiß was auf Karl den Großen«.

Leser. Die Wiener Feuilletonistik ist in größter Erregung. Ich habe in der letzten Zeit ein paar Mal angedeutet, daß sie »an« die Gesetze der deutschen Grammatik zu vergessen pflegt. Sie hat mit dem ihr eigenen Spürsinn sofort erfaßt, daß ich vor allem auf die Mängel der Konstruktion jener Sätze hinweisen wollte, in denen das Wort »vergessen« vorkommt. Nun hat sie ja gewiß den besten Willen, kann mir aber mit Recht verwerfen, daß ich ihr nicht mit positiven Ratschlägen an die Hand gehe. Wie ehrlich der Eifer ist, das Richtige zu treffen, beweist die letzte »Ploderei« des ‚Fremdenblatts', in der der Verfasser alle Methoden des Vergessens versucht. Er schreibt: »Weil kein Regisseur an dieses hohe Symbol vergessen hat«, »der über seine zweifelhafte Mission die wichtigsten Geschäfte vergißt« und »ein Phänomen, auf welches Direktor Schlenther nicht vergessen hatte«. Dicht hintereinander. Eine Konstruktion, denkt er, muß die richtige sein! . . Aber hat der Verfasser wirklich alle Möglichkeiten erschöpft? Das Pferd kann doch bekanntlich auch »über dem springen, daß es ist gekitzelt worden«. Ja, die Wiener Feuilletonistik ist auf der Suche nach der richtigen Methode, zu beweisen, daß sie die Sprachregeln nicht vergessen hat. Aber ich helfe ihr nicht, nein, ich helfe ihr nicht!

Advokat. Die böhmische Justitia hat in der letzten Zeit schon einige Male fausse couche gemacht. In einem Fall hat der Oberste Gerichtshof sich sogar zum Kaiserschnitt entschließen müssen. In Prag war nämlich einer wegen Majestätsbeleidigung verurteilt worden, weil er sich über die Tätigkeit von Mitgliedern des Herrenhauses abfällig geäußert hatte und die Mitglieder des Herrenhauses bekanntlich von Seiner Majestät ernannt werden. Das Bezirksgericht Rochlitz aber verurteilte einen gar wegen Beleidigung eines Advokaten. Weil er nämlich gesagt hatte, der Advokat habe in einer Streitsache »viel zu viel gerechnet«. Das Kreisgericht Gitschin bestätigte das Urteil, aber der Oberste Gerichtshof hat nicht einsehen wollen, daß sich jedes Gericht an der Beleidigung eines Advokaten mitschuldig mache, wenn es dem Ersuchen einer Partei um Kostenermäßigung nachgibt. Wie schwer hätte zum Beispiel das Bezirksgericht Josefstadt den Dr. Elbogen beleidigt, der zwar die Vertretung meines Prozeßgegners erst eine Minute vor der Verhandlung — auf dem Korridor — übernahm, dessen schwierige Tätigkeit aber darin bestand, daß er durch volle zehn Minuten einer Verhandlung, die vertagt wurde, beiwohnen mußte. Er rechnete 140 Kronen. Ich beleidigte ihn, da ich fand, daß er viel zu viel gerechnet habe. Das

Gericht fand dies auch und beleidigte ihn, indem es ihm bloß 40 Kronen zusprach. Er ließ die 40 Kronen, die ich ihm schickte, knapp vor deren Empfang pfänden. Der Amtsdiener, der die Pfändung vornehmen sollte, war frech. Ich beleidigte auch den Amtsdiener, indem ich ihm sagte, daß die Amtsdiener viel zu frech seien. Das Exekutionsgericht entschuldigte sich u. s. w. (Siehe Nr. 208) Trotzdem hat man in Rochlitz ganz recht, wenn man erkennt, daß die Ehre des Advokaten sich in seinen Expensen ausdrückt und daß, wer die Expensnote antastet, auch die Ehre des Advokaten antastet. Die Tantièmen, die ein Advokat für seine dramatische Tätigkeit bezieht, sind durch äußere Faktoren bestimmbar. Sie betragen bei einem leeren Hause acht Prozent von Null. Die Expensen aber sind ein ethisches Gut, sind der Maßstab des Wertes, den der Advokat seiner Tätigkeit selbst zuerkennt. Und der Oberste Gerichtshof hat zum mindesten eine große Unhöflichkeit begangen, da er ausgesprochen hat, es sei keine Ehrenbeleidigung, an der Gerechtigkeit dieser Selbstschätzung zu zweifeln.

Zeitgenosse. Nicht allein die österreichische Welt liegt in der Agonie der Dummheit. Der folgende Satz aus der Urteilsbegründung eines reichsdeutschen Zivilgerichts macht die Runde durch die deutschen Blätter: »Nach den Erfahrungen des täglichen Lebens ist der Verdacht, daß, wenn ein von seiner mit einem Anderen in ehebrecherischem Verhältnis stehenden Frau verlassener Mann räumlich nahe bei einer nicht unbescholtenen Frauensperson lebt und nur ein unmündiges Kind die Wohnung mit ihr teilt, Beide miteinander in unerlaubtem Verkehre stehen, dringend.«

Amerikaner. Aus Huron im Staate Dakota hat ein Leser eine Zuschrift an mich gerichtet, die für die Stimmung eines in die große Welt versetzten Österreichers zu bezeichnend ist, als daß mich ihr Lob hindern sollte, sie abzudrucken. Ihr Schluß lautet: »Es macht mir Vergnügen, zu konstatieren, daß mir die ‚Fackel' das Interesse an meinem lieben, alten, moribunden Österreich wach erhält, und ich wünschte nur, daß der Herausgeber ein hoffnungsreicheres Feld für seine publizistische Courage hätte.« So fühlt man in der Indianergegend doch noch immer für Österreich.

Berichtigung.

In Nr. 213, Seite 14, 14. und 15. Zeile von unten, ist ein Druckfehler zu korrigieren, der den Sinn des Satzes in sein Gegenteil verkehrt hat. Man lese statt: »den nach meiner Erfindung das Fräulein Bardach dem symbolistischen Dichtergreis vorgezogen hat«: »*dem* nach meiner Erfindung das Fräulein Bardach *den* symbolistischen Dichtergreis vorgezogen hat«.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel'

Wien, IV. Schwindgasse 3 (Telephon 7857, Postsparkassen-Konto Nr. 57.884)

als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei	K 9.—
» »	18	» »	» 4.50
» das Deutsche Reich,	36	» »	» 10.50
» » » »	18	» »	» 5.25
» die Länder d. Weltpostv.,	36	Nummern, portofrei	» 12.—
» » » »	18	» »	» 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl v. Nummern.

Kommissionsverlag für Deutschland:

Otto Maier, Leipzig

Stephansstraße Nr. 12.

Hauptvertretung für Berlin:

Segler & Co.

Groß-Buch- und Zeitungshandlung

BERLIN SW 68, Lindenstraße Nr. 3.

Im Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 30

Karl Hauer, Schriftsteller, 31 Jahre, sucht eine Stellung als Privatsekretär, Reisebegleiter, Lektor einer Verlagsanstalt oder in sonstiger literarischer Tätigkeit im In- oder Auslande. Anerbieten wolle man an die Adresse: **KARL HAUER, Salzburg, Linzergasse 16,** gelangen lassen.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 213, 11. Dezember): Karl der Große und Wilhelm Voigt. — Weib und Kultur. Von Karl Hauer. — Antworten des Herausgebers (Das sozialdemokratische Familienidyll; Die beiden klichen Schwestern; Von der Maisonne eines Septemberlebens; Die zehn guten Bücher; Der Speisestreik der Ärzte; Die Aphorismen eines Chirurgen; Eine feudale Meldung; Wagner und Spitzer; Die Affaire Caruso; Die Riehlprozeß-Nummer

Krondorfer natürlicher alkalischer SAUERBRUNN
CARL GÖLSDORF k.u.k. Hoflieferant
Karlsbad, Budapest V. Wien IX. Krondorf, Berlin.

Im Verlage „Die FACKEL" sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität

Preis jeder Broschüre 40 h, portofrei 50 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 1280!)
versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

Im Verlage „DIE FACKEL" sind unter anderem erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Karl Kraus:
Sittlichkeit u. Kriminalität
Irrenhaus Österreich
(Die Affaire Coburg)

Der Fall Hervay
Die Kinderfreunde
(Zum Prozess Beer)

Der Prozess Riehl
(vorläufig vergriffen).

Preis jeder Broschüre 40 h, portofrei 50 h.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

AP
30
F32
Nr.192-
215

Die Fackel

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY